<36636682940015 S

<36636682940015

Bayer. Staatsbibliothek

Hl. ref. 237

H. Ref. 237
Loskiel

Geſchichte

der

Miſſion der evangeliſchen Brüder

unter

den Indianern in Nordamerika

durch

Georg Heinrich Loſkiel.

Barby,

zu finden in den Brüdergemeinen, und in Leipzig in Commiſſion bey Paul Gotthelf Kummer.

1 7 8 9.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

150 F

Vorbericht.

Unter den bisherigen Miſſionen der Evangeliſchen Brüder-Unität iſt die unter die Indianer in Nordamerika unſtreitig eine der merkwürdigſten, ſowol wegen ihrer Schickſale, als in Betracht der Völker, die ſie zum Object hat.

Erſtere zeichnen ſich beſonders aus. Beynahe von ihrem Anfange an hat die Miſſion viele und darunter ſehr thätige Gegner, wird oft wüthend und mit anhaltender Grauſamkeit beſtürmt, erduldet bey faſt beſtändigen Unruhen die härteſten Drangſale, lange, zum Theil blutige Verfolgungen, und erfährt ſo auſſerordentlich häufige Veränderungen, daß man ſie eine pilgernde Miſſion nennen könnte. Gleichwol erhält ſie GOttes Wunderhand, und läßt ſie, auch wenn ſie zu erliegen ſcheint, in Seiner Kraft immer fortgehen.

Eben ſo zeichnen ſich die heidniſchen Völker, mit welchen man es hier zu thun hat, durch ihre Wildheit, Steifſinn und Hartnäckigkeit aus, worin ſie vielleicht von keinem andern Volk auf Erden übertroffen werden. Und doch beſiegt die Kraft des Wortes der Verſöhnung auch ſolche unbändige und unbiegſame Seelen.

Dieſes der Welt vor Augen zu legen, und dadurch zur Verherrlichung des Namens GOttes und unſers Heilandes JEſu Chriſti etwas beyzutragen, iſt

a 2 die

die Abſicht bey der Herausgabe dieſer Geſchichte, indem man die Wahrheit des Evangelii nie deutlicher und überzeugender darthun kann, als durch lebendige Exempel, die es mit ſich ſelbſt beweiſen, daß JEſus Chriſtus wahrhaftig in die Welt gekommen iſt, die Sünder ſelig zu machen, und auch wirklich ſelig macht alle, die durch Jhn zu GOtt kommen wollen.

Je lebhafter ich dieſes empfand, mit deſto gröſſerm Vergnügen übernahm ich auf Verlangen meiner Brüder die Ausarbeitung dieſer Geſchichte, die ſolche ſelige Exempel aufſtellt.

Damit aber meine Leſer dieſe Völker erſt in ihrem rohen Zuſtande ſehen mögen, ſo habe für nöthig erachtet, eine kurze Beſchreibung der unſern Miſſionarien gründlich bekannt gewordenen Jndianer-Nationen, ihrer Lebensart und Gebräuche, ihrer politiſchen Verfaſſung und ihres Benehmens in Friedens- und Kriegszeiten vorangehen zu laſſen. Auch das wenige, was dabey aus dem Thier- Pflanzen- und Stein-Reiche gelegentlich angeführt wird, hat Bezug auf die Jndianer.

Die Materialien zu dieſer Beſchreibung habe ich theils dem würdigen Biſchof Auguſt Gottlieb Spangenberg, welcher ſelbſt viele Jahre in Nordamerika, auch im Jndianerlande geweſen, theils, und zwar die allermehreſten, dem Miſſionario David Zeisberger zu danken, welcher nun über 40 Jahre ununterbrochen bey der Miſſion gedient hat, und deſſen Glaubwürdigkeit allgemein erkannt iſt. Einiges, das ich von Doktor Robertſon in ſeiner Geſchichte von Amerika,

Haupt-

Hauptmann Carver in ſeinen Reiſen durch die innern Gegenden von Nordamerika, und Conrektor Leiſte in ſeiner Beſchreibung des Brittiſchen Amerika beſtimmter oder vollſtändiger angegeben fand, hab ich aus dieſen Schriftſtellern genommen, jedoch nur ſoviel, als im Weſen mit jenen Berichten völlig übereinſtimmend war. Auch dient zu meiner nicht geringen Beruhigung, daß dieſe Beſchreibung, ſo wie meine ganze Arbeit, vor dem Druck von eben erwehntem Biſchof Spangenberg und mehrern bewährten Männern, deren einige ebenfalls ſelbſt in Nordamerika geweſen, und ſich zum Theil auch im Indianerlande aufgehalten haben, aufs genaueſte durchgeſehen und mit ihrem Beyfall bezeichnet worden. Der Werth dieſer Nachrichten beſteht alſo vornemlich in ihrer Zuverläſſigkeit.

Zu der eigentlichen Miſſionsgeſchichte ſind mir die avthentiſchen Berichte, Tagebücher und Briefe der Miſſionarien und anderer bey dieſem Werke GOttes geſchäftig geweſenen Männer, aus dem Archiv der Brüder-Unität geliefert worden. Meine innigſte Angelegenheit war dabey, daß ich Wahrheit und nichts als Wahrheit ſchreiben möchte, daher ich auch die bey der Miſſion mit unter vorgekommenen Verſehen nicht verſchwiegen habe. Daß ich zugleich darauf bedacht war, nicht ſowol ſchön und zierlich, als vielmehr kurz, deutlich, und auch für unſtudirte Leſer durchaus verſtändlich zu ſchreiben, fällt gleich in die Augen.

Meine Bemühungen aber, eine richtige Charte von denen Gegenden beyzufügen, in welchen ſich die Miſſion befunden hat, ſind alle vergeblich geweſen,

theils weil überhaupt noch keine zuverläſſige Landcharten von Nordamerika vorhanden ſind, und ich lieber keine als eine unrichtige Charte liefern wollte, theils weil die Indianergemeine ſo oft gewandert iſt, und in ſo weit von einander entfernten Gegenden gewohnt hat, daß es unmöglich geweſen wäre, dieſelben alle auf einer Charte zweckmäſſig vorzuſtellen. Mehrere Charten aber würden das Werk vertheuert haben.

Gerne hätte ich dieſe Arbeit, die bereits im Jahr 1784 von dem Königlich Däniſchen Etatsrath, Herrn Johann Jakob von Moſer in ſeiner Schrift betitelt: "Nordamerika nach den Friedensſchlüſſen 1783," Seite 184 dem Publiko angekündigt worden, eher vollendet. Meine Berufsgeſchäfte aber haben mir ſolches nicht erlaubt. Indeßen hat die Geſchichte dadurch ſoviel gewonnen, daß ſie nun bis zur Mitte des Jahres 1787 geht.

Allen, die mir dabey auf irgend eine Weiſe behülflich geweſen, bezeuge ich hiemit öffentlich meine herzlichſte Dankbarkeit.

Uebrigens iſt mein Flehen zum HErrn, daß Er um Sein ſelbſt willen dieſe meine geringe Arbeit ſegnen wolle!

Strickenhof in Liefland, am 2ten May 1788.

G. H. Loskiel.

In=

Inhalt
des erſten Theils.

Erſter Abſchnitt.

Etwas von der Herkunft der Indianer überhaupt. Anzeige der Völker, von welchen gehandelt werden ſoll, und des Landes, wo ſie wohnen. Seite 1 = 15.

Zweyter Abſchnitt.

Körperliche Eigenſchaften der Indianer. Gemüthsbeſchaffenheit der Wilden. Von den Indianiſchen Sprachen, Wiſſenſchaften und Künſten. 15 = 45.

Dritter Abſchnitt.

Religionsgebräuche und Aberglaube der wilden Indianer. 45 = 62.

Vierter Abſchnitt.

Kleidung, Wohnung und häusliche Einrichtung der Indianer. 62 = 72.

Fünfter Abſchnitt.

Heirathsgebräuche, Ehe und Kinderzucht der Indianer. 72 = 84.

Sechſter Abſchnitt.

Speiſen, Ackerbau und Viehzucht der Indianer. 84 = 97.

Siebenter Abſchnitt.

Jagd und Fiſcherey der Indianer. 97 = 126.

Achter Abſchnitt.

Handel der Indianer. Ihre Art zu reiſen. Tänze und Spiele der Wilden. 126 = 137.

Neunter Abſchnitt.

Krankheiten der Indianer und ihre Mittel dagegen. Begräbnißart der Wilden und ihre Trauer. 137 = 159.

Zehnter Abſchnitt.

Geſchichte der Indianer ſeit der Ankunft der Europäer. Politiſche Verfaſſung der Delawaren und Irokeſen. 159 = 182.

Elfter Abſchnitt.

Kriegsgebräuche der Indianer, und Feyerlichkeiten bey Friedensſchlüſſen. 182 = 206.

Inhalt des zweyten Theils.

Erſter Abſchnitt.

Anfang einer Brüder-Miſſion unter die Indianer in Nord-Amerika. 209 = 237.

Zweyter Abſchnitt.

Reiſen des Grafen von Zinzendorf unter die Indianer. Einrichtung der erſten chriſtlichen Indianer-Gemeine. 237 = 252.

Dritter Abſchnitt.

Der Graf von Zinzendorf reiſet zu Anfang des Jahres 1743 nach Europa zurück. Die Miſſion in Schekomeko erhält mehrere Arbeiter. Lebensart derſelben unter den Indianern. Erſter Beſuch in Pachgatgoch und Potatik. Erſtes Abendmahl in Schekomeko. Einweihung der erſten Kirche und beſſere Einrichtung der Verſammlungen daſelbſt. Feindſelige Bewegungen gegen die Arbeit der Brüder unter den Indianern. Erſter Beſuch in Freehold und an mehrern Orten. 252 = 273.

Vierter Abſchnitt.

Ernſtliche Verfolgung der Miſſionarien und der Gemeine zu Schekomeko. Deren Betragen dabey. 273 = 288.

Fünfter Abſchnitt.

Büttner entſchläft. Die übrigen Miſſionarien müſſen die Indianer-Gemeine verlaſſen. Nothdürftige

Beſor=

Beſorgung derſelben von Bethlehem aus. Schickſale der Brüder dabey. Taufe der erſten Delawaren. Etwas von dem innern Gange der Gemeine in Schekomeko. Spangenberg reiſet ihrentwegen nach Onondago. Bedenklicher Zuſtand derſelben zu Ende des Jahres 1745. 288 ≈ 304.

Sechſter Abſchnitt.

Auswanderung aus Schekomeko. Zwiſchenaufenthalt der Indianer-Gemeine in Bethlehem und Friedenshütten. Anbau von Gnadenhütten. Beſuche in Schomokin und Wajomick. 304 ≈ 323.

Siebenter Abſchnitt.

Kurzer Abriß von der innern Einrichtung der Gemeine in Gnadenhütten. Anlegung eines Miſſionspoſtens in Schomokin. Cammerhofs beſchwerliche Reiſe dahin. 323 ≈ 336.

Achter Abſchnitt.

Synodus der Brüder in Quitopehill. Einige beſondere Umſtände von Gnadenhütten. Johannes von Watteville kommt dahin, und ſucht nachher viele in der Irre gehende getaufte Indianer auf. Erweckung in Meniolagomekah. Vermiſchte Nachrichten. 337 ≈ 353.

Neunter Abſchnitt.

Cammerhofs und David Zeisbergers Reiſe nach Onondago. Einige Umſtände von Gnadenhütten. Cammerhof entſchläft. Vermiſchte Nachrichten. 353 ≈ 368.

Zehnter Abſchnitt.

Spangenbergs geſegnete Arbeit in Gnadenhütten. Die Nantikoks und Schawanoſen ſchicken eine große Geſandtſchaft nach Gnadenhütten und Bethlehem. Verhandlung derſelben. Man gibt davon der Landesregirung die gehörige Kenntniß. David Zeisbergers Reiſe nach Onondago. Etwas von Gnadenhütten, Pachgatgoch und Meniolagomekah. Abermalige Geſandtſchaft von Seiten der Nantikoks und

Schawanoſen. Bedenkliche Folgen derſelben. Zeisberger beſucht wieder in Onondago. Vermiſchte Nachrichten. 368 = 393.

Elfter Abſchnitt.

Anfang trauriger Unruhen. Viele Einwohner von Gnadenhütten verlaſſen dieſen Ort. Meniolagomekah wird geräumt. Die Unruhen legen ſich für eine Weile. Gnadenhütten wird auf einen andern Platz verſetzt. Martin Mack beſucht in Wajomik. Vermiſchte Nachrichten. 394 = 404.

Zwölfter Abſchnitt.

Gnadenhütten wird aufs neue beunruhigt. Beſuche an der Susquehannah, in Pachgatgoch und Schomokin. Plötzlicher Ausbruch eines Wildenkrieges. Mordbrennerey bey Schomokin. Verworrener Zuſtand in Penſylvanien. Das Pilgerhaus an der Mahony wird von den Wilden überfallen. Elf Perſonen werden ermordet. Errettung der Gemeine von Gnadenhütten. Gefahrvolle Lage der Brüder in Bethlehem. 405 = 428.

Dreyzehnter Abſchnitt.

Zuſtand der Indianer-Gemeine in Bethlehem. Fortgang des Wildenkrieges. Anfang der Friedensunterhandlungen. Die Wilden ſetzen gleichwol ihre Mordbrennereyen noch fort. Zuſtand der Gemeine in Pachgatgoch und der getauften Indianer an der Susquehannah. Anbau von Nain. Die Kriegsunruhen entfernen ſich von den Penſylvaniſchen Grenzen. Vermiſchte Nachrichten. 428 = 444.

Vierzehnter Abſchnitt.

Nain freut ſich des geſchloſſenen Friedens, und nimmt zu. Etwas von Pachgatgoch. Anbau von Wechquetank. Vermiſchte Nachrichten. Spangenberg geht nach Europa zurück. Trauriger Zuſtand in Pachgatgoch. Friedrich Poſts Unternehmung am Ohio mißlingt. 444 = 458.

Funf=

Funfzehnter Abſchnitt.

Lieblicher Gang in Nain und Wechquetank. David Zeisbergers Beſuch in Machwihiluſing an der Susquehannah. Ausbruch eines abermaligen Wildenkrieges. Gefährliche Lage der Indianer-Gemeine in Nain und Wechquetank. Einfall der Wilden in ein Iriſches Settlement. Die Gemeine von Wechquetank flieht nach Nazareth. Nain iſt wie eingeſchloſſen. Die ganze Indianer-Gemeine wird nach Provinz-Eiland hinter Philadelphia in Sicherheit gebracht. Trauriger Vorfall in Caneſtoga und Lancaſter. Beunruhigung der Indianer-Gemeine auf Provinz-Eiland. 459-479.

Sechzehnter Abſchnitt.

Die Indianer-Gemeine ſoll zur Engliſchen Armee gebracht werden, wird aber auf dem halben Wege zurückgewieſen und in die Baracken bey Philadelphia einquartiert. Angſtvolle Tage daſelbſt, und fernerer theils geſegneter, theils mühſeliger Aufenthalt. Des Indianers Renatus Erlöſung aus der Gefangenſchaft. Es wird Friede. Abzug der Indianer-Gemeine aus den Baracken. Beſchwerliche Pilgerſchaft nach Machwihiluſing an der Susquehannah. 479-498.

Inhalt

des dritten Theils.

Erſter Abſchnitt.

Lieblicher Anfang von Friedenshütten an der Susquehannah. David Zeisbergers Reiſen nach Cajugu und Onondago. Die Indianer-Gemeine genießt Ruhe, geht und bauet ſich. 501-522.

Zweyter Abſchnitt.

Etwas von Friedenshütten. David Zeisbergers Reiſe nach Goſchgoſchünk am Ohio. Anſchein zu einem

neuen

neuen Wildenkriege, der noch glücklich abgewendet wird. Zeisberger reiſet abermals nach Goſchgoſchünk, eine Miſſion daſelbſt einzurichten, findet erſt guten Eingang, hernach heftigen Widerſtand. 522 = 544.

Dritter Abſchnitt.

Anfang der Miſſion in Tſchechſchequannink. Fortwährender geſegneter Gang in Friedenshütten. Einige Unruhe und Noth von außen. Aus Goſchgoſchünk wird die Miſſion verdrängt. Anbau von Lawunakhannek am Ohio. Zeisbergers Reiſe von dieſem Orte nach Pittsburg. Erſte Taufhandlung am Ohio und deren Folgen. Vermiſchte Nachrichten. Abzug von Lawunakhannek. Anbau von Friedensſtadt am Biberfluß. Hoffnungsvoller Zuſtand der Miſſion daſelbſt. 544 = 577.

Vierter Abſchnitt.

Die Indianer = Gemeine entſchließt ſich zum Abzuge von Friedenshütten und Tſchechſchequannink. Unruhe an erſterm Orte. Vermiſchte Nachrichten. Unruhen in Friedensſtadt. Zeisberger thut eine Recognoscirungs = Reiſe an den Muskingum. Anbau von Schönbrunn. Aufbruch und Reiſe der Indianer-Gemeine von der Susquehannah nach Friedensſtadt. Anfang von Gnadenhütten am Muskingum. Zeisberger beſucht die Schawanoſen. Seliger Gang in den drey Gemeinorten. 578 = 605.

Fünfter Abſchnitt.

Etwas von Schönbrunn und Gnadenhütten. Friedensſtadt wird verlaſſen. Unruhen von auſſen. Schmick begibt ſich wieder zur Miſſion. Zeisbergers zwote Reiſe unter die Schawanoſen. Ein abermaliger Wildenkrieg beunruhiget die Indianer = Gemeine, ſtört aber ihren innern Gang doch nicht. Die Delawar = Nation beſchließt feyerlich, das Wort GOttes anzunehmen. 605 = 628.

Sechſter

Sechſter Abſchnitt.

Fortwährender erfreulicher Zuſtand der Indianer-Gemeine. Anbau von Lichtenau am Muskingum. Bedenkliche Lage der Indianer-Gemeine bey dem Ausbruch eines langwierigen Wildenkrieges. 628-646.

Siebenter Abſchnitt.

Traurige Spaltung in Schönbrunn. Der treugebliebene Theil der Gemeine verläßt dieſen Ort, und zieht nach Gnadenhütten und Lichtenau. Der Wildenkrieg wird immer ernſtlicher. Etliche Miſſionarien gehen nach Bethlehem zurück. Ein Corps Huronen ſetzt Lichtenau und Gnadenhütten in große Gefahr. Abwendung derſelben. Ein blinder Lärm bringt die Indianer-Gemeine auf die Flucht. Ihr innerer Gang bleibt geſegnet. 646-663.

Achter Abſchnitt.

Fortdauer des Wildenkrieges. Gefährliche Lage und gnädige Bewahrung der Indianer-Gemeine und ihrer Lehrer. Gnadenhütten wird verlaſſen, nach einiger Zeit wieder bezogen, und Schönbrunn wieder gebauet. Lichtenau wird verlaſſen, und Salem gebauet. Unter allen Unruhen geht GOttes Werk unter den Indianern ungehindert fort. Der Prediger Grube von Litiz beſucht die Indianer-Gemeine zu ihrem großen Segen. 663-683.

Neunter Abſchnitt.

Die Miſſionarien Zeisberger und Jungmann kehren zu den Miſſions-Plätzen zurück. Kurze Ruhe von außen. Unvermuthete Ankunft eines Corps wilder Krieger. Die Miſſionarien werden gefangen genommen, nachher wieder losgelaſſen und mit der ganzen Indianer-Gemeine nach Sandusky abgeführt. Kümmerliche Einrichtung daſelbſt. Abruf der mehreſten Miſſionarien nach Fort Detroit. Ihr Verhör. Sie werden losgeſprochen und kommen bey ihrer Gemeine wieder an. 683-709.

Zehn-

Zehnter Abſchnitt.

Groſse Hungersnoth in Sandusky. Sämtliche Miſſionarien werden nach Fort Detroit abgeholt. Ein Theil der Indianer-Gemeine wird am Muskingum von einer Rotte weiſser Leute überfallen und ermordet. Ankunft der Miſſionarien in Detroit. Die Indianer-Gemeine zerſtreut ſich, und entgeht dadurch ihrer gänzlichen Vertilgung. 709-731.

Elfter Abſchnitt.

Die zerſtreute Indianer-Gemeine fängt an ſich zu ihren Lehrern wieder zu ſammlen. Anbau von Neugnadenhütten am Huron. Allmähliger Fortgang der Bemühungen, die zerſtreute Heerde wieder zuſammen zubringen. Ungewöhnlich harter Winter. Hungersnoth und deren Abhülfe. Man ſieht ſich genöthigt, darauf anzutragen, auch Neugnadenhütten wieder zu verlaſſen. 731-745.

Zwölfter Abſchnitt.

Die wiederaufgelebte Miſſion geht lieblich fort. Etliche Miſſionarien kehren nach Bethlehem zurück. Abzug der Indianer-Gemeine von Neugnadenhütten. Langſame Reiſe bis zur Cajahaja, wo Pilgerruh angelegt wird. Vermiſchte Nachrichten. 745-761.

Dreyzehnter Abſchnitt.

Die Indianer-Gemeine wird von verſchiedenen Seiten zur Wiederkehr an den Muskingum ermuntert, durch widrige Umſtände aber davon abgehalten. Sie entſchlieſst ſich zum Abzuge von Pilgerruh, und läſst ſich bey Pettquotting nieder. Anbau von Neu-Salem. Lieblicher Gang daſelbſt. Schluſs der Geſchichte. 761-775.

Anhang. 776-783.

Ge-

Geſchichte

der Miſſion unter den Nord-Amerikaniſchen Indianern.

Erſter Theil.

Erſter Abſchnitt.

Etwas von der Herkunſt der Indianer überhaupt. Anzeige der Völker, von welchen gehandelt werden ſoll, und des Landes, wo ſie wohnen.

Die erſten Europäer, die nach Nord-Amerika kamen, fanden dieſes groſſe Land ſchon von vielen Nationen bewohnt, welche alle unter dem jetzo allgemeinen Namen Indianer begriffen werden, deren Anzahl man ſich aber oft noch gröſſer vorſtellt, als ſie wirklich iſt, weil eine und dieſelbe Nation bisweilen unter mehrern Namen vorkommt.

Von ihrem Urſprung weiß man nichts Gewiſſes. Alle Nachforſchungen, die deßwegen, auch von Gelehrten, angeſtellt worden, haben bisher mehr nicht ausgegeben, als eine Menge mehr oder weniger wahrſcheinlicher Muthmaſſungen, mit deren Wiederholung ich meine Leſer nicht ermüden, vielweniger mich in deren Beurtheilung einlaſſen will.

Wer indeſſen mit dem berühmten Engländer, Doctor Robertſon, die groſſe Tatarey in Aſien für das Vaterland der Amerikaniſchen Indianer annehmen will, möchte vielleicht am wenigſten irren.

Meine Abſicht iſt aber nur, von zweyen dieſer Nationen, nemlich von den Delawaren und von den Irokeſen, einige zuverläſſige Nachrichten mitzutheilen.

Die Delawar-Nation theilt ſich in 3 Stämme. Der erſte iſt der Unami-Stamm, welcher der vornehmſte und

gleichſam das Haupt der Nation iſt. Den zweyten Stamm machen die **Wunalachtikos** aus, und den dritten die **Monſys**.

Der Name **Delawaren** iſt der Nation ohne Zweifel von den Europäern gegeben worden, denn ſie ſelbſt nennen ſich **Lennilenape**, d. i. Indianiſche Männer; oder auch **Woapanachky**, d. i. Völker, die gegen den Aufgang der Sonne wohnen, weil ſie vor dieſem an der See nach Oſten zu gewohnt haben. So werden ſie auch von andern Indianer-Nationen genennt.

Die **Irokeſen** haben dieſen Namen von den Franzoſen bekommen, und die mehreſten Schriftſteller, die von ihnen reden, bedienen ſich deſſelben. Die Engländer hingegen nennen ſie jetzo die **Sechs Nationen**, weil ſie aus ſechs genau mit einander verbundenen Völkern beſtehen; ſo wie ſie ehedem dieſelben die fünf Nationen zu nennen pflegten, weil in vorigen Zeiten nur 5 Völkerſchaften zu ihrem Bunde gehörten. Da ihrer aber in dieſer Geſchichte bald bey den ältern, bald bey den neuern Zeiten gedacht werden muß: ſo werde ich ſie, um der Deutlichkeit willen, für gewöhnlich Irokeſen nennen. Sie ſelbſt nennen ſich Aquanuſchioni, d. i. Bundesvölker, um einander immer daran zu erinnern, daß ihre Macht und Sicherheit darinn beſteht, daß ſie über ihrem Bunde gemeinſchaftlich feſt halten. Von andern werden ſie auch Mingos, deßgleichen zuweilen Maquaien genennt. Dieſe Sechs Nationen ſind die Mohaks, die Oneider, die Onondager, die Cajuger, die Senneker und die Tuſcarores. Leztere wurden erſt vor etwa 70 Jahren zu dem Bunde hinzugethan.

Die übrigen Nationen, die theils mit den Delawaren und Irokeſen verbunden ſind, theils ſonſt einigen Zuſammenhang mit ihnen und ihrer Geſchichte haben, ſind die Mahikander, die Schawanoſen, die Cherokeeſen, die Twigtwees,

die

die Wawiachtanos, die Kikapus, die Moſchkos, die Tukaſchas, die Chipaways, die Ottawas, die Putewoatamen, die Nantikoks, die Wyondats oder Huronen, die Chaktawas, die Chikaas und die Creek-Indianer; anderer Völker nicht zu gedenken, die gelegentlich in dieſer Geſchichte vorkommen werden.

Benannte Indianer-Nationen wohnen ſämtlich hinter Neu-England, Neuyork, Neujerſey, Penſylvanien, Maryland, Virginien, Nord- und Süd-Carolina und Georgien. Die eigentliche Gegend aber, wo ſich jedes dieſer Völker inſonderheit befindet, läßt ſich nur ohngefähr angeben, theils weil man von ihren Ländern noch keine zuverläßige Charten hat, theils weil verſchiedene dieſer Nationen keinen feſten Sitz haben, und ſich bald hier bald da aufhalten. Die Delawar-Nation wohnt dermalen etwa in der Mitte zwiſchen dem See Erie und dem Ohio-Fluſſe. Die Irokeſen aber beſitzen die Gegenden hinter Neuyork, Penſylvanien und Maryland, um die Landſeen Erie und Ontario herum, auch noch weiter nach Weſten gegen die Oſtſeite des Mißiſippi, deßgleichen weiter herunter nach Süden, gegen den Ohio. Die Mohaks wohnen am meiſten oſtwärts, ſind großen Theils unter den weißen Leuten *) zerſtreut und nur gering an der Zahl. Zunächſt bey ihnen befinden ſich die Oneider und Tuskarores. Hierauf folgen von Oſten nach Weſten die Onondager, ſodann die Cajuger und endlich die Senneker, welche alſo am weiteſten gegen Weſten wohnen.

Die Mahikander ſind nahe Nachbarn der Irokeſen. Die Schawanoſen wohnen unterhalb den Delawaren, näher dem Ohio. Die Wyondats oder Huronen be-

*) So werden die Europäer und deren Abkömmlinge in America für gewöhnlich genennt, um ſie von den Indianern zu unterſcheiden.

befinden ſich theils am Weſt-Ende des Sees Erie um den Fluß Sandusky herum, theils in der Gegend von Fort Detroit, zwiſchen den Seen Huron und Miſchigan. Die **Ottawas** und **Putewoatamen** wohnen ebenfalls dem See Erie weſtwärts doch ziemlich weit davon. Die **Wawiachtanos** und **Twichtwees** findet man zwiſchen den Flüſſen Sioto und Wabach, ſo wie die **Kikapus**, **Moſchkos** und **Tukachſchas** auf beiden Seiten der Wabach, doch merklich von einander entfernt. Die **Chipaways**, eine ſtarke Nation, trift man auf der Nordſeite des Sees Erie. Von den **Nantikoks** wohnen einige in Maryland; die übrigen ſind erſt an die Suſquehannah und endlich weiter hinauf gegen Norden gezogen. Die **Cherokeeſen** wohnen in den Gebirgen hinter Nordcarolina, zwiſchen dem in den Ohio fallenden Fluſſe Cherokee und Südcarolina, auf der Oſtſeite des Mißiſippi. Die **Chaktawas** oder **Catabas** haben ihren Sitz hinter Georgien am Mißiſippi; und die **Creek-Indianer** ſind Nachbarn der Cherokeeſen und der Chaktawas, befinden ſich hinter den Gebirgen von Carolina und Georgien, und werden in Ober-Mittel- und Unter-Creeks eingetheilt. Zwiſchen den Creek-Indianern aber und den Cherokeeſen, weiter nach Weſten zu, auf der Oſtſeite des Mißiſippi, wohnen die **Chikaſaus**, zu beiden Seiten des Fluſſes Chikaſau, welcher auch Jaſon genennet wird, und in den Mißiſippi fällt. Unter dieſen Indianern findet man auch **Neger**, die ſie theils als Gefangene eingebracht haben, theils auch wol ſelbſt den Europäern entlaufen und zu den Indianern geflüchtet ſind.

In welchem Verhältniſſe die Delawaren und Irokeſen unter einander, und mit den übrigen eben genannten indianiſchen Völkern ſtehen, werde ich anzeigen, wenn ich auf ihre Geſchichte und politiſche Verfaſſung komme, jezt aber von ihrem Lande eine kurze Beſchreibung machen.

Die-

Dieſes Land liegt *) mit Innbegriff der großen Landſeen, die weiter unten vorkommen, zwiſchen dem 37ſten und 48ſten Grade nördlicher Breite, und dem 77ſten und 92ſten Grade weſtlicher Länge, von der Londoner Mittags-Linie an gerechnet. Seine größte Länge beträgt alſo ohngefehr 160, ſo wie ſeine größte Breite etwa 220 Meilen. **) Die Grenzen ſind gegen Morgen Neuyork und Penſylvanien; gegen Mittag der Ohio-Fluß, gegen Abend der Mißiſippi, und gegen Mitternacht Canada.

Dieſer Theil von Nord-Amerika iſt überaus waſſerreich, und hat ſo viel große Bäche, Flüſſe und Landſeen, daß man faſt überall zu Waſſer hinkommen kann. Sonderlich iſt die Kette der eben erwehnten großen Landſeen etwas ſehr merkwürdiges und prächtiges, und man könnte ſie wegen ihres weitläuftigen Umfangs füglich innländiſche **Meere friſches Waſſers** nennen. Der vornehmſte iſt der Ober-See, Lacus ſuperior, welcher ſich zwiſchen dem 46ſten und 50ſten Grade nördlicher Breite und dem 84ſten und 93ſten Grade weſtlicher Länge von London befindet. Wenn in denen Gegenden von Nord-Amerika, wohin noch kein Europäer gekommen iſt, nicht noch größere Landſeen zu finden ſind, ſo iſt der Ober-See der größeſte in ganz Amerika, ja vermuthlich der größeſte Landſee auf dem ganzen Erdboden. Sein Umkreis beträgt nach Carvers muthmaßlichen Angabe, wenn man die völlige Weite jeder Bucht ausmißt, mehr als 320 Meilen. Gedachter Hauptmann fuhr auf dieſem See über 200 Meilen, und bemerkte, daß

*) Nach der zu Hauptmann Carvers Reiſen in den innern Gegenden von Nord-Amerika im Jahr 1778 geſtochenen Charte.

**) Wenn Meilen angegeben werden, ſo ſind allemal deutſche Meilen gemeint, auf deren eine ich 5 Engliſche, von dieſen alſo 75 auf einen Grad rechne.

der Grund größtentheils aus einem Felſenbette beſteht. Das Waſſer iſt ſehr rein, und faſt ſo durchſichtig, als Luft. Bey hellem Sonnenſchein iſts unmöglich, länger als etliche Minuten durch dieſen hellen Raum die unten liegenden Felſen zu betrachten. Auch hat das Waſſer dieſes Sees die Eigenſchaft, daß wenn gleich die Oberfläche im Sommer ſehr warm iſt, gleichwol das, was etwa eine Klafter tief heraufgeholt wird, faſt eiskalt iſt. Stürme ſind auf dieſem See wie auf dem Ocean; die Wellen ſteigen da faſt eben ſo hoch, und ſind den Schiffen nicht weniger gefährlich. Er nimmt eine Menge Flüſſe auf, unter welchen ich aber nur einen kleinen anmerke, der, gerade, ehe er in den See fällt, von dem Gipfel eines Berges mehr als 600 Schuh ſenkrecht herabſtürzt. Weil er ſehr ſchmal iſt, ſo zeigt er ſich in der Ferne wie ein weißer Streif in der Luft.

Nach dem Ober-See iſt der See Huron der größeſte, und mit jenem durch einen natürlichen Canal, die Straße S. Maria genannt, vereinigt. Er liegt zwiſchen dem 43ſten und 46ſten Grade nördlicher Breite, und dem 79ſten und 85ſten Grade weſtlicher Länge von London. Seine Figur iſt dreyeckig und ſein Umkreis beträgt beynahe 200 Meilen. Unter andern Merkwürdigkeiten hat dieſer See einen Buſen, welcher der Donnerbuſen genannt wird. Die Indianer ſowol, als alle Europäer, die darüber gekommen ſind, geben ihm einmüthig dieſen Namen, weil ſie jedesmal auf demſelben Donnerwetter hatten.

Mit dem Huron hängt durch die Straße Miſchillimakinack der See Miſchigan zuſammen, welcher zwiſchen 42 und 46 Graden Norderbreite, und 85 und 87 Graden weſtlicher Länge von London über 100 Meilen im Umfange hat. In demſelben liegt eine Kette kleiner Inſeln, die Biberinſeln genannt, welche einen ſchönen Anblick geben.

Mit dem Huron vereinigt ſich auch der See Erie, ebenfalls durch einen langen und breiten Canal. Die Inſeln dieſes Sees ſind voll Schlangen, worunter die ziſchenden und die Klapperſchlangen die merkwürdigſten ſind. Leztere trift man hier in größerer Menge an, als in irgend einer andern Gegend.

Mit dem Erie verbindet endlich der Niagara-Fluß den See Ontario. Dieſer liegt zwiſchen dem 43ſten und 45ſten Grade nördlicher Breite und dem 76ſten und 79ſten Grade weſtlicher Länge, von Nordoſt nach Südweſt. Er iſt länglicht-rund und ſein Umkreis beträgt etwa 100 Meilen. Aus dieſem See fließt der große Lorenz-Fluß heraus.

In allen dieſen Seen, welche viele Flüſſe und Bäche aufnehmen, iſt kein Strom zu verſpüren, ſondern ſie haben ein ſtillſtehendes, und dabey ungemein reines, friſches und geſundes Waſſer, das zugleich fiſchreich, und in den größeſten tief genug iſt, große Schiffe zu tragen. Die Engländer hielten vor dieſem ſogar auf dem Ontario und dem Erie, wegen ihres Handels mit den Indianern, ziemlich große Schiffe, welche zum Theil viele Kanonen führten.

Kleinere Landſeen gibt es in dortiger Gegend noch mehrere; z. E. der Oneider-See iſt gegen 6 Meilen lang, und faſt 3 Meilen breit; der Cajuger-See hat ohngefehr dieſelbe Größe, und im Senneker-Lande haben unſere Mißionarien verſchiedene angetroffen, die noch größer waren. In den meiſten beträchtlichen Flüſſen dieſer Gegenden trift man viele Waſſerfälle an.

Der vornehmſte Fluß in dem Lande der Delawaren und Irokeſen iſt der Ohio, welcher wenigſtens 50 Meilen oberhalb Pittsburg nach Nordoſten zu in einem dicken Buſche entſpringt, ohngefehr in der Mitte, zwiſchen der Südoſtſeite des Ontario und der Nordweſtſeite der Susquehan-

 nah,

nah, welche in Penſylvanien fließt. Dieſer Fluß heißt auf Delawariſch Alligewiſipo; die Europäer haben Alleghene daraus gemacht, und die Irokeſen nennen ihn Ohio, d. i. den ſchönen Fluß.

Er hat ein ſchiffbares und ſehr angenehm fließendes Waſſer. Von Pittsburg gehen oft große Fahrzeuge auf demſelben bis in den Illinois-Fluß, aus dieſem in den Mißiſippi, bis Neu-Orleans, einer im Mißiſippi gelegenen Inſel. Bey Pittsburg fällt die Monongehella, die in Virginien entſpringt, in den Ohio, und 20 Meilen von gedachter Stadt nordwärts, ergießt ſich die Venango, auf Indianiſch Onenge, in denſelben. Hier verläßt man den Ohio, wenn man nach Presquisle, dem See Erie oder Niagara reiſet, und fährt auf der Onenge. Man trift aber auf dieſem Wege einen beſchwerlichen Trageplatz an, wo alles, was man mit ſich führt, wol 3 Meilen weit über Land fortgeſchaft und alsdenn wieder eingeſchift werden muß. Wer nicht verſichert iſt, auf der andern Seite ein anderes Fahrzeug vor ſich zu finden, ſieht ſich genöthiget, auch ſein Fahrzeug über Land fortſchleppen zu laſſen.

Der **Muskingum**-Fluß auf deutſch Elksauge, weil es viele Elks da herum gibt, entſpringt nahe bey Canahage, aus einem kleinen Landſee, fällt etwa 40 Meilen unterhalb Pittsburg in den Ohio, und wird von ſeinem Urſprunge bis zu ſeinem Ausfluſſe von den Indianern mit leichten Booten befahren.

Etwa 60 Meilen unterhalb Pittsburg ergießt ſich der Sioto-Fluß, und weiter nach Weſten zu die **Wabach** in den Ohio: der Sandusky-Fluß aber, welcher von Süden nach Norden fließt, in den See Erie. Der **Erdbeeren**-Fluß, welcher dieſen Namen von der Menge großer und wohlſchmeckender Erdbeeren hat, die an ſeinen Ufern wachſen, ergießt ſich in den See Ontario; wie denn die

meh-

mehreſten kleinern Flüſſe dieſer Gegend entweder in den Erie oder in den Ontario fallen.

Indeſſen nimmt auch der Ohio auf ſeinem ziemlich langen Laufe noch mehrere Flüſſe auf, als ich angeführt habe. Er fließt von N. O. nach S. W. und fällt endlich etwa 280 Meilen unterhalb Pittsburg in den Mißiſippi.

Die Bäche, welche gemeiniglich Creecken genennet werden, woran dieſes Indianer-Land vorzüglich reich iſt, haben ihren Ausfluß entweder in die Landſeen oder in die Flüſſe.

Weil des Mißiſippi und des Lorenz-Fluſſes gelegentlich gedacht worden, ſo will hier nur anzeigen, daß dieſe 2 Hauptflüſſe von Nord-Amerika nicht gar weit von einander entſpringen, und ſich ohngefehr 500 Meilen von ihrem Urſprung ins Meer ergießen.

Der Mißiſippi, einer der größeſten und ſchönſten Flüſſe der Welt, hat an den Ufern hin und wieder mit Gras bedecktes Land, Wälder, bey welchen man oft ganze Heerden Wild, beſonders Elendthiere weiden ſieht, angenehme Hügel, Felſenpyramiden und Berge, von welchen man die vortreflichſten Ausſichten hat. Er nimmt auf ſeinem Lauf ſehr viele Flüſſe auf, worunter einige der Donau und dem Rhein an Größe nichts nachgeben. Er hat etliche Waſſerfälle. Der merkwürdigſte darunter, S. Anton genannt, macht ein ſolches Geräuſch, daß man es auf 4 Meilen weit hören kan. Einige Meilen unterhalb dieſem Waſſerfall iſt eine merkwürdige Höhle von einer erſtaunlichen Tiefe. Die Indianer nennen ſie die Wohnung des großen Geiſtes. Etwa 20 Schuh vom Eingange fängt ein unterirdiſcher See an, deſſen Ende man, wegen der Dunkelheit der Höhle, noch nicht hat können ausfindig machen. Der Fluß ergießt ſich endlich durch verſchiedene Mündungen in den Meerbuſen von Mexico.

Der Lorenzfluß bewäſſert einen großen Theil von Canada, nimmt verſchiedene große und kleine Flüſſe auf, und fällt oſtwärts in den Meerbuſen von S. Lorenz, wo er bey ſeiner Mündung gegen 18 Meilen breit iſt.

Der Niagara, den man als einen etwa 7 Meilen langen Arm des Lorenzfluſſes anſehen kann, iſt ſonderlich wegen ſeines weit und breit berühmten Waſſerfalles zu merken. Der Fluß, der in einer Entfernung von mehr als 330 Meilen von ſeiner erſten Quelle, unterwegens immermehr Zuwachs erhält, ſtürzt ſich 140 Schuh hoch herunter; in einer Strecke von anderthalb Meilen fällt der äuſſerſt ſchnelle Strom noch wol eben ſo viel Schuh tiefer, und macht ein Geräuſch, das man in einer faſt unglaublichen Entfernung hören kann. Außer dem Niagara hat der Lorenzfluß noch viele Waſſerfälle, da man die Fahrzeuge ausladen muß; gleichwol wird er ſtark befahren.

Nach dieſer kleinen Ausſchweifung kehre ich an den Ohio zurück. Zu beiden Seiten dieſes Fluſſes iſt das Land den Ueberſchwemmungen ſehr unterworfen, ſonderlich im Frühjahr, wenn in Norden der Schnee abgeht Indeſſen trägt dieſes vermuthlich auch etwas dazu bey, daß das Erdreich dort ſo gut und fett iſt. Ueberhaupt aber iſt das ganze Land, welches die Delawaren und Irokeſen inne haben, ungemein fruchtbar. Doch wenn es einige Jahre nach einander ſeinen Vorrath von Säften hergegeben hat, verlangt es Düngung und Pflege, wie anderswo.

Die Gegend an der Wabach iſt ſehr eben. Man trift daſelbſt Flächen an, die viele Meilen lang ſind, und nichts als Gras hervorbringen, ſo daß man ganze Tage reiſen kann, ehe man einen Hügel, oder Baum, oder etwas Gebüſch zu Geſichte bekömmt. Auf dieſen Flächen ſieht man oft große Heerden Büffel, von hundert und mehr Stücken.

Je weiter nach Weſten, deſto fruchtbarer und herrlicher ſollen die Gegenden ſeyn, die aber großentheils noch unbewohnt ſind.

Das vornehmſte Gebirge, in dem Lande der Delawaren und Irokeſen, iſt ein Theil des Apalachiſchen Gebirges, welches auch das Alleghene-Gebirge genennet wird, und ſich von Florida in verſchiedenen Aeſten oder Reihen faſt ununterbrochen bis in die nördlichſten Gegenden von Nord-Amerika erſtreckt. Seine Länge wird auf mehr als 500 Meilen geſchätzt, und gehört unter die längſten, die man kennt. Es bekommt in den verſchiedenen Gegenden, die es durchläuft, verſchiedene Namen. Den Theil derſelben z. E. welcher auf der Weſtſeite des Mißiſippi in der Gegend des Fluſſes S. Peter liegt, nennt man die glänzenden Berge, wegen einer unbeſchreiblichen Menge großer Kriſtallen, womit ſie bedeckt ſind. Dieſe werfen, wenn die Sonne drauf ſcheint, einen ſolchen Glanz von ſich, daß man ſie in einer großen Entfernung ſehen kann. In Penſylvanien nennt man dieſes Gebirge die blauen Berge, deren höchſter Gipfel der große blaue Berg, auch der Wolfsberg genennet wird, weil es daſelbſt viel Wölfe gibt. Ein andrer heißt die Jacobshöhe. Die höchſten Berge, die ſich auf dem Wege aus dem Delawar-Lande nach Pittsburg befinden, ſind der Siedling, der Alleghene-Berg und der Laurel. Der Thürnſtein in der Gegend von Tulpehockin, hat in der Größe, Breite und Höhe viel Aehnlichkeit mit dem Alleghene-Berge.

Gedachtes Gebirge ſcheidet das Indianer-Land auf der Oſtſeite von Penſylvanien und den übrigen unterhalb gelegenen Colonie-Ländern. Auf der Weſtſeite deſſelben iſt das Land zwar hüglicht und gebrochen, aber große Berge ſind da nicht. Uebrigens beſtehen die Berge und Anhöhen aus eben ſolcher Erde, wie das niedrige Land, welches mehrentheils

theils mit ſo dickem Gebüſche bedeckt iſt, daß die Sonne beynahe nicht durchſcheinen kann. Solcher Buſch wird dort gemeiniglich Schwamm genannt.

Was das Klima betrift, ſo hat man ins ganze wahrgenommen, daß in Gegenden von Nord-Amerika, die mit europäiſchen Provinzen unter einerley Breite liegen, gleichwol die Kälte im Winter weit ſtrenger und anhaltender iſt. Z. E. Der nördliche Theil der 13 vereinigten Staaten liegt mit Großbritannien und dem größten Theil von Deutſchland unter einerley Breite, hat aber äußerſt ſtrenge Winter, und ſehr kurze Sommer. Neuſchottland, der nördliche Theil von Neuengland, und der größte Theil von Canada haben mit Frankreich und dem wärmſten Theile von Deutſchland einerley Breite, aber ihre Winter ſind ſtrenger und anhaltender. Der ſüdliche Theil von Neuengland, Neuyork, der größte Theil von Neujerſey, Penſylvanien und der ſüdliche Theil von Canada liegen mit Spanien und Italien unter einerley Breite, aber ihr Winter iſt ebenfalls ſtrenger und anhaltender; auch iſt die Hitze im Sommer größer, wechſelt aber oft plötzlich mit empfindlicher Kälte ab. Maryland, Virginien und Nordcarolina haben mit den ſüdlichſten Provinzen von Europa einerley Breite, aber weit heftigere Kälte und viel mehr Schnee. Dieſes rauhere Klima mag wol großentheils daher kommen, daß die Nord- und Nordweſt-Winde, die dieſe Provinzen treffen, über ein weites mit Gebirgen, Wäldern und Seen angefülltes Land ſtreichen, und dadurch ſehr kalt werden. Der Mangel an Einwohnern aber und die großen Wälder tragen auch nicht wenig dazu bey. Zu den Zeiten des Tacitus waren die Winter in Deutſchland ungleich härter und anhaltender, als jezt. Es iſt daher wahrſcheinlich, daß das Klima in dortigen Gegenden immer gemäßigter werden wird, jemehr die Anzahl der Einwohner zunimmt.

Im Lande der Delawaren iſt der Sommer gemeiniglich ſehr warm. Die heißeſten Monate ſind der Julius und der Auguſt, da man wollene Kleidung nicht wohl ertragen kann. Im Herbſt, ja bis Weihnachten, und manchmal noch länger, weiß man daſelbſt von keiner ſonderlichen Kälte. Geſchieht es auch, daß in einer hellen Nacht der Erdboden friert, ſo thaut er am Tage doch wieder auf. Ueberhaupt iſt der Winter dort für gewöhnlich gelinde, und das Wetter zu dieſer Jahrszeit meiſtentheils regnicht, feucht und veränderlich. Nach ein paar ſchönen heitern Tagen kann man ſicher darauf rechnen, daß wieder trübes und naſſes Wetter einfallen werde. Doch friert der Muskingum-Fluß, weil er keinen ſtarken Strom hat, gemeiniglich alle Winter ein- auch wol zweymal zu. Von ſehr tiefem Schnee weiß man in dortigen Gegenden nicht viel; auch bleibt derſelbe nicht leicht lange liegen. Daher wurde der Winter zu Ende 1779 und Anfang 1780 für außerordentlich hart gehalten, da der Schnee einmal 2 Schuh tief fiel. Er blieb aber doch nicht über 8 Tage liegen, wiewol das Winterwetter bis in den Februar währte. Hingegen im Irokeſenlande iſt der Winter ſehr kalt und der Schnee gemeiniglich tief.

Dabey lehrt die Erfahrung, daß 20 Meilen mehr nördlich oder ſüdlich ſchon einen merklichen Unterſchied in der Temperatur machen. Z. E. Am Sanduſky-Fluſſe iſt es viel kälter, und der Schnee fällt viel tiefer, als am Muskingum; und hier iſt der Winter wieder ſtrenger als am Sioto, woſelbſt der Schnee faſt nie liegen bleibt. So iſt auch die Witterung auf der einen Seite des Alleghene-Gebirges von der auf der andern Seite nicht wenig verſchieden. Denn in Penſylvanien pflegt der Oſtwind Regen zu bringen; am Ohio aber regnet es mit dieſem Winde niemals. Auch weht derſelbe dort ſelten, und hält nicht

nicht leicht über einen halben Tag an. Die Süd- und Weſtwinde aber bringen daſelbſt Regen, und ein Landregen aus Weſten währt manchmal eine ganze Woche lang. Ja es regnet ſogar bisweilen mit dem Nordweſtwinde. Die Gewitter kommen da nur aus Süden, Weſten oder Nordweſt: hingegen in Penſylvanien pflegt der Nordweſtwind das Wetter aufzuklären.

Was die Steine und Mineralien in dieſem Lande betrift, ſo iſt davon wenig beſonderes bekannt. Die Indianer kennen bisher zu wenig Bedürfniſſe, wodurch ſie zur Ausfindung und Unterſuchung dieſer Produkte der Erde wären angeregt oder genöthiget worden, woraus aber nicht zu ſchließen, daß es daran fehle. Indeſſen weiß man, daß es in den von den Delawaren und Irokeſen bewohnten Gegenden weder Gold noch Silberminen gibt, Kupfer und Bley aber hie und da. Unter andern findet man im Oberſee viele kleine Inſeln, die mit Kupfererz wie bedeckt ſind. An andern Orten zeigen ſich auch Adern von gediegenem Kupfer. Eiſenerz iſt dort ebenfalls häufig; ob es aber von der vorzüglichen Güte iſt, wie das Penſylvaniſche, muß die Zukunft lehren. Dieſes wird zum Schifbau für beſſer gehalten als das europäiſche, weil es vom ſalzigen Seewaſſer nicht ſobald angegriffen wird. Felſen ſieht man hin und wieder am Ohio; ſonſt aber nur wenige und am Muskingum faſt gar keine, denn die meiſten Berge und Hügel ſind nicht felſicht. Ein weicher Sandſtein den man am Ohio findet, gibt die beſten Schleifſteine. Ein gewiſſer ſchwarzer Stein, der ſich ſchneiden und leicht bearbeiten läßt, iſt für die Indianer von beſonderm Werth, denn ſie pflegen daraus ihre Tabackspfeiffen zu machen. Kalkſteine hat man noch nicht gefunden.

Man trift auch am Ohio eine große Salzlecke an, welcher die Büffel und andere wilde Thiere ſtark nachzugehen

hen pflegen. Salpeter wird häufig gefunden, und ſoll vorzüglich gut ſeyn.

Was nun noch von den übrigen Produkten dieſes Indianerlandes als zuverläßig gemeldet werden kann, wird gelegentlich vorkommen, wenn von der Lebensart und den Gebräuchen der Indianer gehandelt wird.

Zweyter Abſchnitt.

Körperliche Eigenſchaften der Indianer. Gemüthsbeſchaffenheit der Wilden. Von den Indianiſchen Sprachen, Wiſſenſchaften und Künſten.

Die Delawaren und Irokeſen und die mit ihnen verbundenen Nationen haben ſowol in Abſicht des Körpers, als des Gemüths, ſehr viel ähnliches. Die Mannsleute ſind mehrentheils ſchlank, von mittelmäßiger Größe, wohlgeſtaltet und gut gewachſen. Selten ſiehet man unter ihnen Verwachſene oder Krüppel. Die Frauensleute ſind klein, nicht ſo wohl gewachſen, und haben ein etwas plumperes Ausſehen. Die Haut der Indianer hat eine röthlichbraune, dem Kupfer ziemlich ähnliche Farbe, doch mit Unterſchied. Einige ſind ſo gelbbraun, daß ſie den Mulatten nicht viel nachgeben; andere ſo hellbraun, daß man ſie von bräunlichten Europäern nicht unterſcheiden würde, wenn ihre Haare und Augen ſie nicht kenntlich machten. Erſtere ſind kohlſchwarz, ſtark, lang und grob, beynahe wie Pferdehaar. Im Alter werden ſie weiß. Krauſe Haare ſind ſelten.

Die Meinung einiger Schriftſteller, als wenn die Indianer, ſelbſt in ihren reifſten Jahren blos Haare auf dem

Kopfe

Kopfe hätten, und alle übrige Theile des Körpers davon frey blieben, iſt ungegründet. Sie ſind darinn von andern Menſchen nicht verſchieden. Weil ſie aber den Auswuchs der Haare auf ihrem Körper für häßlich halten, ſo bringen ſie es mit vieler Mühe dahin, daß faſt keine Spur davon an ihnen zu ſehen iſt.

Ihre Augen ſind groß und ſchwarz, und in ihrem rohen Zuſtande haben vorzüglich die Mannsleute, einen überaus wilden, oft fürchterlichen Blick. Ihre Geſichtszüge ſind regelmäßig, und ihre Bildung iſt mehrentheils angenehm. Ihre Wangenknochen ſtehen etwas hervor; doch bemerkt man dieſes mehr bey dem weiblichen als bey dem männlichen Geſchlechte.

Beide aber haben durchgängig ſchöne weiße Zähne, und in geſunden Tagen nicht leicht einen übelriechenden Athem.

In Anſehung der Leibeskräfte haben ſie vor den Südamerikanern und den Bewohnern der Weſtindiſchen Inſeln einen merklichen Vorzug. Die Mannsleute gehen ſtark, ſind leicht auf den Beinen, und zum ſchnellen Laufen ungemein geſchickt. Sie haben einen ſehr feinen Geruch, und ein ungemein ſcharfes Geſicht und Gehör.

Ihr Gedächtniß iſt ſo ſtark, daß ſie jeden kleinen Umſtand anführen können, der vor vielen Jahren in ihren Rathsverſammlungen vorgekommen iſt, und wiſſen genau zu ſagen, zu welcher Zeit der Rath gehalten ward, von welchem eben die Rede iſt. Ihre Einbildungskraft iſt überaus lebhaft, und trägt nicht wenig dazu bey, daß ſie in vielen Sachen leicht und geſchwind eine Fertigkeit erlangen. Alles, was zu ihrer Lebensart gehört, oder nach ihrer Einſicht zu ihrem Vortheil dient, erlernen ſie bald, und erhalten durch beſtändige Uebung und außerordentliche Aufmerkſamkeit auf ihre Bedürfniſſe, wozu ſie von Jugend auf gewöhnt werden, manche Vorzüge vor andern Völkern. Dazu

kommt,

kommt, daß ſie für gewöhnlich nur wenig Gegenſtände haben, worauf ſie ihre ganze Aufmerkſamkeit richten, und dieſelbe alſo nicht ſehr theilen dürfen. Daß ihre Verſtandskräfte nicht gering ſind, und daß ihre Ueberlegungs- und Beurtheilungskraft von Natur gut iſt, zeigt ſich bey vielen Gelegenheiten ſehr deutlich. Manche unter ihnen laſſen in Geſchäften und im Umgange mit andern viel geſunde Vernunft ſehen, und halten über Recht und Billigkeit; womit ſie beweiſen, daß ſie die Sachen im rechten Lichte anſehen. Je mehr Veranlaſſung ſie bekommen, ihren Verſtand anzuwenden, deſto mehr wird man gewahr, daß ſie reichlich von Gott damit begabt ſind.

So wenig Cultur unter den Indianern iſt, ſo zeichnen ſie ſich doch in ihrem ſittlichen Leben ſo aus, daß vielleicht kein anderes heidniſches Volk ſo viel Schein des Guten und der Tugend hat. Man vergleiche nur ihr Betragen unter einander mit dem Betragen ähnlicher heidniſcher Völker, ſo wird der Unterſchied zum Vortheil der Indianer leicht wahrzunehmen ſeyn.

Nachfolgende wenige Bemerkungen, welche unſere Miſſionarien aus vieljährigem Umgang und genauer Bekanntſchaft mit ihnen zu machen Gelegenheit gehabt haben, werden ſolches beſtätigen.

Im gemeinen Leben und Umgang zeigen die Indianer nicht wenig guten äußerlichen Anſtand. Für gewöhnlich begegnen ſie ſowol einander als auch Fremden freundlich und beſcheiden, aber ohne leere Complimente. Ihr ganzes Betragen erſcheinet ins allgemeine geſetzt und vorſichtig. In wichtigen Fällen pflegen ſie jedes Wort und jede Handlung mit anſcheinender Gemüthsruhe und Ernſthaftigkeit zu überlegen und ſich vor Uebereilung in Acht zu nehmen. Bey genauerer Bekanntſchaft mit den Handelnden entdeckt man doch leicht, daß ihre Vorſichtigkeit vor-

zůglich aus Mißtrauen entſpringt, und ihre Gemůthsruhe mehr im Scheine beſtehet. Die Kunſt ſich zu verſtellen, verſtehen ſie vollkommen. Hat der Indianer z. B. durch Feuer Haab und Gut verloren, ſo redet er davon mit einer Gleichmůthigkeit, die nur bey den gleichgůltigſten Dingen natůrlicher Weiſe ſtatt hat. Doch låßt in dergleichen Fållen der weniger Stolze deutliche Merkmaale der Betrůbniß ſehen.

In dem Umgange beyder Geſchlechter bezeigen ſie ſich zůchtig und anſtåndig. Wenigſtens wird öffentlich nicht leicht etwas geiles, ungeſittetes und unanſtåndiges bey ihnen wahrzunehmen ſeyn; ſo daß man nicht leugnen kann, daß ſie hierin die mehreſten Völker weit ůbertreffen. Aber darum ſind ſie von der Unzucht nicht frey, und ſelbſt unnatůrliche Sůnden unter ihnen nicht ungewöhnlich.

Sie ſind geſellig und freundlich. Gegenſeitige Beſuche ſind unter ihnen ſehr gewöhnlich. Zank, Spötterey und jede Art der Beleidigung wird dabey ſorgfåltig vermieden. Niemanden beſchåmen ſie, keinem werden da geradezu Vorwůrfe gemacht, ſelbſt einem bekannten Mörder nicht. Die Jagd, die Fiſcherey und ihre Staatsſachen machen gewöhnlich den Inhalt ihrer vertraulichen Geſpråche aus. Keiner fållt dabey dem andern in die Rede. Mit Neuigkeiten laſſen ſie ſich gar zu gern unterhalten. Ob ſie wahr oder falſch ſind, darauf kommt es ihnen nur ſelten an. Auch darum nehmen ſie gern Fremde auf; doch fragen ſie dieſelben nicht eher um Neuigkeiten, als bis eine Pfeiffe Tabak geraucht worden. Fluchen und Schwören iſt bey ihren Geſpråchen ungewöhnlich. Dazu haben ſie keine Formeln, wie ſie unter andern Völkern eingefůhrt ſind.

Aus ihrem Betragen låßt ſich auf das beſte Vertrauen gegen einander ſchließen. Ihr Jagdgeråthe, ihr Wildpret laſſen ſie oft mehrere Tage frey liegen. Juſt nicht, weil

ſie

ſie auf die Ehrlichkeit und Treue ihrer Landsleute ſichere Rechnung machen; denn Stehlen iſt unter ihnen nicht ungewöhnlich: ſondern weil die Indianer jedes Mißtrauen gegen ſie für hohe Beleidigung halten. Alſo hat bey der Bewahrung des geſchoſſenen Wildes nur Hinſicht auf Raubthiere ſtatt.

Verſchiedenheit der Stände mit allen ihren Folgen hat unter den Indianern nicht ſtatt. Sie ſind alle gleich vornehm und frey. Nur Vermögen, Alter, Geſchicklichkeit, Tapferkeit und Aemter geben unter ihnen Vorzüge. Wer den Oberhäuptern viel Wampom verſchafft, wird für einen vornehmen reichen Mann gehalten. Das Alter iſt durchgängig bey ihnen in großer Achtung, weil ſie mit dem Begriff eines langen Lebens auch den Begriff der Weisheit verbinden. Junge Indianer ſuchen durch Geſchenke, die ſie alten Männern auf die beſte Weiſe machen, von ihnen nützlichen Unterricht zu erhalten, wie ſie ebenfalls zu einem hohen Alter gelangen können. Jezt aber hat ſich die indianiſche Jugend auch in dieſer Abſicht ſehr verſchlechtert. Ein geſchickter Jäger, ein tapferer Anführer der Kriegsleute und ein weiſer Chief ſtehen bey ihnen in großer Achtung; und kein Indianer, ſo frey er ſich auch dünkt, weigert ſich, ſeinem Anführer im Kriege und ſeinem Chief zu folgen.

Sie lieben die Geſchenke, ſind aber ſehr geneigt, ſie als Schuldigkeiten anzuſehen. Sie nehmen es übel, wenn man damit nicht fortfährt. Einige alte Männer und Weiber wollen gar die Kunſt verſtehen, durch ein Beſon zu bewirken, daß ihnen Geſchenke an Kleidern und Lebensmitteln gemacht werden müſſen. Wenigſtens iſt der Handel mit dergleichen Beſons ihnen einträglich.

Die Gaſtfreyheit der Indianer iſt berühmt. Sie erſtreckt ſich auch auf Fremde, die zu ihnen ihre Zuflucht

nehmen. Diß halten ſie für eine ihrer heiligſten Pflichten, der ſich niemand entziehen darf. Wer ſie ihnen verweigert, beleidiget ſie, und ſetzt ſich ſelbſt allgemeiner Verachtung und Schande, ſo wie der Rache des Beleidigten aus.

Gegen ihre Feinde ſind ſie grauſam und unerbittlich, und wenn ſie vom Zorn übernommen werden, gehen ſie gleich auf Mord und Todtſchlag los. Sie wiſſen zwar ihre Leidenſchaft geſchickt zu verbergen, und deren Befriedigung auf eine gelegene Zeit zu verſchieben. Deſto heftiger iſt aber alsdann der Ausbruch. Ihre Rachbegierde hat keine Grenzen; und wenn ſie ſich nicht ſelbſt rächen können, ſo fordern ſie ihre Brüder und Nachkommen dazu auf. Die längſte Zeit iſt nicht vermögend, ihren Haß zu dämpfen, und der entlegenſte Ort ſetzt ihren Feind gegen ihre Rache nicht in Sicherheit.

Hurerey, Ehebruch, Stehlen, Lügen und Betrügen, halten ſie für unrecht, für Schandthaten, die ſie verſchiedentlich beſtrafen.

Einem Ehebrecher ſucht der Beleidigte gleiches mit gleichem zu vergelten, oder ihn aus der Welt zu ſchaffen. Die Ehebrecherin wird entweder blos verſtoßen, oder gar ums Leben gebracht.

Ein Dieb muß das geſtohlne erſetzen; hat er aber ſelbſt nichts, oder kann nicht belangt werden, ſo müſſen ſeine Verwandte für ihn büßen. Bey gewaltſamen Räubereyen werden die Künſte der Zauberer zu Hülfe genommen, die den Räuber auf eine unerklärbare Weiſe in die andere Welt ſchicken.

Mord und Todtſchlag kommen unter den Indianern, ſeitdem ſie dem Rum ſo unmäßig ergeben ſind, ſehr häufig vor. Selten endigt ſich eines ihrer Feſte ohne Blutvergießen. Die Schuld wird zwar lediglich auf den Rum geſchoben: gleichwol wird auch der Mord in beſoffenem Mu-

che beſtraft. Für eine Mannsperſon muß der Mörder 100 Klafter Wampom, und für eine Weibsperſon 200 erlegen. Kann er aber dieſes nicht, wie es gewöhnlich der Fall iſt, und ſeine Verwandte und Freunde können oder wollen ihm nicht dazu behülflich ſeyn: ſo muß er ſich der Verfolgung des Bluträchers durch die Flucht entziehen. Am leichteſten kommt der Mörder eines Blutsverwandten durch. Denn die Familie, welcher allein die Blutrache zukommt, will nicht gern durch ſtrenge Beſtrafung des Mörders auf einmal zwey Mitglieder verlieren und ſich dadurch ſchwächen. Daher ſuchen ſie die Sache in der Güte zu vermitteln, oder gar den Mörder zu rechtfertigen.

Dem Stehlen und Lügen, der Zankſucht, der Verleumdung und Schwätzerey iſt ſonderlich das weibliche Geſchlecht unter den Indianern ergeben.

Es iſt ſchon bemerkt worden, daß die Indianer viel Fähigkeit zu allerhand Arbeiten beſitzen. Einige, die viel unter weißen Leuten geweſen ſind, haben z. B. ohne eigentliche Anweiſung angefangen zu ſchmieden, und Beile, Aexte und dergleichen, ſehr gut zu verfertigen. Das iſt aber etwas ſeltenes. Denn jede mühſame anhaltende Arbeit iſt ihnen zuwider. Sie werden weder durch die Erziehung dazu angeführt, noch durch ihre Bedürfniſſe dazu genöthiget. Die Indianer, ins Ganze genommen, ſind ruheliebend, ſonderlich die Mannsleute. Auf die Jagd, die ihre Hauptbeſchäftigung iſt, verwenden ſie anhaltend nur einige Monate im Jahre. Die übrige Zeit verbringen ſie größtentheils im Müßiggange. Den Weibsleuten aber fällt ſchon etwas mehr Arbeit zu, denn ſie haben die ganze Hauswirthſchaft allein zu beſorgen. Nur Hunger und Mangel kann den Indianer aus ſeiner Trägheit reißen und thätig machen.

Dem Indianer liegt die Ehre und der Wohlſtand ſeiner Nation ſehr am Herzen. Denn obgleich weder Macht noch

Geſetze die Indianer mit einander verbinden, ſo ſehen ſie ſich doch als Ein Volk an, von dem ſie einen hohen Begriff, und an ihren Stamm eine außerordentliche Anhänglichkeit haben. Die Unabhängigkeit ſcheint ihnen ein alles übertreffender Vorzug ihrer Nation und jedes einzelnen Indianers zu ſeyn. Den Europäern geſtehen ſie gerne ihre Vorzüge in gewiſſen Künſten zu; aber ſie verachten ſie, weil ſie ihnen mit mühſamer Dienſtbarkeit verbunden zu ſeyn ſcheinen. Die Vorzüge die ſie in der Jagd, Fiſcherey, und ſelbſt in der Moralität vor den Europäern zu haben vermeynen, achten ſie höher, als alle europäiſche Cultur. Dieſer Nationalgeiſt der Indianer wirkt zum Beſten ihres Volkes die größten Thaten. Zu deſſen Vertheidigung ſcheuen ſie keine Gefahr, ertragen die empfindlichſten Schmerzen mit Gelaſſenheit und gehen ſelbſt dem Tode unerſchrocken entgegen. Noch in ihren letzten Augenblicken behaupten ſie zur Ehre ihres Volks, die größte Unempfindlichkeit, rühmen ſich gegen ihre Feinde ihrer Beherztheit und trotzen den heftigſten Leiden und Martern mit wildem Stolze.

Sie halten zwar die Europäer für ein beſonders künſtliches und arbeitſames Volk, aber auch größtentheils für ihre Feinde. Sie haben zu nichts weniger Luſt, als ihre Lebensart mit der europäiſchen zu vertauſchen. So wenig der Fiſch zur Lebensart des Vogels ſich paßt, und nach Gottes Abſicht paſſen ſoll: eben ſo wenig, ſagen ſie, würde es ſich ſchicken, wenn die Indianer europäiſch leben wollten. Daß ſie aber den Europäern nicht gut ſind, dazu meynen ſie Grund genug zu haben. Unſer Land, ſagen ſie, haben ſie uns zum Theil weggenommen; unſre Jagdreviere durch ihr Vieh eingeſchränkt; viel anderes Unheil, ſonderlich durch Einführung des Rums, unter uns geſtiftet; und wahrſcheinlich gehen ſie damit um, unſer Land

vol=

vollends in Beſitz zu nehmen und uns zu vertilgen. Iſt gleich dieſe Widrigkeit bey den Delawaren durch den langen Umgang mit den Europäern gemildert: ſo haben ſie doch ins Ganze weder Liebe noch Vertrauen zu ihnen. Den größten Antheil an der Gunſt der Indianer haben die Franzoſen, die ſich in ihre Lebensart ſehr gut ſchicken können, und immer aufgeräumt ſind. Den Engländern ziehen ſie ſie weit vor.

Seit dem letzten Kriege, dadurch ſich die amerikaniſchen Colonien die Unabhängigkeit erwarben, werden alle weiße Amerikaner von den Indianern **Langmeſſer** genannt, von den langen Degen, die ſie trugen.

Wenigſtens die Irokeſen haben ſich in dem Credit erhalten, daß man ſich auf ihre Treue in Haltung öffentlicher Verträge verlaſſen könne.

Zu näherer Entwickelung des Charakters dieſer Völker wird der Leſer in den folgenden Abſchnitten mehrere Veranlaſſung finden.

Hier noch etwas von ihrer Sprache.

Ich will mich mit der Unterſuchung nicht einlaſſen, welche Sprache für die Mutter der Irokeſiſchen und der Delawariſchen zu halten ſey. Das iſt für die Zeit noch eben ſo großen Schwierigkeiten unterworfen, als die Unterſuchung des Urſprungs dieſer Völker ſelbſt. Ich bemerke nur, daß dieſe beyden Sprachen höchſtwahrſcheinlich in dem ganzen nördlichen Theil von Nord-Amerika, Terra Labrador ausgenommen, die Hauptſprachen ſind, aus welchen die übrigen wahrſcheinlich entſtanden ſind. Wenigſtens iſt unſern Miſſionarien, die auf dieſen Punkt vorzüglich aufmerkſam waren, keine bekannt worden, die nicht entweder mit der Irokeſiſchen, oder mit der Delawariſchen eine Aehnlichkeit hätte; da hingegen dieſe von einander vollkommen verſchieden ſind.

Die 3 Stämme der Delawaren haben zwar einerley Sprache, aber verſchiedene Mundarten. Die Unamis und Wunalachtikos, die ſonſt an der See, in Penſylvanien und den Jerſeys, nahe beyſammen gewohnt haben, kommen darin einander ſehr nahe. Hingegen iſt die Mundart der Monſys, welche ehedem über den blauen Bergen in Menißing gewohnt haben, von beyden ſo verſchieden, daß ſie einander ſehr ſchwer verſtehen würden, wenn ſie nicht ſo viel Verkehr mit einander hätten.

Die Delawar-Sprache hat etwas angenehmes, und läßt ſich im gemeinen Umgange ſowol, als in öffentlichen Vorträgen ſehr gut hören. Sonderlich iſt die Sprache der Unamis und Wunalachtikos ungemein wohlklingend, viel lieblicher, und dem Deutſchen leichter zu erlernen, als die Sprache der Monſys, die in der Ausſprache etwas rauheres haben, und den Mund ſehr voll nehmen. Hingegen gibt die Monſy-Sprache den Schlüſſel zu vielen Ausdrücken der Unamis und Wunalachtikos. Dieſe haben die Gewohnheit, Sylben zu verſchlucken, auch wol gar wegzulaſſen, ſo daß man, ohne Kenntniß der Monſy-Sprache, ſehr viele ihrer Wörter faſt nicht buchſtabiren, noch ihre Bedeutung errathen kann.

Die Ausſprache der Delawaren iſt überhaupt leicht, nur das ch wird ſehr tief aus der Kehle heraufgeholt. Auch fehlen ihnen die Buchſtaben f, ph und r; daher ſie dieſelben in fremden Namen entweder weglaſſen, oder anders ausſprechen. Z. B. ſtatt Philippus ſagen ſie Pilippus; für Petrus, Petelus; ſtatt Priscilla, Pliscilla. Sie haben wenig einſylbige, aber deſto mehr vielſylbige und ungemein viel zuſammengeſetzte Wörter.

Der Accent fällt in den dreyſylbigen gemeiniglich auf die mittelſte, in den mehrſylbigen aber auf die vorletzte

Syl-

Sylbe. Dieſes muß wohl beobachtet werden, weil der Sinn mancher Worte blos vom Accent abhängt.

Mit der Delawar-Sprache kommen, wie eben erwehnt worden, verſchiedene andere Sprachen mehr oder weniger überein. Das hängt von der Nachbarſchaft und dem Umgange der Nationen ab. Z. B. die Sprache der Mahikander hat mit der Monſy-Sprache die größeſte Aehnlichkeit; weil dieſe Stämme ehemals in der Provinz Neu-York nicht weit von einander entfernt wohnten. Auch die Sprache der Schawanoſen kommt mit der Monſy-Sprache, noch mehr aber mit der Mahikandiſchen überein. Nur ſetzen ſie den Accent mehrentheils auf die letzte Sylbe. Die Sprache der Ottawas hat wieder einige Aehnlichkeit mit der Sprache der Schawanoſen, ſo wie die Sprache der Chipawas unmittelbar mit der Delawariſchen. Die Twichtwees und Wawiachtanos kommen in der Sprache mit den Schawanoſen überein. Die Sprachen der Kikapus, Tukachſchas, Moſchkos und Karhaski gehen von der Delawariſchen deſto merklicher ab, je weiter dieſe Völker von einander entfernt wohnen. So haben auch die Sprachen der Nationen, welche ſonſt in Maryland an der See gewohnt haben, ſehr viel ähnliches mit der Sprache der Delawaren, und weichen nur in der Ausſprache und im Accent davon ab.

Die Irokeſen haben, wie die Delawaren, nur eine Sprache, aber jede von den ſechs zu ihrem Bunde gehörigen Nationen hat eine beſondere Mundart. Alle aber können einander leicht verſtehen. Die Mohaks, Oneider und Onondager weichen am wenigſten von einander ab; die Cajuger von jenen ſchon mehr; noch merklicher die Senneker; am meiſten die Tuskarores. Mit der Irokeſen-Sprache haben ebenfalls verſchiedene andere Indianer-Sprachen eine große Aehnlichkeit, welche in der Sprache der Huro-

nen ſo weit geht, daß man füglich beyde Sprachen für eine und dieſelbe halten kann. Nur die Mundart iſt verſchieden. Hingegen iſt die Sprache der Cherokeeſen eine Miſchung aus verſchiedenen Sprachen, ſonderlich der Schawanoſen, Irokeſen und Huronen.

Alle dieſe Indianer-Sprachen aber leiden von Zeit zu Zeit merkliche Abänderungen, wozu die Vermiſchungen der Stämme unter einander, oder mit Europäern, das meiſte beytragen. Man kann ſich z. B. leicht vorſtellen, was für eine gemiſchte Sprache daraus werden muß, wenn Franzoſen mit Indianerinnen in der Ehe leben. Und das war doch ſonſt in Canada ganz gewöhnlich, und von der franzöſiſchen Regierung begünſtiget.

In Sachen des gemeinen Lebens der Indianer ſind ihre Sprachen ſehr wortreich, und haben für einerley Sache, und die dabey vorkommenden Verſchiedenheiten, manchmal mehrere Namen. So hat z. B. bey den Delawaren der Bär nicht weniger als 10 Namen, nachdem ſein Alter und Geſchlecht verſchieden iſt. Ein zweyjähriger Bär heißt ganz anders, als ein fünfjähriger u. ſ. w. Wenn ſie das Fiſchen mit der Angel ausdrücken wollen, ſo brauchen ſie ein anderes Wort, als wenn vom Fiſchen mit dem Netz die Rede iſt; und hier wieder ein anderes, als wenn ſie das Fiſchen mit dem Stecher anzeigen wollen. Solche Worte haben mit einander oft nicht die geringſte Aehnlichkeit. Ins Ganze genommen aber ſind die Indianer-Sprachen, ſo viele man deren kennen gelernt hat, ſehr arm, nur eine mehr, die andere weniger. Die Indianer haben natürlicher Weiſe nur Ausdrücke für die Dinge, wovon ſie einen Begriff haben, und deren ſind wenige. Sie geben ſich auch keine Mühe, bey neuen Kenntniſſen ihre Sprache mit neuen Worten zu vermehren, ſondern behelfen ſich in dem Falle lieber mit Bildern oder Umſchrei-

bungen. Daher iſt der Vortrag ihrer Redner, die dieſe Armuth der Sprache am ſtärkſten empfinden, ſehr bilderreich, und ſie müſſen ihr doch noch durch Stellungen und Geberden oft zu Hülfe kommen. Sehen die Indianer neue Sachen, ſo pflegen ſie zu ſagen: Das ſind Dinge, die noch keinen Namen haben. Doch ſtellt zuweilen eine ganze Geſellſchaft eine Ueberlegung an, wie ſie etwas neues, das ihnen merkwürdig iſt, nennen wollen. So wählten ſie z. B. zur Benennung der braunen Farbe ein Wort, welches ſo viel beſagt, daß das Braune das Mittel iſt zwiſchen ſchwarz und weiß. Eben ſo erfanden ſie für die Schuhſchnallen, die ſie vorher noch nicht geſehen hatten, ein Wort, welches anzeigt, daß es metallene Bänder ſind, womit man die Schuhriemen befeſtigt. Am merklichſten fehlt es ihnen in geiſtlichen Dingen, wovon ſie ſonſt nichts wußten, an Ausdrücken. Doch haben die Sprachen der Delawaren und Irokeſen, ſeitdem das Wort Gottes unter ihnen gepredigt worden, in dem Theil merklich gewonnen. Und wie die gläubigen Indianer in der Erkenntniß JEſu Chriſti wachſen; ſo wird auch ihre Sprache erweitert und verbeſſert.

Für die Wohlredenheit haben die Indianer zwar keine beſtimmte Regeln; gleichwol müſſen ihre Sprecher wohl geübt ſeyn, wenn ſie Beyfall erhalten ſollen. In ihren öffentlichen Vorträgen pflegen ſie ungemein hochtrabend und mit erhabener Stimme zu reden, worin die Irokeſen alle übrigen Indianer übertreffen. Sie ſowol, als die Delawaren können ſich in den Materien, die ihnen geläufig ſind, verſtändlich, beſtimmt und ſo kurz ausdrücken, daß ihre Redensarten oft nicht ohne Umſchreibung überſetzt werden können. Sie können aber auch, wenn ſie wollen, überaus dunkel reden, und mit vielen Worten ſehr wenig ſagen, ſo daß ſelbſt Indianer zu ſtudiren haben, um den

rech-

rechten Sinn herauszubringen. Sonderlich verſtehen ſie die Kunſt, eine böſe Sache ſo einzukleiden, daß man ſie beym erſten Anblick wol gar für etwas Gutes anſehen ſollte. Dazu finden ſie in ihren Sprachen ſo viel ſchickliche Worte und Redensarten, als ſie nöthig haben. Vorzüglich ſind die Hauptleute in dieſer Kunſt geübt. Daher man ihre Reden von Wort zu Wort genau erwägen muß, vornemlich, wenn man ihnen eine Antwort zu ertheilen hat. Immer hat man Urſach, auf guter Hut zu ſeyn, daß man durch ihre Reden nicht hintergangen werde.

Uebrigens iſt die Sprache der Irokeſen für Deutſche weit leichter zu erlernen, als die Delawariſche.

Da den Indianern die Kunſt zu ſchreiben unbekannt iſt, ſo fällt es einem Europäer oft ſchwer, ihre Worte richtig zu ſchreiben. Gleichwol iſt es dem Miſſionarius David Zeisberger gelungen, ein Delawar-Engliſches Leſebüchlein zu verfertigen, und im Jahr 1776 in Philadelphia drucken zu laſſen, woraus ich, zur Probe von der Delawar-Sprache, das **Gebet des HErrn**, hier mittheile.

Ki Wetochemelenk, talli epian Awoſsagame. Machelendaſutſch Ktellewunſowoagan. Kſakimawoagan pejewigetſch. Ktelite hewoagan legetſch talli Achquidhackamike, elgiqui leek talli Awoſsagame. Milineen elgiſchquik gunigiſchuk Achpoan. Woak miwelendammauwineen 'n Tſchannauchſowoagannena, elgiqui niluna miwelendammauwenk nik Tſchetſchanilawequengik. Woak katſchi 'npawuneen li Achquetſchiechtowoaganüng, tſchukund Ktennieen untſchi Medhicküng. Alod Knihillatamen Kſakimawoagan, woak Ktallewuſsowoagan, woak Ktallowiliſsowoagan, ne wuntſchi hallemiwi li hallamagamik. Amen!

Da-

Damit der Leſer auch ſehen könne, was für ein Unterſchied zwiſchen dem Delawariſchen und dem Irokeſiſchen ſtatt habe, ſo folgt hier eine Anzahl Wörter von beyden Sprachen:

	Delawariſch.	Irokeſiſch.
die Bibel	Mecheek Bambilum	Gachiaţochſeratogechti
das Brod	Achpŏan	Jocharachqua
der Bruder	Nimat	Jatáttegè
die Erde	Hakky	Uchwuntſia
das Evangelium	Kikewiabtonacan	Garrichwio
das Gebet	Pattamoèwoagan	Unteraenaji
der Glaube	Wuliſtammuwôagan	ne Wauntontak
die Gnade	Wulantowoagan	ne Agotaeri
Gott	Patamawos	Hawonio
der Heiland	Wewulatenamohaluwit	Unquanich
das Herz	w'Dee	Aweriachſa
das Kind	Amimens	Ixháa
der Mann	Lenno	Etſchinak
der Menſch	W'ſchillawemàn	Unque
die Mutter	Ochwall	Onũrha
der Schöpfer der Welt	Kiſchellẽmelangcop	Garochiade ne uchwuntſchiade
die Schweſter	Chieſmus	Akzia
die Seele	Tſchitſchank	Gaweriachſa
die Seligkeit	Wulatenamŏagan	Zenichaewe
der Sohn	Quiſes	Hehâwak
die Tochter	Daniſs	Echrojehawak
der Tod	Anggeln	ne Jawoheje
der Vater	Ochwall	Johnika

die

	Delawariſch.	Irokeſiſch.
die Wahrheit	Keſchachachkileu	Togeſgezera
das Weib	Ochqueue	Echro
beten	papachotamun	unteraenaji
erbarmen	kſchiwelemeln	agotaeri
erlöſen	nihillalatſchil	ſchungarawatgak
erſchaffen	quiſchitonneep	ne jechsai
eſſen	mizin	waunteconi
glauben	welſèttammen	watontat
hören	pentammenen	wathontek
leben	pommauchſu	tajonhe
lehren	pommetoonheen	garichwaschòh jorihonnie
predigen	poemmetónhen	wachtárhas
ſingen	aſſuwi	wateraenoto
ſterben	angellop	jawohéje
böſe	machtit	wahetke
gut	wullit	ojaneri
ſchön.	pſchiki.	ojaneri.

Wiſſenſchaften und Künſte muß man unter den Indianern nicht ſuchen, auch nicht Luſt und Neigung dazu. Nicht nur können ſie weder leſen noch ſchreiben, ſondern es hält auch ſchwer, ihnen davon einen Begriff beyzubringen. Zeigt man ihnen ein geſchriebenes Blatt oder gedrucktes Buch, und erzählt ihnen etwas daraus, ſo denken einige, ein Geiſt rede dadurch heimlich mit dem, der es lieſt, und ſage ihm alles, was er wiſſen will. Andere meynen, das beſchriebene Papier könne mit demjenigen, an den es gerichtet iſt, vernehmlich reden, aber ſo leiſe, daß es ſonſt niemand höre. Ein Brief iſt daher bey den Indianern etwas ſehr wichtiges, ſonderlich wenn er zugeſiegelt iſt. Aber Mühe wollen ſie ſich nicht geben, die Schreibekunſt ſelbſt zu erlernen. Haben ſie bey

den

den weißen Leuten Friedensſchlüſſe, Kontrakte, Kaufbrie-
ſe u. d. g. zu unterzeichnen, welches allemal ihre Ober-
häupter, Hauptmänner und Rathsleute verrichten müſſen:
ſo thun ſie es nicht ſelbſt, ſondern laſſen ihre Namen durch
jemand anders darunter ſchreiben. Jeder aber fügt zu dem
ſeinigen noch ſein Zeichen, welches etwa in einem krum-
men Häkchen, oder Kreuz, oder Fuß eines welſchen Hahns,
oder einer Schildkröte, oder einer andern Figur beſteht.
Viele ſchämen ſich dabey ihrer indianiſchen Namen, und
haben es lieber, daß ihnen von den weißen Leuten andere
gegeben werden. Einige haben es auch ſo weit gebracht,
daß ſie die Anfangsbuchſtaben ihrer neuen Namen nachmah-
len können.

Da das Leſen und Schreiben den Indianern, wie ge-
ſagt, unbekannt iſt, und ihre Geſchichte nur auf Ueberlie-
ferung beruht, ſo iſt die natürliche Folge davon, daß man,
anſtatt wahrer Begebenheiten älterer Zeiten, nur Fabeln
von ihrem Urſprung und ihren Voreltern von ihnen erfah-
ren kann. Die Irokeſen z B. erzählen, die Indianer hät-
ten anfänglich unter der Erde gewohnt, und da ſie einmal
zufälliger Weiſe von einem ſchönen Lande auf der Ober-
fläche der Erde gehört, hätten ſie ihre unterirdiſche Woh-
nung verlaſſen, und das ſchöne Land in Beſitz genommen.
Die Delawaren hingegen behaupten, der Himmel ſey von
Menſchen bewohnt, und von daher wären die Indianer
auf die Erde gekommen. Eine ſchwangere Frau ſey von
ihrem Manne verſtoßen und vom Himmel herunter gewor-
fen worden; und von den Zwillingen, die ſie geboren, ſey
das Land bevölkert worden. Nach der Erzählung der
Nantikoks aber hätten ſich ſieben Indianer auf einmal an
der See ſitzend befunden, und ſelbſt nicht gewußt, ob ſie
auf derſelben Stelle erſt erſchaffen worden, oder ob ſie
über die See oder ſonſt woher gekommen wären. Dieſe

hätten ſich hernach vermehrt und das Land bevölkert. Nach andern Nachrichten ſind die erſten Indianer aus dem Waſſer hervorgekommen.

Dieſe albernen Erzählungen wollen vielleicht nur ſo viel ſagen, daß die Indianer aus einer andern Weltgegend hergekommen ſind.

Uebrigens wiſſen die Delawaren und Irokeſen auch von ihrer beſondern Nationalgeſchichte in alten Zeiten weiter nichts, als was ihnen von ihren Eltern und Großeltern, und dieſen wieder von den ihrigen iſt erzählt worden. Das bringen ſie ihren Kindern ebenfalls bey, und kleiden es in Bilder ein, um es noch eindrücklicher zu machen. Wenn die Delawaren mit Europäern von ihren Vorfahren reden; ſo wiſſen ſie immer nur zu erzählen, daß ſie große Kriegsmänner geweſen, und viele Heldenthaten verrichtet haben. Ihre Geſchlechter herzuzählen, iſt ihnen ein Vergnügen. Sie haben darin eine ſolche Fertigkeit, daß ſie die Haupt- und Nebenlinien aufs pünktlichſte darlegen können. Dabey pflegen ſie ihre Voreltern zu charakteriſiren, z. B. der oder jener war ein verſtändiger und weiſer Mann, oder ein großes Oberhaupt, oder ein berühmter Kriegsmann, oder ein reicher Mann, u. d. g.

Ob ſie nun gleich gegen die Geſchichte der vorigen Zeiten gleichgültig und im Leſen und Schreiben unwiſſend ſind; ſo haben doch ihre Vorfahren ſchon vor Alters eingeſehen, daß ſie nothwendig etwas haben müßten, wodurch ſie einander in der Entfernung benachrichtigen, und das Andenken merkwürdiger Dinge, wenigſtens auf eine Zeitlang, erhalten könnten. Deßwegen haben ſie ihre Hieroglyphen, und ihre Belte und Stringe of Wampom erfunden.

Ihre Hieroglyphen ſind bedeutende Figuren, die ſie ſeltener in Steine hauen, als an Bäume mahlen. Sie haben die Abſicht, entweder vor Gefahr zu warnen,

nen, oder zurecht zu weiſen, oder den richtigen Weg zu bezeichnen, oder einen Vorgang kund zu thun, oder auch das Andenken berühmter Männer und denkwürdiger Thaten und Begebenheiten zu erhalten. Eine einzige ſolche Figur iſt für Kenner eben das, was bey uns ein ſchriftlicher Aufſatz iſt. Sie erwählen z. B. einen ſchönen, groſſen Baum, der an einer Anhöhe ſtehet, nehmen auf der einen Seite die Rinde ab, und ſchaben das Holz, daß es hübſch weiß wird. Darauf mahlen ſie mit Rothſtein den Kriegsmann, deſſen Ruhm ſie nicht wollen in Vergeſſenheit kommen laſſen, mit ſeiner Kriegsrüſtung, und zu ſeinen Füßen ſo viele Menſchen ohne Kopf oder ohne Arme, als er Feinde mit eigener Hand erlegt hat. Eine ſolche Mahlerey kann wohl 50 und mehre Jahre lang kenntlich bleiben. Daher alle berühmte Kriegsmänner zuverſichtlich darauf rechnen, daß ihre Heldenthaten auch nach ihrem Tode noch lange zu ſehen und im Andenken ſeyn werden. Dergleichen Gemählde verſtehen ſämmtliche Indianer vollkommen, und wiſſen ihre Bedeutung ſo fertig herzuleſen, als wir einen Brief. Wenn man mit ihnen reiſet und zu einem ſolchen Denkmal kommt, ſo iſt es eine ganz eigene Freude für ſie, wenn man ſtille ſteht und ſie anhört, was ſie von ihren Helden zu rühmen haben. Das iſt aber oft ſo lächerlich und unwahrſcheinlich, daß man ſich kaum die Möglichkeit vorſtellen kann, ſo was zu erdichten.

Die Kriegsmänner mahlen auch wol ſelbſt ihre Thaten und ihre Schickſale, z. B. wie viel Gefangene ſie gemacht, wie viel Scalpe ſie bekommen haben, wie ſtark der Trupp war, den ſie anführten, wie viele von ihnen umgekommen ſind, u. d. g. m. Wo Indianer auf der Jagd gelegen haben, da iſt aus ihrer Mahlerey zu ſehen, wie viel Nächte ſie in der Gegend geweſen, und wie viel Hirſche, Bären rc. ſie geſchoſſen haben. Auch wenn Indianer auf Reiſen über

Nacht im Buſche gelegen haben, ſo iſt nicht nur an den Anſtalten ihres Nachtlagers, ſondern auch aus ihrer Mahlerey deutlich zu erſehen, von welcher Nation ſie waren. Denn ſie haben durchgehends die Gewohnheit, daß ſie an ſolchen Stellen die Bäume mit rother Farbe, oder mit Kohlen bemahlen.

Die Benennung, Belt und String oder Fathom of Wampom, iſt engliſch-indianiſch, und wird, weil ſie allgemein bekannt und im Gebrauch iſt, hier füglich beybehalten. Wampom iſt ein irokeſiſches Wort, und heißt eine Seemuſchelſchaale; Belt iſt engliſch, und heißt ein Gürtel. Folglich iſt ein Belt of Wampom ein aus Seemuſchelſchaalen verfertigter Gürtel. String iſt ebenfalls engliſch, und heißt eine Schnur. String of Wampom iſt alſo eine Schnur oder ein Faden, woran Muſchelſchaalen gereihet ſind. Iſt dieſe Schnur eine Klafter lang, und man will im Ausdruck recht genau ſeyn, ſo ſpricht man nicht String, ſondern braucht das engliſche Wort Fathom, d. i. eine Klafter. Ein Fathom of Wampom iſt alſo eine Klafter lange Muſchelſchaalenſchnur. Aber gewöhnlich ſagt man String of Wampom, die Schnur mag kurz oder lang ſeyn.

Ehe Nord-Amerika von den Europäern entdeckt ward, machten die Indianer ihre Belte und Stringe mehrentheils aus kleinen gleichgeſchnittenen Stücken Holz, die ſie ſchwarz oder weiß färbten. Nur ſehr ſelten verfertigten ſie dergleichen aus Muſchelſchaalen, denen ſie einen überaus hohen Werth beylegten, weil ſie aus Mangel an Werkzeug ſehr viel Zeit brauchten, um einen Wampom zu bereiten, und dennoch hatte ihre Arbeit ein ungeſchicktes rohes Anſehen.

Die Europäer fingen bald nach ihrer Ankunft in Amerika an, die Wampom aus Muſchelſchaalen nett, ſauber und in Menge zu verfertigen, vertauſchten ſie an die Indianer

aner gegen andere Waaren, und trieben damit einen ſehr einträglichen Handel. Nun ließen die Indianer ihre hölzernen Belte und Stringe fahren, und brauchten lauter muſchelſchaalige, die nun zwar natürlicher Weiſe im Werth immer mehr fielen, ihnen aber doch jederzeit ungemein ſchätzbar blieben, und es noch jezt ſind.

Dieſe Muſchelſchaalen, welche ſonderlich von der Neuengländiſchen und Virginiſchen Seeküſte geholt werden, haben nach ihren verſchiedenen Farben einen verſchiedenen Werth. Es gibt braune oder violette, und weiße. Erſtere ſehen manchmal ſo dunkel aus, daß man ſie für ſchwarz hält, und ſind noch einmal ſo theuer als die weißen. Aus ſolchen Seemuſchelſchaalen werden viereckigte, ungefähr $\frac{1}{4}$ Zoll lange und $\frac{1}{8}$ Zoll dicke Stücke herausgeſägt, und an einem umlaufenden Schleifſteine, rundlicht oder oval gemacht. Der Länge nach wird ein Loch durchgebohrt, daß ein ſtarker Bindfaden, ein Drath oder ein dünner lederner Riemen durchgezogen werden kann. Daran werden ſie gereihet, und hieraus entſtehen die Stringe und Belte of Wampom.

Eine einfache Muſchelſchnur heißt, wie oben erwehnt worden, ein String oder Fathom of Wampom. Wenn aber etliche ſolche Muſchelreihen mit einem feinen Faden neben einander befeſtiget werden, ſo machen ſie einen Belt of Wampom aus, der wegen ſeiner Breite das Anſehen eines Gürtels hat. Die Belte beſtehen aus 4 bis 6 und mehr Reihen Muſchelſchnüren, ſind 3 bis 4 Finger breit, und etwa 3 Fuß lang, einige länger, andere kürzer. Es werden alſo 4, 8 bis 12 und mehrere Klafter Muſchelſchnüre dazu erfordert, nachdem die Länge und Breite der Belte es erheiſchet. Dieſe richtet ſich nach der Wichtigkeit der Sachen, zu deren Bekräftigung oder Erläuterung ſie übergeben werden, oder nach dem Anſehen und der Würde

der Perſonen, denen man ſie überreicht. Denn mit ſolchen Stringen und Belten of Wampom wird bey allen feyerlichen Verhandlungen der Indianer ſowol unter ſich, als mit den Europäern, auf beyden Seiten das, was vorgetragen wird, beſtätiget und gleichſam beſiegelt.

Ehedem brauchten ſie ſtatt eines Strings oder Belts auch wol den Flügel eines großen Vogels. Bey einigen Völkern, die weiter nach Weſten wohnen, iſt dieſes noch jezt gewöhnlich; wie man es bey etlichen Botſchaften geſehen hat, die von ſolchen Nationen an die Delawaren gelangten.

Bey dieſen aber, wie auch bey den Irokeſen, und den mit ihnen verbundenen Völkern ſieht man ſchon ſeit langer Zeit lauter ſchön und ſauber gemachte Stringe und Belte of Wampom.

Bey einem String kann viel geſagt und eine lange Rede gehalten werden. Hingegen bey einem Belt wird nur wenig geſagt, das aber allemal viel zu bedeuten hat, und oftmals einer Auslegung bedarf. Hat ein Sprecher in einer feyerlichen Verſammlung einen wichtigen Satz geſagt, ſo übergibt er eine einfache Muſchelſchnur und ſpricht: zur Beſtätigung meiner Worte gebe ich dieſen String of Wampom. Die Hauptſache in ſeiner Rede aber bekräftigt er allemal mit einem Belt of Wampom. Die Antwort, ſo darauf ertheilt wird, muß gleichfalls durch Stringe und Belte von eben der Größe und Anzahl beſtätiget werden.

Es iſt aber dabey weder die Farbe, noch die übrige Beſchaffenheit der Wampom gleichgültig, denn die muß ſich allemal auf das beziehen, was damit bekräftigt werden ſoll.

Diejenigen, die aus braunen oder violetten Wampom beſtehen, welche die Indianer ſchwarz nennen, geben allemal etwas hartes oder bedenkliches zu erkennen, ſo wie die wei-

weißen etwas angenehmes. Iſt alſo der String oder Belt dazu beſtimmt, eine ſcharfe Ermahnung oder einen nachdrücklichen Verweis zu bekräftigen, ſo werden blos ſchwarze Wampom dazu genommen. Soll eine Nation zum Kriege aufgefordert, oder ihr derſelbe angekündigt werden; ſo iſt der Belt ebenfalls ſchwarz, aber mit rother Farbe, die ſie die Blutfarbe nennen, beſtrichen, und in der Mitte deſſelben erſcheint mit weißen Wampom das Zeichen des Beils.

Die Indianerinnen verſtehen die Kunſt, die Belte aus den Wampom gleichſam zuſammen zu würken, und mit allerhand Figuren zu zieren, nachdem es ihre Beſtimmung erfordert. Denn auch die Figuren müſſen mit dem Inhalt des dabey gehaltenen Vortrags übereinſtimmend ſeyn. So wie ſie aber in einem ſchwarzen Belte weiße Figuren anbringen, ſo machen ſie auch dergleichen mit dunkelfarbigen Wampom in die weißen. In einem Friedensbelt wiſſen ſie die Wampom ſo geſchickt aufzureihen, daß z. B. die ſchwarzen zwey in einander geſchlagene Hände vorſtellen. Uebrigens iſt ein Friedensbelt ganz weiß, eine Klafter lang, und eine gute Hand breit. Um die Belte von einander unterſcheiden zu können, bringen ſie in jedem eine bedeutende Figur an.

Den Kriegsbelt ausgenommen, darf an keinem Belt oder String of Wampom etwas rothes geſehen werden. Müſſen ſie im Nothfall anſtatt eines weißen Belts einen ſchwarzen brauchen, ſo überſchmieren ſie ihn mit weißem Thon; und alsdann gilt er ſo viel, als ein weißer, wenn gleich das Braune durchſcheinet.

Dieſe Stringe und Belte of Wampom dienen den Indianern auch als Mittel, ſie an das weſentliche der Verträge zu erinnern, die ſie mit benachbarten Indianer-Stämmen, oder mit den weißen Leuten geſchloſſen haben, und

ſie beziehen ſich darauf, eben ſo wie wir auf ſchriftliche Urkunden. Sie ſind ihre Dokumente, die ihnen höchſt wichtig ſind, und daher von ihnen in eigene Verwahrung genommen und in einer Kiſte ſorgfältig aufgehoben werden. Zu gewiſſen Zeiten kommen ſie zuſammen, um dieſelben wieder durchzuſtudiren, und ſich die Begriffe zu erneuern, zu deren Ausdruck und Beſtätigung ſie beſtimmt ſind. Sie ſetzen ſich um die Kiſte herum, nehmen einen String und Belt nach dem andern heraus, und laſſen ihn im Kreiſe herumgehen, damit ein jeder ihn genau betrachten könne. Dabey wiederholen ſie die Worte, die bey der Uebergabe deſſelben geſprochen und damit verbunden worden. Dadurch machen ſie es möglich, daß ſie nach vielen Jahren alles noch genau wiſſen, was ſie verſprochen haben, und was ihnen iſt verſprochen worden. Da ſie die Gewohnheit haben, auch junge Knaben, die mit den vornehmſten Hauptleuten nahe verwandt ſind, dabey zuhören zu laſſen; ſo werden dieſe ſehr frühzeitig mit ihren Staatsſachen bekannt, und auf ſolche Weiſe wird der Inhalt ihrer Dokumente unter ihnen immer wieder erneuert und kann nicht leicht vergeſſen werden.

Wie vollkommen ihnen dieſe Mittel auch in andern Fällen dienen, eine Sache lang im Gedächtniß zu behalten, kann man aus folgendem Exempel ſehen. Ein Mann in Philadelphia hatte einem Indianer einen String of Wampom gegeben und dazu geſagt: "ich bin dein Freund, und „will dir dienen, wo ich kann." Nach vierzig Jahren brachte der Indianer den String wieder zu ihm, und ſagte: "Bruder! du haſt mir dieſen String of Wampom gegeben mit den Worten: " ich bin dein Freund, und will „dir dienen, wo ich kann." Jezt bin ich alt und ſchwach, „auch arm; thue nun, wie du geſagt haſt!" Und er thats.

Außer

Außer den jezt beſchriebenen Mitteln, das Andenken gewiſſer Sachen zu erhalten, haben die Indianer auch Heldenlieder, die von den Thaten ihrer braven Männer handeln. Die werden fleißig von ihnen geſungen, aber blos im Gedächtniß aufbewahrt. Einer lernt ſie vom andern, und wer eine Gabe zum Dichten hat, macht neue dazu, daher es ihnen an Geſängen nicht fehlt.

Zum Berechnen ihres Eigenthums und Vermögens haben ſie wenig Kenntniß der Rechenkunſt nöthig; doch ſind ſie damit nicht ganz unbekannt. Es gibt zwar auch Nationen in Nord-Amerika, die nur bis 10 oder 20 zählen können. Wollen dieſe eine größere Zahl angeben, ſo weiſen ſie auf das Haar ihres Hauptes, um anzuzeigen, daß die Menge der Dinge für ſie unausſprechlich groß ſey. Aber diejenigen Völker, die mit den Europäern Handlung treiben, haben es in der Kunſt zu zählen viel weiter gebracht. Die Cherokeeſen zählen ſchon bis 100. Die Irokeſen und Delawaren wiſſen ſich zwar in unſere Zahlenzeichen eben ſo wenig zu finden, als in unſere Buchſtaben; aber zählen können ſie doch bis in die Tauſende und Hunderttauſende. Sie zählen bis auf 10, und machen ein Kreuz; zählen wieder 10, und fahren ſo fort, bis ſie fertig ſind; alsdann nehmen ſie die Zehner zuſammen und machen daraus Hunderte, Tauſende und Hunderttauſende. Die Weibsleute pflegen beym Zählen auch ihre Finger zu Hülfe zu nehmen.

Diejenigen Indianer, die ſich in europäiſche Geldſorten finden können, haben es von den weißen Leuten gelernt, ſonderlich von den Engländern und Holländern. Sie geben der Münze auch ziemlich dieſelben Namen; z. B. ein engliſcher Pence heißt bey den Delawaren **Pennig**; ein holländiſcher Stüver **Stipel**, u. ſ. w. Wollen ſie nun eine Geldſumme genau anzeigen, ſo nehmen ſie Welſch-

korn, rechnen jedes Körnchen für einen Pence oder Stüver, und zählen ſo viel ab, als ſie brauchen, um holländiſche Gulden, oder engliſche Schillinge und Pfunde zu beſtimmen.

Die meiſten beſtimmen die Anzahl der Jahre nach Wintern, andere nach Sommern, oder Frühlingen, oder auch nach Herbſten. In dieſem Punkte haben ſie keine allgemeine Regel.

Wenn ſie ihr Alter über 30 Jahre gebracht haben, ſo wiſſen wenige mehr, wie alt ſie ſind. Manche beſtimmen daſſelbe durch irgend eine merkwürdige Begebenheit, etwa einen harten Winter, einen tiefen Schnee, einen Indianerkrieg, oder die Zeit, da Philadelphia oder Pittsburg gebaut wurde; z. B. als Pittsburg angelegt wurde, war ich 10 Jahr alt. Auch drücken ſie ſich manchmal ſo aus: Im Frühjahr, wenn man Zucker kocht, d. i. im Merz, oder wenn man pflanzt, d. i. im May, iſt der oder die ſo viel Jahre alt.

Von der Geographie haben ſie ſo wenig richtige Begriffe, als von andern Wiſſenſchaften. Einige denken, die Erde ſchwimme in der See, und eine ungeheuer große Schildkröte trage ſie auf ihrem Rücken. Landcharten können ſie einigermaßen verſtehen, und zeichnen wol auch ſelbſt dergleichen von bekannten Gegenden auf Birkenrinde ziemlich zuverläßig. Die Entfernung der Oerter berechnen ſie nicht nach Meilen, ſondern nach Tagereiſen, wovon jede 3 bis 4 Meilen beträgt. Sie theilen ſie zugleich ein in halbe und viertel Tagereiſen, und bemerken dieſes auf ihren Charten durch Zeichen mit möglichſter Genauigkeit. Wenn ſie Partheyen zum Kriege oder auf die Jagd ausſchicken, ſo können ſie denſelben in ihren Rathsverſammlungen ihren Weg, und wie viel Zeit ſie dazu brauchen, ziemlich genau anweiſen.

In den Wäldern, die doch manchmal 50 und mehr Meilen lang und breit ſind, verliert ſich der Indianer nicht leicht. Er iſt mit dem Laufe der Flüſſe und mit der Lage der Berge bekannt, und außerdem merkt er an den Aeſten und dem Mooſe der Bäume, wo Süden und Norden iſt. Gegen Süden ſind die Aeſte gemeiniglich ſtärker und die Bäume haben nach dieſer Himmelsgegend weniger Moos, als gegen Norden. Scheint ihm vollends die Sonne, ſo findet er ſich ohnehin gleich zurecht.

Ihre Grenzen beſtimmen ſie nach Bergen, Landſeen, Flüſſen, Bächen, und am liebſten in geraden Linien.

Unter den Sternen unterſcheiden ſie den Polarſtern, und richten ſich darnach, wenn ſie bey Nacht reiſen. Beym Niedergang der Sonne ſtellen ſie ſich vor, ſie gehe unters Waſſer. Wenn der Mond nicht ſcheinet, ſagen ſie, er ſey todt, und einige nennen die 3 letzten Tage des Mondenmonats die nackten Tage. Die erſte Erſcheinung des Mondes heißt bey ihnen das Wiederaufleben deſſelben. Bey einer Sonnen- oder Mondfinſterniß ſagen ſie, die Sonne oder der Mond liege in Ohnmacht.

Das Jahr theilen die Delawaren und Irokeſen in den Winter, Frühling, Sommer und Herbſt, und dieſe Jahrszeiten wieder in Monate. Allein ihre Rechnung iſt nicht ſehr genau; und in Anſehung der Zeit, da ſie das Jahr anfangen ſollen, ſind ſie nicht einerley Meynung. Die mehreſten fangen es im Frühjahr an, andere aber, wenn es ihnen ſonſt beliebt. Viele, die mit den Europäern bekannt ſind, fangen es nunmehro mit ihnen zugleich an.

Inzwiſchen ſind ſie doch darin einig, daß ein jeder Monat ſeinen beſondern Namen haben müſſe, der die Jahreszeit ausdrückt, in welche er fällt. Darum nennen ſie den Merz den Schäd-Monat, weil dieſe Gattung Fiſche um

dieſe Zeit die Reviere und Flüſſe in großer Menge hinaufgeht. Der April heißt Pflanzmonat, weil zu Ende deſſelben, und an manchen Orten ſchon in der Mitte Welſchkorn gepflanzt werden kann. Der May heißt der Monat, da das Welſchkorn gehackt wird. Der Junius der Monat, da die Hirſche roth werden. Der Julius der Monat, da das Welſchkorn gehäuffelt wird, ſo wie der Auguſt der Monat, da das Welſchkorn in der Milch iſt. Der September wird der erſte Herbſtmonat, und der October der Erntemonat genennet. Der November iſt der Jagdmonat, weil ſie da die meiſten Hirſchböcke ſchießen, und der December der Monat, da die Hirſchböcke ihre Hörner abwerfen. Den Januar nennen ſie den Monat der Eichhörnchen, weil da die Grund- oder Erdeichhörnchen aus ihren Löchern kommen; und den Februar Froſchmonat, weil die Fröſche zuweilen ſchon um dieſe Zeit ſich wieder hören laſſen.

Von der Eintheilung der Zeit in Wochen wiſſen ſie nichts, ſie rechnen auch nicht nach Tagen, ſondern nach Nächten. Anſtatt zu ſagen, ſo viel Tage war ich unterwegens, ſpricht der Indianer: ſo viel Nächte war ich auf der Reiſe. Iſt er aber keine Nacht ausgeblieben, ſo ſagt er: ich war eine Tagereiſe abweſend. Halbe Tage beſtimmen ſie, indem ſie auf die Stelle am Himmel weiſen, wo die Sonne zu Mittage ſteht, und viertel Tage durch den Auf- und Niedergang der Sonne. Dieſes aber deutlich auszudrücken, bedienen ſie ſich ſolcher Zeichen, woraus man ihren Sinn genugſam erkennen kann. Ueberhaupt iſt ihnen der Stand der Sonne, was uns die Uhren ſind. Daher ſpricht der Indianer: ich will heute zu dir kommen, wenn die Sonne da und da ſtehet. Auch dient ihnen manchmal das Korn zu einem Mittel, die Zeit zu beſtimmen. Ich will, heißt es, wiederkommen, wenn das

Korn ſo und ſo hoch iſt; oder: ich will das und das thun, wenn das Korn blühet, oder reif iſt.

Von den Urſachen der Naturbegebenheiten wiſſen ſie nichts; haben auch kein Verlangen, ſich darüber belehren zu laſſen. Den Donner halten die mehreſten für einen Geiſt, der in den Bergen wohnt, und manchmal ausgeht, um ſich hören zu laſſen. Andere ſchreiben ihn einem großen welſchen Hahne im Himmel zu, andere dem Zorne der böſen Geiſter.

So wenig Einſicht die Indianer in **Wiſſenſchaften** haben, und ſo gering ihre Neigung dazu iſt, eben ſo wenig bekümmern ſie ſich um Produkte der **Kunſt**. Sie ſehen dergleichen gern, aber fragen nicht, wie ſie gemacht werden, oder wozu ſie nützlich ſind. Wenn man ihnen aber von einem Manne erzählt, der ſehr ſchnell laufen kann, der auf der Jagd beſonders geſchickt iſt, der den Bogen mit Leichtigkeit ſpannen und das Ziel richtig treffen kann, der ein Boot fertig zu regieren weiß, der den Krieg vorzüglich gut verſteht, der die Lage ſeines Landes kennt, und durch einen unermeßlichen Wald ſeinen Weg ohne Führer finden und dabey von wenig Nahrungsmitteln leben kann; ſo hören ſie ſolches mit großer Aufmerkſamkeit an, und wiſſen nicht, wie ſie die Kunſt und Geſchicklichkeit eines ſolchen Menſchen genug erheben ſollen.

Alle künſtliche Arbeiten, für die ſie Achtung haben ſollen, müſſen ſich auf die Jagd und Fiſcherey, oder auf den Krieg, beziehen. So etwas reizt aber auch ihre Wißbegierde ungemein. Gleich wollen ſie es nachmachen, und mancher Indianer, der nie geſehen hat, wie dergleichen verfertigt wird, verſucht es doch, läßt ſich keine Mühe verdrießen, und keine Zeit gereuen, die er darauf verwendet; wenn er nur ſeinen Zweck erreicht. So gibt es z. B. unter den Delawaren und Irokeſen jezt ſchon verſchiedene,

die aus Flintenröhren recht nett und ſauber gezogene Läufte oder Büchſen machen, dieſelben auch repariren können, daher der Gebrauch derſelben unter dieſen Nationen bereits ziemlich allgemein geworden iſt. Auch bey den Schawanoſen ſieht man deren ſchon viele. Hingegen ſind ſie unter den Völkern, die weiter ins Land hinein wohnen, und keine Gelegenheit haben, dergleichen Arbeit zu ſehn, noch ſehr rar; die meiſten haben nur ſchlechte Flinten.

Die leichten Boote der Indianer, die man gemeiniglich Kanoes nennt, muß man unter ihre größeſten Kunſtſtücke rechnen. Die beſten werden aus Birkenrinde und dünnen hölzernen Knien gemacht, die durch andre der Länge nach gelegte Hölzer, die nöthige Feſtigkeit bekommen. Die Rinde wird mit feinen Wurzeln zuſammen geneht, an den Fugen mit Holzſplittern belegt und mit Harz verküttet. Die Sitzplätze ſind eben ſo, wie in den europäiſchen Kähnen angebracht. Sie machen Kanoes, worin 20 Ruderer ſitzen können. Ein ſolches Fahrzeug iſt ſo leicht, daß es, von 1, 2 bis 4 Mann bequem kann fortgetragen werden. In ein Boot, welches 2 Indianer zu tragen im Stande ſind, ſoll man auf 2000 Pfund laden können. Dieſe leichten Kähne ſind den Indianern und den Europäern zum Handel in dortigen Gegenden ſehr dienlich, weil man oft wegen der Waſſerfälle ausladen, und die Waaren nebſt dem Kahne über Land eine große Strecke fortſchleppen muß, ehe man wieder zu Waſſer weiter kommen kann. Behutſamkeit aber iſt bey deren Gebrauch ſehr nöthig, daß man damit nicht umſchlage, oder an eine Sandbank oder einen Stein anfahre. Durch letzteres entſteht ſogleich eine Oeffnung, die nicht leicht wieder zugemacht werden kann. Doch hiervon ein mehreres bey Gelegenheit der indianiſchen Fiſcherey.

Uebri-

Uebrigens kommt die faſt durchgängige Gleichgültigkeit der Indianer gegen alles, was künſtlich iſt, daher, daß ſie zu ihren Bedürfniſſen der Hülfe der Kunſt ſehr wenig nöthig haben.

Dritter Abſchnitt.

Religionsgebräuche und Aberglaube der wilden Indianer.

Es iſt im voraus zu erinnern, daß die Religionserkenntniſſe dieſer Völker hier ſo beſchrieben werden, wie ſie dermalen ſind. Da die Europäer ſchon ſo lang in ihrer Nähe und zum Theil unter ihnen wohnen, ſo iſt nicht ohne Grund zu vermuthen, daß die gegenwärtigen Religionskenntniſſe der Indianer von ihren ehemaligen etwas verſchieden ſind.

Daß die Indianer, von welchen ich rede, eine Art von Religion und gottesdienſtliche Gebräuche haben, iſt nicht zu leugnen: nur iſt ihr Religionsweſen voll Widerſpruch, und ohne Zuſammenhang.

Durchgängig glauben ſie, daß ein Gott, oder, wie ſie ſagen, ein großer guter Geiſt iſt, der Himmel und Erde, die Menſchen und alle übrige Dinge geſchaffen hat. Denn daß ein Gott ſey, iſt ihnen, nach Röm. 1, 19. 20. wie allen andern Heiden, offenbar, und dieſe große Wahrheit wird unter ihnen, theils durch Ueberlieferung, theils durch eigenes Nachdenken, erhalten.

Gott ſtellen ſie ſich als den Allmächtigen vor, der ſo viel Gutes thun kann, als Er will; zweifeln auch nicht, daß Er gegen die Menſchen gnädig und gütig geſinnt ſey, weil Er allen Früchten Kraft zum wachſen, Regen und Sonnenſchein gibt, und den Menſchen Fiſche und Wild zur

Nah-

Nahrung zukommen läßt. Dabey ſind ſie der Meynung, Gott habe das Wild und die Fiſche vorzüglich für ſie, und nicht für die weißen Leute geſchaffen. Ihnen habe er die Jagd und Fiſcherey, den weißen Leuten aber die Arbeit ihrer Hände zur Lebensart beſtimmt. Sie ſind auch durchgehends überzeugt, es ſey Gottes Wille, daß ſie das Gute thun, und das Böſe laſſen ſollen.

Außer Gott haben ſie von jeher gute und böſe Geiſter geglaubt und ſie für Untergottheiten gehalten. Aus den Erzählungen der älteſten Leute erhellet, daß ſie ſchon vor Zeiten einander, — ſonderlich in Rückſicht auf Krieg und Frieden, — ermahnt haben, nicht den böſen, ſondern den guten Geiſtern Gehör zu geben, weil dieſe immer zum Frieden rathen. Den Begriff vom Teufel, dem Fürſten der Finſterniß, haben ſie erſt in neuern Zeiten durch die Europäer bekommen. Sie halten ihn für einen ſehr mächtigen Geiſt, der nur Böſes thun könne, daher ſie ihn den Böſen nennen. Sie glauben alſo einen großen guten, und einen großen böſen Geiſt; und ſchreibeu jenem alles Gute, dieſem alles Böſe zu.

Seit ungefähr 30 Jahren iſt in den Religionsbegriffen der Indianer eine merkliche Veränderung vorgegangen. Aus ihrer eigenen Nation ſtanden Prediger auf, welche vorgaben, daß ſie Offenbarungen gehabt, Reiſen in den Himmel gethan, und mit Gott geſprochen hätten. Sie beſchrieben ihre Reiſen nach dem Himmel zwar verſchieden; aber alle kamen darin überein, daß man nicht ohne große Gefahr dahin gelangen könne. Denn der Weg gehe nahe an der Pforte der Hölle vorbey. Da laure der Teufel, und greife nach denen, die zu Gott gehen wollten. Diejenigen nun, welche durch dieſe gefährliche Stelle glücklich durchgekommen, wären erſtlich zum Sohne Gottes, und von ihm zu Gott ſelbſt gelangt, von dem ſie, nach ihrem

Vor=

Vorgeben, Befehl empfangen hätten, die Indianer von dem Weg zum Himmel zu unterrichten. Durch ſie lernten dann die Indianer, daß der Himmel die Wohnung Gottes, die Hölle aber die Wohnung des Böſen ſey.

Einige dieſer Prediger erreichten die Wohnung Gottes zwar nicht, aber ſie gaben doch vor, ſo nahe geweſen zu ſeyn, daß ſie die Hähne des Himmels krähen gehört, oder den Rauch der himmliſchen Schornſteine aufſteigen geſehen hätten.

Andere Lehrer ihrer Nation widerſprachen dieſen Predigern, und behaupteten, man wiſſe von keiner eigentlichen Wohnung Gottes, aber wol von einem Lande der guten Geiſter, welches ſich über dem blauen Himmel befinde. Dieſer ſey wie eine Scheidewand zwiſchen der Behauſung der Geiſter und der Wohnung der Menſchen. Auf einem gewiſſen ſehr hohen Felſen aber, über welchem ſich der Himmel mit einem gewaltigen Getöſe auf und nieder bewege, ſey es allerdings möglich in das Land der Geiſter zu kommen. Zween groſſe Kriegsmänner hätten vor Zeiten den Weg dahin glücklich gemacht, aber bey ihrer Zurückkunft nichts von alle dem erzählt, was ſie da geſehen und gehört hatten.

Aber auch dieſe Lehrer fanden ihre Gegner, welche über die Lage des Landes der guten Geiſter, und den Weg dahin eine andere Meynung hatten. Sie beriefen ſich auf das Zeugniß einiger Indianer, welche ein paar Tage todt und inzwiſchen an dem guten Orte geweſen wären, hernach aber, als ſie wieder lebendig worden, erzählt hätten, das Geiſterland liege im Himmel nach Süden, und der lichte Streiffen des Himmels, den wir die Milchſtraße nennen, ſey der Weg dahin. Da ſey eine herrliche Stadt, deren Einwohner alles erſinnliche Gute im Ueberfluß hätten.

Jene

Jene Prediger, die bey Gott geweſen zu ſeyn vorgaben, zeichneten auf einer Hirſchhaut zween Wege, die zum Himmel führten, den einen für die Indianer, den andern für die weißen Leute. Letzterer, ſagten ſie, ſey Anfangs weit umgegangen, der Weg der Indianer hingegen viel näher geweſen; nun aber hätten die weißen Leute ihnen den Weg verſperrt, ſo daß ſie jezt einen weiten Umweg nehmen müßten, um zu Gott zu kommen. Dabey ſtellten ſie mit Farben ſowol die Wohnung Gottes, als auch die Hölle vor. Auf eben der Hirſchhaut mahlten ſie auch das Bild einer Wage, den betrüglichen Handel der weißen Leute mit den Indianern vorzuſtellen. Dieſes Gemählde war gleichſam ihr Lehrbuch, welches ſie beym predigen vor ſich ausbreiteten und ihren Zuhörern jeden Strich und jede Figur erklärten. Daß ſie dabey die Abſicht hatten, die Indianer gegen die weißen Leute einzunehmen, iſt leicht einzuſehen.

In ihrem Begriff vom Menſchen unterſcheiden ſie den Leib von der Seele, die ſie für ein geiſtiges unſterbliches Weſen halten. Ihr Begriff von der Natur eines Geiſtes hindert ſie nicht, ſich alle gute Geiſter unter menſchlicher Geſtalt vorzuſtellen. Nur daß ſie an Schönheit und Vollkommenheit die Geſtalt ſelbſt der Indianer, die ſonſt nach ihren Gedanken die ſchönſte unter Menſchen iſt, übertrifft.

Daß ſie die Seele für unſterblich halten, vielleicht auch eine Auferſtehung des Leibes vermuthen, geben ſie nicht undeutlich zu erkennen, wenn ſie ſagen: Wir Indianer können nicht für immer ſterben. Geht ja doch das Welſchkorn, wenn es unter die Erde kommt, wieder auf, und wird lebendig. Viele glauben die Wanderung der Seelen, ſo wie ſie ſich einbilden, daß ſie vor ihrer Geburt bey Gott geweſen, und von ihm herabgekommen ſeyn, auch wol,

daß

daß ſie ſchon einmal in der Welt gelebt hätten, und jezt ihren zweyten Lebenslauf machten.

Sie ſtellen ſich vor, wenn die Seele einige Zeit bey Gott geweſen ſey, ſo werde es ihrem Belieben überlaſſen, ob ſie in die Welt zurückkehren, und aufs neue geboren werden will. Doch die mehreſten Indianer denken ſo weit nicht. Sie bleiben bey dem Glauben ihrer Voreltern, daß alle Indianer, die ein gutes Leben führen, nach ihrem Tode an einen guten Ort kommen, wo ſie es viel beſſer haben, als hier, im größten Ueberfluß leben, tanzen und fröhlich ſeyn können. Daß hingegen alle, die hier ſchlecht gelebt haben, ohne beſtimmten Wohnort unſtät herumſchwärmen, mißvergnügt und traurig ſeyn müſſen.

Aber auch die beſte Vorſtellung von dem glücklichen Zuſtand der guten Indianer nach dieſem Leben, iſt nicht vermögend den Abſcheu vor dem Tode bey ihnen zu vertreiben. Sie denken nicht gern ans Sterben; gleichwol können ſie dem Gedanken nicht immer ausweichen, und dann überfällt ſie Angſt und Schrecken. Sonderlich bey Donnerwettern regt ſich bey ihnen dieſe Todesfurcht ſehr lebhaft. Sie mag auch wol die wirkſamſte Triebfeder zu ihrem Gottesdienſt ſeyn, und die vornehmſte Urſach des Eingangs, den ihre Prediger mit ihrer Sittenlehre eine Zeitlang bey ihnen fanden.

Dieſe Sittenlehre war für Indianer ſtreng genug; denn einige ihrer Lehrer machten die Enthaltung von Hurerey, Ehebruch, Mord, Diebſtahl, und überhaupt ein gutes und tugendhaftes Leben zur unabänderlichen Bedingung für alle, die an den Ort der guten Geiſter kommen, und Antheil an ihrem Ueberfluß und an ihren Luſtbarkeiten haben wollten. Zu dem Ende müßten ſie ſich von Sünden durchaus reinigen, wozu ihnen ein Brechmittel, das ſie ihnen gaben, behülflich ſeyn ſollte.

Viele Indianer befolgten dieſe Lehre treulich, und brachen ſich ſo lang, daß ſie dem Tode nahe waren. Denn ſie mußten viele Tage lang dabey faſten und durften nichts als Arzney zu ſich nehmen. Die wenigſten aber konnten ſich entſchließen, die lange und ſchwere Kur bis ans Ende auszuführen.

Andere Prediger hingegen hielten die Reinigung von der Sünde durch Prügel für zuverläßiger. Es war nach ihrer Anweiſung nöthig, ſich von der Fußſohle bis an den Hals mit 12 verſchiedenen Stöcken prügeln zu laſſen, um die Sünde zum Halſe hinaus zu jagen. Auch dieſen fehlte es nicht an gelehrigen Schülern. Aber niemand wird ſich darüber wundern, wenn ſie durch dergleichen Kuren nicht gebeſſert, ſondern ſchlechter wurden, als ſie vorher waren.

Unter dieſen Lehrern gingen einige ſo weit, daß ſie ſich mit Gott in eine Klaſſe ſetzten. Sie behaupteten, das Leben und Beſtehen der Indianer hange von ihnen ab, und forderten daher von ihnen unweigerlichen pünktlichen Gehorſam. Sie ſetzten ſich dadurch bey ihren Anhängern in das größte Anſehen, und erhielten viele Geſchenke. Selbſt einige der verſtändigſten und angeſehenſten Indianer gaben ihnen Beyfall, und befolgten ihre ſtrengen Vorſchriften, ob ſie gleich Gefahr liefen, ihre Geſundheit, ja ihr Leben dabey einzubüßen.

Allein der Wandel und das Betragen dieſer Sittenlehrer ſtimmte mit ihren Ermahnungen zu einem guten und tugendhaften Leben gar nicht überein. Unter andern ſchlechten Sachen führten ſie die Vielweiberey öffentlich ein, und ſie hatten bey ihren Predigten mehrere ihrer Weiber um ſich herum ſitzen, und machten ſich ſo gar ein Verdienſt daraus, indem ſie vorgaben, ſie, als mit Gott beſonders bekannte Männer, hätten dieſe arme und unwiſſende

Weiber nur genommen, um ſie auf den Weg zu Gott zu bringen, und der ewigen Glückſeligkeit fähig zu machen.

Dieſes gefiel den Zuhörern beſſer, als ihre übrige Lehre, und man hat bemerkt, daß ſeit der Zeit die Kebsweiberey, Hurerey, Ehebruch und dergleichen Laſter viel allgemeiner unter den Indianern worden ſind. Nun fingen die jungen Leute an, den Rath der Alten zu verachten, und bemühten ſich nur um die Gunſt der Prediger, deren Anhang ſehr groß wurde. Dieſe brauchten aber die Vorſicht, nie lange an einem Orte zu bleiben; damit ihre Betrügerey nicht offenbar würde.

So verſchieden die Lehre dieſer indianiſchen Prediger war, ſo waren ſie doch darin eins, daß die böſen Indianer, die nicht nach ihrer Vorſchrift lebten, in das Land der guten Geiſter nicht kommen würden. Vielmehr müßten ſie ſich in einiger Entfernung davon aufhalten, könnten wol ſehen, wie luſtig die guten Indianer da wären, ſie aber dürften nicht dahin kommen, bekämen auch nichts anders als Giftholz und Giftwurzeln zu eſſen, ſtürben beſtändig eines bittern Todes, und könnten doch nie ganz ſterben. Niemalen aber drohten ſie ihren Zuhörern mit der Hölle und dem Teufel; ja verſchiedene unter ihnen verſicherten, daß die Indianer, wenn ſie auch in der Welt ſchlecht gelebt hätten, doch nicht zum Teufel kämen. Der ſey nur für die böſen weißen Leute da. Er halte ſich auch gar nicht unter den Indianern auf, ſondern lediglich unter den weißen Leuten. Daß dieſe Lehre bey dem armen Volke viel Beyfall fand, iſt leicht zu erachten.

Das Anſehen dieſer ſo genannten Prediger währte aber nur ſo lang, bis ſie unvorſichtig genug waren, denen, die ihnen glauben und ſich nach ihrer Vorſchrift richten würden, Glück auf der Jagd und in allen ihren Unternehmungen, das Vermögen über Waſſer wie über Land zu gehen,

und, wenn ſie auch nur wenig pflanzten, doch eine reiche Ernte zu verſprechen. Was konnte den Beyfall des trägen Indianers leichter erhalten, als dergleichen Verheißungen? Aber da ihre Leichtgläubigkeit durch Hungersnoth geſtraft wurde, fiel das Anſehen ihrer Lügenpropheten ſo ſchnell, daß ſie nicht Zeit hatten, durch eine neue Liſt dieſem Stoße auszuweichen.

Ob es gleich, nach den neueſten Berichten, immer noch einige Indianer gibt, die ſich ihren Landsleuten als Prediger aufzudringen ſuchen, ſo iſt doch nicht zu vermuthen, daß ſie jemals ein ſo großes allgemeines Anſehen erlangen werden, als ihre Vorgänger vor 20 und 30 Jahren hatten. Inzwiſchen iſt der Schade, den jene angerichtet haben, ſehr groß, denn die Köpfe der Indianer ſind noch voll von ihrer Lehre.

Auch Opfer gehören zur Religion der Indianer. Ihre Abſicht iſt, Gott, und die übrigen guten Geiſter zu verſöhnen. Sie ſind von den älteſten Zeiten unter ihnen gewöhnlich, und ihnen ſo wichtig und heilig, daß ſie glauben, ſie würden ſich ſelbſt und ihrer ganzen Freundſchaft unfehlbar allerley Krankheiten, Unglück und ſelbſt den Tod und Untergang zuziehen, wenn ſie die Opfer unterließen, oder ſie nur nachläßig, und nicht zur rechten Zeit verrichteten. Eigentliche Opferprieſter und Tempel haben ſie nicht. Bey großen Opfern, woran viele Theil haben, vertreten die älteſten Männer die Stelle der Prieſter; bey kleinern thuts derjenige, der das Opfer gibt. Zu großen Opfern wird ein großes und geräumiges Wohnhaus zubereitet.

Eigentliche Vielgötterey und groben Götzendienſt haben unſre Miſſionarien unter den Indianern nicht geſunden. Inzwiſchen haben ſie doch etwas, das man für ein Götzenbild halten kann. Das iſt ihr **Manitto**, ein von Holz geſchnitzter Menſchenkopf, welchen ſie im Kleinen entweder

am Halſe oder in einem Beutel immer bey ſich tragen; auch ihren Kindern anhängen, um ſie vor Krankheiten zu bewahren, und ihnen Glück zu verſchaffen. Bey ihren Opfern wird ein ſolches Bild, in der natürlichen Größe eines Menſchenkopfs, an einen Pfoſten mitten im Hauſe befeſtigt.

Sie verſtehen aber unter dem Namen Manitto auch andere Dinge, denen ſie opfern, ſonderlich alle gute Geiſter.

Sie halten auch die Elemente, faſt alle Thiere, und ſelbſt einige Gewächſe für beſondere Geiſter, deren einer immer größer und mächtiger iſt, als der andere.

Dem Haſen opfern ſie, weil der Stammvater der Indianer den Namen dieſes Thiers gehabt haben ſoll.

Dem Welſchkorn wird Bärenfleiſch, hingegen den Hirſchen und Bären Welſchkorn geopfert, den Fiſchen aber kleine Brödchen, die wie Fiſche geformt ſind, und dergleichen mehr. Sie wollen aber durchaus nicht zugeben, daß ſie die guten Geiſter, an und für ſich, anbeten und ihnen opfern, ſondern behaupten, daß ſie in denſelben eigentlich Gott verehren. Gott wolle nicht, daß ſie Ihm unmittelbar opfern, und Ihn anbeten ſollen. Dieſen Seinen Willen habe Er ihnen durch Träume geoffenbart, und ſie zugleich angewieſen, welche Geſchöpfe ſie für Manittos zu halten, und wie ſie denſelben zu opfern hätten.

Die Manittos ſind die Schutzgeiſter der Indianer. Jeder hat einen oder mehrere, von welchen er glaubt, daß ſie ihm ganz eigentlich zugegeben worden, ihm zu helfen und ihn glücklich zu machen. Der eine hat im Traum die Sonne zu ſeinem Schutzgeiſte bekommen, der andere den Mond, der dritte die Eule, der vierte den Büffel; u. ſ. w. Ein Indianer, der keinen Schutzgeiſt im Traum bekommen hat, iſt muthlos und ſieht ſich als verlaſſen an. Wer aber

einen hat, der iſt ſtolz darauf, und hält ſich für ſtark und mächtig.

Unter den Opferfeſten der Indianer zeichnen ſich 5 beſonders aus, deren jedes mit eigenen Ceremonien begangen wird. Ich will ſie ſo, wie ſie bey den Delawaren ſtatt haben, anzeigen.

Das erſte Opferfeſt wird in einer Familie oder Freundſchaft alle 2 Jahre einmal, gemeiniglich im Herbſt, ſelten im Winter, begangen. Außer den eigentlichen Verwandten oder Freunden werden auch andere, ſelbſt Einwohner benachbarter Dörfer dazu eingeladen. Weil nun der Freundſchaften ſo viele ſind, ſo haben doch alle Indianer Gelegenheit, jährlich etlichemal zu dieſem Opfer zu kommen. Dem Oberhaupt der Freundſchaft kommt es zu, alles dazu gehörige zu beſorgen. Er macht einen Ueberſchlag, wie viel Hirſche oder Bären dazu erforderlich ſind, und ſchickt die junge Mannſchaft aus, ſie zu ſchießen. Haben dieſe die volle Anzahl erlegt, ſo ziehen ſie feyerlich ins Dorf ein, und liefern das Fleiſch ins Opferhaus. Die Weibsleute haben derweilen Holz zum Kochen und Braten herbeygeſchafft, und dürres langes Gras, zur Streu, worauf die Geladenen ſitzen oder liegen. Sobald die Gäſte verſammlet ſind, wird das gekochte Fleiſch in großen Keſſeln nebſt Welſchkornbrod aufgetragen, und durch die Diener ausgetheilt. Es iſt Geſetz, daß alles, was zum Opfer beſtimmt iſt, von den Gäſten rein aufgezehrt werde. Nur von dem Fette gießen einige der älteſten Männer etwas ins Feuer, und hierin beſteht eigentlich das Opfer. Die Knochen werden verbrannt, damit nicht die Hunde etwas davon erhaſchen mögen. Nach der Mahlzeit wird von den Männern und Weibern ganz ſittſam getanzt. Dabey läßt ſich nur ein Sänger hören, der zugleich mit einer kleinen Schildkrötenſchaale, worin kleine Steine ſind, hin und

her

her geht und raſſelt. Gewiſſe Träume machen den Inhalt ſeines Geſangs, wobey er zugleich aller ihrer Manitos, und aller der Dinge, die ihnen auf irgend eine Weiſe nützlich ſind, Erwähnung thut.

Hat er ſich müde geſungen, ſo ſetzt er ſich wieder zu Tiſche, und der Geſang wird durch einen andern fortgeſetzt. Dieſes Opferfeſt währt 3, auch wol 4 Nächte, fängt Nachmittags an, und dauert die Nacht hindurch bis an den Morgen.

Das zweyte Opferfeſt unterſcheidet ſich von dem erſten blos dadurch, daß nur die Mannsleute faſt nackt dabey tanzen, und vom Kopf bis zum Fuße mit weißem Thon beſtrichen ſind. Bey ihrem dritten Opferfeſte werden nach der Mahlzeit 10 oder mehr gegerbte Hirſchhäute an alte Männer oder Weiber verſchenkt, welche in dieſe Häute gehüllt, draußen vor dem Haus, mit dem Angeſicht gegen den Aufgang der Sonne, Gott überlaut bitten, daß Er ihre Wohlthäter ſegnen wolle.

Das vierte Opferfeſt wird einem gewiſſen Freßgeiſte zu Ehren gehalten, der nach ihrer Meynung nicht ſatt werden kann. Hier müſſen die Gäſte das zubereitete Bärenfleiſch rein aufeſſen, und das Fett wie Waſſer trinken. Ueberladen des Magens und Erbrechen iſt dabey nicht ungewöhnlich.

Das fünfte Opferfeſt wird zur Ehre des Feuers angeſtellt, als welches der Großvater aller Indianer-Nationen ſeyn ſoll. Sie geben ihm noch 12 Manittos zu, die theils thieriſche Geſchöpfe, theils Gewächſe ſind. Bey dieſer Feyerlichkeit iſt die Hauptſache, daß ein Ofen im Opferhauſe gebaut wird, wozu ſie 12 Stangen nehmen, deren jede von einer beſondern Holzart ſeyn muß. Dieſe werden in die Erde geſteckt, oben zuſammen verbunden und mit wollenen Decken rings herum dichte zugedeckt, welches

dann einem Backofen nicht unähnlich ſieht. Ein Mann kann zur Noth in demſelben ſtehen und gehen. Erſt wird eine Mahlzeit gehalten, und denn der Ofen mit 12 glühend heißen großen Steinen geheitzt. Darauf kriechen 12 Männer hinein, und bleiben ſo lang darin, als ſie es nur aushalten können. Unterdeſſen werden von einem alten dazu erwählten Manne 12 Pfeiffen Taback nach einander auf die glühenden Steine geſchüttet, welches in dem engen Behältniß einen gewaltigen Dampf verurſacht. Dieſer Taback iſt das eigentliche Opfer, das dem Feuer gebracht wird. Wenn die 12 Männer aus dem Ofen wieder herauskommen, ſo liegen ſie gemeiniglich eine Weile, wie in Ohnmacht. Bey dieſem Feſte wird auch die Haut eines großen Hirſchbocks, dran der Kopf mit dem Geweih noch ſitzt, an einem Pfahle aufgehangen. Vor dieſen ſtellen ſie ſich hin, und halten ihre Andacht mit Gebet und Geſang. Doch wollen ſie nicht dafür angeſehen ſeyn, daß ſie einen Hirſchbock anbeten. Nur Gott, ſagen ſie, wird darunter verehrt.

Für die jungen Leute werden bey dieſen Feſten eine Menge Wampoms auf die Erde geſchüttet, dabey jeder eifrig bemüht iſt, die meiſten zu erhaſchen und dadurch ſeine Geſchicklichkeit zu zeigen. Zu ſolchen Feſten werden niemals weniger als 4 Diener beſtellt, welche, ſo lang das Feſt währt, Tag und Nacht alle Hände voll zu thun haben. Zur Belohnung bekommt jeder eine Klafter Wampom, und über dieß die Freyheit, die beſten Eßwaaren, als Zucker, Eyer, Butter, Heidelbeeren, u. d. g. zu bereiten, und ſie mit Vortheil an die Gäſte und Zuſchauer zu verkaufen. Den Schluß eines jeden Feſtes macht ein allgemeines Saufen.

Außer dieſen großen Opferfeſten haben ſie noch mehrere kleine. Zu Privatopfermahlzeiten werden Gäſte gela-

geladen, die nicht zur Freundſchaft gehören. Dieſe allein müſſen die Mahlzeit verzehren, da der Wirth und ſeine Angehörigen nichts davon genießen.

Einem beſondern gottesdienſtlichen Feſte wohnten einmal zween unſrer Miſſionarien, die aber die Sprache der Indianer nicht verſtanden, als Zuſchauer, in einer ihnen angewieſenen Ecke des Hauſes, bey. Mitten im Hauſe war ein Haufen Welſchkorn in Kolben, der mit gekochten Stücken Hirſchfleiſch an hölzernen Spießen beſteckt war. Die Gäſte ſaßen in Familien abgetheilt reihenweiſe auf Bärenhäuten ſehr ſtille. Vier Mannsperſonen gingen ſodann vors Haus hinaus, und verführten mit einem heulenden Tone ein klägliches aber kurzes Geſchrey. Sobald ſie wieder hereintraten, ſtimmte die ganze Geſellſchaft, die wol aus hundert Perſonen beſtand, einen kurzen Geſang an. Darauf ſtand ein alter Greis auf, und ſetzte ſich mitten im Hauſe zum Feuer, wo er von einer Frau mit fließendem Bärenfett geſalbt wurde. Erſt goß ſie aus einer Flaſche viel Fett auf ſein Haupt, und ſalbte nachher auch ſeine Bruſt, Schultern und Arme, wobey eine große Stille war. Nun fing der Alte an, Ausſprüche in ganz kurzen Sätzen zu thun, die mit großer Aufmerkſamkeit angehört wurden. Darauf ſetzte er ſich wieder an ſeinen Ort, und die ganze Verſammlung fing abermal an zu ſingen. Nach dieſem wurden durch Grashalmen, davon ſich jeder Gaſt einen zog, 6 Diener ausgemacht, die ſich gleich hinter den Kornhaufen ſtellten, und nach einem von dem alten Manne gegebenen Zeichen die Spieße mit Fleiſch unter die Familien verhältnißmäßig austheilten. Als dieſes verzehret war, wurde wieder geſungen. Und nun wurden durch ein abermaliges Zeichen des Alten, die Kornkolben von den Dienern den Gäſten ſehr ſchnell zu geworfen. Dabey ging es ſehr geräuſchig und fröhlich zu. Denn jeder bemühte

ſich, die meiſten zu erhaſchen. Das Verbrennen der Knochen machte den Beſchluß.

Bisweilen opfert der Indianer, wenn er auf der Jagd iſt, in der Stille ganz allein für ſich, damit er glücklich ſeyn möge. Er zertheilt etwa einen Hirſch in kleine Stücke, und wirft ſie auf dem Boden herum zur Speiſe für die Vögel, denen er in einer kleinen Entfernung ruhig zuſieht, wie ſie das Fleiſch verzehren. Hört der indianiſche Jäger in der Nacht eine Eule ſchreyen, ſo ſtreut er gleich Taback ins Feuer, murmelt etwas dazu, und verſpricht ſich auf den folgenden Tag eine glückliche Jagd.

Den Seelen der Verſtorbenen opfern ſie, wenn ſie denken, daß ſie beleidigt worden, entweder Speis- oder Trankopfer. Zu einem Speisopfer muß ein Schwein geſchlachtet oder ein Bär geſchoſſen werden, davon eine Mahlzeit bereitet wird. Gäſte werden dazu nach Belieben eingeladen, und die Mahlzeit im Finſtern gehalten. Licht oder Feuer darf nicht dabey ſeyn. Beym Anfang der Mahlzeit legt einer von den Alten den Seelen einen Theil der Speiſe vor, ſpricht mit ihnen, und bittet ſie, wieder zufrieden zu ſeyn. Darauf verſichert er die Anweſenden, daß die Seelen nun verſöhnet ſind. Zu einem Trankopfer wird Rum, d. i. ein weſtindiſcher aus Zucker gemachter Branntewein, nothwendig erfordert. Ehe getrunken wird, gehen die Gäſte auf den Begräbnißplatz, gießen etwas Rum auf die Gräber, und ein alter Mann ſpricht dabey mit den Seelen, eben ſo, wie beym Speisopfer. Dann muß der Branntewein bis auf den letzten Tropfen ausgetrunken werden.

Eine Frau, deren Kind in der Fremde geſtorben iſt, geht, wo möglich, jährlich einmal in Geſellſchaft einer andern dahin, und opfert auf dem Grabe ihres Kindes ein Trankopfer.

Der-

Dergleichen Opfer ſind aber auch in andern Fällen unter ihnen ſehr gewöhnlich. Es darf jemand nur Zahn- oder Kopfweh haben, ſo heißt es gleich: Die Geiſter ſind unzufrieden und wollen verſöhnt ſeyn. Carver erzählt, daß ein vornehmer Indianer, der ihn begleitete, dem Waſſerfall St. Anton, den er für einen Wohnplatz des großen Geiſtes hielt, ſeine Pfeiffe, Tabacksbeutel, Armbänder und Ohrenringe opferte, und den Geiſt dabey unter großer Bewegung um ſeinen Schutz anrief.

In ſehr gefährlichen Umſtänden hat man wol auch wahrgenommen, daß ein Indianer ſich aufs Angeſicht hingelegt, laut geſchrien, eine Handvoll Taback ins Feuer geworfen und in der Angſt die Worte ausgeſprochen hat: "Da, rauch, und ſey doch gut, und thu mir nichts." Das hat man ſo genommen, als wenn er dem böſen Geiſte opferte. Aber nie haben unſere Miſſionarien ſich davon verſichern können. Vielmehr verabſcheuen die Indianer den böſen Geiſt, weil ſie glauben, daß er nur damit umgehe, ihnen durch die weißen Leute allen möglichen Schaden zuzufügen. Indeſſen möchte doch einer oder der andere ihm eben darum opfern, damit er ihm nichts böſes thun ſoll.

Träume ſind den Indianern ſehr wichtig, ſie halten ſie für Offenbarungen Gottes. Da es aber nach der Bibel und den Erfahrungen unſrer Miſſionarien nicht zweifelhaft iſt, daß der Satan ſein Werk unter dieſen heidniſchen Indianern hat, ſo mag dieſer Geiſt auch wol einige Einwirkung auf ihre Träume haben, die davon oft deutliche Merkmaale an ſich zu tragen ſcheinen.

Außer obgedachten Predigern trifft man Betrüger unter den Indianern an, die ihre außerordentliche Neigung zum Aberglauben zu ihrem Vortheil mißbrauchen. Einige geben z. B. vor, daß es ihnen ein leichtes ſey, Regen vom

Him-

Himmel kommen zu laſſen. Sieht ein ſolcher Betrüger nach einer langen Dürre einige Anzeigen eines bevorſtehenden Regens; ſo gibt er den Weibsleuten, die um der Gärten und Felder willen am meiſten nach Regen verlangen, auf eine liſtige Weiſe zu verſtehen, daß er der Dürre bald abhelfen wolle, wenn ſie ihm Taback, oder was er ſonſt gern hätte, verſchaffen würden. Froh über einen ſolchen Wink, geben ſie ihm, was ſie nur aufbringen können. Hierauf zeichnet er an einem abgelegenen Ort einen Kreis auf der Erde mit einem Kreuz darin; legt Taback, einen Kürbis und etwas rothe Farbe in den Kreis, ſetzt ſich dazu, ſingt und ſchreyt aus allen Kräften, damit ſie ihn hören mögen. Das treibt er zuweilen bis der Regen kommt; ſo daß auch ſonſt verſtändige Indianer glauben, er habe denſelben durch ſeine Kunſt verſchafft. Gelingt es aber einmal nicht, ſo vertröſtet er die leichtgläubigen Leute auf einen andern Tag.

Eine andere Art von Betrügern werden Nachtgänger genennt, weil ſie des Nachts in die Häuſer ſchleichen und ſtehlen. Die Indianer halten ſie aber nicht für gemeine Diebe, ſondern glauben, daß ſie die Leute behexen können, daß ſie nicht aufwachen.

Die ſchädlichſten Betrüger unter den Indianern ſind wol die ſo genannten Zauberer. Einige ſind zwar nur Großſprecher, die ſich großer Künſte rühmen, um andere Leute zu ſchrecken, oder ſich einen Namen zu machen, vor denen alſo niemand Urſach hat, ſich zu fürchten. Hingegen gibt es unter dieſen heidniſchen Völkern genug Böſewichter, die der Teufel als Werkzeuge braucht, Menſchen zu morden. Das ſchlimmſte dabey iſt, daß man dieſe Menſchenfeinde gemeiniglich nicht kennt. Sie wiſſen, daß ſie des Lebens nicht ſicher ſind, ſo bald ſie als Zauberer offenbar werden. Daher nehmen ſie ſich wohl in acht,

das

das geringſte von ihrer verderblichen Kunſt merken zu laſſen, hüten ſich auch vor Uebermaaß im Trinken, um ſich nicht etwa in der Trunkenheit zu verrathen.

Dieſe und die übrigen Betrüger ſuchen, wenn ſie alt werden, ihre Kunſt andern beyzubringen. Sie wählen ſich dazu gemeiniglich Knaben von 12 bis 14 Jahren, die ſie durch Geiſtererſcheinungen, welche ſie ſelbſt liſtig veranſtalten, zu betrügen wiſſen. Daher kommen die Erzählungen von außerordentlichen Begebenheiten, die ſolchen Knaben begegnet ſind, wenn ſie im Buſch allein und in Furcht waren. Da iſt dem einen z. B. ein alter Mann mit einem weißgrauen Haar erſchienen, hat ihn getröſtet und geſagt: fürchte dich nicht; ich bin ein Fels; das iſt mein Name; ſo ſollſt du mich nennen. Ich bin Herr über die ganze Erde und was drauf iſt, auch über alle Vögel in der Luft, und über Wind und Wetter. Niemand kann mir widerſtehen, und dieſe Macht will ich dir auch geben. Es ſoll dir niemand ſchaden können, und du ſollſt dich vor niemand fürchten dürfen, wenn du es ſo und ſo machſt. Darauf folgt denn der Unterricht in der böſen Kunſt, der aber ſo undeutlich und verblümt iſt, daß ſich der Sinn davon ſchwer errathen läßt. Weil aber dem Knaben die Sache ſo wichtig gemacht worden, ſo denkt er darüber Tag und Nacht, und beſtärkt ſich mit den Jahren in der Meynung, daß ihm eine beſondre Macht gegeben worden, außerordentliche Dinge zu thun. Weil er nun weiter keinen Lehrmeiſter hat, ſo muß er ſelbſt darauf bedacht ſeyn, ſeine Kunſt zu lernen und auszuüben. Wird er auch endlich gewahr, daß er betrogen iſt, ſo will er doch nicht gern zu Schanden werden, ſondern den Ruhm eines außerordentlichen Menſchen behalten, und treibt ſeine finſtere Künſte bis ins Alter, da er wieder junge Knaben zu betrügen ſucht, wie er in ſeiner Jugend betrogen ward.

Vierter Abſchnitt.

Kleidung, Wohnung und häusliche Einrichtung der Indianer.

Auf ihren Anzug und Putz richten die Indianer die größeſte Aufmerkſamkeit. Es iſt dabey manches ſeltſame, aber wenig Kunſt.

Ihr Anzug iſt durchgängig leicht, denn viel Kleider halten ſie für beſchwerlich. Die Mannsleute hangen eine große wollene Decke, engliſch Blänket genannt, ganz los entweder über beyde Schultern, oder auch nur über die linke, ſo daß der rechte Arm frey bleibt, und binden oder ſtecken die obern Zipfel vorn zuſammen. Ehedem waren die Decken von welſchen Hühnerfedern, die ſie mit Bindfaden von wildem Hanf in einander flochten, ſehr gewöhnlich, die jezt nur noch hie und da gefunden werden. Vermögende Indianer tragen gemeiniglich ein etwa 3 Ellen langes Stück von blauem, rothem, oder ſchwarzem Tuch, um die Mitte des Leibes, das ſie eben ſo umnehmen, wie das Blänket. Es iſt bisweilen unten herum mit etlichen Reihen von Bändern, auch wol mit Wampom oder Korallen beſezt. Arme Indianer bedecken ſich nur mit einer Bärenhaut; und bey kalter Witterung nehmen auch die übrigen eine Bärenhaut um, oder einen Pelz von Bieberfellen oder anderm Rauchwerk, und zwar ſo, daß die Haare allemal inwendig ſind. Dieſe Häute machen ſie entweder durch Reiben im Waſſer gahr, oder ſie hängen ſie in den Rauch und reiben ſie hernach weich.

Einige tragen Hüte oder Mützen, die ſie von den weiſſen Leuten kaufen; ſehr viele aber gehen mit bloßem Kopf. Mannsleute laſſen ihr Haar nie lang wachſen, und es iſt etwas ſehr gewöhnliches unter ihnen, daß ſie es ſo weit ausraufen, daß der Kopf bis um den Wirbel herum ganz

kahl

kahl iſt, wo ſie einen Kreis von Haaren ſtehen laſſen, der etwa 2 Zoll im Durchſchnitt hat. Aus dieſen werden 2 Zöpfe geflochten und mit Band umwickelt; davon der eine auf der rechten und der andere auf der linken Seite herab hängt. Den Wirbel zieren ſie wol auch mit einem Federbuſch, der entweder gerade in die Höhe, oder ſchief ſteht. Bey Feyerlichkeiten hängen ſie noch ſilberne Ringe, Korallen oder Wampom, ſogar ſilberne Schnallen in ihre Haare, oder tragen einen Gürtel um den Kopf, mit ſo viel Schnallen, als daran anzubringen ſind.

Auf Verzierungen ihres Geſichts wenden ſie am meiſten Fleiß und Kunſt. Sie bemahlen es faſt täglich, und allemal, wenn ſie zum Tanze gehen. Sie glauben, daß dieſe Mahlerey braven Männern ſehr wohl anſtehe, und ſind dabey immer auf Veränderungen und neue Moden bedacht. Vorzüglich lieben ſie die Zinnoberfarbe, und bemahlen ſich damit bisweilen den ganzen Kopf, daß er feuerroth ausſieht. Mit unter bringen ſie ſchwarze Flecken an, oder färben wol auch die eine Hälfte des Geſichts und Kopfes ſchwarz, die andere roth. Am Muskingum findet man eine gelbe Ocker-Erde, die gebrannt eine ſchöne rothe Farbe gibt. Damit bemahlen ſich vornemlich die Huroniſchen Krieger, denen es nicht zu viel iſt, eine Reiſe von mehr als 20 Meilen zu thun, blos um ſich mit dieſer Farbe zu verſorgen. Von andern wird die blaue Farbe vorgezogen, weil es, wie ſie ſagen, die Farbe des ſtillen Himmels iſt, den ſie für ein Bild des Friedens halten, und in ihren Reden oft in dem Sinne feyerlich anführen. Wenn ſie daher bey Gelegenheiten zeigen wollen, daß ſie gegen andere Stämme oder Nationen friedliche Geſinnungen hegen, ſo färben ſie ſich und ihre Gürtel blau.

Die Figuren, die ſie auf ihr Geſicht mahlen, ſind von allerley Art. Jeder folgt darin ſeiner Phantaſie, und

ſtrengt ſeine Erfindungskraft an, um andere zu übertreffen, und etwas beſonders zu haben. Einer prangt auf jedem Backen mit einer Schlange, ein anderer mit einer Schildkröte, einem Hirſch, Bär, oder andern Thier, das er ſich zum Wapen gewählt hat.

Man ſieht auch Indianer, die denjenigen Theil der Naſe, welcher die Naſenlöcher ſcheidet, durchſtechen, und eine große Perle, oder ein Stück Silber, oder Gold, oder Wampom anhängen.

Die Ohrläppchen, die ſie ſo lang und breit dehnen, als möglich iſt, zieren ſie mit Perlen, Ringen, glänzenden Steinen, Federn, Blumen, Korallen oder ſilbernen Kreuzen.

Ein breiter Belt von lauter violetten Wampom um den Hals, oder um den Arm wird für einen unſchätzbaren Schmuck gehalten, und der Reiche ziert auch die Bruſt damit.

Das ſeltſamſte bey ihrem Putz iſt der Gebrauch, ſich allerhand Figuren, Schlangen, Vögel u. d. g. mit einer Nadel in die Haut zu ritzen und mit Pulver zu beitzen. Mancher iſt am ganzen Oberleib ſo voll davon, daß er von weitem mit einem Harniſch bedeckt zu ſeyn ſcheint. Bisweilen erwerben ſie ſich durch dieſen Schmuck einen beſondern Namen, worauf ſie ſtolz ſind. So hieß z. B. ein Hauptmann der Irokeſen, der ſeine Bruſt ganz ſchwarz gebeitzt hatte, der ſchwarze Prinz.

Der Zweck ihres Putzes iſt nicht, andern zu gefallen, ſondern ſich ein hohes und ſchreckliches Anſehen zu verſchaffen. Daher der Kriegsmann ſich nie koſtbarer und fleißiger ſchmückt, als wenn er im Rathe erſcheinen oder im Felde den Feinden ſeiner Nation begegnen ſoll. Zuweilen ſieht man einen Indianer in einem ſchönen weißen Hemde, das er über die andern Kleider angezogen, und oben herum roth

be=

bemahlt hat. Ein mit goldnen oder ſilbernen Treſſen beſetztes Kleid oder Hut iſt dem Indianer willkommen. Die Gürtel der Indianer ſind von Leder oder Baſt. Anſtatt der Beinkleider dienen ihnen einigermaßen ihre Strümpfe, die weit über die Knie hinaufreichen, und von blauem oder rothem Tuch zuſammen genäht, und ohne Füße ſind. Ihre Schuhe ſind von Hirſchleder ohne Abſätze und werden von den Weibern oft recht ſauber gemacht. Die Hirſchfelle gerben die Indianer mit dem Gehirn der Hirſche, wovon ſie ungemein weich werden. Einige laſſen das Haar auf den Fellen ſitzen und bereiten daraus Schuhe, die leicht und ſehr bequem ſind. Der Rand um die Knöchel herum iſt bisweilen mit Stücken von Zinn oder Meſſing ausgeziert, die an ledernen Schnüren hängen, und beym Gehen und Tanzen ein ſonderbares Geräuſch machen.

Daß die Indianer den Leib häufig mit dem Fett von Bären oder andern Thieren beſtreichen, welches ſie bisweilen auch mit Farbe vermengen, geſchieht in der Abſicht, ſich dadurch gegen das Steifwerden der Glieder und den Stich der Mücken und anderer Inſekten zu ſchützen. Auch die allzuſtarke Ausdünſtung wird dadurch gehemmt. Ihre braune Farbe wird dadurch noch dunkler und ihr Ausſehen ſchmutzig.

Der Tabacksbeutel iſt dem Indianer ein unentbehrliches Stück. In demſelben hat er Taback und Pfeiffe, und ſein kleines Meſſer und Feuerzeug. Dieſen Beutel trägt er nebſt ſeinem kleinen Beil und langen Meſſer im Gürtel, überall mit ſich. Er beſteht gewöhnlich aus dem Fell einer ganz jungen Fiſchotter, oder eines jungen Bibers, Fuchſes ꝛc. welches nur am Halſe eingeſchnitten wird. Indianer, die den Putz auch bis auf den Tabacksbeutel ausdehnen wollen, nehmen die Augen des Thieres heraus, und ſetzen ſtatt derſelben Perlen hinein, oder laſſen ihn von den

Weibsleuten künſtlich mit Korallen verzieren. Manche haben eine Büffelklaue, woran ein hirſchlederner bunt und ſauber ausgenähter Tabacksbeutel hängt.

Der Indianer hat gern einen ſchönen Pfeiffenkopf, am liebſten von rothem Marmor. Dergleichen trifft man aber gemeiniglich nur bey den Oberhäuptern und Hauptleuten an, weil dieſe Art Marmor, die vom Miſſiſippi hergebracht wird, etwas ſelten iſt. Mehrere ſieht man, die aus einer Art von Rothſtein verfertigt ſind, welcher von Indianern, die am Marmorfluſſe auf der Weſtſeite des Miſſiſippi wohnen, und ihn daſelbſt aus einem Berge ziehen, manchmal zum Verkauf gebracht wird.

So ſehr die indianiſchen Mannsleute für ihre Perſonen den Staat und Putz lieben, eben ſo ſehr ſind die verheiratheten Männer darauf bedacht, daß es ihren Weibern daran nicht fehle. Sonderlich ſorgen die Delawariſchen durchgängig dafür, daß ihre Weiber gut gekleidet ſeyn, und behelfen ſich ſelbſt allenfalls mit ſchlechter Kleidung. Mancher Mann würde es gar für eine Schande halten, beſſer gekleidet zu ſeyn als ſeine Frau.

Die Weibsleute unterſcheiden ſich in der Kleidung hauptſächlich durch den Weiberrock, der aus einem etwa 3 Ellen langen Stück Tuch beſteht, welches über die Hüften feſt gebunden wird, und nur ein wenig über die Knie herabhängt. Der kommt ihnen weder Tag noch Nacht vom Leibe. Ein langer Rock würde ihnen im dicken Buſche beſchwerlich und bey der Arbeit hinderlich ſeyn. Ihr Staatsrock iſt blau oder roth, auch wol ſchwarz, und rings herum mit rothen, blauen oder gelben Bändern, manchmal von oben bis unten beſetzt. Auf dem Oberleibe tragen die meiſten wohlhabenden Frauensleute ein weißes Hemd von ſehr feiner Leinwand, das beynahe bis an die Knie reicht, und um den Hals roth gefärbt iſt. Andere haben

ben bunte Hemde von Leinwand oder Cattun, die ſie auf der Bruſt mit einer Menge ſilberner Schnallen zieren. Einige tragen auch wol dergleichen auf dem Rock.

Alle Weibsleute laſſen ihre Haare frey wachſen, daher ſie bey manchen bis an die Knie reichen. Eine Indianerin hält ſich durch das Abſchneiden ihrer Haare für beſchimpft. Das widerfährt bisweilen den Liederlichen unter ihnen. Sie ſalben ihre Haare fleißig mit Bärenfett, damit ſie glänzen.

Die Delawar-Weiber flechten ihre Haare nicht, ſondern legen ſie vielfach zuſammen und umwickeln ſie mit einem Tuche. Einige aber binden ſie hinten zuſammen, rollen ſie auf, und umwinden ſie mit Band, oder mit einer Schlangenhaut, daß es faſt ausſieht, als trügen ſie einen Haarbeutel. Hingegen tragen die Weiber der Irokeſen, Schawanoſen und Huronen einen Zopf, der bis auf die Hüfte reicht, mit Tuch und über dieſes mit rothem Bande umwickelt iſt. Die Reichen zieren den Zopf noch mit ſilbernen Spangen von oben bis unten, wodurch er ziemlich ſchwer wird. Einige Delawar-Weiber thun dieſes wol auch, doch iſt es unter ihnen nicht ſo allgemein, als bey den Irokeſen, welche es in der Kleidung und im Putz allen übrigen Indianer-Nationen weit zuvor thun, und das Muſter ſind, das von den andern nachgeahmt wird.

Die Indianerinnen bemahlen ihr Geſicht nicht mit vielen Figuren, ſondern machen etwa einen runden rothen Fleck auf jeden Backen, färben die Augenbraunen und den Scheitel eben ſo, manche auch die Ränder der Ohren und die Schläfe. An den Ohren, am Halſe und auf der Bruſt tragen ſie Angehänge von Korallen, kleinen Kreuzen, runden Schildern, und halben Monden, von Silber oder Muſchelſchaalen gemacht. Mit ſilbernen Armſpangen ſchmücken ſich Männer und Weiber überaus gern. Das Beitzen der Haut aber, iſt bey dieſen nicht ſo gewöhnlich als

bey jenen. Sehr ſelten ſieht man unter den Delawaren und Irokeſen eine Frauensperſon, die es für anſtändig hält, ſich den Mannsleuten darin gleich zu ſtellen. Die Strümpfe und Schuhe der Weiber ſind von der Männer ihren nicht unterſchieden. Nur tragen ſie noch eine Art von Ueberſchuhen von Leinwand, mit oder ohne Band.

Zu ihren **Wohnungen** wählen die Indianer vorzüglich ſolche Gegenden, wo Holz und Waſſer in der Nähe, und niedrig liegendes fettes Land zum Welſchkornpflanzen zu haben iſt. Daher findet man ihre Dörfer gemeiniglich an einem Landſee oder Fluſſe, oder Bache, doch an erhabenen Orten, um bey dem hohen Waſſer, das im Frühjahr gewöhnlich iſt, nicht in Gefahr zu kommen.

Vor der Bekanntſchaft mit den Europäern kannten die Indianer keine andere Wohnungen, als Hütten von Baumrinde, inwendig mit Binſen bekleidet, und mit Rinde, Binſen oder langem dürren Graſe gedeckt. In ſolchen Hütten wohnen noch jezt die Irokeſen und andere von der Nachbarſchaft der Europäer entfernte Indianer-Stämme. Die Delawaren aber haben durch den Umgang mit den Europäern den Gebrauch der Blockhäuſer gelernt, die ſie entweder ſelbſt bauen, oder für Bezahlung von den weißen Leuten bauen laſſen.

Eine Indianer-Hütte wird auf folgende Art gebaut: Von Bäumen, die viel Saft haben, vorzüglich Linden, wird die Rinde in Stücken von 3 bis 4 Ellen in die Länge abgelöſt, und durch aufgelegte Steine eben wie ein Brett gemacht. Hiernächſt werden die Wände der Hütte durch Pfähle angelegt, die in den Grund getrieben und mit Querſtangen verbunden werden. Dieſes Geſtell wird von innen und außen mit der dazu bereiteten Baumrinde belegt, und alle mit Baumbaſt oder Hickery-Zweigen, die zähe und biegſam ſind, befeſtigt. Auf eben die Weiſe wird das Dach,

das von zwey Seiten ſchief in die Höhe geht, mit Baumrinde gedeckt. Zum Ausführen des Rauchs wird eine Oeffnung im Dache, und zum Eingang in die Hütte eine an der Wand gelaſſen. Anſtatt der Hausthür dient ein Stück Baumrinde, ohne Schloß und Riegel. Ein Stock von außen gegen die Thür geſtemmt, zeigt an, daß niemand zu Hauſe iſt. Das Tageslicht fällt durch Oeffnungen hinein, die mit Schiebern zugemacht werden.

Zwiſchen den Wohnungen der Delawaren und Irokeſen iſt der Unterſchied, daß erſtere ihre Dächer ſpitzig, letztere aber rund und gleichſam gewölbt machen. Unter jenen hat jede Familie gern ihr eigenes Haus, daher ſie mehrentheils klein ſind. Bey den Irokeſen aber ſind viele Häuſer ſehr lang, mit 3 bis 4 Feuerplätzen und von eben ſo vielen mit einander befreundeten Familien bewohnt.

Eine Anzahl ſolcher Häuſer oder Hütten, die beyſammen ſtehen, machen ein Dorf oder eine Indianer-Stadt aus; und iſt der Ort mit dicht an einander geſetzten Pfählen umgeben, ſo wird er von ihnen für eine Feſtung gehalten. Bey Anlegung ihrer Dörfer befolgen ſie keinen Plan, ſondern jeder baut, wo und wie es ihm am ſchicklichſten oder bequemſten zu ſeyn dünkt. Dergleichen Dörfer ſind ſelten groß.

Das Innere ihrer Häuſer hat weder große Bequemlichkeit, noch vielfachen Hausrath. Gewöhnlich ſind ihre Hütten ſehr niedrig, ohne Abtheilung in Zimmer und ohne Fußboden. Mitten im Hauſe iſt der Feuerplatz, um welchen von Brettern gemachte Pritſchen oder Sitzbänke ſind, welche den Einwohnern zugleich zum Tiſch und zur Bettſtelle dienen. Ihr Blänket, welches am Tage ihren Rock ausmacht, iſt des Nachts ihre Decke. Zum Unterbette dient eine ungegerbte Hirſch- oder Bärenhaut, oder eine Matte von Binſen. Mit ſolchen Matten behängen einige

auch die Wände, theils zur Zierde, theils die Kälte abzuhalten.

Ihre Vorräthe an Lebensmitteln und andern Sachen hängen ſie an Stangen, die mitten durch die Hütte gezogen ſind.

In vorigen Zeiten beſtand ihr Feuerzeug in einem dürren Stück Brett, auf welchem ein rundes dürres Stöckchen mit beyden Händen ſo lange ſchnell gedreht, oder gequirlt wurde, bis es ſich entzündete. Ihre Meſſer waren von Feuerſteinen, in Form eines länglichten Dreyecks, ziemlich dünn, und an den 2 langen Seiten ſcharf. Ihre Beile, die ebenfalls von Stein, 6 bis 8 Zoll lang waren, und eine geſchliffene Schneide hatten, wurden an einen hölzernen Stiel feſt gebunden, aber nicht zum Holzhacken gebraucht, ſondern nur zum todt hauen und Abſchälen der Bäume. Keſſel und Kochtöpfe machten ſie von Thon, den ſie mit fein geſtoßenen Muſchelſchaalen vermiſchten und im Feuer hart brannten, wovon er durch und durch ſchwarz wurde.

Dergleichen Meſſer, Beile und ziemlich große Stücke von ihren ehemaligen Töpfen, woran die Muſchelſchaalen noch zu ſehen ſind, findet man öfters an Orten, wo vor Alters Indianer gewohnt haben. Nachdem aber die Europäer ins Land gekommen ſind, brauchen die Indianer faſt durchgängig Feuerſtähle, Aexte und Meſſer nach europäiſcher Art, auch meſſingene ſehr leichte Keſſel. Ihre Schüſſeln und Löffel machen ſie ſelbſt recht ſauber von hartem Holze. Die ſind mehrentheils rund und ziemlich groß. Sie ſchlurfen die Speiſe heraus, und im Nothfall behelfen ſich mehrere mit einem Löffel.

Reinlichkeit iſt bey den Indianern nicht gewöhnlich. Ihre Keſſel, Schüſſeln und Löffel werden ſelten gewaſchen, wol aber von Hunden abgeleckt. Doch ſind die Irokeſen viel unreinlicher als die Delawaren; und unter dieſen haben wieder die Unamis und Wawiachtanos in der Reinlichkeit

keit einen großen Vorzug vor den Monſys. Indeſſen gibt es auch unter Irokeſen Häuſer und Hütten, wo es ziemlich reinlich ausſieht, ſo daß man nicht bedenklich ſeyn darf, bey ihnen über Nacht zu bleiben.

Weil die Hunde immer in ihren Häuſern und ums Feuer herum liegen, ſo gibt es durchgängig viele Flöhe. Auch fehlt es nicht an Wanzen, und andern Arten von Ungeziefer; aber die gemeinen Fliegen ſollen in den Häuſern der weißen Leute in weit größerer Menge angetroffen werden, als in den Indianiſchen. Um dieſe herum ſieht man im Sommer an manchen Abenden die Blitzwanze oder Feuerfliege ſehr häufig. Ihr Hintertheil wirft einen Glanz von ſich, wie eine feurige Kohle. Ein halb Dutzend dieſer Inſekten, die alle zugleich ihr Licht von ſich geben, machen im Finſtern die kleinſte gedruckte Schrift lesbar. Man findet ſie vorzüglich in niedrigen und moraſtigen Gegenden, da man ſie für einen Haufen von unzählbaren fliegenden Lichtern halten ſollte.

In den Wohnungen der Indianer wird beſtändig Feuer unterhalten, wozu ein großer Aufwand von Holz erforderlich iſt. Zwar findet man in dortigen Gegenden überall auch Steinkohlen, die in Pittsburg ſowol zum Kaminfeuer als in den Schmieden, gebraucht werden; aber von den Indianern werden ſie nicht geachtet, weil es ihnen an Holz nicht mangelt.

Vorzeiten, da ihre Beile, wie ſchon gedacht, von Stein waren, konnten ſie ihr Brennholz damit nicht klein hacken, ſondern ſie brannten es ſo kurz, wie ſie es haben wollten. Sie machten nemlich an die ſtehenden Stämme Feuer, und brannten ſo lange daran, bis ſie umfielen, da ſie denn das Feuer wieder ſo anlegten, wie es nöthig war, um ſie in kleine tragbare Klötze zu zertheilen. Hie und da iſt dieſe Gewohnheit noch jezt.

An Schonung ihrer Waldungen denken ſie nicht. Nicht nur verbrennen ſie in ihren Häuſern viel Holz unnöthiger Weiſe, ſondern richten auch viele Stämme durch Abſchälen zu Grund. Der gröſseſte Schade aber geſchieht in den Wäldern durchs Feuer, welches entweder zufälliger Weiſe ſich ausbreitet, oder gegen das Frühjahr, auch wol im Herbſt, von den Indianern angelegt wird, um das alte dürre Gras wegzubrennen, daſs friſche Weide für die Hirſche wachſen könne. Es breitet ſich Meilen weit aus, und greift auch die Rinde der Bäume nahe bey der Wurzel an, daſs ſie verdorren müſſen. Am kläglichſten ſieht es aus, wenn das Feuer einen Kiefernwald ergreift.

Aus dieſen und andern Urſachen entſteht endlich Holzmangel, und aus dieſem die Nothwendigkeit, andre Wohnplätze zu ſuchen. Die Beſchwerde, Brennholz weit herzuholen, wird ihnen unleidlich, und iſt nicht ſelten die Veranlaſſung zur Anlegung eines neuen Indianer-Dorfes.

Fünfter Abſchnitt.

Heirathsgebräuche, Ehe und Kinderzucht der Indianer.

Die Delawaren und Irokeſen heirathen frühzeitig, Mannsleute oft im achtzehnten, Weibsleute ſchon im vierzehnten Jahre. Heirathen unter Blutsfreunden und nahen Verwandten haben unter ihnen nicht ſtatt. Das ſoll auch nach ihrer einſtimmigen Behauptung die eigentliche Urſach ſeyn, warum die Indianer-Nationen ſich in Stämme getheilt haben, damit niemand jemals in Verſuchung und Gefahr kommen möge, eine nahe Verwandte zu heirathen, welches jezt nicht wohl möglich iſt, da ein jeder, der in die Ehe treten will, eine Perſon aus einem

einem andern Stamm, und nie eine aus ſeinem eigenen wählet.

Bey den Irokeſen werden nicht ſelten Kinder von 4 bis 5 Jahren ſchon für einander beſtimmt. In dieſem Falle muß die Mutter des Mädchens wöchentlich ein bis zweymal einen Korb mit Brod ins Haus des Knaben bringen, auch Holz für ihn dahin ſchaffen. Dagegen müſſen die Eltern des Knaben das Mädchen mit Fleiſch und Kleidung verſorgen, bis ſie beyde mannbar werden, aber alsdann kommt es doch auf die freye Entſchließung beyder Perſonen an, ob ſie einander haben wollen oder nicht, denn keines wird dazu gezwungen.

Hat ein Delawariſches Mädchen ſeine erſte Reinigung, ſo muß es dieſelbe außer dem Dorfe in einer abgeſonderten Hütte abwarten. Dabey wird ihr der Kopf 12 Tage lang verhüllt, daß ſie niemanden ſehen kann; ſie muß Brechmittel einnehmen, wenig eſſen und darf nichts arbeiten. Nachher wird ſie gewaſchen und neu gekleidet; aber noch 2 Monat lang darf ſie niemand ſehen. Der Schluß iſt, daß ſie für mannbar erklärt wird. Bey andern Indianiſchen Nationen werden dabey weniger Umſtände gemacht.

Will ein erwachſener Indianer freyen, ſo ſchickt er an die Blutsfreunde der Perſon, die er ſich erwählt hat, ein Geſchenk von Blänket, Tuch, Leinwand, etwa auch ein paar Belte of Wampom. Sind dieſe mit dem Geſchenk und dem guten Namen und Betragen des Freyers zufrieden, ſo thun ſie dem Mädchen den Heirathsantrag, das ſich gewöhnlich dem Gutfinden ihrer Eltern und Verwandten gemäß erklärt. Darauf wird ſie ohne weitere Umſtände ihrem Bräutigam zugeführt. Findet aber der Antrag des Freyers nicht Beyfall, ſo wirds ihm durch Zurückſendung ſeines Geſchenks zu verſtehen gegeben.

Nach vollzogener Heirath wird das Geſchenk, das der Freyer gegeben hatte, unter die Freunde der jungen Frau ausgetheilt. Dagegen bringen ſie dem neuen Ehepaar Welſchkorn, Bohnen, Keſſel, Schüſſeln, Löffel, Siebe, Körbe, Beile u. d. g. m. feyerlich ins Haus. Die jungen Eheleute wohnen aber gemeiniglich ſo lange bey einem ihrer Freunde, bis ſie ſich ein eigenes Haus bauen können.

Einige Nationen in Weſten halten zwar den Ehebruch für ein großes Verbrechen, und ſtrafen ihn mit Strenge, die jungen Leute aber unter den Delawaren, Irokeſen und andern mit ihnen verbundenen Völkern haben ſchon ſeit geraumer Zeit ſelten dauerhafte Ehen, beſonders, wenn ſie nicht bald Kinder bekommen. Oft verläßt ein Indianer ſeine Frau, weil ſie ein Kind zu ſäugen hat, und heirathet eine andre, von der er ſich in der Folge aus gleicher Urſach trennt.

Auch die Weiber verlaſſen ihre Männer, beſonders alsdann, wenn ſie erſt viele Geſchenke von ihnen bekommen, und nun weiter keine zu erwarten haben. In Hoffnung, dergleichen zu erhalten, verheirathen ſie ſich dann an andere. Nicht ſelten trennt ſich eine Frau von ihrem Manne weil ſie gleich anfänglich keine Neigung zu ihm hatte, und durch ihre Verwandten, blos um die Geſchenke behalten zu können, beredet worden, ihn wenigſtens auf eine kurze Zeit zu nehmen. Darum ſehen auch mehrere Indianer ihre Weiber als Fremdlinge an; mancher ſagt ganz frey: meine Frau iſt nicht mein Freund, d. i. ſie iſt nicht mit mir verwandt und geht mich weiter nichts an.

Doch ſind nicht alle Männer gegen dieſes leichtſinnige Betragen ihrer Weiber gleichgültig. Manchem geht die Untreue ſeiner Frau ſo zu Herzen, daß er aus Verzweiflung eine Giftwurzel ißt, die ihn in ein paar Stunden ohnfehlbar tödtet. Bisweilen bringen ſich auch Weiber aus Verdruß

druß über ihrer Männer Untreue ums Leben. Dieſen traurigen Folgen zuvor zu kommen, bedienen ſich einige gewiſſer Mittel, die zwiſchen Gift und Arzney in der Mitte ſtehen, die ſie Beſon nennen, und ihnen Zauberkräfte zuſchreiben. Sie glauben nemlich, wenn ein Gatte dergleichen heimlich bey ſich trage, ſo wirke es auf den andern ſo, daß ſeine Liebe und Treue unveränderlich werde. Wird es aber entdeckt, ſo findet ſich der andere Theil ſo dadurch beleidiget, daß die Ehe aufgehoben wird, und an keine Verſöhnung zu denken iſt. Gleichwol gibt es auch Indianer, die ihre Ehe ordentlich führen, und mit Einer Frau wol 50 Jahre leben. In ſolchen Familien ſind gewöhnlich die meiſten Kinder. Man findet Männer, die mit ihren Weibern verträglich leben, um ſich nur nicht von ihren Kindern zu trennen. Manche Indianer halten auch Kebsweiber, die aber um des Hausfriedens willen, nicht bey ihnen im Hauſe wohnen dürfen, das geſtatten die rechten Weiber nicht, laſſen ſichs aber gleichwol gefallen, bey ihren Männern zu bleiben, um der Kinder willen. Die Ehe der Indianer iſt nie feſt, auch nicht bey den ziemlich alten. Eine unbedeutende Kleinigkeit, ein unebenes Wort, kann ſie trennen.

Die Vielweiberey iſt bey den Delawaren und Irokeſen erlaubt, aber nicht ſo gewöhnlich, als bey manchen andern Indianer-Nationen, deren Oberhäupter 6 bis 10, und wol noch mehr Weiber haben, die geringern aber ſo viele nehmen, als ſie ernähren können. Sehr ſelten hat ein Delawar oder Irokeſe zwo, noch ſeltener mehr rechte Weiber. Denn der Hausfriede hat bey ihnen aus Liebe zur Bequemlichkeit, die ihnen über alles geht, einen hohen Werth. Mit einer Negerin verheirathet ſich der Indianer ohne Bedenken, und ſo auch der Neger mit einer Indianerin.

Gegen die Ihrigen nehmen die Indianer einen Schein von Gleichgültigkeit an, die auffallend iſt. Ein Hausvater,

ter, der nach langer Abweſenheit von den Seinen eingeholt wird, geht ſtolz bey ihnen vorbey, ohne ihren Gruß zu erwiedern, oder ſich nach ihrem Befinden zu erkundigen. Nachrichten von ſeiner Kinder Wohlverhalten oder Unglück im Kriege ſcheinen ihn nicht zu rühren. Mehrentheils aber iſt es eine angenommene Kaltblütigkeit, worin er eine Größe ſucht, und man würde ſich irren, wenn man daraus ſchließen wollte, daß das natürliche Gefühl bey ihnen unterdrückt wäre.

In dem Betragen der Eheleute im Hausſtande, iſt zwiſchen den Delawaren und Irokeſen ein merklicher Unterſchied. Bey den Delawaren gehn die Männer auf die Jagd oder Fiſcherey, ſchaffen Fleiſch in die Haushaltung, verſorgen ihre Weiber und Kinder mit Kleidung, bauen und beſſern ihre Häuſer oder Hütten, und zäunen die Felder ein. Die Weiber hingegen kochen, tragen Brennholz herbey, bearbeiten das Feld und den Garten, wobey ihnen jedoch manchmal die Männer zu Hülfe kommen. Im Hausweſen läßt der Mann ſeine Frau nach Belieben handeln, und hütet ſich, ihr bey den Geſchäften, die ihr zukommen, etwas vorzuſchreiben. Sie kocht des Tages ordentlicher Weiſe zweymal. Thut ſie es aber einmal nicht zu rechter Zeit, oder gar nicht, ſo ſchmält der Mann nicht, er geht lieber irgend wohin zum Beſuch, weil er weiß, daß ihm allenthalben Eſſen vorgeſetzt wird. Er pflegt auch kein Stück Holz zum Feuer zu legen, es wäre denn, daß er Gäſte oder andere außerordentliche Veranlaſſung dazu hätte. Merkt er bey ſeiner Frau ein beſonderes Verlangen nach Fleiſch, oder gibt ſie es ihm auf eine bedeckte Weiſe zu verſtehen, ſo geht er gemeiniglich des Morgens nüchtern aus, und kommt nicht gern leer wieder, ſollte es auch erſt Abends ſpät ſeyn. Bringt er nun etwa einen Hirſch, ſo wirft er ihn vor der Thüre nieder, geht ins Haus, und ſagt

kein

kein Wort. Die Frau aber hat ſchon gehört, daß er die Ladung abgeworfen hat, gibt ihm zu eſſen, hängt ſeine naſſen Kleider zum trocknen auf, und dann erſt holt ſie das Fleiſch ins Haus. Damit kann ſie nun ſchalten und walten, wie ſie will. Der Mann läßt ſichs gefallen, wenn ſie auch das meiſte davon ihren Freunden ſchenkt, welches bey ihnen gewöhnlich iſt. Will der Mann auf die Jagd gehen, oder ſonſt verreiſen, ſo ſagt er es ſeiner Frau, die ſodann ohne weiteres ſchon weiß, daß ſie Proviant für ihn zurecht zu machen hat.

Entſteht zwiſchen Eheleuten ein Verdruß, ſo iſt gemeiniglich das erſte, was der Mann dabey thut, daß er ſich mit ſeiner Büchſe in den Buſch begibt, ohne der Frau zu ſagen, wohin er geht. Manchmal kommt er nach etlichen Tagen erſt wieder; darüber haben bisweilen beyde Theile ihren Streit vergeſſen, und leben wieder im Frieden zuſammen.

Die mehreſten Eheleute haben ſich ſo mit einander verſtanden, daß alles, was der Mann auf der Jagd erwirbt, der Frau gehört. Sobald er alſo die Felle und das Fleiſch nach Hauſe gebracht hat, ſieht er es als ein Eigenthum ſeiner Frau an. Dagegen wird auch das, was die Frau im Garten und auf dem Felde erzieht und einerntet, dem Manne zugeeignet, und ſie muß ihn davon mit allem verſorgen, was er auf der Jagd und ſonſt nöthig hat. Einige Männer aber behalten ihre Felle, kaufen für ihre Weiber und Kinder, was ſie brauchen und laſſen ſie nicht Noth leiden. Haben ſie Kühe, ſo gehören ſie der Frau, die Pferde aber dem Manne, der ihr doch wol auch eins ſo überläßt, daß ſie es als das Ihrige anſehen kann.

Aus dieſem allen erhellet, daß die Delawar-Weiber es ſo gut haben, als es die Lebensart der Indianer zuläßt. Bey den Irokeſen aber iſt ihre Lage ſo gut nicht. Der

wilde

wilde Irokeſe iſt ſtolz auf ſeine Stärke, Herzhaftigkeit und andere männliche Vorzüge, und begegnet ſeinem Weibe mit Kaltſinn, Verachtung und nicht ſelten mit Grobheit. Auſſer der Jagd und dem Krieg ſcheint er alle übrige Arbeit für ſchimpflich zu halten, und ſie darum dem Weibe zu überlaſſen. Auf dieſe fällt alſo eine Menge von Geſchäften. Sie muß nicht nur die ganze Haus- und Feldwirthſchaft allein beſorgen, ſondern auch das Feld einzäunen, die Hütte ausbeſſern, und überhaupt alles, was Arbeit iſt, zu ihrer Sache machen. Auf der Reiſe trägt ſie das Bündel, auch wol die Flinte ihres Mannes hinter ihm her, und wenn dieſer Wild geſchoſſen hat, ſo läßt ers durch ſeine Frau nach Hauſe ſchaffen.

Die Indianiſchen Weiber ſind faſt durchgängig von einer beſonders ſtarken Leibesbeſchaffenheit, und haben bey ihrer Niederkunft ſehr ſelten fremde Hülfe nöthig. Eigentliche Hebammen haben ſie auch nicht; aber an erfahrnen Weibern, die ihnen mit Rath und That behülflich ſeyn können, fehlt es nicht. Gegen die Zeit der Niederkunft bereiten ſie ſelbſt alles, was ſie zu ihrer eigenen Erleichterung und Pflege, und zur Beſorgung des Kindes für nöthig halten, und laſſen ſich durch ihre Niederkunft gemeiniglich nur etliche Stunden von ihren häuslichen Verrichtungen abhalten. Einige ſtarke Weiber halten ihre Niederkunft ganz einſam im Buſche, und kommen mit dem neugebornen Kinde nach Hauſe.

Gleich nach der Geburt wird das Kind auf ein mit Moos beſtreutes Brett gelegt, und in ein Fell oder Tuch eingewickelt. Eine ſolche Wiege, an welcher auf beyden Seiten kleine krumm gebogene Stöcke angebracht ſind, damit das Kind nicht herausfalle, wird mit Riemen an den Aſt eines Baumes gehängt, oder ſonſt wo befeſtiget, indem die Mütter ihre andern Geſchäfte abwarten. Doch dieſe Gewohn-

wohnheit, die Kinder auf Brettchen zu binden, kommt nach und nach ab.

Die mehreſten Mütter ſtillen ihre Kinder bis ins zweyte Jahr, und länger. Wo das nicht ſtatt findet, werden die Kinder mit Welſchkornſuppe genährt.

Ungeachtet ſie frühzeitig heirathen, ſo haben ſie doch nur wenig, und ſelten über 6 Kinder. Gegen dieſe haben ſie eine zärtliche Liebe, und man kann ſich die Gunſt der Eltern nicht leichter erwerben, als wenn man ihre kleinen Kinder liebkoſet oder beſchenkt.

Die Mütter tragen ihre Kinder gemeiniglich in Blänkets auf dem Rücken bey allen ihren Geſchäften mit ſich herum. Die ehemals übliche Art, kleine Kinder auf ein Brett aufrecht zu ſtellen, an welches die Füße deſſelben mit einer Schnur befeſtigt waren, und das Brett an einem Tragbande auf den Rücken zu hängen, iſt faſt überall abgekommen. Die Beyſpiele vieler dadurch verunglückten Kinder haben einen Abſcheu gegen dieſe Art der Wartung erregt.

Die Kinder werden in allen Fällen als der Mutter gehörig angeſehen. Bey vorkommender Eheſcheidung fallen ſie ihr alle zu; nur den Erwachſenen ſteht es frey, beym Vater zu bleiben. Beyden Theilen liegt viel daran, die Liebe ihrer Kinder zu gewinnen. Darin liegt ein Grund ihres Betragens gegen dieſelben. Sie wollen nemlich durch Einſchränkung ihres Willens ihre Zuneigung nicht verlieren. Eigentliche Kinderzucht hat bey ihnen nicht ſtatt. Die Kinder haben ihren freyen Willen, und werden nie zu etwas gezwungen. Die Eltern hüten ſich, ſie zu ſchlagen, oder ſie auf eine andere Weiſe zu züchtigen, aus Furcht, die Kinder möchten es ihnen einmal gedenken und ſich an ihnen rächen. Gleichwol findet man unter ihnen oftmals recht artige Kinder, die ſich den Eltern gefällig, und gegen jedermann dienſtwillig bezeigen, welches die natürliche Fol-

ge

ge iſt, eines vernünftigen Betragens der Eltern gegen ſie; ſo wie aus dem entgegengeſetzten Bitterkeit, Haß und Verachtung ihrer Eltern entſteht.

Auf den Anzug und Putz ihrer Kinder wenden ſie wenig. Bis ins ſechſte Jahr und länger geht der Knabe nackt. Die erſte Kleidung, die er hernach bekommt, beſteht in einem ſchmalen Streifen von blauem Tuch, der zwiſchen den Beinen locker durchgeht, und mit einem Riemen gebunden wird. Den Mädchen hingegen wird, ſo bald ſie gehen lernen, ein Röckchen umgebunden.

Gewöhnlich gibt der Vater ſeinem Kinde im fünften oder ſechſten Jahre einen Namen, der, nach ſeinem Vorgeben, ihm durch einen Traum bekannt gemacht worden. Dieſes geſchieht bey einem Opfer, auf eine feyerliche Weiſe durch Geſang. Das nennen ſie über das Kind beten. Eben ſo feyerlich gehen ſie zu Werke, wenn ſie einem Erwachſenen, der ſchon einen Namen hat, um ihn zu ehren, einen dazu geben. Wenn aber die Mutter dem Kinde einen Namen gibt, ſo macht ſie nicht ſo viel Umſtände, und nennt es etwa nach einer Eigenſchaft, die ihr an demſelben beſonders gefällt, als das ſchöne Kind, das Großauge, u. d. g. Einem Kinde, das ſie nicht lieb haben, geben ſie auch wol einen garſtigen Namen.

Wenn die Mädchen heranwachſen, ſo ſuchen die Mütter ſie nach und nach zur Arbeit zu gewöhnen, laſſen ſie daher gelegentlich ihnen zur Hand gehen und ſind überhaupt darauf bedacht, daß ſie die weiblichen Geſchäfte in Zeiten lernen. Die Knaben aber werden zu keiner Arbeit angehalten; gehen alſo ihren Einfällen nach, nehmen vor, was ihnen beliebt, und niemand wehret ihnen. Thun ſie andern Schaden, werden ſie nur mit guten Worten darüber erinnert, und die Eltern bezahlen den Schaden lieber doppelt und dreyfach, als daß ſie ihre Kinder darüber beſtrafen ſollten.

Da die Knaben Jäger und Krieger werden ſollen, ſo üben ſie ſich ſchon früh im Gebrauch des Bogens, und ſchießen nach einem Ziel. Werden ſie größer, ſo ſchießen ſie Tauben, Eichhörnchen, und anderes kleines Wild, und erlangen darin eine große Fertigkeit. Wächſt der Knabe noch mehr heran, ſo bekommt er eine Flinte oder gezogene Büchſe. Der erſte Hirſch, den er ſchießt, veranlaßt allemal eine Feyerlichkeit. Iſt es ein Bock, ſo wird er ſogleich mit Haut und Haar einem alten Manne geſchenkt, der damit alle alte Männer im Dorfe tractirt. Bey der Mahlzeit geben dieſe dem Knaben, der dabey nur Zuſchauer iſt, allerley gute Lehren, die Jagd und ſein ganzes Leben betreffend. Sonderlich ermahnen ſie ihn, für alte und graue Männer Hochachtung zu haben, und ihnen gehorſam zu ſeyn. Zugleich bitten ſie Gott für ihn um Glück und langes Leben. Iſt aber ſein erſtes Wild eine Hirſchkuh, ſo wird ſie einer alten Frau geſchenkt, welche dabey eben ſo verfährt, wie der alte Mann bey dem Hirſchbock.

Bisweilen werden junge Knaben auf eine ſonderbare Weiſe zu dem, was man gern aus ihnen machen möchte, vorbereitet, oder geprüft, wozu ſie etwa ein beſonderes Geſchick haben. Man läßt ſie zu dem Ende ſo oft und ſo ſtreng faſten, daß ſie von allen Leibeskräften abkommen, in ſeltſame Phantaſien gerathen, und wunderliche Träume haben, über die ſie fleißig befragt werden, bis ſie endlich einen bedeutenden bekommen, oder gehabt zu haben vorgeben. Dieſer wird umſtändlich ausgelegt, und ihnen dem gemäß feyerlich angekündiget, wozu ſie beſtimmt ſind. Das prägt ſich ihrem Gemüthe tief ein, und je älter ſie werden, deſto eifriger ſuchen ſie ihre vermeynte Beſtimmung zu erreichen, und halten ſich für ganz beſondere Menſchen, die vor andern einen großen Vorzug haben. So wird aus einem ſolchen

Knaben ein Arzt, ein großer Jäger, ein reicher Mann, ein Zauberer, oder ein Capitain, je nachdem ſein Traum beſchaffen war, oder vielmehr, er wird das, wozu ſeine Eltern oder Freunde ihn beſtimmt hatten. Dabey handelt er in ſeinem Privatleben ſchon als Jüngling völlig nach ſeinem eigenen Gefallen, iſt ſich ſeiner Freyheit bewußt, und verträgt keinen Zwang. Die Eltern ſehen dieſes mit Wohlgefallen, und mancher Vater freut ſich, einen ſo mannhaften Sohn zu haben, der ſich ſelbſt regieren kann. Im übrigen werden die Kinder durch den Unterricht und das Exempel ihrer Eltern gleichſam von der Wiege an gewöhnt, alle Leidenſchaften zu unterdrücken, und ſie bringen es darin unglaublich weit.

Sind die Eltern verſichert, daß ihre Kinder verſorgt, oder doch im Stande ſind, ſich ſelbſt Nahrung und Kleider zu verſchaffen; ſo ſorgen ſie für dieſelben weiter nicht, tragen es auch nie drauf an, ihnen eine gute Erbſchaft zu hinterlaſſen. Denn jeder Indianer weiß, daß nach ſeinem Tode alles, was er hat, Fremden zu Theil wird.

Wird eine Frau Witwe, ſo nehmen die Verwandten des Verſtorbenen alles weg, was demſelben gehörte, und theilen es an fremde Leute aus, ohne das geringſte davon für ſich zu behalten. Das thun ſie, weil ſie des Todten vergeſſen wollen, und ſich fürchten, es möchte durch ein Stück von ſeinen Sachen ſein Andenken bey ihnen erneuert werden. Die Kinder erben alſo ſo wenig, als die Witwe, und die Verwandten. Vermacht ein Indianer ausdrücklich ſeine Büchſe oder ſonſt etwas einem ſeiner Freunde, ſo bleibt es dabey, und niemand wendet etwas dagegen ein. Auch was der Mann ſeiner Frau bey Lebzeiten geſchenkt hat, behält ſie als ihr Eigenthum. Man wird ſich alſo nicht wundern, daß Indianiſche Eheleute nicht in Gemeinſchaft der Güter leben. Wäre es anders, ſo würde die Frau nach

ihres Mannes Tode eben ſo wenig behalten, als der Mann nach dem Tode ſeiner Frau.

Eine Witwe, die ſich nach dem alten Herkommen richten will, darf unter einem Jahre nicht wieder heirathen. Denn ihr Mann verläßt ſie, wie die Indianer ſagen, nicht eher, als nach einem Jahr; alsdann erſt geht ſeine Seele an ihren Ort. Gleichwol muß ſie ſelbſt ſehen, wie ſie ſich durchbringt, und erlebt gemeiniglich böſe Tage, ſonderlich wenn ſie noch unerzogene Kinder hat. Fleiſch kann ſie nicht einmal für Bezahlung bekommen, denn die Indianer haben den Aberglauben, daß ihre Büchſen verderben würden, daß ſie damit kein Wild mehr tödten könnten, wenn eine Witwe von einem Thier äße, das ſie geſchoſſen haben. Doch wird ihnen bisweilen von guten Freunden etwas zugeſteckt. Iſt aber das Witwenjahr verfloſſen, ſo wird ſie von den Freunden ihres verſtorbenen Mannes gekleidet und ernährt, und ihre Kinder werden eben ſo beſorgt. Auch ſchlagen ſie ihr gern einen andern Mann vor, oder ſagen ihr wenigſtens, daß ſie nun frey ſey, und für ſich ſelbſt ſorgen könne. Hat ſie aber ihr Witwenjahr nicht ausgehalten, ſondern vor der Zeit wieder geheirathet, ſo bekümmern ſie ſich nicht weiter um ſie. Auf ähnliche Art wird ein Witwer von den Freunden ſeiner verſtorbenen Frau behandelt; ſie glauben, daß er noch zu ihrer Familie gehört. Iſt ſein Witwerjahr zu Ende, ſo ſchaffen ſie ihm gern wieder eine Frau nach ihrem Sinne. Hat die Verſtorbene etwa eine Schweſter hinterlaſſen, die noch ledig iſt, ſo tragen ſie vorzüglich darauf an, daß er dieſelbe heirathe.

Bey dieſer Gelegenheit bemerke ich nur noch, daß die Verwandtſchaften der Indianer ungemein weitläuftig ſind, weil ſie ſo oft ihre Weiber wechſeln.

Sechſter Abſchnitt.

Speiſen, Ackerbau und Viehzucht der Indianer.

Die gewöhnlichen Speiſen der Indianer beſtehen in Fleiſch, Fiſchen, Hülſenfrüchten und Obſt. Sie eſſen faſt alle Thiere, die ſie auf der Jagd fangen, am meiſten und liebſten Hirſch- und Bärenfleiſch. Die Irokeſen und Delawaren und alle mit ihnen verbundene Völker, eſſen das Fleiſch nie roh, aber oft, wie andre Speiſen, ungeſalzen, wiewol ſie an Salz keinen Mangel haben.

Am Ohio und Muskingum ſind mehrere reichhaltige Salzquellen; gemeiniglich am Ufer eines Baches, oder auch wol mitten in demſelben auf einer Sandbank. Die Indianer aber benutzen ſie aus Trägheit nicht, ſondern kaufen das Salz um einen hohen Preis von den weißen Leuten.

Ihre Mahlzeit, bey welcher es mehrentheils nicht gar reinlich zugeht, beſteht gewöhnlich nur aus einem Gerichte. Sie eſſen, wenn ſie eben hungrig ſind, ohne ſich an eine gewiſſe Stunde zu binden. Wenn ſie Fleiſch braten wollen, befeſtigen ſie daſſelbe an einem Spieß von harten Holze.

Muſcheln und Auſtern lieben ſie ſehr, und diejenigen, die Auſtern-Bänke in der Nähe haben, leben oft einige Wochen blos von Auſtern. Die Landſchildkröten, die dort wenigſtens eine Spanne breit und noch etwas länger ſind, pflegen ſie ebenfalls zu eſſen, ſo wie auch die Heuſchrecken, die zuweilen ſchaarenweiſe die Bäume bedecken und kahl machen.

Unter den Hülſenfrüchten, die den Indianern zur Nahrung dienen, iſt die vornehmſte das bekannte Welſchkorn, oder türkiſcher Waitzen, (Zea Mays) *) wovon die Irokeſen eine andere Sorte haben, als die Delawaren am Muskingum. Jene wird eher reif als dieſe, welche dort vermuthlich

*) Die lateiniſchen Namen ſind die Linneiſchen.

lich gar nicht zur Reife kommen würde. Dieſe Frucht macht bey dem Ackerbau der Indianer die Hauptſache aus. Zu Welſchkornfeldern nehmen ſie das niedrige, fette Land an den Flüſſen und Bächen, welches viele Jahre hinter einander reichlich trägt. Iſt aber ein Feld ausgeſogen, ſo legen ſie ein neues an; denn vom Düngen wiſſen ſie nichts, und an Land fehlt es ihnen nicht.

Oft müſſen ſie das Land erſt von Bäumen und Sträuchern reinigen. Erſtere pflegen ſie zu tödten, indem ſie im Frühjahr die Rinde ringsherum durchhauen. Die Felder umgeben ſie mit hohen Zäunen, hauptſächlich um ſie vor den Pferden zu ſchützen, die im Walde ohne Hirten weiden.

Das Welſchkorn wird gepflanzt, ſobald kein Froſt mehr zu befürchten iſt, welches die Indianer daraus ſchließen, wenn die Blüthe der Haſelſtaude (Corylus avellana) ſich zeigt. Mit dem Behacken der Welſchkornpflanzen haben die Indianerinnen viel Mühe; denn der fette Boden bringt viel Gras und Unkraut. Vorzeiten war ihre Hacke etwa das Schulterblatt von einem Hirſch, oder eine Schildkrötenſchaale, die ſie auf einem Steine ſcharf machten, und an einen Stock befeſtigten. Nun haben ſie eiſerne Schaufeln und Hacken. Das Welſchkorn wird manchmal über 8 Fuß hoch, und ſein Stengel über einen Zoll dick, und hat, ſo lange er grün iſt, einen zuckerartigen Saft.

Die Delawaren und Irokeſen bereiten das Welſchkorn auf zwölf verſchiedene Arten: 1) Kochen ſie es mit der Schaale, bis es ganz weich iſt, und ſich gut eſſen läßt; oder 2) bis es beynahe weich iſt; alsdann reiben ſie die Schaale mit ſcharfer Lauge ab, reinigen das Korn von der Lauge, und kochen es vollends ganz weich. 3) Braten ſie das Korn, wie es iſt, in heißer Aſche. 4) Stoßen ſie es in kleine Stückchen, und dieſe kochen ſie, bis ſie zum Eſſen dienen. 5) Stampfen ſie es in einem Stampfblock oder

hölzernen Mörſer zu Mehl, reinigen es von den Schaalen, und machen einen Brey daraus. 6) Machen ſie aus dem Mehl, mit kaltem Waſſer einen Teig, und aus dieſem Kuchen, etwa 2 Finger dick und einer flachen Hand groß. Dieſe wickeln ſie in Blätter, und backen ſie in heißer Aſche, welche ſie noch mit glühenden Kohlen belegen; und das iſt ihr Brod. 7) Mengen ſie getrocknete Heidelbeeren in gedachten Teig, davon wird das Brod noch wohlſchmeckender. 8) Hacken ſie gebratenes und getrocknetes Hirſchfleiſch, oder geräucherte Aale klein, und kochen das Korn damit. 9) Kochen ſie es auch, nachdem es zu Grütze gemacht worden, mit friſchem Fleiſche. Das iſt eins von den gewöhnlichſten Gerichten, wozu ſie Welſchkornbrod zu eſſen pflegen. 10) Braten ſie ihr Korn in heißer Aſche, bis es durchaus braun wird. Sodann ſtoßen ſie es zu Mehl, miſchen Zucker darunter, und ſtampfen es in einen Sack feſt zuſammen. Das iſt ihr Cinnamon. 11) Nehmen ſie das Korn, ehe es ganz reif wird, und laſſen es in ſiedendem Waſſer aufquellen; hernach trocknen ſie es, und heben es auf. So kaufen es zuweilen die weißen Leute von ihnen und machen Suppen davon, oder quellen es auf, und brauchen es mit Eßig und Baumöl als Salat. 12) Sie braten die ganzen Aehren, wenn die Körner zwar ausgewachſen, aber doch noch in der Milch ſind. Mit dieſem ihnen ſehr angenehmen Gerichte geht viel Korn auf. Um dieſen Aufwand zu vermindern, oder wenigſtens zu erſchweren, haben ſie ihre Felder am liebſten nicht ſehr nahe bey ihrem Wohnorte.

Sie ziehen auch eine Art Bohnen, welche ſie Erdbohnen (Grundnüſſe) (Arachis hypogæa) nennen, weil ſie in der Erde wachſen. Gekocht kommen ſie im Geſchmack den Kaſtanien gleich, ſind aber nicht roh zu eſſen. Hie und da bauen ſie gemeine Gartenbohnen; (Phaſeolus vulg.) die

von

von den Indianern mehrentheils mit Bärenfleiſch gegeſſen werden. Auch bauen ſie an vielen Orten Kartoffeln (Solanum tuberoſum) welche urſprünglich aus Nord-Amerika herkommen, und zuerſt von Irländern unter dem Namen der Patatoes nach Europa gebracht worden ſind.

Von Kürbiſſen (Cucurbita Pepo) hat man dort vier verſchiedene Sorten, die von verſchiedenen Nationen, die weiter nach Weſten wohnen, anſtatt des Brodes gebraucht werden. Der Kranichhals, eine Sorte derſelben, übertrifft die übrigen an Größe und wird gemeiniglich zum Wintervorrath aufgehängt, weil ſie ſich etliche Monate halten kann. Melonen, (Cucumis Melo) wachſen dort nicht von ſelbſt, ſondern werden gezogen.

Viele Indianer ziehen ſonſt noch allerley Gewächſe, als Weißkraut, Rüben u. d. g., wozu ſie von den weißen Leuten den Samen bekommen.

Der Feldbau der Indianer, den die Irokeſen doch noch ſtärker treiben, als die Delawaren, ſchränkt ſich ins ganze auf das dringendſte Bedürfniß ein, denn ſie begnügen ſich allenfalls mit den eßbaren Erdgewächſen, die ohne menſchliche Hülfe ihnen zuwachſen, wohin vorzüglich gehören Kartoffeln (Solanum tuberoſum) und Paſtinake (Paſtinaca ſativa), woraus ſie eine Art von Brod backen.

Ihre Feldfrüchte verwahren ſie in runden Löchern, die ſie in einiger Entfernung von den Häuſern in die Erde graben, mit trockenem Laube oder Graſe auslegen, und mit Gras und Erde bedecken. Solche Vorräthe ſuchen ſie ſehr geheim zu halten, weil ſie wiſſen, daß ſie dem, der Mangel leidet, und von ihrem Vorrath weiß, ſo lange geben müſſen, als etwas davon übrig iſt. Daraus entſteht aber nicht ſelten Hungersnoth. Denn viele unter ihnen ſind ſo träge, daß ſie ſelbſt nichts pflanzen, ſondern ſich gänzlich darauf verlaſſen, daß ſich andere nicht weigern dürfen, ihren

Vorrath mit ihnen zu theilen. Da auf dieſe Art die Fleißigern von ihrer Arbeit nicht mehr genießen, als die Müſſiggänger, ſo pflanzen ſie von Zeit zu Zeit immer weniger. Fällt nun ein harter Winter ein, da ſie wegen des tiefen Schnees nicht auf die Jagd gehen können, ſo entſteht leicht eine allgemeine Hungersnoth, wobey öfters viele Menſchen umkommen. Die Noth lehrt ſie dann Graswurzeln und die innere Rinde der Bäume, beſonders der jungen Eichen, zu ihrer Nahrung zurichten.

Mit fruchtbringenden Pflanzen, Sträuchern und Bäumen iſt das Land reichlich verſehen.

Erdbeeren, (Fragaria veſca) die vorzüglich groß und wohlſchmeckend ſind, wachſen ſo häufig, daß ganze Fluren damit ſo bedeckt ſind, als wenn ſie mit rothem Tuche überzogen wären. Wilde Stachelbeeren, (Ribes groſſularia) ſchwarze Johannisbeeren, (Rubus fruticoſus) Brombeeren, (R. Idæus) Himbeeren und Heidelbeeren (Vaccinium Myrtillus) wachſen ebenfalls in Menge, letztere vorzüglich auf Anhöhen. Rothe Johannisbeeren werden in den Gärten gezogen. Von Kranichbeeren gibt es 2 Sorten: die eine wächſt an naſſen Orten auf ganz kleinen Sträuchen, die nicht einmal ſo hoch ſind, als Heidelbeerſträuche, die andere aber auf kleinen Bäumchen.

Der Stickbeerenſtrauch (Ribes nigrum penſylvanicum) trägt eine ſchwarze Beere, deren Saft ſo herbe iſt, daß man davon erſticken könnte; und das hat dem Strauche ſeinen Namen gegeben.

Die Maulbeerbäume (Morus rubra) werden dort ſehr hoch, und tragen braune Beeren, von welchen ſich die wilden türkiſchen Hühner nähren; im Winter auch wol von den abgefallenen Blättern.

Weinſtöcke (Vitis vinifera) ſind ſehr häufig, und werden in den niedrigen Gegenden ungemein dick und lang.

Oft

Oft ſieht man Ranken, die ſich um die höchſten Bäume bis zum Gipfel geſchlungen haben, von da wieder herunter laufen, und mit ihren Spitzen auf der Erde liegen. Ihre Trauben ſind aber ziemlich ſauer. Auf dem hohen Lande bleiben die Ranken dünn und klein, weil ſie oftmals vom Buſchfeuer angegriffen werden; aber die Trauben ſind eßbarer, und es läßt ſich Wein daraus bereiten. Die Bären beſuchen die Weinſtöcke gar fleißig, und wiſſen ſich immer die beſten Trauben auszuſuchen.

Unter den Kirſchbäumen (Prunus padus) iſt der ſchwarze ungemein fruchtbar. Seine Kirſchen ſind ungefähr ſo groß, wie Johannisbeeren, und wachſen in Form der Trauben. Sie ſind nicht eßbar, geben aber dem Branntewein einen lieblichen Geſchmack und eine ſchöne rothe Farbe. Das Holz dieſes Baums ſchickt ſich zu feiner Tiſchlerarbeit. Der rothe Kirſchbaum (Prunus canadenſis) wird nicht über 8 bis 10 Schuh hoch, iſt gleichfalls ſehr fruchtbar, und ſeine Kirſchen wachſen eben auch traubenweiſe, wie die ſchwarzen. Sie werden aber wenig gegeſſen, weil ſie nach Alaun ſchmecken. Die Sandkirſchen (Prunus ceraſus) wachſen blos im Sande, auf einem etwa 4 Schuh hohen Strauche, in ſo großer Menge, daß die Zweige bis auf den Sand herunter gebogen werden. Sie haben einen vorzüglich angenehmen Geruch, und ſind nicht größer, als eine kleine Flintenkugel. Man hält ſie zum Einmachen in Branntewein für tauglicher, als alle andere Kirſchen. Noch eine Sorte wohlſchmeckender Kirſchen wächſt dort, ſonderlich am Muskingum häufig, auf hohen dicken Bäumen, die ein rothes Holz haben, das zu feiner Schreinerarbeit dienlich iſt.

Wilde Pflaumen (Prunus domeſtica) gibt es in Menge. Die Indianer ſchätzen vorzüglich die röthliche und die grüne, welche beyde einen guten Geſchmack und angenehmen Geruch haben.

Pfirſichbäume (Amygdalus Perſica) ſieht man hie und da ſehr häufig; deßgleichen wilde Citronen oder Mayäpfel; (Podophyllum peltatum) dieſe wachſen auf einem Stengel, der nicht über einen Schuh hoch iſt, und haben einen angenehmen ſäuerlichſüßen Geſchmack. Die Wurzel aber iſt ein ſtarkes Gift, das in wenig Stunden tödtet.

Holzäpfel (Malus ſylveſtris) wachſen in großem Ueberfluß, und weil die Indianer ſcharfe und ſaure Früchte lieben, ſo werden ſie von ihnen geſucht und häufig gegeſſen.

Den Papawbaum (Carica Papaya) haben unſere Miſſionarien nirgends, als am Ohio geſehen; er trägt eine ſchöne gelbſchaalige Frucht, von der Geſtalt und Größe einer mittelmäßigen Gurke, die einen angenehmen Geruch und Geſchmack, und 2 bis 3 Kerne hat, die wie Mandeln ausſehen.

Von gemeinen Kaſtanien (Fagus caſtanea) findet man ganze Wälder. Ihre Frucht iſt etwas kleiner, als die Europäiſche, aber ſüßer und ſchmackhafter. Wenn die Kaſtanien reif ſind, ſo geben ſich die Indianer die Mühe nicht, ſie ordentlich zu ſammlen, ſondern finden es bequemer, den Baum umzuhacken. Die Kaſtanien laſſen ſich roh eſſen, gewöhnlich aber werden ſie gekocht, da ſie eine ſehr fette Brühe geben. Man kann ſie auch wie Kaffeebohnen röſten, und einen Trank daraus bereiten, der dem Kaffee im Geſchmack nahe kommt, und zugleich gelinde abführt. Eine andre Art von Kaſtanien iſt größer, aber nicht eßbar.

Pinkepink (Fagus pumila) iſt ein Strauch, der ungefähr eine Klafter hoch wächſt, die Blüthe iſt der Kaſtanienblüthe ähnlich, nur etwas kleiner. Die Frucht iſt ganz von Kaſtanienart, länglich rund, an beyden Enden ſpitzig, hat eine ſchwarzbraune Schaale, und ſchmeckt wie eine recht ſüße Haſelnuß.

Der

Der gemeine Wallnußbaum (Juglans regia) wächſt mehrentheils in Thälern, die fetten Boden haben, wird hoch und dick, und breitet ſeine Aeſte weit aus. Die Nüſſe haben eine dünne Schaale, und der Kern läßt ſich gut eſſen. Außer dieſen gibt es dort noch 2 Sorten Wallnußbäume, weiße (Juglans alba) und ſchwarze, (Cinerea) nach ihrem Holze ſo genannt, welches bey erſtern gleichwol nicht ganz weiß, ſondern grau ausſieht; die letztern aber haben ein dunkelbraunes Holz, das bisweilen ins Violette fällt. Dieſes wird von den Schreinern zu Tiſchen, Schränken und dergleichen viel gebraucht. Die Nüſſe haben eine harte Schaale, ſind aber ſehr ölich, und werden nur ſelten gegeſſen. Eine andere Art von Wallnußbäumen iſt der ſchon obengedachte Hickerybaum, (Juglans alba). Der mit der rauhen Rinde hat ein weißes Holz, einen zarten Faden, und ungemein viel Saft. Seine Nuß liegt in einer dicken harten Schaale und ſchmeckt ſüß. Der Hickery mit der glatten Rinde aber trägt eine bittere Nuß, die ein nützliches zum Abführen dienendes Oel ausgibt. Die ſüßen Hickerynüſſe, die manches Jahr überaus häufig wachſen, werden von den Indianern in großer Menge geſammlet; und nicht nur roh gegeſſen, ſondern es wird auch eine Nußmilch davon gemacht, welche angenehm und nahrhaft iſt. Auch bereiten manche aus dieſer Frucht ein gutes Oel. Sie röſten nemlich die Nüſſe mit der Schaale in heißer Aſche, ſtampfen ſie hernach fein, und kochen ſie in Waſſer, da denn das Oel oben ſchwimmt, welches ſie abſchöpfen, und zum Anmachen ihrer Speiſen gebrauchen.

Der Butter- oder Oelnußbaum (Juglans nigra) wächſt vornemlich auf Wieſen, in einem warmen Boden. Sein Stamm wird ſelten über 3 Schuh im Umkreiſe dick, hat viele Aeſte, und ſeine Blätter ſind wie Wallnußblätter. Auch die Nuß hat eine Schaale, wie die Wallnuß, nur

etwas

etwas weicher, und iſt dabey viel länger und dicker, hat alſo auch einen weit größern Kern, der ſehr viel Oel enthält, welches ungemein angenehm riecht. Die innere Rinde dieſes Baums färbt ſchön purpur, ſoll aber bald dunkler, bald heller ſeyn, wobey es auf den Monat ankommt, in welchem ſie abgeſchält wird.

Die dortigen Haſelnüſſe (Corylus avellana) ſind den Europäiſchen ganz gleich.

Obſtgärten findet man bey den Delawaren, die ihre Wohnplätze ſehr oft verändern, gar nicht; wol aber bey den Dörfern der Irokeſen. Von Blumengärten wiſſen ſie ſämmtlich zur Zeit noch nichts.

Angenehmer als alle Fruchtbäume, iſt den Indianern der Ahornbaum, (Acer ſacharinum) aus deſſen Saft ſie ihren Zucker bereiten. Es gibt deren 2 Arten, die harte und die weiche. Der Saft des harten Ahorns iſt vorzüglich ſüß. Sein Holz hat ſchöne Adern und wird zu Schreinerarbeit gebraucht. Er wächſt gewöhnlich auf Anhöhen, ſonderlich wo Waſſerquellen ſind, und blühet roth. Der weiche Ahorn gibt mehr, aber nicht ſo ſüßen Saft. Sein Holz hat auch den bunten Kern nicht, den man bey jenem antrifft. Er wächſt meiſtens auf Wieſen und in Thälern, die fetten Boden haben, hat weiße Blüthe, einen geraden Stamm und weniger Aeſte als der harte; ſeine Blätter ſind weit größer und fallen mehr ins dunkelgrüne; auch läßt er ſich leichter ſpalten, obgleich ſein Holz ebenfalls hart und zähe iſt. Die ſtärkſten Ahornbäume, von beyden Sorten, haben 2 Fuß und darüber im Durchmeſſer. Die mittelmäßigen aber, die noch jung und im Wachſen ſind, geben den meiſten und beſten Saft. Um der Härte des Holzes willen heißt er bey den Delawaren Steinbaum, bey den Irokeſen Zuckerbaum. Im Frühjahr, wenn der Schnee vergeht, das iſt am Muskingum und Ohio gemeiniglich im

Fe=

Februar, in den Gegenden aber, die mehr nach Norden liegen, erſt im Merz, wird der Ahorn, wie die Birke, voll Saft. Alsdann nimmt das Zuckerkochen gewöhnlich ſeinen Anfang, wiewol es am Muskingum auch im Herbſt und ſelbſt im Winter, bey gelinder Witterung, bisweilen im Nothfall, geſchieht. Das Verfahren dabey iſt folgendes.

Jede Familie verſieht ſich zuvorderſt mit meſſingenen Keſſeln, den Zucker zu kochen, und mit einer Anzahl kleiner und größerer hölzerner Tröge oder Schüſſeln von Baumrinde, um den Saft aufzufangen. Iſt dieſes alles in Bereitſchaft, ſo wird in den Ahornbaum ſchräg herunterwärts eine Narbe gehauen, welche während der Flußzeit zwey bis dreymal wieder aufgefriſcht werden muß, und am untern Ende derſelben ein 3 bis 4 Finger breiter dünner Keil eingeſchlagen, oder ein Trichter von Baumrinde eingepaßt, woran der Saft in die untergeſetzten hölzernen Tröge oder Schüſſeln fließt.

Am häufigſten fließt der Saft, wenn es des Nachts friert oder reift, und am Tage die Sonne ſcheint. In der Nacht hört der Ausfluß gemeiniglich auf, auch wenn warmes, oder Regen-Wetter einfällt, oder es nur ein paar Nächte nicht friert. Je nachdem die Witterung günſtig iſt, währt die Flußzeit einen oder zwey Monate. Gegen das Ende dieſer Zeit pflegt der Saft ein oder zweymal ſehr ſtark, und zwar Tag und Nacht zu laufen. Was nachher noch kommt, iſt nicht mehr ſo gut, und wird gewöhnlich zu Syrop verſotten. Der Saft, welcher eine bräunliche Farbe hat, wird, ohne irgend einen Zuſatz, in meſſingenen Keſſeln bey gelindem Feuer Anfangs gekocht bis zur Honigdicke, und dann in größern Quantitäten eingekocht, wobey er immer brauner wird. Aus den Keſſeln wird er ſogleich in hölzerne, breite, bis 2 Zoll tiefe Gefäße gegoſ-

ſen,

ſen, und darin gerührt, bis er kalt iſt, wodurch der Zuk-ker ſo fein und körnicht wird, als der Weſtindiſche. In Ermangelung ſolcher Geſchirre, laſſen ſie den eingekochten Saft in den Keſſeln abkühlen, und machen Kuchen oder Brode daraus, die nach dem Erkalten ſehr hart werden.

Dieſer Zucker, den die Indianer theils zu Bereitung ihrer Speiſen anwenden, theils wie Brod eſſen, iſt geſün-der und ſüßer, als der ſogenannte Thomaszucker.

Das Zuckerkochen iſt hauptſächlich die Arbeit der Wei-ber, wobey gewöhnlich ihre Mühe reichlich belohnt wird. In einem Keſſel von 60 bis 70 Dresdner Kannen, nebſt ein paar kleinen zum Auffüllen, können in einem Frühjahr leicht ein paar hundert Pfund Zucker und über das eine be-trächtliche Menge Syrop geſotten werden. An Saft fehlt es ihnen nicht leicht, da die Ahornbäume außerordentlich reich daran ſind. Man hat Exempel, daß ein einiger Baum mehr als 300 Kannen guten Zuckerſaft, und hernach wol noch eben ſo viel Syropwaſſer ausgegeben hat. Zu einem Pfunde Zucker werden 35 bis 40 Kannen Saft erfordert; folglich kann man aus einem ſolchen Baume bis 8 Pfund Zucker und noch viel Syrop erhalten. Gewöhnlich kann ein Baum 8 bis 9 Jahre benutzt werden, und gibt noch Saft, wenn er auch rings herum zerhackt iſt.

Der Taback, (Nicotiana Tabacum) ein urſprünglich Amerikaniſches Gewächs, welches die Europäer erſt im Jahr 1584 kennen lernten, wird bey allen Indianern un-ter die unentbehrlichen Bedürfniſſe des männlichen Lebens gerechnet. Bey den Delawaren und Irokeſen iſt der gemein-ſte derjenige, der in Europa Braſilien-Taback, dort aber Indianertaback genennt wird. Sie rauchen ihn, ſeiner Stärke wegen nicht allein, ſondern vermengen ihn mit den getrockneten Blättern des Sumach, (Rhus glabrum) oder mit einer gewiſſen Pflanze, die ſie Degokimak nennen, deren

Blät-

Blätter den Lorbeerblättern ähnlich ſind, oder auch mit der rothen Rinde einer gewiſſen Weide, die Rothholz genennet wird.

Das gewöhnliche Getränke der Indianer bey der Mahlzeit iſt die Brühe von ihren Speiſen. Außerdem trinken ſie Waſſer. Sehr angenehm iſt ihnen auch ein Trank, der aus getrockneten Heidelbeeren mit Zucker und Waſſer bereitet wird.

Nach ſtarken Getränken ſind ſie unerſättlich lüſtern, und in deren Genuß unmäßig. Der Branntewein, und ſonderlich der Rum, womit die Europäer ſie leider! bekannt gemacht haben, reibt unter ihnen mehr Menſchen auf, als alle ihre Kriege.

Die **Viehzucht** der Indianer iſt von noch geringerem Belange, als ihr Ackerbau. Der Indianer jagt lieber im Walde dem Wilde nach, als daß er zu Hauſe das Vieh abwarten ſollte. Zwar haben einige, um der Milch und Butter willen, Rindvieh zu halten angefangen, die mehreſten aber haben kein anderes Vieh, als Hunde, Schweine und Pferde.

Ihre Hunde, beſonders die Delawariſchen, haben etwas von der Wolfsart; wenn ſie böſe ſind, weiſen ſie gleich die Zähne; packen aber keinen Wolf an, wenn ſie gleich angehetzt werden. Die Schweine ſind von den Europäiſchen nicht verſchieden.

Von Pferden ſind die Indianer große Liebhaber, brauchen ſie aber nicht zur Arbeit, ſondern blos zum Reiten, und wenden wenig auf ihre Unterhaltung. Gemeiniglich hängen ſie ihnen Schellen an, und laſſen ſie ihr Futter auf den Wieſen oder im Walde ſuchen; von wo ſie nur bisweilen des Nachts zu den Häuſern kommen, um die durch den Urin ſalzig gewordene Erde zu lecken. Wollen ſie die Pferde brauchen, ſo ſuchen ſie dieſelben erſt im Walde

de auf. Ein jeder kennt ſeine Schelle ziemlich genau, und geht ihrem Klange nach, ruft dem Pferde zu, und lockt es mit Korn, bis es ſich greifen läßt.

Im Frühling, Sommer und Herbſt iſt, ſowol in den Wäldern, als auf den Flächen, Gras in Ueberfluß vorhanden. Auf den fetten Ebenen wird es manchmal ſo hoch, daß ein Mann zu Pferde die Spitze deſſelben mit der Hand nicht erreichen kann. Wenn es dürre iſt, wird es von den Indianern angeſteckt, um mit der Aſche das Land zu düngen, dem Vieh friſche Weide zu verſchaffen, und das Aufkommen des jungen Holzes auf den Ebenen zu verhindern. Auch Schwämme von allerley Art, die in Menge wachſen, ſind dem Vieh ein angenehmes Futter, welchem es ſo begierig nachgeht, daß man es oft nicht beyſammen erhalten kann. Viele Quellen führen etwas Kochſalz oder auch Salpeter bey ſich, und werden von den Pferden, wie vom Rindvieh ſehr geſucht.

Außer den großen und kleinen Bremſen, ſind auch die ſogenannten Holzböcke eine große Plage des Viehes. Letztere hängen ſich auch gern an Menſchen, freſſen ſich in die Haut, und ſaugen ſich voll, wovon ſie ſo dick werden, wie eine kleine Haſelnuß, alsdann aber von ſelbſt abfallen.

Um Winterfutter für das Vieh ſind die Indianer wenig beſorgt, weil nicht leicht tiefer Schnee fällt, und das Wetter faſt immer gelinde iſt. Es kann ſich das Vieh zur Noth ſchon durchbringen, beſonders in den Niedrigungen, wo das Gras im Winter unten immer grün bleibt, und gegen das Ende des Merz oder zu Anfang des Aprils wieder in völligem Wachsthum ſteht. Außerdem wächſt hie und da an den Quellen Wintergras, das dem Vieh ebenfalls zur Nahrung dient. In waldichten Gegenden aber finden die Pferde im Winter nichts anders zu ihrer Nahrung, als die dünnen Aeſte von jungen Bäumen, vornem-

lich

lich von Saſſafras, (Laurus Saſſafras) das man dort in Menge antrifft, desgleichen ein gewiſſes grünes Moos, das auf einigen Bäumen wächſt, und faſt wie Heu ausſieht.

Siebenter Abſchnitt.

Jagd und Fiſcherey der Indianer.

Die Jagd iſt die vornehmſte und nöthigſte Beſchäftigung der Indianer, wird auch bey ihnen für die rühmlichſte nach dem Kriege gehalten. Daher findet man unter ihnen, und vorzüglich unter den Delawaren, ſehr viele geſchickte und erfahrne Jäger.

Schon als Knaben lernen ſie auf Bäume klettern, um etwas zu fangen, oder nur ſich umzuſehen und ihr Geſicht zu ſchärfen. Daher können ſie ſo gut in die Ferne ſehen, welches ihnen auf der Jagd beſonders zu ſtatten kommt. Auch wiſſen ſie das Wild, faſt beſſer als abgerichtete Spürhunde, auszufinden und gerades Weges mit Gewißheit zu verfolgen. Weil ſie ſich von Jugend auf im Laufen üben, ſo erlangen ſie darin eine ſolche Fertigkeit, daß ſie einem Hirſche, der auf den erſten Schuß nicht fällt, ſogleich nachſetzen und ihn gemeiniglich einholen, ſonderlich wenn ſie ihr Blänket abgelegt haben.

Sie ſind mit unzähligen Kunſtgriffen, das Wild in ihre Gewalt zu bringen, bekannt. Denn darauf ſind ſie von Jugend auf bedacht, und manche halten ſich deßwegen faſt das ganze Jahr im Buſche auf.

Ehemals brauchten die Indianer zur Jagd nichts als Bogen und Pfeile, deren Spitze ein länglichtes ſcharfes und ſpitziges Dreyeck von Feuerſtein war. Auch jezt noch bedienen ſich ganze Indianiſche Nationen in Weſt- und Nordweſt keines andern Gewehrs zur Jagd. Es iſt der Vor-

theil dabey, daß das Wild dadurch nicht ſo ſcheu gemacht wird, als durch das Feuergewehr. Die Delawaren und Irokeſen aber brauchen jezt gezogene Büchſen zur Jagd mit vieler Geſchicklichkeit. Auch außer der Jagd üben ſich die Delawaren damit, nach dem Ziele zu ſchießen. Bogen und Pfeile brauchen ſie nur, wenn ſie an unbeträchtliches Wild keinen Flintenſchuß wenden wollen. Der rechte Jäger kauft ſich kein anderes, als auserleſen gutes Schießpulver, und die beſte gezogene Büchſe.

Ehe der Indianer auf eine lange Jagd ausgeht, ſchießt er manchmal erſt einen oder etliche Hirſche, und ſtellt davon eine Opfermahlzeit an, wozu er alte Männer einladet, damit ſie ihm Glück zur Jagd erbeten ſollen. Manche baden und bemahlen ſich vor ihrem Jagdzuge, und wer es recht gut machen will, faſtet vorher, und wiederholt es wol auch im Buſche. Beym Faſten enthalten ſie ſich durchaus alles Eſſens und Trinkens, ohne dabey finſter und mißvergnügt zu ſeyn. Sie faſten, wie ſie ſagen, eigentlich um deſto beſſer träumen zu können, wozu, wie ſie glauben, ein leerer Magen beförderlich ſeyn ſoll. Träume aber halten ſie für nöthig, um zu erfahren, wo das meiſte Wild anzutreffen ſey, und zugleich die beſten Mittel kennen zu lernen, den Zorn der böſen Geiſter während der Jagd abzuwenden. Sieht er im Traum etwa einen längſt verſtorbenen Indianer, der zu ihm ſpricht, wenn du mir opferſt, ſo ſollſt du Hirſche genug ſchießen, ſo macht er unverzüglich zum Opfer Anſtalt, und verbrennt ihm zu Ehren einen ganzen Hirſch oder einen Theil davon.

Die mehreſten Jäger aber wollen über dieß noch ein Jagd-Beſon haben, welchem ſie ein Vermögen zuſchreiben, ihnen eine glückliche Jagd zu verſchaffen. Es wird von alten Männern, die nicht mehr jagen können, aus Wurzeln, Kräutern, oder gewiſſen Samen verfertigt und theuer ver-

kauft. Es iſt von verſchiedener Güte, und jeder ſucht die beſte Sorte zu bekommen, wenn es ihn auch einen großen Theil ſeines Vermögens koſtet.

Eine beſondere Art Beſon als Arzney innerlich genommen, verurſacht ſtarkes Erbrechen, iſt aber nicht ſehr gemein. Nach der Meynung der Jäger ſoll es, wenn nicht alle Ceremonien pünktlich dabey beobachtet werden, ſtatt des gehofften Glücks nur Unglück bringen. Schießt ein Jäger, der es beſitzt, in etlichen Tagen nichts, ſo nimmt er des Morgens nüchtern eine Doſis davon ein, und beobachtet dabey die ihm vorgeſchriebenen Regeln aufs genaueſte. Iſt der Tag nicht glücklich, ſo läßt er darum doch den Glauben an ſein Beſon nicht fahren, ſondern ſchreibt den Mangel des Glücks lieber einer andern Urſach zu; z. B. der Gegenwart eines Miſſionarius. Andere geben gar vor, die Kunſt zu verſtehen, den Hirſchen den Geruch zu benehmen, und überhaupt jedes Wild zu nöthigen, ihnen in den Schuß zu kommen.

Eine Geſellſchaft, die auf die Jagd geht, wählt den Geſchickteſten zum Anführer, beſonders, wenn er ein Mitglied des Raths iſt. Dieſer hat über der Beobachtung der Jagdgebräuche zu halten; daß z. B. kein Jäger die Geſellſchaft verlaſſe, bis der Jagdzug zu Ende iſt. Hat einer ein Stück Wild verwundet, und ein anderer tödtet oder findet es todt: ſo gehört das Fell dem, der es zuerſt angeſchoſſen hat; dem andern das Fleiſch zur Hälfte, oder ganz. Schießen ihrer etliche zugleich, und ſie können nicht genau beſtimmen, wer das Thier am erſten oder beſten getroffen hat, ſo geben ſie das Fell dem älteſten unter ihnen, wenn er auch nicht mitgeſchoſſen hat; und dieſem wird dann die Ehre zugeſprochen, daß er das Wild geſchoſſen habe. Wenn daher die Alten mit dem Schießen nicht mehr gut zurecht kommen können, ſo erhalten ſie doch faſt immer bey

ſolchen Gelegenheiten etliche Felle; ſie dürfen nur mitſchieſſen, ſie mögen treffen oder nicht. Das Fleiſch wird aber allemal unter alle getheilt, doch ſo, daß die Alten vorzüglich damit verſorgt werden. Ferner haben ſie, ſonderlich die Unamis, die Gewohnheit, daß, wenn ein Jäger einen Hirſch geſchoſſen hat, und es kommt ein anderer dazu, oder er ſieht ihn nur von Ferne, er ihm das ganze Thier ſchenkt; worauf er ſogleich weiter geht, ein anderes Wild aufzuſuchen.

Gewöhnlich bleiben die Indianer 3 bis 4 Wochen, oft auch etliche Monate auf der Jagd. Zur Zeit der Ueberſchwemmungen kommt das Gewäſſer oft ſo ſchnell, daß ſie auf ihren Booten hurtig entfliehen müſſen, und in flachen Gegenden eine Menge Wild erſäuft.

Ein Jäger, der ſich an keine Jagdgeſellſchaft anſchlieſſen mag, thut ſeinen Jagdzug entweder ganz allein, oder nimmt ſeine Frau und Kinder mit ſich; und baut auf ſeinem Standquartier eine Hütte von Baumrinde. Von einem erlegten Hirſch nimmt er die Haut, und ſo viel Fleiſch, als er tragen kann. Das übrige hängt er an einen Baum, für jeden, der ſich deſſen bedienen will. Das Fleiſch, das er mit ſich nimmt, wird entweder friſch verzehrt, oder zu künftigem Gebrauch gebraten. Die beſten Stücke werden nemlich an kleinen Spießen ans Feuer in die Erde geſteckt, an die Seite, wohin der Rauch geht, und zuweilen umgedreht. Sind die Stücke wohl durchgebraten, ſo werden ſie, wenn ſie kalt geworden, in einen Sack gethan, oder an einen Strick angereihet, und in die Luft gehangen.

Die beſte Jagdzeit der Indianer iſt der Herbſt vom September bis Januar, da iſt das Wild fett, und die Felle ſind gut. Ihre vornehmſte Jagd iſt die Hirſchjagd.

Die Nordamerikaniſchen Hirſche (Cervus Elaphus) ſind vom May bis in den September roth; dann fallen die

rothen Haare ab, dagegen bekommen ſie graue und ſehr dichte zum Winterpelz. Sie haben bekanntlich eine feine Witterung, und werfen ihr Geweih im Januar ab. Ihren Schwanz, der etwa einen Schuh lang iſt, halten ſie beym Laufen in die Höhe, und weil er auf der inwendigen Seite weiß iſt, kann man ſie ſehr weit ſehen. Ihre Jungen, deren ſie jährlich eins oder zwey haben, fallen gemeiniglich im Juny.

Selten ſieht man dort auch einen weißen Hirſch, der aber doch im Sommer etliche rothe, und im Winter graue Flecken hat. Die Indianer halten ihn für den König der Hirſche, zu dem ſich die andern hinziehen, und ihm nachfolgen.

Weiter nach Norden, z. B. in der Gegend von Onondago und an den großen Landſeen ſind die Hirſche viel gröſſer, als am Muskingum; und etwa 40 Meilen weiter nach Südweſt um ein merkliches kleiner.

Vorzeiten ſchoſſen die Indianer nur ſo viel Wild, als ſie zu ihrer Nahrung und Kleidung nöthig hatten, indem Manns- und Weibsleute ſich ſonſt mit Fellen kleideten. Das Wild war alſo damals in großer Menge. Jezt, da eine große Hirſchbockhaut gewöhnlich einen ſpaniſchen Thaler gilt, wird dieſen Thieren auch um des Handels willen nachgeſtellt. Ein geſchickter Jäger ſchießt in einem Herbſte 50 bis 150 Hirſche; und ſo muß natürlicher Weiſe das Wild ſehr abnehmen.

Zu dieſer Jagd ziehen die Indianer am liebſten in groſſen Geſellſchaften aus. Sie umſtellen einen Bezirk, und zünden das trockene Laub und Gras im Umkreis deſſelben an. Nun weichen die Hirſche dem Feuer nach der Mitte hin, der Feuerkreis wird enger, die Jäger rücken nach; und da ſie das Wild eingeſchloſſen haben, kann ihnen kein Stück entkommen. In dieſem Falle, da die Hirſche eigent-

lich um der Felle willen geſchoſſen werden, bleibt das meiſte Fleiſch im Buſche liegen, und dient den Raubthieren zur Nahrung.

Das Nordamerikaniſche Elenn (Cervus alces) oder Elendthier, iſt weit größer, aber auch furchtſamer, als ein Hirſch, und hat faſt die Höhe und Dicke eines mittelmäßigen Pferdes. Am Ohio und Muskingum trifft man ſie nicht an, aber weiter nach Norden ſollen ſie ſich in Menge befinden. Die Elendthiere, die im Lande der Irokeſen dann und wann geſehen werden, kommen aus Canada herüber.

Das Muſethier iſt von dem Elendthiere nicht verſchieden, nur ſeine Beine ſind länger und der Schwanz kürzer. Die Delawaren und Irokeſen ſtellen den Elennen und Muſethieren ſo wenig nach, als den Büffeln. (Bos Biſon.)

Dieſe ſind größer als gemeine Ochſen, haben dicke kurze ſchwarze Hörner, und einen langen Bart. Der Kopf iſt dick, und mit Haaren beſetzt, die über die Augen herunterfallen, und dem Thier ein fürchterliches Anſehen geben. Auf dem Rücken hat es einen Höcker, der wie der ganze übrige Körper, mit langen Haaren, oder vielmehr mit einer feinen braunen oder mauſefarbigen Wolle, die mit Haaren untermiſcht iſt, bedeckt wird. Seine Beine ſind ſehr kurz. Vor Menſchen iſt er ſcheu, und ein einziger Hund kann ihrer viele verjagen; aber verwundet, geht er wol auch wüthend auf den Jäger los. Wird eine Büffelkuh geſchoſſen, ſo bleibt ihr Kalb bey derſelben ruhig ſtehen, bis ihr der Jäger die Haut abgezogen hat, folgt ihm dann in ſeine Jagdhütte nach, und verläßt ihn nicht mehr. Das Büffelfleiſch iſt übrigens gut zu eſſen; die Haut wird aber von den Indianern wenig geachtet.

Ehedem waren dieſe Thiere am Muskingum in großer Anzahl; ſobald aber eine Gegend bewohnt wird, ziehen ſie ſich weg, daher man ſie jezt nur noch an der Mündung dieſes

ſes Fluſſes antrifft. Am Sioto aber und weiter hinunter ſollen ſie Heerdenweiſe geſehen werden.

Auf die Hirſchjagd folgt, zu Anfang des Januars bis in den May, die Bärenjagd.

Der dortige gemeine Bär (Urſus arctos niger) iſt ganz ſchwarz, hat kurze Ohren, einen ziemlich dicken Kopf, ein ſpitziges Maul, und einen ſehr kurzen Schwanz; aber große ſtarke Klauen. Er klettert auf die höchſten Bäume, um Weintrauben, Kaſtanien und Eicheln herunter zu holen. Auch liebt er den Honig. Dieſes Futter macht ſein Fleiſch ungemein ſaftig und wohlſchmeckend.

Es gibt dort aber auch, wiewol ſelten, eine Art ſchwarzer Bären, die viel größer als die gewöhnlichen ſind, an den Beinen viele, ſonſt aber am ganzen Leibe wenig Haare haben, und ganz glatt zu ſeyn ſcheinen. Die Indianer nennen einen ſolchen Bär den Bärenkönig, weil ihm die andern Bären gern nachfolgen.

Die dortigen Bären freſſen alle Fleiſch, und ſuchen es begierig auf. Das Wild, das die Indianer an Bäume aufhängen, iſt ihnen ein gefundenes Eſſen. Die großen Bären ſind vorzüglich gefräßig, und fallen im Irokeſenlande, wo ſie gemeiner ſind, Weiber und Kinder, auch wehrloſe Mannsleute an.

Gegen das Ende des Decembers pflegen die Bären, nachdem ſie ſich gut gemäſtet haben, in ihr Winterlager zu gehen. Das bereiten ſie entweder in ſtehenden hohlen Bäumen, oder in Felſenlöchern, oder im dickſten Gebüſche. Die mehreſten verlaſſen es gleich beym Eintritt des Frühlings wieder; die aber Junge haben, nicht leicht vor dem May. In dieſer Zeit nehmen ſie keine Nahrung zu ſich, ſondern zehren, wie man ſagt, von ihrem Fette.

Während der Hirſchjagd ſchießen die Indianer keinen Bär, erſt wenn die vorbey iſt, gehn ſie auf die Bärenjagd.

Sie ſind überaus geſchickt, die Bären in ihren Löchern auszuſpüren. Will der Bär nicht aus dem hohlen Baume heraus, ſchauen ſie den Baum um, und tödten den Bär gemeiniglich mit dem erſten Schuß. Bären, die ſich in den wilden Schwämmen aufhalten, werden von den Irokeſen in hölzernen Fallen gefangen.

Dieſe Thiere ſind den Indianern nützlich durch ihr ſaftiges, wohlſchmeckendes Fleiſch und durch ihr Fett, das nur ſpät ranzig wird. Die Bärenhäute verhandeln ſie ſelten, weil ſie keinen ſonderlichen Werth haben, und brauchen ſie lieber zu ihren Lagerſtätten, wozu ſie wegen ihrer dichten Haare ſehr gut ſind. Weiße Leute kaufen gern die Speckſeiten der Bären, und brauchen ſie ſtatt Butter und Oel zum Salat.

Die Biberjagd iſt wegen des hohen Preiſes der Biberfelle unſtreitig die einträglichſte für die Indianer. Sie ſtellen deswegen dieſen Thieren zu allen Jahrszeiten nach. Im Lande der Irokeſen wird dieſe Jagd am ſtärkſten getrieben, die Hirſchjagd hingegen auf dem Delawar-Lande.

Die dortigen Biber (Caſtor Fiber) haben eine ſchwarzbraune Farbe, und ſind übrigens von den Europäiſchen nicht verſchieden. Da die bewundernswürdige Geſchicklichkeit dieſer Thiere in dem Bau ihrer Wohnungen, ihre Haushaltung und Lebensart, auch die Nutzbarkeit ihrer Haare bekannt iſt; ſo würde es überflüſſig ſeyn, dergleichen Nachrichten hier zu wiederholen. Die Biber werden in Schlingen, Netzen und eiſernen Fallen gefangen, oder mit Prügeln todtgeſchlagen. In die Fallen werden ſie durch ein wohlriechendes Oel gelockt, das die Indianer zu verfertigen verſtehen. Ehedem hielten ſich die Biber am Muskingum in großer Menge auf; ſeitdem aber jährlich ſo viele weggefangen werden, hat ihre Anzahl ſehr abgenommen. Ob nun gleich dieſe Thiere eigentlich um ihrer Felle willen

ſo eifrig verfolgt werden, ſo dient doch auch ihr Fleiſch den Indianern manchmal zur Nahrung, vorzüglich der fiſchartige Schwanz. Manche Indianer laſſen ihren Hunden nicht zu, die Knochen der Biber zu benagen; weil ſie befürchten, die Geiſter der Biber möchten dadurch erzürnt werden, und ihnen die künftige Jagd verderben.

Manchen Leſern wird es hoffentlich nicht unangenehm ſeyn, auch von den übrigen dort befindlichen Thieren hier einige Nachricht zu finden. Viele derſelben werden von den Indianern ebenfalls gefangen oder verfolgt, einige, weil ſie ihnen nützlich, andere, weil ſie ihnen ſchädlich ſind.

Vierfüßige ſäugende Thiere.

Der dortige **Panther** (Felis diſcolor. Schreb. Tab. CIV, 3.) iſt ſo groß, wie ein ſtarker Bauerhund, etwa 4 Fuß lang, hat kleine abgeſtutzte Ohren, einen dicken katzenartigen Kopf, kurze Beine und ſcharfe Klauen, einen langen Schwanz, und einen grauen mit röthlichen Haaren untermengten Pelz. Sein Geheule iſt dem Geſchrey eines Kindes ähnlich; ein gewiſſes Gemöcker aber, das hinten drein folgt, verräth den Panther. Wenn er ſeinen Raub verzehrt, murrt er wie die Katze. Sein Fleiſch wird von vielen gegeſſen, und ſein Fell iſt eine gute Decke. Er hält ſich im dicken Gebüſche auf, ſteigt auf Bäume, und lauert auf Schweine, Hirſche und andere Thiere. Im Springen hat er eine beſondere Geſchicklichkeit, und beym Fangen ſeines Raubes beweiſt er eine ganz ungemeine Stärke. Mit einem Satz ſucht er denſelben zu erhaſchen; hat er aber einen Fehlſprung gethan, ſo verfolgt er ihn nicht weiter. Von einem getödteten Thiere verzehrt er nur wenig, und läßt das übrige liegen; wird er wieder hungrig, ſo ſucht er ſich ein anderes. Jagt man den Panther, auch nur mit einem kleinen Hunde, ſo wehrt er ſich nie auf der Erde, ſondern ſpringt auf einen Baum; von da aber thut er mörderiſche

Ausfälle, und wenn der Schuß fehl geht, ſo ſieht es um den Jäger gefährlich aus. Gewöhnlich fallen ſie keinen Menſchen an, kommen aber Jäger oder Reiſende an ſolche Orte, wo ein Panther ſeine Jungen hat, ſo ſind ſie freylich in großer Gefahr. Wer vor ihm flieht, der iſt verloren. Vielmehr muß man ihn nicht aus den Augen laſſen, und ſich allmählig rücklings von ihm entfernen. Hat man einen Fehlſchuß nach ihm gethan, ſo muß man ihm nur ſo viel ſchärfer in die Augen ſehen. Dazu gehört aber eine Unerſchrockenheit, die den Indianern gewöhnlich iſt, von denen ſich mancher auf dieſe Weiſe gerettet hat.

Der ſchrecklichſte Feind der Hirſche, Elenne und Muſethiere iſt der Kuguar oder Wolfsbär, (Felis concolor. Schreber Tab. CIV.) welcher in der Größe dem Wolf gleich kommt. Er greift entweder unvermuthet aus einem Hinterhalte an, oder klettert auf einen Baum, und lauert, bis eins von gedachten Thieren gegen Hitze oder Kälte darunter Schutz ſucht. Dann ſpringt er ihm auf den Nacken, beißt ihm die Kehlader ab, und wirft es zu Boden, wobey er ſeinen langen Schwanz um den Hals des Thieres ſchlingt. Der einzige Weg, ihn los zu werden, iſt, wenn ein Waſſer in der Nähe iſt, und das Thier ſogleich darauf zueilt, weil der Wolfsbär dieſes Element ſehr ſcheut. Auch iſt er ein Schrecken der Bären, ſo gar, wenn er todt iſt, und ſie ihn nur liegen ſehen.

Die Bergkatze (Felis Catus ferus, Schr. T. CVII. A.) hat die Geſtalt einer zahmen Katze, iſt aber viel größer, und hat röthliches oder oranienfarbenes Haar, mit ſchwarzen Streiffen. Sie iſt überaus wild, und wagt ſich an Hirſche, denen ſie, wie der Kuguar, auf den Nacken ſpringt, und das Blut ausſaugt. Sonderlich ſtellt ſie den Schweinen nach.

Die Nordamerikaniſchen Wölfe (Canis Lupus) ſind etwas kleiner, als in Europa, grau, auch faſt ganz ſchwarz,

und in Menge. Weil ihre Häute im Handel von keinem großen Werth ſind, ſo werden ſie von den Indianern nur als ſchädliche Thiere geſchoſſen. Sie brechen manchmal in ihre Jagdhütten, rauben ihr geſchoſſenes Wild, oder zerreißen ihre Hirſchfelle. Menſchen greiffen ſie ſelten an. Die Indianer brauchen bisweilen einen zahmen Wolf als Spürhund. Sie ſind grauſame Feinde der Hirſche, gegen die ſie ſich oft des Nachts in großen Haufen, mit fürchterlichem Geheule verſammlen. Dieſe finden ihre Rettung in Bächen und Flüſſen, wo ihnen die Wölfe nicht nachſpüren können.

Unter den wilden Schweinen (Sus Scrofa) gibt es eine Sorte, die man Grundſchweine nennt. Sie ſind nicht ſo groß, als die zahmen, übrigens aber ihnen ganz ähnlich, und dienen den Indianern zur Speiſe.

Von Füchſen (Canis Vulpes) findet man am Ohio und Muskingum rothe, graue und ſchwarze; am Miſſiſippi aber ſilberfarbene.

Der Racoon (Urſus Lotor) oder Schupp iſt nur halb ſo groß als eine gemeine Katze; ſein Maul geht ſpitzig zu, ſeine Vorderfüße braucht er als Hände, womit er die Speiſe zum Mund bringt. Auch plantſchert er damit im Waſſer ſeichter Bäche, und ſucht die kleinen Muſcheln aus dem Sande hervor, die ſeine Speiſe ſind, wenn er keine Eicheln oder Kaſtanien haben kann. Seine Hinterpfoten ſind wie beym Bär. Im Herbſt und Winter iſt er ſehr fett, und bringt, wie der Bär, den Winter ohne Nahrung in hohlen Bäumen zu. Doch bleibt er in ſeinem Winterlager nur etwa 2 Monate, wenn der Winter hart iſt; ſonſt aber nur 4 Wochen. Sein Fleiſch läßt ſich eſſen und ſchmeckt wie Bärenfleiſch; aus ſeinem Haar werden gute Hüte gemacht.

Der Fiſchotter, (Muſtela Lutra canadenſ. Schreber T. CXXVI. B.) den man dort häufig antrifft, greift, wenn

er

er hitzig verfolgt wird, Hunde und Menſchen an. Er nährt ſich im Sommer von Fiſchen, im Winter mit Baumrinde und Feldgewächſen. Sein Fleiſch iſt ungeſund, und wird nur in Hungersnoth gegeſſen. Er zieht bisweilen weit über Land aus einem Bach in den andern.

Der Sumpfotter (Muſtela Lutris, Schr. T. CXXVIII.) führt dieſelbe Lebensart, hat aber das unterſcheidende, daß ſein Fell ſchwärzer iſt, als irgend eines andern Thieres, daher es in Nord-Amerika zum Sprüchwort geworden iſt: "ſo ſchwarz, wie ein Sumpfotter." Sein Schwanz iſt rund, und völlig kahl. Er hält ſich am liebſten bey den Quellen von Flüſſen auf, und riecht nach Moſchus.

Stachelſchweine (Hyſtrix criſtata, Schr. T. CLXVII.) ſieht man am Muskingum gar nicht, am Ohio nur ſelten, am meiſten im Lande der Irokeſen. Ihre Wohnung iſt gewöhnlich in hohlen Bäumen, die ſie ganz gut hinanklettern können. Sie werden von den Indianern begierig gegeſſen; denn ihr Fleiſch ſchmeckt wie Schweinefleiſch, und iſt gemeiniglich fett. Es unterſcheidet ſich aber das Amerikaniſche Stachelſchwein von den Stachelſchweinen anderer Gegenden durch ſeinen Bau und die Länge ſeiner Stacheln. Es kommt in der Größe einem mittelmäßigen Hunde, und in der Geſtalt dem Fuchſe nahe, nur der Kopf hat mehr ähnliches mit dem Kaninchen. Seine Stacheln ſind dunkelbraun, und die längſten und ſtärkſten von der Dicke eines Strohhalms, womit es ſich geſchickt zu vertheidigen weiß. Da es nicht ſchnell laufen kann, kehrt es ſeinem Feinde beſtändig den mit Stacheln beſetzten Rücken entgegen, und der Hund, der es anzupacken wagt, büßt jämmerlich für ſeine Verwegenheit.

Der Opoſſum (Didelphis Opoſſum, Schr. T. CXLVI.) iſt etwa einen Fuß lang, weißgrau und nährt ſich ſehr gern von Fleiſch. Findet er einen todten Hirſch, ſo kriecht er

in

in den Körper und verzehrt ihn. Er klettert auf Bäume, und wenn er ſchlafen will, hängt er ſich mit ſeinem haarloſen Schwanz an einen Aſt. Kommt man ihm plötzlich nahe, ſo verſucht ers nicht zu entfliehen; ſondern liegt als todt da, rührt ſich auch nicht, wenn man ihn angreift und umdreht. Entfernt man ſich aber, ſo macht er ſich ſachte davon, wenn er ſieht, daß man weit genug von ihm weg iſt. Das Weibchen hat einen Sack unterm Bauch, worin es ſeine Jungen ſo lange mit ſich herum trägt, bis ihnen das Behältniß zu enge wird, da ſie denn anfangen, der Mutter nachzulaufen. Liegt ihr ein umgefallener Baumſtamm im Wege, ſo führt ſie entweder ihre Jungen drum herum, oder hebt eines nach dem andern hinüber, und ſetzt dann ihren Weg weiter fort. Wird der Opoſſum von einem Thiere verfolgt, ſo flüchtet er auf einen Baum, und hält ſich an das dünne Ende eines Aſtes, wohin ihm ſein Feind nicht nachzukommen wagt. Sein Fleiſch iſt dem Schweinefleiſch ähnlich, und wird von manchen weißen Leuten, aber nicht leicht von Indianern, gegeſſen.

Der Coati (Viverra Naſua, Schr. T. CXVIII.) iſt etwas kleiner als ein Biber, und hat eben ſolche Beine, mit dem Leibe aber gleicht er einem Dachs, und mit dem Kopfe dem Fuchs, nur daß ſeine Ohren kürzer, rund und kahl ſind. Er klettert auf Bäume, um Früchte zu ſeiner Nahrung herunter zu holen, ſonderlich Nüſſe. Seine Vorderpfoten gebraucht er beym Eſſen, wie Hände. In der Nußzeit finden die Indianer ſein Fleiſch am ſchmackhafteſten.

Der Grunddachs (Urſus Meles, Schr. T. CXLI.) hat ſeine Wohnung in der Erde, nährt ſich von Gras, Waſſermelonen und Kürbiſſen. Er käuet wieder, und wenn er verfolgt wird, und ſeine Höhle nicht erreichen kann, ſo klettert er auf einen Baum. Sein Fleiſch iſt wohlſchmeckend, und wird von den Indianern gegeſſen.

Die

Die wilden Katzen (Felis Catus ferus) haben einen grauen Pelz, nähren ſich vom Raube, beſuchen gern die Jagdhütten der Indianer, und holen ſich da manches Stück Fleiſch.

Das Stinkthier, (Viverra Putorius) auch die Pißkatze genannt, iſt etwas kleiner, als ein gemeiner Iltis, und hat faſt die Geſtalt einer zahmen Katze. Sein Fell iſt glänzend, und die Farbe ſchmutzigweiß, mit verſchiedenen ſchwarzen Stellen. Sein Schwanz iſt lang und buſchig, wie beym Fuchs. Es hält ſich vorzüglich in Gebüſchen auf, ſieht freundlich aus, weicht aber niemand aus, und wer ihm zu nahe kommt, wird übel bezahlt. Denn ſobald es ſich in Gefahr zu ſeyn glaubt oder böſe wird, ſprützt es von hinten auf 3 Klaftern weit, eine feine außerordentlich ſtinkende Feuchtigkeit, wovon die Luft auf 100 Schritte ganz eingenommen wird, daß kein Menſch da nur eine Minute aushalten kann, indem dieſe Feuchtigkeit alles, was das Thierreich ſtinkendes hervorbringt, weit übertrifft. Wird ein Kleid auch nur mit einem Tropfen beſprützt, ſo muß es auf einige Zeit in die Erde vergraben werden, wenn es den unausſtehlichen Geſtank verlieren ſoll; ſich ſelbſt aber muß man baden, ehe man wieder in eine Geſellſchaft kommen darf. In den Augen erregt dieſe Feuchtigkeit ſehr empfindliche Schmerzen, und wol gar Blindheit. Ein Hund, der vom Stinkthier beſprützt worden, läuft herum, ſchreyt, als ob er gepeitſcht würde, und wälzt ſich vor Unmuth einmal übers andere. Wenn das Behältniß dieſer Feuchtigkeit ſorgfältig heraus genommen wird, ſo iſt das Fleiſch des Stinkthieres gut, und ſchmackhaft; verſchüttet man aber nur einen Tropfen davon, ſo erfüllt der Geſtank deſſelben das ganze Haus und durchzieht alle darin befindliche Eßwaaren. Das beſchwerlichſte iſt, daß das Stinkthier die Keller und Vorrathskammern gern beſucht. Denn niemand

wagt

wagt es, den unſaubern Gaſt mit Gewalt herauszujagen, weil ſonſt ſein Geſtank unerträglicher ſeyn würde, als der Schade, den er auf andre Weiſe anrichten könnte.

Im Irokeſen-Lande gibt es ein kleines wildes Thier, welches die Engländer Marder (Muſtela Martes) nennen, das aber vermuthlich eine Zobel-Art (Muſtela Zibellina) iſt. Die Felle dieſer Thierchen ſind in ſehr großem Werth, daher ſie von den Indianern in hölzernen Fallen häufig gefangen, und an die weißen Leute verhandelt werden.

Die dortigen Haſen (Lepus timidus) ſind klein, und nicht häufig, weil ſie vor den Raubvögeln und andern wilden Thieren nicht aufkommen können. In den mehr nördlich liegenden Gegenden kommen ſie in der Größe den Europäiſchen gleich. Dort gibt es auch ganz weiße Haſen.

Unter den Nordamerikaniſchen Eichhörnchen ſind die grauen (Sciurus niger, cinereus, vulgaris) die größeſten, die rothen die kleinſten; beyde Arten aber ſelten, die ſchwarzen hingegen häufig. Sie haben alle ein zartes Fleiſch; daher die Indianer ſie öfters für Kranke ſchießen, ſonſt aber außer dem Nothfall, ſie nicht eſſen. Die Grundeichhörnchen (Sciurus Glis) haben ihre Wohnung in der Erde, und ſind etwas kleiner als gemeine Ratzen. Sie thun viel Schaden auf den Feldern an Welſchkorn, an Kürbiſſen und Waſſermelonen. Wenn das Welſchkorn reif iſt, pflegen ſie ſich damit, auch mit Nüſſen, Caſtanien, Eicheln, auf den Winter reichlich zu verſorgen. Zuweilen findet man, daß ſie in ihren Vorrathskammern zu jeder Frucht ein beſonderes Behältniß haben. Das fliegende Eichhörnchen (Sciurus volans) hat wol keine eigentliche Flügel, aber eine dünne loſe Haut, welche die Vorderfüße mit den Hinterfüßen verbindet, dieſe gibt ihm das Vermögen von einem Baume zum andern gleichſam zu fliegen, wenn ſie nicht zu weit von einander entfernt ſind. Von der Erde aber kann es nicht auffliegen.

Der Ondathra (Caſtor Zibethicus), der auch Muskusratze heißt, wegen des vielen Moſchus, den er bey ſich führt, iſt nicht viel größer, als eine große Ratze. Er heißt auch Biberratze, weil er Biber im kleinen zu ſeyn ſcheint. Nur der Schwanz iſt nicht ſo breit, wie der Biberſchwanz, ſondern größtentheils ovalrund. Uebrigens baut der Ondathra faſt eben ſo künſtlich als der Biber, und hat ſeinen Wohnplatz am Waſſer, kann aber auf dem Lande allein leben. Im Winter nährt er ſich von Blättern und Wurzeln, im Sommer von Erdbeeren, Himbeeren und andern Früchten. Den Mühldämmen ſind dieſe Thiere ſchädlich, weil ſie ihre Gänge hineingraben.

Schlangen ſind im Lande der Delawaren und Irokeſen in großer Menge und von verſchiedener Art.

Die gefährlichſten ſind die Raſſel- oder Klapperſchlangen, (Crotalus horridus) deren es ſchwarze und gelbe gibt. Letztere ſind die größeſten; faſt 6 Schuh lang, wenn ſie vollwüchſig ſind etwa 9 Zoll im Umfange, wo ſie am dickſten ſind. Ihre Haut iſt ſehr ſchön gezeichnet, der obere Theil des Körpers iſt braun mit rothgelb untermiſcht, und mit vielen dunkelſchwarzen Strichen durchkreuzt, die in eine Goldfarbe ſpielen. Der Bauch iſt hellblau. Die ſchwarzen haben mit den gelben einerley Farben, nur in einer andern Miſchung. Jede Art hat vorne im obern Theil des Mauls zu beyden Seiten 2 ſchmale ſehr ſcharfe Zähne, die ſie ſchnell ausſtrecken und einziehen kann, und an deren Wurzel ein Bläschen, aus welchem, wenn ſie beißt, eine giftige Feuchtigkeit in die Wunde dringt. Die Raſſeln am Ende des Schwanzes, wovon dieſe Schlange den Namen hat, ſind hornartige, wie eine Kette in einander geſchlungene Ringe, deren ſie jährlich einen mehr und ſo bis auf 20 bekommt. Dieſe machen, wenn ſie ſich bewegt, ein Geklapper, das ſie verräth, wenn ſie auch nicht geſehen wird.

Sie

Sie greift nie an, weicht aber auch nicht, wenn man gegen ſie kommt, ſondern hält ſich ſtille, bis ſie Gefahr merkt, dann raſſelt ſie, zieht ſich in Geſtalt eines Schneckenganges zuſammen, ſtreckt den Kopf in die Höhe, und ſchießt auf den, der ihr nahe genug kommt, mit großer Wuth los, und das wiederholt ſie zwey bis dreymal. Ihr Biß verurſacht gleich einen fieberhaften Froſt, und bey der Wunde entſteht eine Geſchwulſt, die ſich allmählig über den ganzen Körper verbreitet. In heißen Sommertagen iſt ihr Biß oft auf der Stelle tödtlich; die Indianer aber ſind mit den Mitteln gegen ſeine Wirkungen ſo bekannt, daß man wenig Exempel hat, daß einer von den Folgen des Klapperſchlangenbiſſes geſtorben ſey. Ein gebiſſenes Stück Vieh kann in 24 Stunden außer Gefahr ſeyn, wenn die rechten Mittel gebraucht werden. Außerdem iſt ſein Tod unvermeidlich. Nur den Schweinen können dieſe Schlangen nicht ſchaden, und werden ſogar häufig von ihnen gefreſſen. Wird dieſes Thier zornig gemacht, und es kann ſich nicht rächen, ſo beißt es ſich ſelbſt, und in wenig Stunden iſt es todt. Eine ſonderbare Eigenſchaft der Raſſelſchlange iſt, daß ſie mit ihrem Blick einen Vogel oder ein Eichhörnchen wie bezaubern und ſo an ſich ziehen kann, daß das arme Thierchen, wie ſehr es auch dagegen kämpft, vom Baum herunter taumeln und endlich der Schlange in den Rachen ſpringen muß, die es dann beleckt und mit ihrem Speichel ſchlüpfrig macht, damit es beym Verſchlingen glatt hinuntergehe. In ſteinichten, bergichten, ſonderlich unbewohnten Gegenden, ſind dieſe Schlangen am häufigſten, und vermehren ſich außerordentlich. Gegen das Ende des Jahres verkriechen ſie ſich in ihre Löcher, wo ſie haufenweiſe über einander liegen, und wenig Leben haben. Wenn ſie im Frühjahr wieder hervorkommen, ſterben ihrer viele. Manchmal ſind große Haufen derſelben todt über einander geſehen worden, die die

Luft mit ihrem Geſtank erfüllten. Eine ganz kleine Art Raſſelſchlangen, die kaum einen Schuh lang ſind, haben unſre Miſſionarien am Muskingum angetroffen. Ueberhaupt ſind keine Schlangen dort häufiger als die Raſſelſchlangen.

Außer dieſen gibt es mehrere andere Arten Schlangen, von verſchiedener Größe, Farbe und Eigenſchaften. Schwarze, gelbe, kupferfarbige, grüne, ſcheckichte. Einige haben das Vermögen auf Bäume zu klettern, und, wie die Klapperſchlange, Vögel und Eichhörnchen, wie man ſagt, zu bezaubern. Eine Art ſchadet durch ihren giftigen Hauch, vielleicht liegt die Zauberkraft der Klapperſchlange eben darin. Andere haben Stärke genug, große Raubvögel, wenn ſie von denſelben angegriffen werden, ſchnell zu umſchlingen und zu erdrücken. Einige leben im Waſſer und nähren ſich von Fiſchen. Nicht alle ſind giftig, vielleicht nur wenige, bey denen der Mangel an Stärke durch Gift erſetzt iſt. Die meiſten haben die Gewohnheit, ihren Raub erſt mit ihrem Speichel zu feuchten, und alsdann ganz, aber langſam und mit Mühe zu verſchlucken.

Alle Schlangen legen im Frühjahr ihre Haut ab, und erſcheinen alsdenn mit der neuen in ihrer größten Schönheit. Die neue Haut der großen ſchwarzen Schlangen iſt ganz dunkel und glänzt.

Eydexen (Lacerta) gibt es dort nur wenige. Hingegen gibt es 7 bis 8 Arten Landſchildkröten (Teſtudo coriacea) von mannigfaltigen Farben. Die kleinſten unter ihnen ſind die ſchönſten, ihr Biß aber wird für giftig gehalten.

Die größeſten Amerikaniſchen Fröſche ſind die ſogenannten Ochſenköpfe, (Bullfrock, Rana boans) die ſich in Flüſſen und großen Bächen aufhalten. Sie ſind wol ſechsmal ſo groß, als die gemeinen Fröſche, und haben ihren Namen von ihrem Geſchrey, welches dem Gebrülle eines Ochſen

ſen gleich kommt, nur noch viel durchdringender iſt. Es können daher etliche wenige derſelben einen faſt unausſtehlichen Lärm, beſonders in der Nacht, verurſachen.

Die gemeinen Fröſche (Rana pipiens, Naturforſcher St. 18. S. 185.) ſind braun, und quacken nicht, ſondern geben einen Laut von ſich, der wie ein kurzer Pfiff klingt. Im Frühjahr währet dieſes Pfeiffen die ganze Nacht durch. Die Irokeſen fangen ſie des Nachts bey Fackellicht, und eſſen ſie friſch oder getrocknet. Grüne Fröſche ſind dort ſelten, und nur in Flüſſen und Bächen.

Die Baumkröte, die ſich auf Bäumen, theils an der Rinde, theils in Spalten aufhält, iſt einer gemeinen Kröte ähnlich, und kommt mit der Farbe des Baums, an welchem ſie klebt, ſo überein, daß man ſie kaum davon unterſcheiden kann. Im Sommer ſind ſie in manchen Gegenden in ſolcher Menge, daß man durch ihr Gequacke von allen Seiten, wie betäubt wird.

Vögel.

Der dortige gemeine Adler (Falco leucocephalus) mit weißem Kopf und Schwanz, baut ſein Neſt gern in die Gabel eines hohen dicken Baums, wozu er den Grund mit einer großen Laſt Reiſig legt, und es nicht leicht wieder verläßt, ſondern nur alle Frühjahr ausbeſſert. Er beſitzt eine außerordentliche Stärke und Muth. Frühe geht er auf den Raub aus, und bringt ſeinen Jungen Vögel, Eichhörnchen, Schlangen und Fiſche. Mit letztern aber iſt er manchmal unglücklich, und wird von großen Fiſchen, aus denen er ſeine Klauen nicht geſchwind genug los machen kann, unters Waſſer gezogen und erſäuft. Vorzüglich geht er dem jungen Wilde nach, behilft ſich aber auch mit Muſcheln, die er hoch aus der Luft auf einen Felſen fallen läßt, um ſie zu öffnen. Dieſe Adler ſind bisweilen ſehr zahlreich. Es gibt aber noch eine Art Adler, die unſere Miſſionarien ſonſt nirgends als

am Muſkingum und Ohio geſehen haben. Die Indianer nennen ihn den zweyzinkigten Adler, (Falco furcatus) weil ſein Schwanz gabelförmig iſt. Er erhebt ſich oftmals zu einer erſtaunlichen Höhe. Läßt er ſich aber in der Nähe ſehen, ſo halten es die Indianer für eine Anzeige von veränderlichem Wetter oder Regen. Er nährt ſich von Schalngen und andern Thieren, wie der weißköpfige Adler, aber im Fluge, ohne ſich dazu zu ſetzen. Sein Neſt macht er auf Bäumen, aber ſehr verſteckt.

Der Kranich (Ardea Grus) hält ſich gern auf Ebenen und an Flüſſen auf. Wenn er angeſchoſſen wird, ſo ſtellt er ſich gegen den Jäger zur Wehre, und hat in ſeinen Flügeln eine große Stärke. Sein Fleiſch wird von den Indianern ſelten gegeſſen.

Wilde Schwäne (Anas Cygnus) gibt es am Ohio und Muſkingum. Ihr Fleiſch ſchmeckt nach dem Zeugniß der Indianer wie Bärenfleiſch, und iſt oft ſehr fett. In der Gegend der großen Landſeen findet man eine größere Art Schwäne, die Trompeter genannt werden, weil ihr Geſchrey dem Schall der Trompete etwas ähnlich iſt.

Die Kropfgans oder der Pelikan (Pelicanus Onocrotalus) hat an dem Unterkiefer einen großen Sack; aus welchem er ſeine Jungen mit Fiſchen ſpeiſet. Da nun dieſe etwa blutig ſind, ſo mag daher die Fabel entſtanden ſeyn, daß er ſeine Jungen mit dem Blute aus ſeiner Bruſt nähre.

Die wilden Gänſe (Anas Anſer ferus) zeigen ſich dort im Frühjahr und Herbſt und halten ſich eine gute Weile im Lande auf. Einige bleiben auch wol den ganzen Winter da, und andere den ganzen Sommer. Die mehreſten aber ziehen gegen den Winter weiter nach Süden, und gegen den Sommer nach Norden, wo ſie vornemlich auf den Landſeen ſich aufhalten und mit ihren Jungen im Herbſt zurückkommen.

Wilde welſche Hühner (Maleagris Gallopavo) halten ſich dort im Herbſt bey Hunderten zuſammen, zerſtreuen ſich aber gegen das Frühjahr im Buſche. Sie ſind größer als die zahmen, und ſitzen gewöhnlich ſo hoch auf den Bäumen, daß ſie nur mit Kugeln geſchoſſen werden können. Im Winter ſind ihre Federn glänzend ſchwarz, im Sommer bräunlich, mit weißen Flecken auf den Flügeln. Ihre Eyer werden von den Indianern fleißig aufgeſucht und geſpeiſt. Es gibt auch eine Art wilder welſcher Hühner, die nicht eßbar ſind, weil ihr Fleiſch einen gar widerlichen Geſchmack hat.

Von Eulen ſind da verſchiedene Arten, große und kleine, die ſich des Nachts im Buſche zur Genüge hören laſſen. Die große weiße Eule (Strix Nyctea) und die kleine Falkeneule (Strix paſſerina) verfolgen ihren Raub auch bey hellem Sonnenſchein.

Der Fiſchhabicht (Falco Haliætus) weiß ſeine Nahrung ſehr behende aus dem Waſſer heraufzuholen. Er ſoll, wenn er dicht über dem Waſſer ſchwebt, eine Kraft beſitzen, die Fiſche an ſich zu ziehen, und dieſe ſoll von einem Oel herkommen, das er in einem kleinen Sack in ſich hat. Soviel iſt gewiß, daß, wenn man die Lockſpeiſe am Angel, nur mit einem Tropfen dieſes Oels befeuchtet, die Fiſche ſo begierig anbeißen, als wenn ſie demſelben nicht widerſtehen könnten.

Der Fiſchreiger (Ardea americana) hat lange Beine, große Flügel, und iſt äußerſt mager.

Es gibt dort noch 2 Arten Raubvögel, die von Fiſchen leben, die ich aber nicht nennen kann. Der eine übertrifft den Adler an Größe; der andere iſt klein; und macht ſein Neſt in die Erde, an ſteilen Ufern, darein er tiefe Gänge arbeitet, die gerade ſo weit ſind, daß er hinein kriechen kann.

Der Nachthabicht, (Caprimulgus europæus) auch Nachtſchwalbe genannt, iſt kleiner, als der gemeine Habicht, fliegt überaus ſchnell, und zeigt ſich ſelten anders, als in der Dämmerung, da er dem Wanderer gern muthwillig um den Kopf herumſchwärmt. Vor einem Gewitter ſieht man dieſe Art Vögel hoch in der Luft haufenweiſe beyſammen. Bey einbrechender Nacht ziehen ſie ſich in die Nähe der Häuſer, und ſetzen ihren traurigen Geſang bis Mitternacht fort. Läßt ſich aber einer auf ein Haus nieder, ſo ſieht es der Aberglaube der Indianer als Vorbedeutung eines Unglücks an. Richtiger ſchließen ſie, daß der Froſt vorbey ſey, wenn ſich im Frühling dieſer Vogel hören läßt.

Der Steinfalk, der Wiedehopf, der Rabe, die Krähe, der Taubenſtößer ſind da einheimiſch.

Die Faſanen (Phaſianus Colchicus) werden von den Indianern wenig geachtet, und wenn ſie nicht an den vielen Raubvögeln ſo gefräßige Feinde hätten, ſo würden die dortigen Wälder damit erfüllt ſeyn. Sie vermehren ſich ſehr ſtark, indem eine Henne 20 und mehr Junge auf einmal ausbrütet. Im Winter verbergen ſie ſich vor den Raubvögeln in dem Schnee, und gehn oft unter demſelben eine gute Strecke fort.

Die dortigen Haſelhühner (Tetrao Phaſianellus) ſind etwas größer, als die Faſanen.

Die wilden Enten (Anas ferus) ziehen zwar, wie die wilden Gänſe; doch gibt es etliche Sorten, die auch im Sommer in dortigen Gegenden bleiben; z. B. die Baumenten, die gern in hohlen über das Waſſer hängenden Bäumen niſten, und ihre ausgeheckten Jungen eins nach dem andern ins Waſſer werfen und ſodann fortführen.

Der Lum, (Colymbus) ein Waſſervogel, etwas gröſſer als eine Ente, iſt nicht eßbar, und wegen ſeiner Behendigkeit im Untertauchen ſchwer zu ſchießen. Seine

Haut

Haut wird von manchen Indianern zur Taſche gebraucht, worin ſie Pfeiffe, Taback, Feuerzeug, Meſſer ꝛc. mit ſich tragen.

Die dortigen Rebhühner (Tetrao Perdix) ſind klein, und halten ſich gern in bewohnten Gegenden auf. Ihr Fleiſch iſt ſehr zart, und wohlſchmeckend.

Im Sommer kommen grüne Papageyen (Psittacus) in dortige Gegenden, doch nicht in großer Anzahl; etwas weiter nach Süden aber ſind ſie in Menge.

Auch weiße Meeven (Larus) halten ſich dort an den Flüſſen auf.

Die wilden Tauben (Columba migratoria) ſind aſchfarbig; das Männlein unterſcheidet ſich durch eine rothe Bruſt. Sie ziehen gemeiniglich im Frühjahr nach Norden, und im Herbſt nach Süden zurück. Manches Jahr kommen ſie in die dortigen Gegenden in ſolcher Menge, daß ſie die Luft verfinſtern. Wo ſich ihr Schwarm niederläßt, richten ſie, eben wie die Heuſchrecken, unter den Bäumen und Früchten eine ſchreckliche Verwüſtung an. Dabey machen ſie einen ſolchen Lärm, daß Menſchen daſelbſt einander weder hören, noch verſtehen können. Im Jahr 1778 war ihr Schwarm ſo groß, daß an den Orten, wo ſie des Nachts ſich gelagert hatten, ihr Auswurf eine Elle hoch lag. Die Indianer ſchlugen ſie in der Nacht mit Stöcken todt, und trugen täglich viele Ladungen nach Hauſe.

Dieſe Taubenjagd iſt ihnen ſehr angenehm, und zugleich austräglich. Der Indianer ſchießt deren wol 30 mit einem Schuß vom Baum herunter. Bisweilen gehen mehrere Indianer zugleich auf ihren Fang gegen die Nacht mit Stroh- und Holzfackeln aus, die ſie aber erſt anzünden, wenn ſie mitten unter den Tauben ſind, davon werden die Tauben geblendet und von den Indianern mit Stöcken todtgeſchlagen. Auf einer ſolchen Jagd bekam eine nicht zahlreiche

Geſellſchaft von Indianern, in einer Nacht über 1800 Stück. Ihr Fleiſch iſt ſchmackhaft und wird von den Indianern friſch, oder geräuchert und getrocknet gegeſſen. Wenn die Irokeſen merken, daß die jungen Tauben flick ſind, ſo hauen ſie die Bäume um, auf welchen ihre Neſter ſich befinden, und treffen oft auf einem Baum wol 100 Paar junge Tauben an. Die Turteltauben ſind kleiner, und man ſieht ſie immer paarweiſe.

Der Mückenhabicht, der ſich von Mücken und Fliegen nährt, die er im Fluge fängt, iſt ſo groß, als eine Turteltaube, und hat in beyden Flügeln einen weißen runden Fleck, welcher, wenn er fliegt, einen Schein gibt, als ob er durchſichtig wäre.

Der Scharfſäger, der zu den Guguken gehört, macht in Wäldern ein Geräuſch, als wenn eine Säge hin und her gezogen würde.

Der Spottvogel, (Turdus polyglottus) etwas größer als eine Amſel, iſt dort ſehr häufig. Sein Geſang hat viel von der Nachtigall, die man in Amerika ſelten ſieht. Er macht aber auch die Stimmen anderer Vögel, ja ſo gar der Katzen und Hunde nach.

Der Wipperwill iſt grau, etwas kleiner als eine Turteltaube, und hält ſich gern im Korn auf. So wie ſein Name lautet, ſchreyt er die ganze Nacht hindurch.

Der Blauvogel, der ſeinen Namen von ſeiner ſchönen himmelblauen Farbe hat, läßt ſich im Frühjahr vor allen andern Vögeln zuerſt ſehen und hören.

Ein Vogel, den manche Indianer den Vogel des großen Geiſtes nennen, ſcheint eine Art der Paradiesvögel zu ſeyn, hat eine vorzüglich ſchöne Geſtalt, iſt ſo groß als eine Schwalbe, am Halſe hellgrün ſchattirt, hat 4 oder 5 Schwanzfedern, die dreymal ſo lang ſind als ſein Leib und ſchön mit grün und purpur ſpielen.

Es gibt da ferner Schnepfen, Spechte von verſchiedenen Arten und Farben, Amſeln mit rothem Bauch, Schwalben, Kibitze, Staare, Katzenvögel, Finken, Meiſen, Zaunkönige.

Der Colibri (Trochilus melliſugus) iſt der ſchönſte unter allen dortigen Vögeln und merklich kleiner, als der Zaunkönig. Seine Federn ſind über alle Beſchreibung ſchön. Eine Art derſelben hat auf dem Kopfe ein Büſchel von glänzender Achatfarbe, iſt an der Bruſt roth, am Bauch weiß; der Rücken aber, die Flügel und der Schwanz ſind von dem prächtigſten Hellgrün, mit kleinen goldfarbigen Flecken über den ganzen Körper. Weil er wie eine Biene um die Blumen herumſchwärmt, und ohne ſich darauf zu ſetzen, den Honigſaft, der ſeine ganze Nahrung ausmacht, herauszieht, nennt man ihn auch das Honigvögelchen. Er iſt überaus ſchnell im Fluge, wobey er ein Geſauſe macht, davon er auch bisweilen Summvogel heißt.

Fiſcherey.

Nun komme ich auf die Fiſcherey, die nach der Jagd die liebſte Beſchäftigung der Indianer iſt. Kleine Knaben ſieht man ſchon mit Bogen und Pfeil in ſeichten Bächen waten und Fiſche ſchießen.

Die Indianer haben zwar immer auf der Jagd und auf Reiſen Angel oder Harpune zum fiſchen bey ſich; aber zu gewiſſen Zeiten gehen ſie eigentlich zum Fiſchfang aus, entweder einzeln, oder in Geſellſchaft. Sie bedienen ſich dabey ihrer von Birkenrinde, zum Theil ſehr ſauber gemachten Kanoes oder leichten Boote, die oben ſchon erwähnt worden. Sie befahren damit nicht nur große Flüſſe, ſondern auch die großen Landſeen, und weil ſie leicht ſind, ſo ſchlagen die Wellen weniger hinein, als in Europäiſche Boote. Mit der harzigen Rinde von einer gewiſſen Art Rüſtern, die ſie zerklopfen und anfeuchten, machen ſie dieſe Fahrzeuge waſſer-

waſſerdicht. Sie verfertigen aber auch Kanoes aus dicken Baumſtämmen, die ein leichtes Holz haben, vorzüglich aus Cypreſſen. Das Aushohlen geſchieht größtentheils durchs Feuer, die übrige Arbeit machen ſie mit dem Beil fertig. Solche Boote haben das Anſehen langer Tröge, und ſind von verſchiedener Größe.

Die ſogenannte Buſchnetzfiſcherey wird geſellſchaftlich vorgenommen, weil dabey viele Hände nöthig ſind, und geſchieht folgendermaßen: Wenn im Frühjahr die Schädfiſche (Clupea aloſa) in die Flüſſe ſteigen, ſo bauen die Indianer in dem Fluſſe, wo er nicht allzu tief iſt, einen Damm von Steinen, aber nicht in gerader Linie von einem Ufer zum andern, ſondern aus 2 Stücken, die ſich gegen einander neigen. In der Mitte, wo die 2 Stücke ſich einander nähern, bleibt eine Oeffnung zum Abzug des Waſſers, wo ſie einen großen offnen Kaſten mit durchlöchertem Boden anbringen. An ein aus wilden Weinranken gemachtes Seil, das von einem Ufer bis ans andere reicht, befeſtigen ſie etwa 6 Schuh lange Sträucher, ungefähr 2 Klaftern aus einander. Damit geht eine Geſellſchaft Indianer etwa $\frac{1}{4}$ Meile oberhalb dem gemachten Steindamme, und theilt ſich daſelbſt ſo, daß etliche auf dieſer Seite des Fluſſes, andere auf jener die Enden des Seils halten. Eine dritte Parthey befindet ſich in etlichen Booten auf dem Fluſſe und hält das Seil mit hölzernen Gabeln in die Höhe, damit es von der Schwere nicht ſinke, doch ſo, daß die daran befindlichen Sträucher ins Waſſer reichen. So gehn ſie allmählig nach dem Steindamme zu. Die Fiſche fliehen alſo den Strom hinunter bis an den Damm, wo ſie von den auf beyden Schenkeln des Dammes ſtehenden Indianern mit Stangen und großem Geſchrey genöthiget werden, durch die Oeffnung des Dammes gerade in den Kaſten zu fallen, in welchem ſie trocken liegen bleiben, weil das Waſſer ſogleich durch die Löcher im Boden

weg=

wegfällt. Auf beyden Seiten des Kaſtens ſind wieder Leute in Booten, welche die gefangenen Fiſche ſchlachten, und in die Boote werfen. Auf ſolche Weiſe fangen die Indianer manchmal in einem halben Tage mehr als 1000 Schädfiſche, und andere. In Carolina bedienen ſich die Indianer zuweilen des Feuers zum Fiſchfange. Eine gewiſſe Sorte Fiſche ſpringt von ſelbſt in die Boote, in welchen das Feuer unterhalten wird.

Unter den Fiſchen, womit die Flüſſe und Landſeen im Lande der Irokeſen und Delawaren ungemein reichlich geſegnet ſind, will ich nur folgende beſonders anmerken.

Der Adlerfiſch iſt ohne Schuppen und eßbar. Im Muskingum ſieht man nur kleine von dieſer Art, im Ohio aber ungemein große. Ein anderer Fiſch, (Lophius?) der übrigens wie der Adlerfiſch geſtaltet iſt, den ich aber nicht nennen kann, hat einen Auswuchs vorne am Kopfe, der einem Gänſeſchnabel ähnlich, aber breiter und faſt 6 Zoll lang iſt, womit er im Sande oder Schlamm wühlt, um ſeine Nahrung zu ſuchen. Das Maul aber hat er unter dem Kopfe.

Noch gibt es dort einen Fiſch, (Lophius Veſpertilio) der 4 kurze Füße, übrigens das Anſehen eines kleinen Adlerfiſches hat. Seine Floſſen ſind kurz, das Maul weit, und ſeine Länge beträgt höchſtens anderthalb Fuß.

Der Büffelfiſch wird ſowol von den Indianern, als von den weißen Leuten ſo genannt, weil man ihn im Waſſer bisweilen brummen hört; er iſt anderthalb, höchſtens 2 Fuß lang, und 5 bis 6 Zoll breit, hat einen krummen Rücken, ſtachlichte Floſſen, ein enges Maul, einen kleinen Kopf, und darin 2 weiße Steine, die auf einer Seite platt, auf der andern etwas erhaben ſind. Er iſt zahnlos, hat aber am Eingange des Halſes 2 flache ſtarke eingekerbte Knochen, die auf einander paſſen, womit

er die harten Muſcheln zerquetſcht, die ſeine Nahrung ausmachen, und womit man ihn auch am Angel zu fangen pflegt; die Indianer aber ſtechen ihn gemeiniglich mit eiſernen Stechern, die ſie meiſtentheils ſelbſt verfertigen. Einen Finger, den man ihm in den Mund ſteckt, kann er zerquetſchen, auch alsdenn noch, wenn er ſchon halbtodt zu ſeyn ſcheint.

Im Muskingum iſt der Stöhr (Acipenſer Sturio) der größeſte Fiſch, 3 bis 4 Fuß lang.

Der Salm oder Lachs (Salmo Salar) iſt dort der beſte und vornehmſte Fiſch, auch zum Theil ſehr groß; er hat rothe Flecken, wie die Forellen. Im Herbſt, da die Lachſe die Bäche hinauf gehen, ſind ſie am leichteſten zu fangen, wiewol der Lachsfang auch den ganzen Sommer hindurch währt. Forellen (Salmo Fario) findet man in den friſchen Bächen in großer Menge. Im Ober-See ſollen ſie vorzüglich ſchön ſeyn, und ein Stück bisweilen über 50 Pfund wiegen. Im Winter trocknet man ſie in der Luft, und in einer einzigen Nacht frieren ſie ſo hart, daß ſie ſich eben ſo gut halten, als wenn ſie eingeſalzen wären.

Aale (Muræna Anguilla) ſind am Muskingum und Ohio ſelten; in den Landſeen aber werden ſie von den Indianern in Körben, manchmal zu Tauſenden in einer Nacht, gefangen und getrocknet. Sie ſind ſehr fett.

Der Zitteraal (Gymnotus electricus) hat dieſes beſondere an ſich, daß wer ihn, oder auch nur das Waſſer, das ihn umgibt, berührt, eine heftige elektriſche Erſchütterung empfindet; aber mit ſeidenen Netzen, oder Angelſchnüren kann man ihn ſicher fangen. Kein anderer Fiſch kommt ihm gern nahe, nur einige Gattungen Krebſe können dieſes ohne Schaden thun.

Der Katerwels (Silurus Catus) iſt ungefähr 18 Zoll lang, bräunlich, ohne Schuppen, und hat einen großen runden

runden Kopf, wie ein Kater. An verſchiedenen Stellen deſſelben ragen 3 bis 4 ſcharfe, ſtarke, etwa 2 Zoll lange Hörner heraus. Seine Floſſen ſind knochenartig und ſehr hart. Er wiegt 5 bis 6 Pfund. Sein Fleiſch iſt ungemein fett und ſchmeckt wie Aal.

Der ſchon erwähnte Schäd- oder Mayfiſch (Clupea aloſa) wird auch Wels genannt, wiegt etwa 4 Pfund, und kommt, wenn er eingeſalzen iſt, im Geſchmack dem Heringe gleich.

Die Rock- oder Steinfiſche, deren mancher über 10 Pfund ſchwer iſt, haben ſtarke Gräten und ein weißes wohlſchmeckendes Fleiſch.

Hechte (Eſox Lucius) gibt es im Ohio von ungemeiner Größe. Auch werden hie und da Karpfen (Cyprinus Carpio) gefangen.

Der ſchwarze Fiſch, wie ihn die Indianer nennen, hat große, bräunliche Schuppen, einen kleinen Kopf, ein kleines, rundes, ſehr weiches Maul, und keine Zähne, iſt nicht breit, ſondern rund, und einer von den beſten Fiſchen zum Eſſen.

Der Schnabelfiſch hat einen ſchmalen Schnabel, voll ſcharfer Zähne, auch Schuppen, und wird von den Indianern nicht leicht gegeſſen.

Die Fluß-Schildkröten ſind dort von einer andern Art, als man ſie in Penſylvanien ſieht, wo ſie eine harte Schaale haben; hier iſt ihre Schaale ganz weich, und der Kopf klein und ſpitzig, wie bey den See-Schildkröten. Die Indianer ſchießen ſie, weil ſie anders nicht wohl zu fangen ſind, indem ſie nur ſelten aus dem Waſſer ans Ufer kommen.

Krebſe.

In den großen Flüſſen, die Ebbe und Fluth haben, gibt es große Krebſe. Die Indianer fangen ſie, indem ſie ein Stück Fleiſch an einen Strick von Baſt befeſtigt, in den Strom legen, da ſie ſich denn an das Fleiſch anhängen,

und ſo herausgezogen werden. Auch trifft man eine Art Taſchenkrebſe an, die nicht größer ſind, als ein ſächſiſcher Gulden.

Es ereignete ſich im Frühjahr 1765, daß bey Wajomik 2 Seehunde (Phoca vitulina) in der Susquehanna 70 bis 80 Meilen von der See, von den Indianern geſchoſſen wurden. Ihr Erſtaunen über dieſe ihnen ganz unbekannten Thiere, war überaus groß. Endlich hielten ſie Rath, was ſie damit machen, und ob ſie ſie eſſen ſollten oder nicht. Ein alter Indianer that den Ausſpruch, weil Gott ihnen dieſe Thiere zugeſchicket habe, ſo müßten ſie auch eßbar ſeyn. Sie gaben ihm Beyfall, ſtellten eine Mahlzeit an, und fanden das Fleiſch ſchmackhaft.

Achter Abſchnitt.

Handel der Indianer. Ihre Art zu reiſen. Tänze und Spiele der Wilden.

Die Waaren, welche die Europäer den Indianern zuführen, beſtehen hauptſächlich in folgenden Artikeln: Tuch, Leinwand, fertige Hemden, wollene Decken, Cattune, Kalmanke, Zwirn, wollenes und ſeidenes Band, Pulver und Bley, gezogene Büchſen, Wampom, Meſſer, Farben, Drath, meſſingene Keſſel, ſilberne Hemdeknöpfe, Schnallen, Armſpangen, Fingerhüte, Nehnadeln, Ringe, Spiegel, Kämme, Aexte und andere Werkzeuge. Dieſe vertauſchen dagegen Felle von Hirſchen, Bibern, Fiſchottern, Racoon, Füchſen, wilden Katzen ꝛc. Da bey den Delawaren die Jagd am ſtärkſten getrieben wird, ſo haben ſie auch mit den Europäern, welche in Friedenszeiten ihre Waaren häufig in die Dörfer der Indianer bringen, einen weit beträchtlichern Handel, als die Irokeſen und andere Nationen.

Die meiſten Waaren haben zwar ihren beſtimmten Preis; oft aber verleitet die Begierde nach einer Waare den Indianer, ſie übermäßig zu bezahlen. Dagegen iſt es Sitte, daß er, wenn ihn der Kauf in kurzem gereut, die Waare zurückgeben und den Kaufpreis wieder fordern kann.

Im Handel die Weißen zu übervortheilen, iſt den Indianern nicht leicht möglich; gelingt es ihnen aber, ſie zu beſtehlen, oder auf eine andere Art um das Ihrige zu bringen, ſo haben ſie darüber eine große Freude. Sie nehmen gern auf Credit, und verſprechen, nach ihrer Zurückkunft von der Jagd zu bezahlen. Wenn ſie aber mit ihren Fellen nach Hauſe kommen, und es ſind andere Handelsleute in derſelben Gegend, ſo handeln ſie mit dieſen, und bekümmern ſich nicht weiter um diejenigen, denen ſie Bezahlung ſchuldig ſind. Werden ſie gemahnt, ſo halten ſie ſich für beleidigt; denn alte Schulden zu bezahlen kommt ihnen eben ſo vor, als müßten ſie ihre Waaren umſonſt hingeben.

Wenn die Indianer einen Krieg vermuthen, welches ſie aber ſorgfältig verſchweigen, ſo nehmen ſie auf Credit, was ſie nur bekommen können; denn ſo bald der Krieg ausbricht, iſt alles bezahlt, und alsdann ſind die Handelsleute, die ſich unter ihnen befinden, am erſten in Gefahr, nicht allein ihr ganzes Vermögen, ſondern auch ihr Leben zu verlieren. Auch dürfen ſie nach Endigung eines Indianer-Krieges ſich mit ihren Waaren nicht zu früh unter ſie wagen. Im vorletzten Indianer-Kriege, ums Jahr 1763, da es einmal ſchien, als ob der Krieg zu Ende wäre, begab ſich eine zahlreiche Geſellſchaft Kaufleute mit einer Menge Waaren zu den Huronen auf den Weg. Dieſe erhielten Nachricht davon, und ſchickten ihnen eine Anzahl Krieger entgegen; als ſelbige aber ſahen, daß die Kaufleute für ſie zu ſtark waren, ſuchten ſie dieſelben durch Betrug in ihre Gewalt zu bekommen, und ſagten ihnen: der Krieg ſey wieder angegangen; man

ſey

ſey von ihrer Ankunft benachrichtigt worden, und eine große Parthey Krieger habe ſich auf den Weg gemacht, ſie alle umzubringen; ſie aber hätten Mitleiden mit ihnen, wären jenen daher zuvorgekommen, und wollten ihnen einen guten Rath geben, wie ſie ihr Leben retten könnten: ſie ſollten ſich nemlich ſogleich ihnen als Gefangene übergeben, und ſich binden laſſen. Wenn dann jene, die ſchon in der Nähe wären, kämen und ſähen, daß ſie ſchon gefangen wären, würden ſie ihnen kein Leid zufügen dürfen. Alsdann wollten ſie ſie ſicher in ihre Dörfer bringen, und ſorgen, daß ſie auch von ihrer Waare nichts verlören. Die Kaufleute waren ſo thöricht, ihnen zu glauben. Sie ließen ſich feſſeln, und halfen ſo gar einander binden, um nur recht geſchwind der Gefahr zu entkommen; wurden aber alle auf der Stelle ermordet. Die Huronen machten dabey reiche Beute, und rühmten ſich hernach überall ihrer Geſchicklichkeit, die weißen Leute zu hintergehen.

Der verderblichſte Handel für die Indianer iſt der ſchon mehr erwehnte Rumhandel. Zu Friedenszeiten, und ſonderlich, wenn die Indianer ihre Opferfeſte begehen, findet man faſt immer Europäiſche Rumhändler unter ihnen, die aus ſchändlicher Gewinnſucht die Thorheit der Indianer mißbrauchen. Denn wenn dieſelben einmal ins Saufen kommen, ſo iſt ihnen alles feil, und nichts ſo lieb, das ſie nicht für Rum weggeben ſollten. Ein Miſſionarius ſahe davon in Schomoko an der Susquehanna ein auffallendes Beyſpiel. Ein Indianiſcher Rumhändler ſtellte ſich mit einem Fäßchen Rum, in welches er einen Strohhalm geſteckt hatte, auf einen Platz, wo viele Indianer beyſammen waren, und rief aus, daß jedermann unentgeldlich durch den Strohhalm koſten könne. Es kam ein Indianer mit nachdenkender Miene und mit langſamen Schritten auf das Rumfaß zugegangen; plötzlich aber wandte er ſich um, und lief eilends

zurück.

zurück. Nach einer Weile kam er wieder, und wiederholte den vorigen Auftritt. Da er aber zum drittenmal wieder kam, ließ er ſich von dem Verkäufer bereden, und zog ganz ſchüchtern durch den Strohhalm etwas von dem Rum. Kaum hatte er ihn gekoſtet, ſo kaufte er für die Wampom, die er bey ſich hatte, ein kleines Glas voll Rum; und nun hörte er nicht auf, bis er die wollene Decke, die er auf dem Leibe hatte, ſeine gezogene Büchſe, und was er ſonſt noch beſaß, hingegeben hatte.

Schmerz und Reue über den Verluſt ihrer unentbehrlichſten Sachen, hat ſie ſchon mehrmals bewogen, die Landesregierung der Europäer feyerlich zu erſuchen, daß den Rumhändlern verboten werden möchte, Rum in ihr Land zu bringen. Aber ſolche Verbote fruchten wenig; denn wenn auch die Europäiſchen Rumhändler eine Zeitlang wegbleiben, ſo ſuchen die Indianer ſie auf, und viele von ihnen, ſonderlich Weibsleute, treiben ſelbſt einen Rumhandel.

Eben ſo wenig haben die oft wiederholten Beſchlüſſe ihrer Oberhäupter und Rathsmänner, daß niemand mehr ſtarkes Getränk in ihre Dörfer bringen ſolle, dem Uebel Einhalt thun können. Gemeiniglich ſündigen die Geſetzgeber ſelbſt zuerſt dawider, oder es fehlt doch den übrigen nicht an liſtigen Ränken, ſich Rum zu verſchaffen. Sie ſtellen z. B. ein Rumopfer an, wozu nichts als Rum genommen werden darf, und weil es als eine gottesdienſtliche Handlung angeſehen wird, ſo müſſen die Oberhäupter es zulaſſen, daß Rum geholt wird.

Im Handel unter einander machen ſie ſich kein Bedenken, einander aufs gröbſte zu vervortheilen. Der Verkäufer fordert nach Gutdünken, weil er weiß, daß ſeine Landsleute, wenn ſie nicht in Noth oder auf die Waare ſehr erſeſſen wären, ſich gewiß nicht an ihn, ſondern lieber an die weißen Leute wenden würden. Bey dieſem Handel vertre-

ten die Wampom die Stelle des Geldes, indem dieſe Muſcheln bey ihnen eben ſo hoch geſchätzt werden, als bey den Europäern Gold, Silber und Edelgeſteine. Die Cherokeeſen, die ſeit einiger Zeit bey den Delawaren viel ab- und zugehen, bringen gemeiniglich aus ihrem Lande ſchwarze, leichte und ſehr ſauber gearbeitete Tabackspfeiffen zum Verkauf.

Wenn die Indianer eine Reiſe vor ſich haben, ſo thun ſie, als ob es ihnen völlig einerley wäre, ob das Wetter heiter oder trübe iſt. Indeſſen kömmt doch in ihren Gebeten die Bitte um einen ſchönen, klaren Himmel oftmals mit vor. Ihr Proviant, den ſie auf Reiſen mit nehmen, beſteht in Welſchkornmehl, das ſie entweder trocken eſſen, oder mit Zucker und Waſſer vermiſcht, zu einem kühlenden, und zugleich nahrhaften Trank bereiten, oder auch mit Waſſer zu einer Art von Suppe kochen.

Welſchkornbrod nehmen ſie auf weiten Reiſen nicht mit, denn im Sommer wird es in 3 bis 4 Tagen faul, und ungenießbar. Fleiſch finden ſie überall im Buſche, weil es allenthalben Wild gibt. Vorzeiten trugen ſie immer Feuer mit ſich, wozu ihnen Baumſchwämme dienten, welche ſie vom Morgen bis an den Abend glimmend erhielten. Jezt führen die mehreſten Europäiſches Feuerzeug bey ſich.

Auf ihren Reiſen pflegen ſie nicht zu eilen, denn ſie ſind im Buſche überall wie zu Hauſe. Selten verlaſſen ſie ihr Nachtlager ſehr früh; ſie müſſen erſt mit Muße gut gegeſſen haben; alsdann unterſuchen ſie ihre Kleidung, deren Ausbeſſerung ſie manchmal lang aufhält. Dieſes iſt für Europäer, die in ihrer Geſellſchaft reiſen müſſen, etwas ſehr unangenehmes, zumal wenn ſie zu einer beſtimmten Zeit an Ort und Stelle ſeyn wollen. Gleichwol iſt das beſte, ſich nach ihnen zu bequemen, damit man ſie nicht unwillig mache, weil man ihrer Hülfe nicht entbehren kann,

indem man im Indianer-Lande ohne Indianiſche Wegweiſer nicht fortkommt. Haben ſie ſich aber einmal auf den Weg begeben, ſo gehts gemeiniglich in einem fort, bis die Sonne untergeht, da ſie dann an einem ſchicklichen Platze ihr Lager aufſchlagen. Iſt Regenwetter, ſo ſchälen ſie Rinde von den Bäumen, und bauen in der Geſchwindigkeit eine Hütte, d. i. ſie ſetzen auf 4 Pfählen ein Dach, worunter ſie trocken liegen können.

Daß ſie im Buſche, wo weder Weg noch Steg zu ſehen iſt, viele Tage hinter einander fortgehen können, ohne ſich zu verirren, iſt oben ſchon angemerkt worden. Durch Schwierigkeiten laſſen ſie ſich auf Reiſen nicht leicht aufhalten. Oft ſind die Bäche und Flüſſe ſo angelaufen, daß ein Europäer ohne Hülfe der Indianer nicht fortkommen würde. Dieſe wiſſen ſich aber ſo gut zu helfen, und ſind ſo geübte Schwimmer, daß ſie auch über den reißendſten Strom ganz leicht wegkommen.

Gehen ſie in Geſellſchaft auf die Reiſe, ſo leben ſie gemeinſchaftlich. Insgemein iſt alsdann einer gleichſam der Anführer, und die jungen Mannsleute jagen unterwegens. Haben ſie ein Wild geſchoſſen, und ins Nachtlager gebracht, ſo legen ſie es bey dem Feuer des Anführers nieder, und erwarten von ihm, daß er das Fleiſch unter alle vertheile. Wenn die Oberhäupter des Volks eine Reiſe zu thun haben, ſo nehmen ſie gern einige von den jungen Leuten mit, die für ſie jagen müſſen.

Die bekannte Beinwinde, die hie und da häufig angetroffen wird, und in deren weit ausgebreiteten Ranken ſich die Füße des Wanderers leicht verwickeln, macht oft das Reiſen ſehr beſchwerlich. So ſind auch die häufigen Mücken in den Wäldern eine große Plage. Gegen dieſe ſchützen ſich aber die Indianer beym Nachtlager durch Feuer.

In verſchiedenen Gegenden halten ſich Indianiſche Räuberbanden auf, welche die Reiſenden anfallen und ausplündern, auch ſelbſt ihre Landsleute nicht verſchonen. Sie beſtehen aus Leuten, die um äußerſt grober Verbrechen willen von ihren Stämmen ſind verſtoßen worden. Im Irokeſen-Lande, und andern mehr nördlich gelegenen Ländern, wo der Winter hart zu ſeyn pflegt, ſind die Indianer mit Schneeſchuhen verſehen, womit ſie über den tiefſten Schnee weggehen. Dieſe Schuhe beſtehen aus einem hölzernen Reifen, der ſo gebogen wird, daß er vorne rund, und ganz ſchmal, hinten ſpitzig, und in der Mitte weit iſt. Die Sohlen werden aus Riemen von Hirſchleder, wie ein grobes Sieb geflochten, damit der Schnee durchfalle. Nach vorne zu, nicht ganz in der Mitte, liegt ein Queerholz mit kleinen Löchern an beyden Enden, wodurch Riemen gezogen ſind; auf dieſes Holz wird der Fuß geſetzt, und mit den Riemen angebunden, ſo daß der größeſte Theil des Schuhes hinten nachgeſchleift wird. Am Muskingum aber, wo faſt niemals tiefer Schnee liegt, haben ſie ſolche Schuhe nicht nöthig, daher auch die Delawaren nicht für ſo geſchickte Winterwanderer gehalten werden, als die Irokeſen. Die Indianiſchen Schlitten beſtehen aus 2 dünnen Brettern, die zuſammen etwa 2 Fuß breit und 6 Fuß lang ſind. Sie ſtehen vorne in die Höhe, und ſind auf den Seiten mit kleinen Leiſten beſchlagen.

Wenn einzelne Indianer über Waſſer fahren wollen, ſo machen ſie geſchwind ein Boot, aus einem einzigen langen und breiten Stück Baumrinde, welches ſie mit dünnen, krumm gebogenen Stöcken ausſpannen und in die gehörige Form bringen. Sind der Perſonen aber mehrere, oder iſt die zu führende Laſt groß, ſo bedienen ſie ſich der oben beſchriebenen Fahrzeuge, die aus behutſam abgeſchälten Stüken Baumrinde zuſammen genähet werden. Die recht groſ-

ſen

ſen Boote dieſer Art kippen nicht leicht um, weil ſie ſehr breit ſind, und tragen große Laſten, dauren aber ſelten länger als ein Jahr. Vor dieſem waren ſie allgemein im Gebrauch, jezt bedient man ſich ihrer nur im Nothfall, weil die Indianer nunmehr mit Werkzeugen verſehen ſind, womit ſie ohne viele Mühe hölzerne Boote verfertigen können. Wenn die Waſſerreiſen lange währen, ſo pflegen manche Indianer die Stücke, die ſie zu ihren Nachthütten nöthig haben, mit ſich zu führen, nemlich etliche biegſame Stangen, und von Schilf geflochtene Matten oder Birkenrinde.

Sind die Mannsleute zu Hauſe, ſo vertreiben ſie ſich die Zeit, die ſie nicht verſchlafen, oder verpraſſen, mit allerhand Luſtbarkeiten; und die Frauensleute nehmen Theil daran, ſo viel ihre Arbeit ihnen erlaubt.

Der Tanz iſt eine von ihren liebſten Leibesübungen. Jede feyerliche Zuſammenkunft iſt mit einem Tanze verbunden, ja es vergeht faſt keine Nacht, da nicht ein Tanz gehalten würde, wozu vornemlich das junge Volk beyderley Geſchlechts begierig ſich einfindet.

Die Delawaren und Irokeſen haben verſchiedene Arten von Tänzen. Den alltäglichen halten ſie entweder in einem großen Hauſe, oder auf einem freyen Platze um ein Feuer herum. Sie tanzen im Kreiſe, und haben allemal einen Vortänzer, nach welchem die übrigen ſich richten. Die Mannsleute ſind voran, und die Weibsleute ſchließen den Kreis. Dieſe tanzen mit vielem Anſtand, als wenn es die ernſthafteſte Handlung wäre; ſie lachen nicht, reden nicht mit den Mannsleuten, noch weniger ſcherzen ſie mit ihnen; denn das würde ihnen keinen guten Namen machen. Sie hüpfen und ſpringen auch nicht, ſondern ſchlagen nur mit einem Fuß um den andern wechſelsweiſe ein wenig vor- und dann wieder rückwärts, doch ſo, daß ſie immer etwas vorwärts kommen. Auf dieſe Art glitſchen ſie mit großer Leichtigkeit bis

zu einer gewiſſen Stelle, und wieder zurück. Dabey halten ſie ſich ſehr gerade, und laſſen die Arme dicht am Leibe herunter hangen. Die Mannsleute hingegen hüpfen und ſtampfen, daß der Boden zittert, und jauchzen überlaut. Dabey kann man recht ſehen, wie gelenk und wie leicht ſie auf den Beinen ſind. Ihre ganze Muſik beſteht gewöhnlich in einer Trommel. Die beſteht in einem Faß oder Keſſel, oder aus dem untern Ende eines hohlen Baums; worüber ein dünnes Hirſchfell geſpannt iſt, das mit einem einzelen Stocke geſchlagen wird. Ihr Ton iſt ſchlecht, und dient blos, den Takt anzugeben, welchen die Indianer, wenn ihrer auch noch ſo viele zuſammen tanzen, ſehr genau beobachten. Iſt ein Tanzgang zu Ende, ſo ruhen ſie ein wenig aus; der Trommelſchläger aber ſingt fort, bis ein anderer Gang anfängt. Ein ſolcher Tanz währt insgemein bis nach Mitternacht.

Bey einem andern Tanze, der nur für die Mannsleute iſt, ſtehen ſie nach der Reihe dazu auf, und jeder tanzt für ſich, mit großer Leichtigkeit und Kühnheit. Er beſingt dabey ſeine eigene oder ſeiner Vorfahren Thaten, und die Geſellſchaft, die auf dem Boden in einem Kreiſe um ihn herum ſitzt, gibt ihm durch einen ſehr rauhen Ton, den ſie alle zugleich mit großer Heftigkeit ausſtoßen, den Takt an.

Von dieſen gewöhnlichen Tänzen ſind diejenigen verſchieden, die nur bey beſondern Gelegenheiten gehalten werden. Darunter iſt der Friedenstanz, welcher auch der Kalumet, oder Pfeiffentanz genennet wird, weil das Kalumet oder die Friedenspfeiffe in einem ſolchen Tanze überreicht wird, der vornehmſte. Auch für den Zuſchauer iſt er angenehm, weil es dabey weniger wild zugeht, als bey den übrigen. Die Tänzer geben einander die Hände, und hüpfen in einem geſchloſſenen Kreiſe eine Weile herum. Plötzlich läßt der Vortänzer die Hand eines ſeiner Nachbarn los, den

an-

andern aber hält er feſt, hüpft auf einem Fleck, dreht ſich im Kreiſe, und zieht auf dieſe Weiſe die ganze Reihe an ſich, daß ſie ſich gleichſam um ihn herum wickelt, und endlich alle auf einem Klumpen beyſammen ſind. Schnell aber fahren ſie wieder aus einander in ihre vorige Ordnung, und halten bey allen dieſen Wendungen und Veränderungen einander immer an den Händen feſt. Das ſoll die Kette der Freundſchaft vorſtellen. Dabey wird auch ein Geſang angeſtimmt, der lediglich für dieſe Feyerlichkeit gemacht iſt.

Der Kriegstanz hingegen, den ſie immer halten, wenn ſie zum Kriege ausziehen, oder aus demſelben zurückkommen, iſt fürchterlich. Niemand nimmt Theil daran, als die wirklichen Krieger. Dieſe bewafnen ſich dazu, als ſollten ſie ſogleich zu Felde ziehen. Der eine trägt eine Flinte oder das Kriegsbeil, der andere ein langes Meſſer, der dritte eine Kriegskeule, der vierte einen großen Prügel und dergleichen mehr, oder ſie erſcheinen alle mit der Kriegskeule. Damit ſchlagen ſie um ſich, und geben dadurch zu erkennen, wie ſie mit ihren Feinden umgehen wollen oder umgegangen ſind. Dabey ſtellen ſie ſich ſo gräßlich wild und böſe, daß es recht ſchauerhaft anzuſehen iſt. Ein Anführer fängt den Tanz an, und beſingt dabey ſeine und ſeiner Vorfahren Heldenthaten. Wenn er mit der Erzählung einer merkwürdigen That fertig iſt, ſchlägt er mit ſeiner Kriegskeule aus allen Kräften gegen einen Pfahl, der mitten im Kreiſe dazu in die Erde geſetzt iſt. So tanzt hernach ein jeder, wie die Reihe an ihn kommt, beſingt die Thaten ſeiner Familie, und beſchließt mit einem Schlage an den Pfahl. Zum Schluß tanzen ſie alle zugleich, welches der fürchterlichſte Auftritt iſt. Denn da nehmen ſie die ſchrecklichſten und gräßlichen Stellungen an; und drohen einander zu erſchlagen, zu zerhauen, zu durchſtoßen. Sie wiſſen aber mit außerordentlicher Fertigkeit dem Stoße oder Schlage

auszuweichen. Um den ganzen Auftritt noch gräßlicher zu machen, erheben ſie ein eben ſo wildes Geſchrey, als ſie in ihren Schlachten zu thun pflegen; ſo daß man ſie für einen Haufen raſender Leute halten ſollte. Bey dieſem Tanze brauchen ſie zuweilen auch eine Art Pfeiffen von Rohr, die einen durchdringenden widrigen Laut von ſich geben.

Die Irokeſen ſtellen den Kriegstanz auch oft zu Friedenszeiten an, um ihrer Heldenthaten von Zeit zu Zeit feyerlich zu gedenken. Der Opfertanz wird bey den Opferfeſten und andern öffentlichen Freudensbezeugungen gehalten.

Der Spielſucht ſind die Indianer ſo ausſchweifend ergeben, daß ſie oft ihre Waffen, Hausrath, Kleidung und alle Haabſeligkeiten verſpielen. Das vornehmſte Spiel der Irokeſen und Delawaren iſt das Würfelſpiel, ein urſprünglich Indianiſches Spiel. Die Würfel ſind von Pflaumenkernen gemacht, ovalrund, und etwas platt, auf der einen Seite ſchwarz, auf der andern gelb gefärbt. Damit ſpielen immer nur 2 Perſonen auf einmal. Die Schüſſel, worin die Würfel liegen, wird von den Spielern wechſelsweiſe aufgehoben, und auf den Tiſch oder Boden hart niedergeſetzt, da denn die Würfel jedesmal anders fallen. Wer nun bey ſeinem Wurf die größeſte Anzahl von der Preisfarbe hat, der zählt fünf, und wem dieſes achtmal glückt, der hat das Spiel gewonnen.

Während des Spiels ſind die Zuſchauer in großer Bewegung, und erheben bey jedem Wurfe, der etwas entſcheidet, ein gewaltiges Geſchrey. Die Spieler ſelbſt aber verzerren das Geſicht auf eine gräßliche Weiſe, und murren immer über die Würfel und über die böſen Geiſter, die ihren Gegnern das Glück zuwenden.

Zuweilen ſpielen ganze Dörfer, ja wol ganze Stämme gegen einander. Ein Miſſionarius war einmal Augenzeuge, daß 2 Irokeſiſche Dörfer viele Waaren, als Blankets,

Tuch, Hemden, Leinwand und dergleichen zuſammen brachten, und mit einander darum ſpielten. Dieſes währte 8 Tage lang. Täglich kamen ſie zuſammen, und jeder Einwohner dieſer beyden Dörfer mußte die Schüſſel einmal aufheben und niederſetzen. Wenn das geſchehen und eines jeden Wurf angemerkt worden war, gingen ſie für den Tag wieder aus einander. Des Abends verſammlete ſich jede Parthey für ſich, und opferte, damit ſie gewinnen möchte. Es ging nemlich einer von ihnen ſingend ums Feuer herum, und ſtreuete Taback darauf, und dann wurde getanzt. Als die zum Spiel beſtimmte Zeit zu Ende war, wurden die Würfe gegen einander gehalten, und das Dorf welches gewonnen hatte, zog mit den Waaren triumphirend nach Hauſe. Das Karten- Kegel- und Ballſpiel haben ſie von den Europäern gelernt.

Neunter Abſchnitt.

Krankheiten der Indianer und ihre Mittel dagegen. Begräbnißart der Wilden und ihre Trauer.

Diejenigen Indianer, von welchen hier die Rede iſt, ſind faſt mehr Arten von Krankheiten unterworfen, als die Europäer, wozu ihre Lebensart, ſonderlich die Jagd, vieles beyträgt. Denn auf der Jagd ſchleichen ſie nicht etwa nur im Buſche herum, das Wild unvermerkt zu erhaſchen; ſondern laufen ſo ſchnell hinter demſelben her, daß ſie oftmals die Hirſche ermüden, und ſo anhaltend, daß ſie ſich manchmal über 2 Meilen weit von ihrer Jagdhütte entfernen. Auch wiſſen ſie alsdann beym Heben und Tragen weder Maaß noch Ziel zu halten. Einen Hirſch von 100 bis 150 Pfund ein groſſes Stück Weges aus dem Buſch nach Hauſe zu ſchleppen, hält der Indianer für etwas leich-

tes, und thut wenigſtens nicht, als ob es ihm ſchwer würde; wenn man gleich ſieht, daß er darunter erliegen möchte. Dabey hungern ſie oft von früh bis in die Nacht. Dazu kommt noch der oftmalige ſchnelle Uebergang aus dem äußerſten Mangel in den reichſten Ueberfluß, dabey ſie ihrem Appetit keine Schranken ſetzen. Die Folgen davon zeigen ſich gemeiniglich im Alter aufs empfindlichſte.

Die Weibsleute tragen alles mit dem Kopfe, an einem Tragbande, das um die Stirne herum befeſtigt iſt. Daran hängt die ganze Laſt, die auf ihrem Rücken ruht und nicht ſelten über einen Centner beträgt Daher kann es kommen, daß ſie bey zunehmenden Jahren oft mit Reißen und Steiſigkeit im Nacken und Rücken beſchwert ſind.

Die gewöhnlichſten Krankheiten der Indianer ſind Seitenſtechen, Schwäche und Schmerzen des Magens und der Bruſt, Schwindſucht, Gliederreißen, die rothe und weiße Ruhr, kalte und hitzige Fieber. Die Epilepſie und Raſerey iſt ſelten. Unter den Weibsleuten iſt der Blutfluß ſehr gemein, auch bey alten.

Die Blattern wurden ihnen von den Europäern zugebracht, und das iſt eine der vornehmſten Urſachen, warum ſie den Europäern nicht gut ſind. Denn dieſe Krankheit iſt ihnen überaus eckelhaft und fürchterlich, und man ſieht ſie faſt nie ſo muth- und rathlos, als wenn ſie ſich unter ihnen äußert. Ihre nächſten Blutsfreunde, die damit befallen werden, können ſie im Buſche einſam liegen laſſen, nur daß ſie ihnen etwas Speiſe und Trank hinſetzen. Die Kranken ſelbſt ſcheinen ſogleich voll Verzweiflung zu ſeyn, und wiſſen nicht, was ſie vor Unmuth angeben ſollen. Die meiſten ſterben, ehe die Blattern recht zum Vorſchein kommen.

Seit einiger Zeit iſt auch die veneriſche Seuche unter ihnen eingeriſſen, und verbreitet ſich immer mehr. Auch die Einführung dieſes Uebels ſchreiben ſie den Europäern zu.

Durch-

Durchgängig ſind die Indianer elende Krankenwärter. Solange jemand noch eſſen kann, halten ſie ihn nicht für krank; erſt wenn er alle Eßluſt verloren hat, wird ſein Zuſtand als gefährlich angeſehen. Hat er ſich wundt gelegen, und kann er ſich nicht mehr rühren, ſo wird er neben dem Feuer auf Gras oder Heu gelegt, und unter ihm ein Loch in die Erde gemacht, wo hinein er ſeine Nothdurft verrichtet. Eine dünne Suppe von geſtoßenem Welſchkorn, ohne Butter und Salz, iſt die gewöhnliche Speiſe der Kranken, die ſich aber nicht immer dieſer Diät untergeben, ſondern manche eſſen und trinken auch in kranken Tagen, was ſie gelüſtet.

Ihr allgemeines und erſtes Hülfsmittel gegen alle große und kleine Krankheiten, iſt das Schwitzen. Daher findet man bey jedem Dorfe einen von den Wohnungen etwas abgelegenen Schwitzofen, der entweder von Pfählen und Brettern gemacht, und mit Erde zugedeckt iſt, oder in einem Loche beſteht, das in einen Hügel gegraben iſt. Wenn ſie nun ſchwitzen wollen, ſo kriechen ſie nackt hinein, und laſſen einige heißgemachte Steine hineinlegen. Alsdann wird das Thürchen des Ofens feſt zugemacht, und ſo gerathen ſie in einen Schweiß, der ihnen tropfenweiſe vom Leibe fließt. Sobald es ihnen aber zu heiß wird, kriechen ſie heraus, ſpringen in das nahe fließende Waſſer, darin ſie doch nicht leicht über eine halbe Minute bleiben. Aus dem kalten Waſſer kriechen ſie geſchwind wieder in den Ofen, und wiederholen dieſes drey bis viermal. Hernach rauchen ſie ihre Pfeiffe mit Wohlgefallen, und verlieren alle Müdigkeit. Die Weibsleute haben entweder ihren beſondern Schwitzofen; oder ſie bedienen ſich dieſer Kur gar nicht.

Hier und da trifft man größere Schwitzöfen an, darin mehrere Perſonen Platz haben. Manche begießen die glühenden Steine von Zeit zu Zeit mit Waſſer, um den Dampf zu vermehren, und den Schweiß zu befördern.

Viele

Viele Indianer haben auch in geſunden Tagen die Gewohnheit, daß ſie wöchentlich ein paarmal in den Schwitzofen kriechen, blos um ſich zu erfriſchen. Einige bereiten ſich dadurch zu einem Geſchäfte, das viel Ueberlegung und Liſt erfordert.

Will das Schwitzen gegen den Anfall einer Krankheit nicht hinlänglich ſeyn, ſo verſuchen ſie andere Mittel. Die meiſten glauben, daß nur diejenigen Mittel helfen, die ihnen von Aerzten gegeben werden, deren es unter ihnen ſehr viele aus beyden Geſchlechtern gibt.

Dieſe haben ihre Kunſt entweder durch Unterricht von andern, oder ſie haben ſelbſt mit verſchiedenen Arzneyen Proben gemacht, und dadurch einige Erfahrung erlangt. Beſonders legen ſich alte Indianer, die mit Jagen nichts mehr erwerben können, ſehr gern auf die Arzneykunſt; weil ſie dabey ihr Durchkommen reichlich finden können. Einer hat von den Kräften einiger Wurzeln und Kräuter gute Kenntniſſe, der andere von Baumrinden; nur wiſſen ſie nicht, wo und wie ſie dieſelben ſicher anwenden ſollen. Daher gar viele Kranke Opfer ihrer Unwiſſenheit werden. Ihre Kenntniſſe halten ſie gewöhnlich ſehr geheim, ſo daß ſie mit ihrem Tode gemeiniglich verloren gehen. Einige aber theilen ſie kurz vor ihrem Tode einem ihrer Kinder oder guten Freunden, als ein Vermächtniß mit.

Die Indianiſchen Aerzte laſſen es nie bey dem bloßen Gebrauch der Arzneyen bewenden, ſondern nehmen immer beſondere geheimnißvolle Ceremonien mit zu Hülfe, um ihren Kuren das Anſehen zu geben, als ob etwas mehr als natürliches dahinter wäre. Das ſcheint ihnen darum nöthig zu ſeyn, weil ihre Patienten glauben, daß in allen Krankheiten etwas übernatürliches ſey. Die Aerzte ſammlen alſo die Wurzeln und Kräuter mit wunderlichen Ceremonien, und bereiten ſie zu Arzneyen unter Anrufung des großen

Geiſtes, mit welchem ſie in beſonderer Gemeinſchaft zu ſtehen vorgeben. Auch die Anweiſung, die ſie den Kranken über den Gebrauch derſelben geben, erfolgt unter allerhand gaukelhaften Bewegungen und Aeußerungen. Sie behaupten, daß ſie den böſen Geiſt, der die Leute krank mache, in die Wildniß treiben und da feſt binden können. Um ſo vielmehr aber verlangen ſie auch von ihren Patienten den pünktlichſten Gehorſam, und verſichern oft mit großem Nachdruck, daß derjenige, der ſie verachte und ihre Mittel nicht brauchen wolle, nothwendig ſterben müſſe. Ihren Beruf zur Ausübung der Arzneykunſt beweiſen ſie allenfalls aus ſonderbaren Träumen, die ſie in ihrer Jugend gehabt haben, wodurch ihnen eine beſondere Macht ertheilt worden, Kranke geſund zu machen. Dieſer Kunſtgriff dient ihnen nicht ſelten, ihr wankendes Anſehen wieder zu befeſtigen. Dabey laſſen ſie ſich durchgehends ſehr gut bezahlen. Will ein Kranker einen Arzt haben, ſo muß die Bezahlung ſchon bereit liegen, wenn derſelbe ins Haus kommt, und ſie muß anſehnlich ſeyn. Iſt ſie gering, ſo können die Patienten darauf rechnen, daß auch weniger Umſtände und Ceremonien mit ihnen gemacht, und die Mittel nach ihren Gedanken nichts helfen werden. Wenn daher ein Kranker ſo arm iſt, daß er die Bezahlung nicht aufzubringen weiß, ſo treten die Verwandten bisweilen zuſammen, und geben ſo viel her, daß der Arzt bezahlt werden kann. Hat dieſer Punkt ſeine Richtigkeit, ſo fängt er an als Arzt zu handeln, bezeigt ſich überaus wichtig, und ſagt mit großer Zuverſicht, was für eine Krankheit es ſey, woher ſie entſtanden, und ob der Kranke wieder geſund werden könne. Dabey ſchreibt er ihm umſtändlich vor, wie er im Eſſen und Trinken ſich zu verhalten habe, auch wol, was für ein Opfer er thun müſſe, und hierauf folgen die Arzneyen. Wird der Patient beſſer, ſo ſchreibt er es der Geſchicklichkeit ſei-

nes

nes Arztes zu. Erfolgt das Gegentheil, ſo wendet er ſich an einen andern, und von dieſem zum dritten, worüber er in die bitterſte Armuth gerathen kann.

In weiblichen Krankheiten wiſſen die weiblichen Aerzte verſchiedene Mittel, die ihre Wirkung ſehr geſchwind thun. Bey einer ſchweren Niederkunft, dergleichen zwar nicht oft, aber doch bisweilen vorkommt, ſind ſie im Stande, ſehr geſchwind zu helfen. Wenn Mütter ihre Kinder aus Mangel der Milch nicht ſaugen können, ſo wiſſen ſie durch einen Trank dieſem Mangel gar bald abzuhelfen. Sie thun aber auch mit ihrer Wiſſenſchaft äußerſt geheim.

Die Ceremonien, deren die Indianiſchen Aerzte ſich bey ihren Kuren bedienen, ſind verſchieden. Mancher bläſt zuerſt den Kranken an, denn ihr Othem ſoll, ihrer Einbildung nach, heilſam ſeyn. Dann beſprützt er ihn über den ganzen Leib mit einem Kräutertrank aus ſeinem Munde, geberdet ſich gräßlich, und macht ein fürchterliches Geſchrey. Manchmal kriecht der Arzt in den Schwitzofen, wo er gewaltig ſchwitzt, heult und lärmt, und von Zeit zu Zeit den Kranken, der vor dem Ofen liegt, mit ſchrecklichen Geberden anſieht, und ihm nach dem Pulſe fühlt. Dann ſpricht er ihm ſein Urtheil, entweder daß er bald beſſer werden ſoll, oder daß ihm nicht zu helfen ſey. Ein Miſſionarius ſahe einen Indianiſchen Arzt, der ſich in ein Bärenfell ſo eingekleidet hatte, daß ſeine Arme in den Vorderfüßen, ſeine Beine aber in den Hinterfüßen, und der Kopf in der Haut des Bärenkopfs ſteckten, in welchen er große Glasaugen geſetzt hatte. So kam er mit einem Kalabaſch in der Hand, unter Begleitung einer großen Menge Volks, ſingend und tanzend in die Hütte des Kranken, griff mit der Hand in die heiße Aſche, warf ſie mit gräßlichem Geſchrey in die Luft, kam darauf zu dem Kranken, und machte mit

einigen kleinen Hölzern allerhand Gaukeleyen, die dem Patienten zur Geſundheit verhelfen ſollten.

Viele gemeine Indianer glauben, die Aerzte könnten durch das Geklapper mit dem Kalabaſch von den Geiſtern die Urſach der Krankheit erfahren, auch die Tücke des böſen Geiſtes, der die Krankheit erregt habe, vereiteln. Wenn auch Indianer von der Betrügerey ihrer Aerzte überzeugt ſind, ſo bedienen ſie ſich ihrer doch, weil ſie ſich ſonſt vor ihrer tödtlichen geheimen Kunſt fürchten müßten. Daher werden faſt bey allen äußerlichen und innerlichen Zufällen die Aerzte gebraucht. Indeſſen iſt doch mancher Patient, nachdem viele Aerzte ihre Kunſt vergeblich an ihm verſucht hatten, durch den guten Rath eines andern, der kein Arzt war, gerettet worden.

Mancher Indianer wird gezwungen, gegen ſeinen Willen einen Arzt abzugeben. Denn wenn ein Kranker ein beſonderes Vertrauen zu ihm bezeigt, und ſeine Hülfe unabläßig verlangt; ſo muß er, aus Furcht, daß jener ihn für ſeine Weigerung einmal übel belohnen könnte, ſich dazu entſchließen. Weiß er ſich nun geſchickt und toll genug dazu anzuſtellen, ſo wird er eben ſo reichlich belohnt, als wenn er der beſte Arzt wäre.

In großer Gefahr behandeln die Aerzte ihre Kranken oft auf eine äußerſt kühne und heftige Art, weil heftige Krankheiten auch heftige Mittel erforderten. In hitzigen Fiebern wiſſen ſie manche gute Mittel, bey deren Gebrauch ſie ziemlich bald vorausſehen können, ob der Kranke geneſen oder ſterben werde. Denn wenn er die Arzney wieder wegbricht, ſo halten ſie es für ein Kennzeichen, daß er ſchwerlich davon kommen werde, und die Erfahrung hat gelehrt, daß es mehrentheils zugetroffen hat.

Bey innerlichen Krankheiten, auf deren Kur ſich die Indianiſchen Aerzte am wenigſten verſtehen, brauchen die

Patienten gern Europäiſche Aerzte, vor welchen ſie große Achtung haben. Selbſt die Indianiſchen Aerzte ſuchen bey aller Gelegenheit denſelben etwas abzulernen. Z. B. Als im Jahr 1756 die Indianer mit den Franzoſen gegen die Engländer zu Felde gingen, kam die veneriſche Seuche unter ſie, dagegen ſie keinen Rath wußten. Nachdem aber etliche ſolcher Patienten durch Europäiſche Aerzte unter ihren Augen waren kurirt worden, machten ſie ähnliche Verſuche, die ihnen endlich auch gelungen ſeyn ſollen.

Ein Hauptfehler ihrer Aerzte iſt, daß ſie beym Gebrauch innerer Arzneyen das rechte Maaß nicht zu halten wiſſen, und oftmals die Naturen zu ſtark angreiffen. Aeuſſerliche Schäden verſtehen ſie beſſer und leichter zu heilen. Quetſchungen und Wunden behandeln ſie mehrentheils recht gut; auch können ſie Splitter, Stücke Eiſen und dergleichen ſo geſchickt herausziehen, daß die Wunde dadurch nicht größer wird. Mit Arm- und Beinbrüchen wiſſen ſie vortreflich umzugehen, auch verrenkte Glieder wieder in Ordnung zu bringen. Erſteres kommt ſelten, letzteres hingegen ſehr oft vor. Ein Indianer, der ganz allein im Buſche, ſich den Fuß oder das Knie verrrenkt hat, hilft ſich ſelbſt damit, daß er zum nächſten Baume kriecht, an welchem er das eine Ende ſeines Tragbandes, welches er immer bey ſich hat, und das andere an dem verrenkten Fuß befeſtigt; hierauf ſich auf den Rücken legt und zieht, bis das Glied wieder in Ordnung iſt.

Ein Dekokt von Buchenblättern dient den Aerzten bey Brandſchäden und Froſtbeulen als ein ſicheres und geſchwind wirkendes Mittel. Auf andere Beulen und Blutſchwären, die man häufig bey den Indianern findet, legen ſie warmen Brey von Welſchkornmehl, erweichen ſie damit, und ſchneiden ſie hernach auf. Zum Aderlaſſen brauchen ſie ein Stückchen Feuerſtein oder Glas, binden es an ein

Stöck-

Stöckchen, ſetzen es auf die Ader, und ſchlagen darauf, bis Blut kommt. Zum Zahnausziehen iſt ihnen faſt jede Zange gut genug. Wer unter der plumpen Operation klagt und ſchreyt, wird vom Arzt und den Umſtehenden nur ausgelacht.

Das Gliederreißen behandeln die meiſten Aerzte als einen blos äußerlichen Schaden, laſſen dabey innerlich nichts gebrauchen, ſondern ſchröpfen denjenigen Theil des Leibes, wo die Schmerzen am heftigſten empfunden werden. Sie ritzen nemlich die Haut mit einem Meſſer, ſetzen einen kleinen Kalabaſch auf, und anſtatt einer Lampe brennen ſie dabey Birkenrinde. Einige aber nehmen auch innerliche Mittel zu Hülfe, wodurch das Uebel aus dem Grunde gehoben wird. Können ſie mit zwey- oder dreyerley Wurzeln ihren Zweck nicht erreichen, ſo brauchen ſie wol zwanzigerley auf einmal. Das Baden und Schwitzen iſt dabey allemal eine Hauptſache. Manche legen in Gliederſchmerzen die Weißwallnußrinde (Juglans alba) äußerlich auf. Dadurch treiben ſie den Schmerz von einem Fleck zum andern, bis die Materie, die ihn verurſacht, irgendwo ausbricht. Dieſe Rinde iſt ſehr feurig; wenn ſie eine Weile gelegen hat, verurſacht ſie einen beißenden Schmerz, und die Haut wird, als ob ſie verbrannt wäre. Bey Kopfſchmerzen legen ſie ein Stückchen davon auf die Schläfe, bey Zahnſchmerzen aber auf den Backen, wo ſich der ſchadhafte Zahn befindet. Gedachte Rinde fein geſtoßen, zu einer ſcharfen Lauge gekocht und warm auf friſche Wunden gelegt, ſtillt das Blut vortreflich, und läßt keine Geſchwulſt aufkommen. Nachdem ſie aber ein oder zwey Tage gebraucht worden, muß etwas anders aufgelegt werden, z. B. die Sarſaparillen-Wurzel, (Smilax Sarſap.) die ſo heilſam iſt, daß die Wunde gar bald zugeht.

Vorzüglich verſtehen ſie ſich auf die Kur der Schlangenbiſſe, und haben gegen den Biß einer jeden giftigen Schlan-

genart eine beſondere Arzney. Z. B. den **Klapperſchlangen-Wegerich**, (Polygala Senega) deſſen Blätter ſich gegen den Biß der Raſſelſchlange ungemein wirkſam beweiſen. Dieſes Mittel hat Gott reichlich verliehen, indem es überall, wo dergleichen Schlangen ſich aufhalten, häufig gefunden wird. Es iſt merkwürdig, daß gerade um die Zeit, da der Biß dieſer Thiere am gefährlichſten iſt, auch dieſes Kraut ſeine größeſte Vollkommenheit erreicht hat. Die Indianer ſind von der untrüglichen Kraft dieſes Gegengiftes ſo überzeugt, daß mancher ſich für etwas Branntewein von der Raſſelſchlange beißen läßt. Man kaut die Blätter, legt ſie ſogleich auf die Wunde, und läßt den Kranken etwas von dem Safte, oder auch Fett oder Butter innerlich nehmen, bey entſtehendem Durſt aber verſagt man ihm alles Trinken. Die gekaute Schlangenwurzel (Ariſtolochia ſerpentaria) iſt ebenfalls zum Auflegen dienlich. Ein Dekokt von den Knoſpen oder der Rinde der weißen Eſche (Fraxinus carolin.) innerlich gebraucht, ſoll gleichfalls die ſchädlichen Wirkungen dieſes Giftes verhindern. Salz iſt ein neu entdecktes Mittel. Legt man es gleich auf die Wunde, oder wäſcht ſie mit Sohle aus, ſo ſoll keine Gefahr weiter zu befürchten ſeyn. Auch das Fett der Schlange ſelbſt, wenn es in die Wunde eingerieben wird, ſoll gute Wirkung thun.

Wer durch dieſe Mittel gerettet worden, pflegt doch jährlich einmal eine kleine Anwandlung von den fürchterlichen Zufällen zu haben, die er empfand, als er gebiſſen wurde. Wird aber die Kur nachläßig behandelt, ſo ſind die Folgen traurig. In Penſylvanien wurde ein am Bein gebiſſener Knabe nicht gründlich geheilt; es währte nicht lange, ſo bekam ſein ganzes Bein die Farben der Klapperſchlange, das Fleiſch faulte, fiel ſtückweiſe ab, und er kam jämmerlich ums Leben. Das getrocknete Fleiſch der Raſſelſchlange in Suppen gekocht, ſoll nahrhafter als Vipernfleiſch,

fleiſch, und in der Schwindſucht dienlich ſeyn; auch ihre Galle wird als Arzney gebraucht. Wird ein Stück Vieh gebiſſen, ſo brauchen die Indianer eben dieſelben Mittel, und die gute Wirkung zeigt ſich noch weit geſchwinder als bey Menſchen.

Die Haut, welche die Schlangen jährlich abwerfen, trocknen die Indianer, ſtoßen ſie fein, und brauchen ſie innerlich in vielen Fällen. Steinbirkenrinde (Betula?) fein geſtoßen, und in Waſſer gethan, halten ſie für ein gutes Reinigungsmittel. Die Rinde und Wurzel der ſtachlichten Eſche (Aralia ſpinoſa) brauchen ſie ebenfalls zur Blutreinigung, indem ſie ein Dekokt davon bereiten. Ein jeder medicinischer Trank aber macht bey ihnen einen ziemlich großen Keſſel voll aus. Denn alle Mittel, die ihnen helfen ſollen, müſſen in die Augen fallen; und weil ein ſolcher Trank nicht ſehr ſtark iſt, ſo können ſie auch viel davon vertragen.

Ich will hier noch einige ihrer officinellen Pflanzen anführen: Der Zahnwehbaum (Zanthoxylum Clava Herculis) hat eine Aehnlichkeit mit der Eſche, und heißt ſo, weil die Indianer das Holz als ein Mittel gegen die Zahnſchmerzen brauchen.

Der Tulpenbaum, (Liriodendron tulipifera) welcher auch in Penſylvanien und allen ſüdlichen Provinzen angetroffen wird, gehört unter die allerhöchſten und ſtärkſten Bäume. Sein Stamm hat oft über 20 Fuß im Umfange, und wird zu Brettern, Booten, Schüſſeln, Löffeln und allerley Tiſchlerarbeit gebraucht. Die Blüthe iſt ſehr prächtig, eigentlich aber iſt nur die Frucht einer geſchloſſenen Tulpe ähnlich. Manche Indianer halten letztere, wie auch die Schaale der Wurzel, für ein ſicheres Mittel gegen das Fieber.

Hundeholz (Cornus florida) ſieht man dort auch; doch wächſt es nicht hoch, und wird nicht dick. Von der Rinde

glauben viele, daß ſie mit der Chinarinde einerley Kraft habe.

Wilde Lorbeeren (Laurus æſtivalis) wachſen in den fetten Niedrigungen gar häufig; ſie ſind kleiner, als die gemeinen Lorbeeren, ſchmecken aber faſt eben ſo. Sie wachſen auf Sträuchern, und das Holz hat einen ſtarken würzhaften Geruch und Geſchmack. Von letzterem bereiten die Indianer einen mediciniſchen Trank.

Von Saſſafras (Laurus Saſſafras) findet man zuweilen Stämme, die über 30 Fuß hoch ſind; gemeiniglich aber, und ſonderlich in den nördlichen Gegenden erreicht der Stamm nur die Höhe eines Strauches. Die Rinde und Wurzeln wären dem Holze vielleicht vorzuziehen. Die Blumen werden von vielen wie Thee gebraucht, und die Indianer bedienen ſich auch der Beeren.

Der Fieberbuſch (Sambucus canadenſis) hat das Anſehen von ſpaniſchem Flieder, und trägt eine röthliche Beere, die einen gewürzhaften Geruch hat. Ein Dekokt von dem Holze oder den Knoſpen iſt ein vortrefliches Mittel gegen das kalte Fieber, und die Indianer brauchen es auch gegen alle Arten von Entzündungen.

Der giftige Fliederbaum (Rhus Vernix) hat die beſondere Eigenſchaft, daß er manchen Leuten giftig wird, ſelbſt wenn ſie ihm nur auf etliche Schritte nahe kommen, und der Wind die Ausdünſtung davon auf ſie zuwehet; dahingegen andere ſeine Rinde und Blätter ohne den geringſten Nachtheil berühren, ſogar kauen können. Sein Gift iſt zwar nicht tödtlich; der ganze Körper aber ſchwillt davon auf, und wird mit einem Ausſchlage bedeckt, der, wenn er ſeine Reife erlangt hat, zuſammenfließenden Blattern ähnlich iſt. Die Indianer brauchen dagegen den Saſran-Thee, auch eine Salbe aus Sane und Eibiſch. (Althaea offic.)

Wintergrün (Pyrola umbellata) iſt eine Art von Myrtenſtrauch, und hat weiße Blüthen. Die Beeren ſind roth, ſo groß als Schlehen, glatt und rund, und erreichen ihre Reife im Winter, durch die Wärme des Schnees. Die Indianer eſſen dieſe Beeren zur Stärkung des Magens.

Eine Art Steinflechte (Lichen islandicus?) wird von ihnen für ein gutes Mittel gegen die Auszehrung gehalten.

Narden wächſt dort an Bächen, auf felſichten Stellen, und wird etwa 18 Zoll hoch. Dieſe Pflanze trägt Büſchel von ſchwarzen Beeren, die etwas größer ſind als Holunderbeeren, und eine balſamiſche Eigenſchaft haben, daß wenn Branntewein darauf gegoſſen wird, ſolches ein angenehmes Mittel zur Stärkung abgibt.

Gargit, (Phytolacca decandra?) ein großes Kraut, hat Blätter, die etwa 6 Zoll lang und über 2 Zoll breit ſind, und trägt rothe Beeren, die man Taubenbeeren nennt, weil die Tauben ſie vorzüglich lieben. Legt man einem Fieberkranken die Wurzel an die Hände und Füße, ſo zieht ſie die Feuchtigkeiten ſtark an ſich.

Die Jalappa, (Convolvulus Jalappa) die im Indianerlande häufig wächſt, verordnen die Aerzte zum Abführen; auch wenn jemand Reißen in den Beinen hat, braten ſie manchmal die Wurzel, ſchneiden ſie von einander und binden ſie dem Kranken ſo warm als er es leiden kann, unter die Fußſohle.

Der Ipecacuanha (Viola Ipecacuanha) bedienen ſie ſich nicht nur als eines Brechmittels, ſondern auch gegen den Schlangenbiß.

Die Sarſaparille, (Smilax Sarſaparilla) wovon die Rinde der Wurzel in der Medicin gebraucht wird, wächſt ſonderlich im Lande der Irokeſen in großer Menge. Ihre vortrefliche Wirkung iſt allgemein bekannt.

Sanickel (Sanicula canadenſis) hat eine Wurzel, die, wenn Branntewein darauf gegoſſen wird, ein gutes Heilungsmittel bey Verwundungen abgibt.

Goldfaden (Fibra aurea) iſt eine Pflanze, die nur an ſumpfichten Orten wächſt. Ihre Wurzeln ſehen einem groſſen verwickelten Knaul Zwirn von einer glänzenden Goldfarbe ähnlich. Die Indianer brauchen ſie ſonderlich bey Verletzungen im Munde. Ihr Geſchmack iſt ungemein bitter.

Weißwurz (Convallaria verticillata) wird wegen ihrer blutreinigenden Eigenſchaft von den Indianern geſchätzt.

Von einer Art Scabioſen, (Scabioſa ſucciſa) Teufelsabbiß genannt, glauben manche Indianer, ſie ſey ehedem ein allgemeines Mittel gegen alle nur mögliche Krankheiten der Menſchen geweſen; der böſe Geiſt aber habe ſie wegen des Beſitzes dieſer herrlichen Arzney beneidet, und ihr einen großen Theil ihrer Kräfte durch ſeinen Biß geraubt.

Blutwurz (Sanguinaria canadenſis) iſt eine Art von Wegerich. Wenn man die Wurzel bricht, ſo läßt ſie etliche Tropfen Saft fallen, die wie Blut ausſehen. Dieſer Saft iſt ein ſtarkes und gefährliches Brechmittel.

Zehrwurz (Arum maculatum) hat eine Wurzel, wie eine kleine Rübe, und dieſe hat das beſondere, daß, wenn man dran leckt, die Zunge dadurch entzündet, wundt und hart wird, und eine Weile ſo bleibt, ohne daß ein anderer Theil des Mundes dabey leidet. Trocknet man ſie, ſo verliert ſie dieſe Kraft, und wird zu einer guten Arzney, vornemlich in Krankheiten der Eingeweide.

Die Virginiſche Schlangenwurzel (Ariſtolochia Serpentaria) iſt ungemein bitter, und wird von den Indianern als ein Schweißtreibendes und Magenſtärkendes Mittel häufig gebraucht.

Ginſeng, (Panax quinquefolium) eine Pflanze, deren Wurzel zuerſt aus Korea über Japan nach Europa gebracht wurde, wächſt in Nord-Amerika wild. Die Wurzel wird in China und andern Aſiatiſchen Ländern als ein Univerſalmittel angeſehen, wozu jedermann in allen Krankheiten ſeine Zuflucht nimmt. Gekäuet ſoll ſie den Magen ungemein ſtärken. Ehedem war ſie überaus theuer. In Holland galt Ein Loth, 25 Gulden. Vor etwa 30 Jahren aber bekam ein Kaufmann in Nord-Amerika den Auftrag, eine Quantität von dieſer Wurzel nach London zu ſchicken, und trug einigen Indianern auf, ihm davon ſo viel zu verſchaffen, als ſie könnten, und bezahlte es ihnen theuer genug. Seit dieſer Zeit iſt der Preis der Wurzel ſehr merklich gefallen, weil man nun ſahe, daß ſie ſo häufig zu haben war.

Eine unter den Indianern vorzüglich beliebte Arzney iſt das Oel, welches aus der Erde, gemeiniglich mit Waſſer zugleich, hervorquillt. Ein Indianer, der die Blattern hatte, legte ſich in einen Moraſt, um ſich abzukühlen; und ward geſund. Bey dieſer Gelegenheit wurde eine Oelquelle in dem Moraſte entdeckt. Seitdem hat man im Lande der Delawaren und Irokeſen verſchiedene Oelquellen gefunden. Sie ſind entweder in fließendem oder ſtehendem Waſſer. In dieſem ſammlet ſich das Oel auf der Oberfläche, und wird abgeſchöpft; in jenem fließt es mit dem Waſſer fort, mit dem es zugleich aus der Erde hervorquillt. Auch mitten in Bächen und Flüſſen werden dergleichen Oelquellen wahrgenommen; wie denn einige Miſſionarien 2 dergleichen im Ohio entdeckt haben. Sie ſind leicht auszufinden; ihr ſtarker Geruch verräth ſie. Selbſt das Fluß- und Bach-Oel, kann man in einer Entfernung von 4 bis 500 Schritten riechen. Das Erdreich in der Nähe der Oelquellen iſt ſchlecht, gemeiniglich kalt, leimicht und mit Sand bedeckt. Es wächſt in der Nähe auch weder gutes Gras noch Holz; höchſtens

einige kleine und verkrüppelte Eichen. Von Steinkohlen ſcheint es nicht herzukommen; denn wo Oelquellen ſind, hat man noch keine Spur von Steinkohlen wahrgenommen, ſondern nur Sandſteine, und in den Gegenden, wo es Steinkohlen in Menge gibt, z. B. am Muskingum, ſind keine Oelquellen zu finden, obgleich die Indianer fleißig darnach geſucht haben. Die Farbe dieſes Oels iſt braun, und im Geruch hat es eine kleine Aehnlichkeit mit dem Theer. Wenn die Indianer das Oel von ſtehenden Waſſern ſammlen, ſo nehmen ſie erſt das alte ab, und gießen es weg, weil es einen ſtärkern Geruch hat, als das friſche. Alsdann ſetzen ſie das Waſſer durch Umrühren in ſtarke Bewegung; weil der Zufluß des Oels mit der Bewegung wächſt. Wenn ſich das Waſſer wieder geſetzt hat, ſchöpfen ſie das Oel in Keſſel; und reinigen es von dem beygemiſchten Waſſer durch Kochen. Sie brauchen es mehrentheils äußerlich, und ſchmieren die ſchmerzhaften Theile damit, z. B. bey Zahn- und Kopfſchmerzen, Geſchwulſt, Gliederreißen, Verrenkung, und dergleichen mehr. Manche nehmen es auch innerlich, und es hat wenigſtens noch niemanden geſchadet. Es kann auch in Lampen gebrannt werden. Die Indianer laſſen ſich von weißen Leuten die Kanne manchmal mit 4 Guineen, das iſt, 24 Reichsthaler bezahlen.

Eine der traurigſten Urſachen der ſchmerzlichſten Krankheiten und plötzlichen Todesfälle unter den Indianern iſt die Giftmiſcherey. Dazu fehlt es ihnen nicht an giftigen Gewächſen, deren Wirkung ſehr verſchieden iſt. Eine Art ihres Giftes wirkt nach und nach, in 3 bis 4 Monaten, aber unfehlbar. Eine andere verurſacht ebenfalls einen gewiſſen, aber noch langſamern Tod, erſt in Jahr und Tag, und alle Mittel helfen dagegen nichts. Eine gewiſſe Art Gift wirkt ſchneller; aber ſeine Wirkung iſt nicht ſo unwiderſtehlich. Durch Brechmittel, wenn ſie bald gebraucht

werden, iſt die Rettung des Vergifteten möglich. Ohne dieſe erfolgt der Tod in wenig Stunden. Dieſes Giftes bedienen ſich auch die Indianiſchen Selbſtmörder.

Eine beſondere Art von Gift iſt den Irokeſen und Delawaren durch die Nantikoks bekannt worden, womit ſie Krankheiten und Tod über ganze Dörfer und Gegenden verbreiten können, daß die Leute wie an der Peſt wegſterben. Die Nantikoks, die unſeligen Erfinder dieſes mörderiſchen Mittels, haben ſich ſelbſt ſchon gröſtentheils dadurch aufgerieben. Es ſoll aber nur in dem Falle wirken, wenn etliche ſolche Böſewichter eins werden, daſſelbe zu brauchen. Vergeblich haben ſich die Delawaren ſeit verſchiedenen Jahren ernſtlich bemüht, dieſe gefährliche Giftmiſcherey unter ſich zu vertilgen. Sie ſind daher immer in Furcht, vergiftet zu werden.

An gewiſſen ſeltſamen Krankheiten ſollen die Zauberer Schuld ſeyn. Die rechten Meiſter in der Zauberkunſt ſollen, nach dem Vorgeben der Indianer, ohne Gift, blos durch ihre böſe Kunſt, einen Menſchen in Zeit von 24 Stunden, oder in ein paar Tagen, tödten können; wenn er auch 100 und mehr Meilen von ihnen entfernt iſt. Andere ſollen einem Menſchen eine Krankheit anzaubern können, woran er viele Jahre zu leiden hat. Glauben die Aerzte, daß eine Krankheit Wirkung der Zauberey ſey, ſo wiſſen ſie weiter keinen Rath. Wenn ſie aber auch einſehen, daß es bey dem Kranken, der ſich für bezaubert hält, nur Einbildung iſt, ſo laſſen ſie ihn gern in dem Wahn, damit ſie, wenn die Kur gelingt, die Ehre haben, daß ſie auch über die Zauberey Meiſter werden.

Auf die weißen Leute, ſagen die Indianer, habe ihr Gift und ihre Zauberey, wegen des vielen Salzes, das ſie an ihre Speiſen thun, keine Wirkung. Dadurch ſuchen ſie doch nur die Europäer ſicher zu machen. Es fehlt aber

gar nicht an Beyſpielen, daß auch Europäer Opfer ihrer Giftmiſcherey geworden.

Sobald ein Indianer geſtorben iſt, wird die Leiche ganz neu gekleidet; das Geſicht und Hemd roth bemahlt, und auf eine Matte oder ein Fell mitten in ſeiner Hütte gelegt. Neben derſelben werden die Waffen, und alles, was der Verſtorbene hinterlaſſen hat, auf einen Haufen zuſammen gethan. Abends, nach Untergang der Sonne, und Morgens, ehe ſie aufgeht, verſammlen ſich die weiblichen Verwandten um die Leiche, und beweinen den Verſtorbenen. Ihr Heulen iſt ſtärker oder ſchwächer, je nachdem der Verſtorbene mehr oder weniger geliebt, oder vornehm, oder die Art ſeines Todes mehr oder weniger traurig war. Dieſes wiederholen ſie täglich, bis er begraben iſt.

Die Begräbnißplätze der Indianer ſind von ihren Dörfern etwas abgelegen. Das Grab wird gemeiniglich von ältlichen Weibern gemacht; denn das junge Volk ſcheut dieſe Arbeit. Ehe ſie noch Beile und dergleichen Werkzeug hatten, pflegten ſie die Gräber inwendig mit Baumrinde auszuſetzen, und wenn die Leiche hineingeſenkt war, ſo legten ſie queer über das Grab etliche Stücke Holz, hierauf wieder Rinde, und dann erſt über das alles einen großen Haufen Erde. Jezt ſetzen ſie gemeiniglich 3 Bretter, ohne ſie an einander zu nageln, im Grabe dergeſtalt zuſammen, daß der Leichnam darin liegen kann, und mit dem vierten decken ſie ihn zu. Auch eigentliche Särge ſind jezt unter ihnen nicht ungewöhnlich.

Vorzeiten gaben ſie dem Verſtorbenen ſeinen Tabacksbeutel mit Meſſer, Feuerzeug, Taback und Pfeiffe, Bogen und Pfeile, oder Flinte, Pulver und Bley, Felle und Zeug zu Kleidern, Farbe, ſich zu bemahlen, ein Säckchen mit Welſchkorn oder getrockneten Heidelbeeren, auch wol ſeinen Keſſel, ſein Beil und andern Hausrath mehr, mit ins Grab;

in der Meynung, daß die Seelen der Verſtorbenen im Lande der Geiſter eben die Bedürfniſſe und Beſchäftigungen hätten, wie in dieſem Leben. Dieſer Gebrauch aber iſt unter den Irokeſen und Delawaren faſt ganz abgekommen.

Iſt für die Leiche ein Sarg gemacht, ſo wird beym Begräbniß dieſer erſt ins Grab geſetzt; alsdann der Todte in einem ganz neuen leinenen Tuche, doch aufgedeckt, damit ſein Putz noch recht geſehen werde, nebſt ſeiner ganzen Nachlaſſenſchaft, unter dem möglich größten Gefolge, feyerlich herausgetragen, in den Sarg hinunter gelaſſen, mit dem leinenen Tuche zugedeckt, dann der Sarg vernagelt, und das Grab mit Erde zugeſchüttet. Mit dem Einſenken der Leiche erheben die Weiber ein ſchreckliches Geheule; indeß es die Mannsleute für Schande halten zu weinen. Nur in der Stille und unbemerkt entfallen ihnen Thränen, deren ſie ſich nicht erwehren können.

Beym Kopfe der Leiche, der immer nach Oſten zu liegen kommt, wird ein langer Pfoſten aufgerichtet, woran zu ſehen iſt, wer da begraben liegt. Iſt es ein Chief, das iſt, ein Oberhaupt der Nation oder eines Stammes, ſo wird der Pfoſten nur ſauber ausgearbeitet, aber nichts daran gemahlt. Iſt es aber ein Capitain, das iſt, ein Anführer der Kriegsleute, ſo iſt der Pfoſten roth angeſtrichen, und ſein Kopf nebſt ſeinen Heldenthaten daran gemahlt. Iſt es ſonſt ein tapferer Kriegsmann geweſen, ſo werden ſeine Thaten eben auch mit rother Farbe an den Pfoſten gemahlt. Bey einem Arzt hängen ſie die kleine Schildkrötenſchaale oder den Kalabaſch an den Pfahl, deren er ſich bey der Ausübung ſeiner Kunſt bedient hat.

Nach dem Begräbniß wird der größte Theil der Nachlaſſenſchaft des Verſtorbenen unter diejenigen, ſo beym Begräbniß geholfen haben, dazu niemals Verwandte des Verſtorbenen genommen werden, vertheilt; und das übrige un-

ter die Fremden, die mit zu Grabe gegangen ſind, ſo daß jeder etwas bekommt. Bey Kindern, und wo nichts hinterlaſſen worden, fällt ſolches von ſelbſt weg.

Nach dieſem geht des Verſtorbenen Mutter, Großmutter, oder eine andere nächſte Blutsfreundin Abends und Morgens zum Grabe und weint. Dieſes wiederholt ſie eine Weile täglich, ſetzt auch manchmal etwas zu eſſen aufs Grab, damit der Verſtorbene nicht Hunger leiden möge. Nach einiger Zeit aber geht ſie ſeltener, und endlich unterläßt ſie es gar.

Der erſte Grad der Trauer einer Witwe beſteht insgemein darin, daß ſie ſich in die Aſche ans Feuer ſetzt, und erbärmlich weint. Bald aber läuft ſie zum Grabe, wo ſie ihren Verluſt mit vielen Thränen laut beweint, und dann wieder zu ihrer Aſche zurück kehrt. Sie ißt nicht ordentlich, trinkt nicht, ſchläft nicht, und läßt ſich vors erſte von niemand tröſten. Nach einer Weile aber läßt ſie ſich bereden, aufzuſtehen, Rum zu trinken und Troſt anzunehmen. Inzwiſchen muß ſie den zweyten Grad der Trauer ein ganzes Jahr lang fortſetzen, nemlich ſich ohne allen Schmuck ſchlecht kleiden, und ſelten waſchen. Sobald ſie ſich nur ein wenig reinlich hält, ſich ordentlich kämmt oder ſalbt, ſo wird das gleich ſo ausgelegt, als wollte ſie gern wieder heirathen.

Bey den Mannsleuten geht während der Trauer keine Veränderung vor, weder im Anzuge noch in der Lebensart.

Die Nantikoks haben die beſondere Gewohnheit, daß ſie 3, 4 und wol mehr Monate nach dem Begräbniß die Leiche wieder ausgraben, die Gebeine reinigen, trocknen, in reine neue Tücher wickeln und dann wieder begraben. Dabey wird gemeiniglich ein Feſt angeſtellt, und das beſte, ſo ſie auftreiben können, darauf verwendet. Wenn einer von den vornehmen Indianern geſtorben iſt, ſo ſchicken oft

ſehr

ſehr weit entfernte Indianer an die Hinterlaſſenen feyerliche Botſchaften ab, ſie über ihren Verluſt zu tröſten, welches dieſe Boten mit vielen Ceremonien anbringen, und ihnen mit Geſchenken die Thränen abwiſchen. Wenn ein Chief Trauer hat, ſo kann niemand etwas bey ihm anbringen, oder über irgend ein Anliegen mit ihm zu Rathe gehen, ja ſelbſt die feyerlichſte Botſchaft einer andern Nation kann nicht an ihn gelangen, bevor die Trauer von ihm genommen, und er getröſtet worden. Das geſchieht gewöhnlich durch einen String oder ein paar Klafter Wampom, unter einer Rede, worin unter andern geſagt wird: Wir begraben die Gebeine des Verſtorbenen, und überdecken das Grab mit Rinde, damit weder Thau des Himmels noch Regen auf ſie falle; wir wiſchen die Thränen von deinen Augen, und nehmen die Betrübniß von deinem Herzen hinweg; wir legen dein Herz zurecht, und machen es fröhlich, u. ſ. w. Damit iſt die Trauer zu Ende, und er verrichtet ſein Amt wie vorher. Wenn aber vermögende Europäer einen Chief tröſten wollen, ſo laſſen ſie es nicht bey einem String of Wampom bewenden; ſondern ſie wickeln die Gebeine des Verſtorbenen in ein großes Stück feine Leinwand; mit einem andern Stücke bedecken ſie das Grab, und mit einigen ſeidenen Tüchern werden dem Traurenden die Thränen abgewiſcht. Das heißt, ſie geben ihm dieſe Stücke zum Geſchenk.

Iſt ein Chief geſtorben, ſo wird der ganzen Nation die Theilnehmung an ihrem Verluſte auf eine feyerliche Weiſe bezeigt. Ein Beyſpiel davon: Als die Cherokeeſen eine zahlreiche Geſandtſchaft an die Delawaren in Goſchachkűng ſchickten, ihr Bündniß mit denſelben zu erneuren, war gerade das vornehmſte Oberhaupt der letztern, Namens Netawatwees, geſtorben. Die Geſandten blieben deßwegen etwa eine halbe Meile vom Dorfe der Delawaren, und

ließen ſich nur anmelden. Darauf wurden ſie des folgenden Tages von etlichen Hauptleuten der Delawaren bewillkommt, und ihnen die Freude über ihre Ankunft bezeigt. Sie druckten ſich darüber in der Rede, unter andern folgendermaßen aus: "Wir ziehen die Dornen, die ihr auf der Rei„ſe in eure Füße bekommen habt, heraus; den Sand und „die kleinen Steinchen, die ſich zwiſchen eure Zähen feſt „geſetzt haben, nehmen wir ſorgfältig heraus, und wo ſie „von den Dornen und Hecken zerkratzt worden, ſalben wir „ſie mit dem heilſamſten Oele; wir wiſchen den Schweiß „von euren Angeſichtern, den Staub aus euren Augen, und „reinigen eure Ohren, eure Kehle und euer Herz von allem „Böſen, ſo ihr auf eurer Reiſe geſehen oder gehört, und „ſich etwa in euer Herz eingedrungen hat." Nachdem dieſe Rede durch einen String of Wampom bekräftigt worden, zogen die Hauptleute mit den Geſandten, unter Begleitung einer großen Anzahl Indianer, ins Dorf. Beym Einzuge grüßten die Cherokeeſen die Einwohner mit einer Salve aus ihrem Gewehr; welche von den Einwohnern erwiedert wurde. Nun fing der erſte Geſandte einen Geſang an, unter welchem die Geſellſchaft ins Rathhaus ging, wo alles auf ihre Ankunft zurecht gemacht war. Nachdem ſie ſich geſetzt hatten, bezeugte der Cherokeeſiſche Abgeſandte ſein Leidweſen über den Tod des Delawariſchen Chiefs, und ſeine Theilnehmung an dem Schmerz der Nation über den Verluſt deſſelben, indem er ſagte: er wickele deſſen Gebeine in ein Tuch, begrabe ſie, und bedecke das Grab mit Rinde. Der traurenden Nation aber wiſche er die Thränen von ihren Augen, reinige ihre Ohren und ihre Kehle, und nehme alle Traurigkeit von ihren Herzen weg. Zum Schluß ſeiner Rede übergab er einen String of Wampom zur Bekräftigung. Hierauf wurde die Tabackspfeiffe von den vornehmſten Geſandten der Cherokeeſen und eben ſo viel Haupt-

leuten

leuten der Delawaren die Reihe herum ausgeraucht, und dieſe Unterhandlung mit einer Mahlzeit geſchloſſen. Erſt den folgenden Tag wurde zu der Hauptſache geſchritten, um welcher willen die Geſandten eigentlich gekommen waren.

Zehnter Abſchnitt.

Geſchichte der Indianer ſeit der Ankunft der Europäer. Politiſche Verfaſſung der Delawaren und Irokeſen.

Die mehreſten Indianer-Nationen, unter welche unſre Miſſionarien gekommen ſind, bewohnten vorzeiten einen Theil der öſtlichen Küſte des ehemaligen Brittiſchen Amerika, jezt der 13 vereinigten Staaten; durch die Europäer aber wurden ſie nach und nach von da verdrängt. Ehe dieſe ins Land kamen, ſtanden etliche Indianer, die eine beſondere Offenbarung vorgaben, unter ihren Landsleuten auf, und verkündigten ihnen zu wiederholtenmalen, daß Jemand über das große Waſſer zu ihnen kommen würde; ſie beſtimmten ſogar den Tag, an welchem ſie ankommen ſollten. Als ſie an demſelben, nach der Indianer Erzählung, ein Schiff erblickten, riefen ſie ihren Landsleuten zu: Sehet, nun kommen die Götter, uns zu beſuchen. Sobald die weißen Leute ans Land traten, wurden ſie von den Indianern angebetet; dieſe aber von ihnen mit Meſſern, Beilen, Flinten und dergleichen Waaren beſchenkt. Damit wußten die Indianer anfänglich nichts zu machen; hoben ſie aber ſorgfältig auf, hingen ſie bey ihren Feſten zum Staat an den Hals, beteten ſie ſogar an und opferten ihnen.

Im Anfange ſchien es, als ob die Europäer und Indianer neben und unter einander ruhig und friedlich würden leben können. Noch im Jahr 1781 lebten am Muskingum ver-

verſchiedene ſehr alte Indianer, die beym Bau der erſten Häuſer von Philadelphia gegenwärtig waren. Dieſe bezeugten, daß damals die weißen Leute mit den Indianern aufs freundſchaftlichſte umgegangen ſeyn; ſo daß ſie **Ein** Volk mit ihnen zu ſeyn ſchienen. Als ſich aber die Europäer an der See und den ſchiffbaren Flüſſen in immer ſtärkerer Anzahl niederließen, auch ihren Ackerbau, Handel und übriges Weſen von Zeit zu Zeit weiter ausbreiteten, ſo wichen die Hirſche aus dieſen Gegenden in die Wälder, wohin ihnen viele Indianer folgten. Endlich fingen die Europäer gar an, die noch zurück gebliebenen Indianer in ihren Wohnplätzen anzugreiffen, und ſie aus denſelben mit Gewalt zu vertreiben.

Die Ankunft der Europäer gab alſo Veranlaſſung zu Wanderungen ganzer Völkerſchaften. Eine verdrängte Nation vertrieb die andere, zerſtreute ſie oder ſchränkte ihr Gebiet ein. Bey dieſer großen Veränderung blieben die Irokeſen im Beſitz ihres Landes, welches ſie noch bewohnen.

Die Delawaren wohnten ehedem in der Gegend von Philadelphia, und weiter hin nach der See zu, desgleichen in den Jerſeys, wo jezt Trenton, Braunſchweig, Amboy und andre Orte liegen. Von da aus thaten ſie, nach ihrer eigenen Erzählung, oftmals Einfälle in die Dörfer der Cherokeeſen, die damals am Ohio und deſſen Armen wohnten, und tödteten viele derſelben. Bisweilen miſchten ſie ſich unerkannt in die nächtlichen Tänze der Cherokeeſen, und ermordeten während derſelben plötzlich ihrer viele.

Heftiger und älter waren die Kriege der Delawaren mit den Irokeſen. Nach dem Vorgeben der Delawaren waren ſie den Irokeſen immer überlegen, ſo daß dieſe endlich einſahen, daß bey längerer Fortſetzung des Krieges ihr völliger Untergang die unausbleibliche Folge ſeyn müßte. Sie hätten alſo Geſandte an die Delawaren mit folgender Botſchaft geſchickt: "Es iſt nicht gut, daß alle Nationen Krieg

„füh-

„führen; denn das wird endlich den Untergang der India„ner nach ſich ziehen. Darum haben wir auf ein Mittel „gedacht, dieſem Uebel vorzubeugen, ſolange es noch Zeit „iſt. Es ſoll nemlich eine Nation die Frau ſeyn. Die „wollen wir in die Mitte nehmen; die andern Kriegführen„den Nationen aber ſollen die Männer ſeyn, und um die „Frau herum wohnen. Niemand ſoll die Frau antaſten, „noch ihr etwas zu Leide thun; und wenn es jemand thäte, „ſo wollen wir ihn gleich anreden, und zu ihm ſagen: war„um ſchlägſt du die Frau? Dann ſollen alle Männer über „den herfallen, der die Frau geſchlagen hat. Die Frau „ſoll nicht in den Krieg ziehen, ſondern ſo viel möglich den „Frieden zu erhalten ſuchen. Wenn alſo die Männer um „ſie herum ſich einmal mit einander ſchlagen, und der „Krieg heftig werden will, ſo ſoll die Frau Macht haben, „ſelbige anzureden, und zu ihnen zu ſagen: Ihr Män„ner! was macht ihr, daß ihr euch ſo herum ſchlagt? es „wird uns faſt bange. Bedenkt doch, daß eure Weiber „und Kinder umkommen müſſen, wo ihr nicht aufhört! „Wollt ihr euch denn ſelbſt vom Erdboden vertilgen? Und „die Männer ſollen alsdann auf die Frau hören, und ihr „gehorchen." Die Delawaren geben vor, ſie hätten die Abſicht der Irokeſen nicht ſogleich gemerkt, und ſichs eben gefallen laſſen, die Frau zu werden. Nun ſtellten die Irokeſen eine große Feyerlichkeit an, luden die Delawar-Nation dazu ein, und hielten an die Bevollmächtigten derſelben eine nachdrückliche Rede, die aus 3 Hauptſätzen beſtand, In dem erſten erklärten ſie die Delawar-Nation für die Frau, welches ſie durch die Redensarten: "Wir ziehen „euch einen langen Weiberrock an, der bis auf die Füße „reicht, und ſchmücken euch mit Ohrgehängen," ausdruckten, und ihnen damit zu verſtehen gaben, daß ſie von nun an ſich mit den Waffen nicht weiter abgeben ſollten. Der

zweyte Satz war ſo gefaßt: "Wir hängen euch einen Kalabaſch mit Oel und mit Medicin an den Arm. Mit dem Oel „ſollt ihr die Ohren der übrigen Nationen reinigen, damit „ſie aufs Gute und nicht aufs Böſe hören; die Medicin „aber bey ſolchen Völkern brauchen, die ſchon auf thörichte „Wege gerathen ſind, damit ſie wieder zu ſich ſelbſt kommen, und ihr Herz zum Frieden wenden." Der dritte Satz, darin ſie den Delawaren den Ackerbau zu ihrer künftigen Beſchäftigung und Lebensart anwieſen, war ſo ausgedruckt: "Wir geben euch hiemit einen Welſchkornſtengel „und eine Hacke in die Hand." Jeder Satz wurde mit einem Belt of Wampom bekräftigt. Dieſe Belte ſind bis daher ſorgfältig aufgehoben, und ihre Bedeutung von Zeit zu Zeit wiederholt worden.

Seit dieſem ſonderbaren Friedensſchluſſe ſind die Delawaren von den Irokeſen Couſins, das iſt: Schweſter-Kinder, betitelt worden. Die 3 Delawar-Stämme aber heißen einander Mitgeſpielinnen. Dieſe Titel aber werden nur in ihren Rathsverſammlungen, und wenn ſie einander etwas erhebliches zu ſagen haben, gebraucht.

Dagegen behaupten die Irokeſen, daß ſie die Ueberwinder der Delawaren geweſen, und dieſe nur aus Noth, um nicht gar vertilgt zu werden, ſich den wehrloſen Stand eines Weibes hätten müſſen gefallen laſſen. Dem ſey, wie ihm wolle, ſo iſt die Delawar-Nation von beſagter Zeit an die Friedensbewahrerin geweſen, der der große Friedens-Belt in Verwahrung gegeben, und die Kette der Freundſchaft anvertraut iſt. Sie hat darüber zu wachen, daß dieſelbe unverletzt erhalten werde. Nach der Vorſtellung der Indianer, liegt die Mitte der Kette auf ihrer Schulter und wird von ihr feſt gehalten, die übrigen Indianer-Nationen aber faſſen das eine Ende derſelben, und die Europäer das andere an.

Da-

Dabey iſt es geblieben, bis im Jahr 1755 ein Indianer-Krieg mit den weißen Leuten ausbrach, in welchen die Delawaren von den Irokeſen mit verflochten wurden. Dazu gehörte aber ein neuer Traktat, wodurch, nach dem Ausdruck der Indianer, der Weiberrock der Delawar-Nation etwas kürzer gemacht wurde, daß er ihnen nur bis an die Knie ging; auch wurde ihnen ein Beil in die Hand gegeben, um ſich ſelbſt zu vertheidigen. Die Irokeſen ſuchten ſie gar zu bewegen, ſich als Hülfsvölker gegen die weißen Leute gebrauchen zu laſſen. Daher thaten ſie ihnen einmal in Pittsburg den Vorſchlag, daß ſie ihnen den Weiberrock lieber ganz ausziehen, und ſie wieder als Männer kleiden wollten. Weil die Delawaren aber keine Luſt hatten, in dem Kriege ein angreiffender Theil zu ſeyn, auch gut merkten, daß die Irokeſen nicht nur ihre Hülfe, ſondern auch ihren Untergang zum Zwecke hatten; ſo verwarfen ſie dieſen Vorſchlag, worüber ſich einer ihrer Chiefs im Namen der übrigen alſo erklärte: "Warum wollt ihr der Frau ihren Rock wegneh„men? Ich ſage euch, wo ihr es thut, ſo ſollt ihr wiſſen, „daß Kreaturen darin ſind, die euch beißen werden. „Habt ihr aber Luſt, ſo wollen wir es wieder mit einander „verſuchen, und ſehen, wer gewinnen wird." Dieſe trotzige Herausforderung beſchwiegen die Irokeſen vors erſte, wurden aber dadurch aufs äußerſte erbittert, und fielen nachher auf Anſtiftung der Engländer über ſie her, nahmen ihrer viele, beſonders von den Monſys, gefangen, lieferten ſie den Engländern aus, zerſtörten ihre Dörfer an der Susquehanna, und brachten ihr Vieh um. Dieſe grauſame Falſchheit haben ihnen die Delawaren bisher nicht vergeben; und es liegt nicht im Charakter der Indianer, daß es künftig geſchehen werde. Schon in dem letzten Kriege haben ſie ſich an dieſen Treuloſen tapfer zu rächen geſucht.

An den Ohio kam die Delawar-Nation vor ungefähr 80 Jahren, da ſie zum Theil von den Europäern ſchon ein großes Stück die Delaware hinauf gedrängt worden war. Einen Ueberfall der Cherokeeſen zu rächen, gingen etliche 100 Delawaren, ihre Feinde in ihrem eigenen Lande aufzuſuchen. Dieſe waren vor ihrer Ankunft geflohen, und nun fanden die Delawaren ihre Gegend am Ohio ſo angenehm, und die Jagd der Biber an der Biberbach ſo ergiebig, daß ſie ſich da niederließen, und von Zeit zu Zeit Zuwachs erhielten. Dieſes Land wurde ihnen auch von den Huronen, die die Eigenthümer davon waren, förmlich abgetreten. Auch haben ihnen die Kikapus zu ihrer Jagd einen Diſtrikt an der Wabach geſchenkt, der an ihr Land grenzt. Nun nennen die Delawaren die ganze Gegend, ſo weit die Gewäſſer reichen, die in den Ohio fallen, Alligewinengk, welches ſo viel bedeutet, als das Land, in welches ſie ſich aus weit entfernten Orten begeben haben. Hier haben ſie bis 1773 ruhig gewohnt. Nachdem aber die Irokeſen einen großen Strich Landes auf der Oſtſeite des Ohio an die Europäer verkauft haben, ſo ſind viele Delawaren genöthigt worden, an den Muskingum zu ziehen.

Die kriegeriſchen Schawanoſen haben ehedem in Florida gewohnt, wo ſie durch lange Kriege mit der Nation der Mosko bis auf wenige aufgerieben wurden. Ihre Ueberbleibſel zogen theils an den Ohio, theils an die Susquehanna, ohne eine bleibende Stätte zu haben. Endlich erhielten ſie auf ihre Bitte von den Delawaren Erlaubniß, auf ihrem Lande und unter ihrem Schutze zu wohnen, und wurden von dieſen für ihre Enkel erklärt, eben ſo wie es die Mahikander auch ſind. Seitdem wird die Delawar-Nation auch von den Schawanoſen Großvater genennt. Dem Bunde, welchen die Delawaren mit den Schawanoſen machten, traten die übrigen Nationen, die mit den Delawaren

lawaren in Freundſchaft lebten, bey, wodurch die Schawanoſen ſo ſicher geſtellt worden ſind, daß nicht leicht eine Indianer-Nation ſich unterſtehen wird, ſie anzugreiffen. Sie wohnten hierauf eine Zeitlang in den Forks of Delaware, hernach an der Susquehanna, in Wajomik, wo ſie ſich ziemlich ſtark vermehrten. Nach einiger Zeit zogen ſie an den weſtlichen Arm des gedachten Fluſſes, und endlich über Großeiland an den Ohio.

Nun machte ihnen ihre vermehrte Anzahl und das Bündniß mit den Delawaren wieder Muth, ihrer kriegeriſchen Neigung zu folgen; und ſie zogen gegen die Cherokeeſen zu Felde. Dieſe behielten denn manchmal die Oberhand, und verfolgten die Schawanoſen auch in das Gebiet der Delawaren am Ohio, von denen ſie ſogar einige tödteten. Das veranlaßte einen neuen Krieg zwiſchen den Delawaren und Cherokeeſen. Letztere waren zwar von jeher ſehr ſtark, hatten aber unter den übrigen Nationen viele Feinde, unter denen doch die Delawaren die furchtbarſten waren. Darum ſuchten ſie endlich ihre Freundſchaft am erſten und vorzüglich, machten Friede mit ihnen, erkannten ſie für ihren Großvater, und durch ihre Vermittelung erhielten ſie hernach auch Friede mit den Sechs Nationen. Dieſes geſchahe im Jahr 1768. Nun blieben die Schawanoſen noch eine Weile am Ohio; zogen von da in die Gegend von Logstown, und endlich an den Fluß Sioto. Von hier aber wurden ſie im Jahr 1780 durch die Truppen des Congreſſes vertrieben, und ihre Ortſchaften gänzlich zerſtört, weil ſie in die Niederlaſſungen der weißen Leute öftere Einfälle gethan, und viele Mordthaten verübt hatten. Sie mußten alſo noch weiter nach Weſten flüchten.

Wie ſtark dieſe und andere Indianer Nationen ſind, kann man nicht genau erfahren. Denn die Indianer wiſſen es entweder ſelbſt nicht, oder wollen wenigſtens nicht gern über

dieſen Punkt gefragt ſeyn. Ihnen iſt daran gelegen, daß ſie von den Europäern für ſehr zahlreich gehalten werden.

Ehe die Europäer ins Land kamen, waren ſie weit zahlreicher als heut zu Tage, da man Nationen unter ihnen findet, die wenige hundert Menſchen ausmachen. Weil ſie ſich aber in der Sprache von andern unterſcheiden, ſo muß man ſie ſchon für beſondere Völkerſchaften gelten laſſen. Eine Nation, die 1000 Mann ins Feld ſtellen kann, wird unter den Indianern ſchon für groß geachtet. Die Cherokeeſen, die man auf 15000 Mann ſchätzt, ſind die größte.

Die Urſachen ihrer Abnahme ſind in der Unmäßigkeit im Genuß ſtarker Getränke, in der Giftmiſcherey, der Unordnung in ihren Ehen, und den vielen Kriegen, die ſie mit den Europäern und zuweilen durch deren Verleitung unter ſich ſelbſt geführt haben, leicht zu finden. Auch mögen die Blattern nicht wenig dazu beygetragen haben.

So klein aber auch die Indianiſchen Völkerſchaften ſind, ſo bleibt doch jede für ſich, ohne ſich mit andern zu vermiſchen, und jede ſucht ſich auf alle mögliche Weiſe von andern zu unterſcheiden, wie unter andern durch die Bauart ihrer Hütten, ſo daß ſie blos aus der Richtung eines Pfahls, der in der Erde ſtecken geblieben, beſtimmen können, von welcher Nation der Bewohner derſelben geweſen ſey.

Jede Indianiſche Völkerſchaft iſt gemeiniglich noch in Stämme abgetheilt, deren jeder einen kleinen Staat für ſich ausmacht. Der erſte Stamm der Delawar-Nation heißt die große Schildkröte; der zweyte der welſche Hahn, und der dritte der Wolf.

Das Land, welches die Indianiſchen Völkerſchaften bewohnen, haben ſie nicht förmlich unter ſich getheilt. Der Strich Landes, wo ſich eine Nation niederließ, ward ihr Eigenthum, weil niemand es ihr ſtreitig machte. Hat aber eine Nation die andere vertrieben, ſo ſieht die ſiegende Parthey

they das eroberte Land als ihr Eigenthum an, auch wenn ſie es nicht in Beſitz nimmt. So bewohnen z. B. die Moſchkos das Land der Schawanoſen in Florida nicht, woraus ſie ſelbige vertrieben haben, und rechnen es doch zu ihrem Eigenthum.

Uebrigens kennt eine jede Völkerſchaft ſehr genau die Grenzen ihres Landes, und hält ſonderlich um der Jagd willen, aufs ernſtlichſte darüber. Aber ſehr gern nehmen ſie vertriebene Nationen in ihre geräumige Ländereyen auf, weil ihre Stärke dadurch zunimmt. Aus dieſem Grunde iſt es ihnen nicht lieb, wenn durch Auswanderungen ihre Anzahl vermindert wird.

Einzelne Indianiſche Familien, die ſich unter den weißen Leuten an Flüſſen aufhalten. und deswegen River- oder Fluß-Indianer genennt werden, ſind gemeiniglich ſchlechtes Geſindel, faſt wie die Zigeuner. Sie machen Körbe, Beſen, hölzerne Löffel, Schüſſeln, und dergleichen; und verkaufen ſie den weißen Leuten gegen Nahrungsmittel und Kleidungsſtücke.

Die Indianer-Nationen, und namentlich die Delawaren und Irokeſen haben keine eigentliche bürgerliche Verfaſſung. Sie ſind ohne Obrigkeit, ohne Geſetze und ohne Zwang. Das nennen ſie Freyheit, und nichts in der Welt iſt ihnen wichtiger. Ein jeder kann hinziehen und ſeine Wohnung aufſchlagen, wo er will. Manchmal begibt ſich eine Familie an einen etwas abgelegenen Ort, um vor den Betrunkenen Ruhe zu haben. Andere wohnen gern für ſich allein, um den einträglichen Rumhandel ruhiger treiben zu können. Nicht auf Befehl eines Oberhaupts oder einer Rathsverſammlung, ſondern aus freyem Einverſtändniß etlicher Familien, die einander im Hausbau, in der Feldarbeit u. ſ. w. gegenſeitige Hülfe verſprechen, entſteht ein Dorf.

Jede Nation macht denn doch eine geſchloſſene Geſellſchaft aus, und hat als eine ſolche eine Art von Regiment unter ſich.

Alle Indianer-Nationen haben ihre Oberhäupter, die von Europäern manchmal mit Unrecht für Könige ſind ausgegeben worden. Ein ſolches Oberhaupt, oder Chief aber, iſt weiter nichts als der erſte Mann unter ſeines gleichen. Ich brauche den Engliſchen Namen Chief, weil er allgemein bekannt und lange im Gebrauch iſt.

Die Delawaren haben, nach der Anzahl ihrer Stämme, 3 Hauptchiefs; unter welchen der Chief des Unami-Stammes der vornehmſte, und folglich der erſte Mann der ganzen Nation iſt. Jeder Chief hat wieder ſeine Räthe; die theils verſuchte Kriegsmänner, theils andere alte und erfahrne Hausväter ſind. Sie machen mit ihm die Rathsverſammlung aus, die für die Wohlfahrt ihres Stammes zu ſorgen hat. In Angelegenheiten, die alle 3 Stämme angehen, treten die 3 Chiefs und ihre Räthe durch Abgeordnete zuſammen.

Ein Chief muß allemal ein Mitglied deſſelben Stammes ſeyn, dem er vorſtehen ſoll; wird aber nicht von dem Stamme ſelbſt erwählt, ſondern von den Chiefs der andern 2 Stämme. Dieſe mit ihren Rathsleuten und ihrem ganzen Stamme vereinigen ſich mit einander an einem verabredeten Orte, von wo aus ſie in Proceſſion ſingend in das Dorf ziehen, wo die Wahl vor ſich gehen ſoll. Nachdem ſich die 2 Chiefs im Rathhauſe, in welches ſie auf der Oſtſeite hinein gehen, neben die 2 oder 3 Feuer geſetzt haben, werden ſie von den Einwohnern des Dorfs bewillkommt. Sodann meldet einer von den Chiefs den Zweck ihrer Zuſammenkunft, ernennt den neuen Chief, wiſcht ihm, wie er ſich ausdrückt, die Thränen von ſeinen Augen, reinigt ſeine Ohren und ſeine Kehle, nimmt alle Betrübniß über den Tod des verſtorbenen Chiefs von ſeinem Herzen hinweg und tröſtet

ſtet ihn darüber. Alles dieſes trägt er ſingend vor. Hierauf erklärt er ihn nochmals feyerlich zum Chief und ſetzt ihn an die Stelle des Verſtorbenen. Dann ermahnt er das junge Volk, ihrem neuen Oberhaupte gehorſam und behülflich zu ſeyn, wo er ihrer bedürfte. Worauf er ſeine Rede mit 2 Belten beſtätigt, und von den jungen Leuten das Verſprechen erhält, daß ſie alle ihre Pflichten gern erfüllen wollen. Eben ſo ermahnt er die Frau des neuen Chiefs, die mit noch etlichen Weibsleuten zugegen iſt, daß ſie mit ihrem ganzen Geſchlechte dem neuen Oberhaupte gehorſam und unterthänig ſeyn ſolle; welches dieſe im Namen des weiblichen Geſchlechts verſpricht. Endlich ſtellt er auch dem neuen Chief ſeine Obliegenheiten vor; über den Frieden zu halten, und ihn wieder herzuſtellen; ſich nicht mit Kriegsſachen abzugeben, auch ſein Volk davon abzuhalten; allezeit für das Beſte ſeines Volks zu ſorgen, und ſichs auch gefallen zu laſſen, Erinnerungen von demſelben anzunehmen, wenn er irgendwo fehlen ſollte. Worauf dieſer feyerlich verſpricht, ſeine Pflichten genau zu beobachten. Alle dieſe Reden werden abgeſungen, und mit Belten beſtätigt. So tritt der neue Chief, nachdem die ganze Nation ſeine Wahl genehmigt hat, in ſein Amt ein.

Wer auf eine andere Weiſe in dieſes Amt kommt, der gilt bey ſeinem Volke nichts. Nach dem Tode des berühmten Delawar-Chiefs Netawatwees wurde ein Indianer, dem etliche vornehme und vermögende weiße Leute in Pittsburg wohl wollten, zu dieſer Stelle befördert, aber er hatte nicht nur die andern Chiefs, ſondern auch ſeinen eigenen Rath und den ganzen Stamm gegen ſich. In dieſem Falle iſt alſo kein Regent im Volke, und jeder thut und läßt, was ihn gut dünkt.

Ein rechtmäßig erwählter und feyerlich eingeſetzter Chief wird geliebt und geehrt von ſeinem Volke, das ſich

unter ihm ſicher zu ſeyn dünkt. Hat er Verſtand und Geſchick, ſich bey dem Volke und den Capitains beliebt zu machen, ſo unterſtützen ihn dieſe bey dem Volke und gehen ihm mit Rath und That zur Hand. Ein guter Capitain iſt des Chiefs rechte Hand. Jedes Geſchäfte, das ihm vom Chief aufgetragen wird, muß er übernehmen, wenn es auch mit augenſcheinlicher Lebensgefahr verbunden iſt. Dafür iſt er Capitain. Wird er aber auch in feindlichen Aufträgen beleidigt oder gar getödtet; ſo wird es von der ganzen Nation gerächt.

Vor allen Dingen aber muß der Chief ſeine Rathsmänner auf ſeiner Seite zu erhalten wiſſen, weil er ohne ſie nichts ausrichten kann. Der Chief Netawatwees hatte die Gewohnheit, alle Nationalangelegenheiten erſt ſeinen Rathsmännern zur Ueberlegung zu geben, ohne ihnen ſeine Gedanken zu ſagen. Brachten ſie ihm ihr Gutachten, ſo genehmigte oder verbeſſerte er es, wobey er ihnen allezeit den Grund angab, warum dieſes oder jenes geändert werden müßte. So erhielt er ſie in Thätigkeit, und ſich in Hochachtung.

Wohlhabende Indianer ſind ebenfalls als Stützen der Chiefs anzuſehen, indem ſie ihnen, ſo oft es nöthig iſt, mit Wampom aushelfen. Bey außerordentlichen Fällen aber werden vom ganzen Volke freywillig Wampom geſteuert. Sonſt wird gewöhnlich aus der Rathslade das erforderliche genommen, als welche nie leer werden darf; und dafür hat der Chief, der ſie gleichſam als das Rathsarchiv in ſeiner Verwahrung hat, zu ſorgen.

Ein Chief iſt allerdings berechtigt und verpflichtet, unter dem Beyſtande ſeiner Rathsmänner, bey ſeinem Stamme über Ordnung zu halten, und Händel und Uneinigkeiten zu ſchlichten: aber er darf ſich nicht einfallen laſſen, zu befehlen, oder Schärfe, Zwang und Strafen zu brauchen.

In dem Falle würde er ſich ſogleich von allen verlaſſen ſehn. Alles, was das Anſehen eines ausdrücklichen Befehls hat, wird von dem auf ſeine Freyheit eiferſüchtigen Indianer ſogleich mit Verachtung verworfen. Blos durch gründliche Vorſtellungen und freundliches Zureden muß der Chief ſein Volk zu regieren ſuchen. Oft kann er auch die beſte Abſicht auf dieſem Wege nicht erreichen, und muß Liſt brauchen. Selbſt ſeinem Rathe darf er gewiſſe Sachen nicht ganz anvertrauen. Daher geht er vorſichtig, und ſucht nach und nach gleichſam ſtückweiſe zu erhalten, was er auf einmal nicht erlangen kann. Die Chiefs ſind insgemein freundlich, gütig, gaſtfrey, geſprächig, gehen mit jedermann liebreich um, und ihr Haus ſteht jedem Indianer offen. Sogar Fremde, wenn ſie Verrichtungen halber kommen, kehren da ein und werden aufs beſte bewirthet. Vorzüglich werden die Geſandten einer andern Nation vom Chief aufgenommen; ſind ihrer aber zu viele, ſo wird ihnen ein beſonderes Haus eingeräumt, und ſie werden auf Unkoſten des ganzen Dorfes bewirthet.

Den Unordnungen, welche der Gebrauch ſtarker Getränke anrichtet, iſt der Chief befugt, zu ſteuren und es zu verbieten. Aber nur ſelten ſind die Chiefs exemplariſch und entſchloſſen genug, hierin ihrer Pflicht genug zu thun.

Der Chief ſoll auch ſein Volk möglichſt zuſammen halten, daß es ſich nicht ohne Noth zerſtreue. Iſt er aber nicht beliebt und in Anſehen, ſo ſind die Indianer wie ein Bienenſchwarm ohne Weiſel.

Gewaltthätigkeiten, Mordthaten und dergleichen zu beſtrafen, kommt nicht dem Chief, ſondern der beleidigten Familie zu. Er hat auch das Begnadigungsrecht nicht.

Für ſeinen Unterhalt muß er ſelbſt ſorgen. Denn niemand iſt verpflichtet, ihm etwas zu geben. Weil aber in ſeinem Hauſe ſo viele Gäſte bewirthet werden, und groſſer

Auf-

Aufwand iſt; ſo helfen ihm ſeine Freunde und andere Indianer freywillig mit Wildpret aus, und die Freundinnen ſeiner Frau gehen ihr beym Pflanzen an die Hand.

Will er bey einem andern Chief einen Beſuch abſtatten, ſo ſchickt er ihm ein Stück Taback, und läßt ihm ſagen: Rauche davon, und ſchaue dabey hieherwärts: ſo wirſt du mich um die und die Zeit ankommen ſehen.

Des erſten Chiefs der Delawaren vornehmſte Pflicht iſt, die Freundſchaft und Bündniſſe mit den Indianer-Nationen und den Europäern zu unterhalten. Daher er mit ihnen eine Art von Correſpondenz führt, um immer zu wiſſen, wie ſie gegen ſeine Nation geſinnt ſind. Auch Botſchaften ſendet er ab, wo es nöthig iſt, doch gewöhnlich mit Vorwiſſen und Genehmigung der 2 andern Chiefs.

Kommt ein mißfälliger Antrag von Europäern oder Indianern an die Chiefs, den ſie nicht füglich von der Hand weiſen können, ſo geben ſie eine zweydeutige Antwort, über welche eine nähere Erklärung zu fordern unhöflich, und ſie zu geben gegen ihre Grundſätze iſt.

Ueber kleine Fehler wird ein Chief von ſeinem Volke erinnert; über einen Hauptfehler aber, worunter das gemeine Weſen leidet, wenn er z. B. das junge Volk hat Ausſchweifungen, Mordthaten und dergleichen mehr, begehen laſſen, die der ganzen Nation zur Laſt gelegt werden, und wodurch ein Krieg veranlaßt werden kann, ohne ihnen abgewehrt zu haben, bekommt er von den 2 andern Chiefs einen öffentlichen Verweis, unter eben ſolchen Feyerlichkeiten und Ceremonien, als bey ſeiner Einſetzung ins Amt vorkamen; und er muß verſprechen, künftig ſeines Amtes beſſer wahrzunehmen. Erfolgt dieſes nicht, und er macht ſich überhaupt des Zutrauens ſeines Volks unwürdig, ſo wird er von demſelben verlaſſen, und damit hört ſeine Regierung auf.

Die Stringe und Belte of Wampom, die ein Chief kraft ſeines Amtes beſaß, werden nach ſeinem Tode nebſt dem Rathsſiegel vom Rathe aufgehoben, bis ein neuer Chief an ſeine Stelle kommt.

Die Söhne eines Chiefs können ihm in ſeiner Würde nicht nachfolgen, weil ſie ihrer Mutter wegen als Fremde angeſehen werden; aber beym Enkel, Urenkel oder Neffen fällt dieſer Grund weg. Der Nachfolger eines Chiefs iſt gemeiniglich eine Perſon, die bey deſſen Lebzeiten immer um ihn war, und daher mit den Amtsſachen bekannt iſt; und nach den Rechten der Delawaren muß es ſo ſeyn.

Jede Sache von einigem Belange wird im Rathe abgehandelt, und ohne deſſen Beyfall kann kein Vorſchlag ausgeführt werden. Das Rathhaus iſt entweder das Haus des Chiefs, welches gemeiniglich groß und geräumig iſt, oder ein eigenes dazu aufgeführtes Gebäude. Die Rathsmänner werden durch einen Diener zuſammen gerufen, die bringen ihre Pfeiffe und Taback mit, und ſetzen ſich in einem Kreiſe auf den Boden um ein großes Feuer. Weibsleute haben zu den Rathsverſammlungen keinen Zutritt. Nur etliche werden beſtellt, das Eſſen aufzutragen, und das Feuer zu unterhalten; welches für eine nicht geringe Ehre angeſehen wird. Speiſe muß immer im Ueberfluß im Rathhauſe ſeyn; denn Berathſchlagungen und Eſſen wechſeln mit einander ab. Vor allen Dingen müſſen die nöthigen Stringe und Belte of Wampom bereit liegen, weil alles, was ohne dieſelben geſprochen wird, als in den Wind geredet, angeſehen wird. Sie ſind ſo an den Gebrauch der Stringe of Wampom gewöhnt, daß, wenn ſie z. B. den Inhalt einer Botſchaft einander privatim erzählen, ſie nothwendig dabey etwas in der Hand haben müſſen, einen Riemen, oder Band, oder Grashalm.

Im

Im Rathe wird erſt gedacht, und dann geredet. Der Hauptchief eröffnet die Rathsverſammlung durch eine Rede, worin er die Materien, über welche gerathſchlagt werden ſoll, deutlich und beſtimmt vorträgt, gewöhnlich in ſehr ſtarken Ausdrücken, bisweilen aber in dunklen Redensarten. Allemal ſind ſolche Reden voll Bilder und Gleichniſſe. Wollen ſie z. B. die Gründung oder Herſtellung des guten Vernehmens zweyer Nationen ausdrücken, ſo ſagen ſie: "Wir legen eine Straße an, die ſich auf 100 Meilen durch „den Buſch erſtreckt; wir hacken die Dornen und Hecken „weg, räumen alle Bäume, Felſen und Steine aus dem „Wege, verſetzen die Berge, beſtreuen den Weg mit weiſ„ſem Sande, und machen alles ſo klar und helle, daß eine „Nation zu der andern ungehindert hinſehen kann." Jeder Rathsmann hat die Freyheit, ſeine Gedanken zu ſagen, und wenn er fertig iſt, ſetzt er ſich wieder. In den feyerlichen Reden der Delawaren herrſcht viel Feuer, und ſie fließen mit Lebhaftigkeit und Anmuth. Der Anſtand der Redner iſt der Hochachtung für die Verſammlung und der Wichtigkeit der Materien angemeſſen. Niemand fällt ihnen in die Rede, alles iſt aufmerkſam und ſo ſtille, wie bey einer gottesdienſtlichen Handlung. Ohne eine Anwandlung von Ehrfurcht kann niemand in eine ſolche Verſammlung treten.

Wenn alle ausgeredet haben, wird einem aus ihnen aufgetragen, alle die verſchiedenen Meynungen und Vorſchläge in eine Rede kurz zuſammen zu faſſen. Das geſchieht auf der Stelle, worauf denn noch die nöthigen Verbeſſerungen angebracht werden, und überhaupt darauf geſehen wird, daß das, was ſie ſagen wollen, mit den wenigſten Worten ausgedrückt werde.

Zu Verhandlungen, aus deren frühzeitigen Bekanntmachung bedenkliche Folgen entſtehen könnten, werden keine

Zu-

Zuhörer zugelaſſen; in andern Fällen darf jedermann zuhören; Weibsleute aber nur außen vor dem Hauſe.

Wenn der Chief in der Rathsverſammlung nicht ſagen darf, woher er dieſe oder jene Botſchaft erhalten hat, ſo ſpricht er, es ſey jemand des Nachts, als er bey ſeinem Feuer geſeſſen, neben ihm aus der Erde hervorgekommen, habe ihm einen String oder Belt of Wampom gegeben und dieß und das ins Ohr geſagt, worauf er wieder in die Erde zurück gekehret ſey.

Gewöhnlich ſpricht der Chief nicht ſelbſt im Rathe, wenn etwas vorzutragen iſt, ſondern er hat ſeinen Sprecher, dem er ſeinen Sinn vorher ſagt, und ihm die Ausführung überläßt. Gemeiniglich wird dem Sprecher wenig oder gar keine Zeit gelaſſen, ſich auf ſeine Rede vorzubereiten. Es werden ihm nur die Hauptpunkte kürzlich angezeigt, oder man läßt ihn auch nur zuhören, wenn die Chiefs ſich unterreden. Da muß er im Stande ſeyn, alles gehörig zu faſſen, und in einer zuſammenhängenden Rede, in der rechten Form, und ohne zu ſtammlen, vorzutragen. Dazu gehört ein klarer offener Verſtand, ein treues Gedächtniß, Uebung und Bekanntſchaft mit der Staatsſprache, oder den beſondern Redensarten und Wendungen, deren ſie ſich bey ihren Staatsſachen bedienen.

Die Indianiſchen Sprecher befleißigen ſich in ihren öffentlichen Reden einer gewiſſen Wohlredenheit, dabey ſie ſich doch mehr nach dem alten Herkommen, als nach den Regeln der Kunſt richten müſſen. Diejenigen, die zu Sprechern zugezogen werden, haben Erlaubniß, den Rathsverſammlungen ſtille beyzuwohnen, und des nahen Umgangs der Chiefs zu genießen, die ſichs zur Angelegenheit machen, ſie zu unterrichten. Solche Männer werden erſt zu Botſchaften gebraucht, wobey ſie Gelegenheit haben, ſich im Reden zu üben; bis ſie zu der Ehre gelangen,

gen, als Sprecher im verſammleten Rathe ihre Geſchick-lichkeit zu zeigen.

Ob nun gleich ohne Zuſtimmung des Raths nichts unternommen werden darf, das den ganzen Stamm oder die ganze Delawar-Nation betrifft; ſo kann derſelbe doch bey dem Volke nicht das geringſte mit Gewalt durchſetzen. Denn wenn der Rath auch etwas ausmacht, das für den Stamm oder die Nation offenbar vortheilhaft iſt; ſo behält doch ein jeder ſeine völlige Freyheit, zu deſſen Ausführung etwas beyzutragen oder nicht.

Uebrigens iſt die Delawar-Nation wegen ihrer Tapferkeit, ihrer Neigung zum Frieden, und wegen ihres großen Anhanges berühmt. Denn faſt alle um ſie herum wohnende Indianer-Nationen ſind mit ihr verbunden, namentlich die Mahikander, die Schawanoſen, die Cherokeeſen, die Twichtwees, die Wawiachtanos, die Kikapus, die Moſchkos, die Tukachſchas, die Chipaways, die Ottawas, die Putewoatamen, und die Karhaski. Und dieſe alle nennen die Delawar-Nation ihren Großvater. Mit allen dieſen Nationen haben die Delawaren nie Krieg geführt, ausgenommen mit den Cherokeeſen, wie oben angemerkt worden. Auch mit den ſtreitbaren Huronen ſind ſie immer gute Freunde geblieben. Ihre Staatsklugheit beſteht eigentlich darin, die Gunſt und Freundſchaft anderer Völker zu gewinnen und zu erhalten. Fremden Indianern, die zum Beſuch zu ihnen kommen, beweiſen ſie alle Ehre und bewirthen ſie aufs beſte, damit ſie zu Hauſe viel rühmliches von ihnen zu erzählen haben. In den letztern Zeiten iſt dieſe Nation, ſonderlich durch den mehrerwähnten Chief Netawatwees, mehr als jemals in Aufnahme gekommen. Dieſer kluge Mann ließ ſichs aus allen Kräften angelegen ſeyn, ſich der Freundſchaft aller übrigen Völker zu verſichern; ſchickte auch öfters Botſchaften an ſeine Enkel, erhielt ſie bey friedferti-

fertigen Geſinnungen, und bewies ſich wirklich als ihr Großvater. In dem Kriege der Krone England mit ihren Kolonien blieben ſie neutral. Das hatte die Folge, daß es auch alle mit ihnen verbundene Nationen blieben; die unruhigen und unartigen Schawanoſen ausgenommen, die ſich von ihrem Großvater nach und nach vermuthlich ganz losreißen werden. Soviel von den Delawaren. Nun noch etwas von den Irokeſen, oder den Sechs verbundenen Nationen.

Der Irokeſe hat von ſeiner Wichtigkeit und Freyheit einen ſo hohen Begriff, daß er nur den König von England für ſeines gleichen anſieht; weil nur dieſer unabhängig iſt, alle Engländer aber Unterthanen ſind. Die Engliſchen Statthalter aber pflegen ſich bey öffentlichen Verhandlungen mit den Hauptleuten der Irokeſen manchmal ſo auszudrücken: "Wir und ihr ſind Brüder, aber der König von „England iſt unſer und euer Vater." Das haben dann die mehreſten ſo gelten laſſen.

Die Hauptneigung der Irokeſen geht auf den Krieg, wozu ſie ſich von Jugend auf anſchicken. Unter den Indianer-Nationen, deren Wohnſitze nicht zu entfernt ſind, werden wenige ſeyn, mit denen ſie nicht heftige und zum Theil langwierige Kriege geführt haben. Auch gegen die Franzoſen ſind ſie vom Jahr 1600 an oft zu Felde gezogen.

Die politiſche Verfaſſung dieſer Sechs mit einander verbundenen Nationen hat eine Aehnlichkeit mit der Republikaniſchen. Jede derſelben iſt für ſich unabhängig, oder hat, nach ihrem Ausdruck, ihr eigenes Feuer, bey welchem ihre Chiefs, Haupt- und Rathsleute die beſondern Nationalangelegenheiten überlegen. Alle aber haben ein gemeinſchaftliches großes Feuer, oder allgemeinen immerwährenden Rath in Onondago, der aus den Abgeordneten der

Sechs Nationen beſteht, in welchem die Angelegenheiten aller verbundenen Nationen behandelt werden.

Der Biſchof Spangenberg hielt ſich im Jahr 1745 etliche Wochen in Onondago auf, und wohnte dem großen Rathe oftmals bey. Das Rathhaus war, wie andere, von Baumrinde gebaut. An jeder Seite deſſelben aber waren 6 Sitze, jeder für 6 Perſonen. Niemand wurde zugelaſſen, als wer zu dem großen Rathe gehörte oder Ehren halber dabey ſeyn durfte. Wenn einer redete, ſo ſchwiegen alle die andern, und rauchten ihre Pfeiffen. Was der Redner ſagte, wurde nicht im gewöhnlichen Redeton ausgeſprochen, ſondern ſingend, dabey ſich die Stimme am Schluſſe eines jeden Satzes erhob. Alles, was dem Rath gefiel, wurde von der ganzen Verſammlung mit einem Nee, das iſt: Ja! beantwortet; und am Ende eines Vortrags gaben alle mit einem lauten Hoho ihre Zuſtimmung. Als es Mittagszeit war, wurde ein Keſſel mit Eſſen von 2 Männern an einer Stange in die Verſammlung getragen, den ſie zuerſt ihren Gäſten vorſetzten. In demſelben hing ein hölzerner Löffel, der ſo breit und tief wie eine Schüſſel war, und einen Haken hatte. Damit konnte man auf einmal ſo viel heraus nehmen, daß man genug hatte. Als die Gäſte mit Eſſen fertig waren, erſuchten ſie die Rathsmänner, gleichfalls Speiſe zu ſich zu nehmen. Dabey ging alles ſehr ordentlich und manierlich zu; nur legte ſich bald dieſer bald jener auf den Rücken, und ruhete ein wenig aus. Mit unter wurden ſie auch luſtig, und lachten viel.

Wer bey den Irokeſen ein Geſchäfte hat, muß es nothwendig bey ihrem großen Feuer in Onondago, bey dem dort verſammleten Rathe anbringen. Sich nur mit einzelnen Mitgliedern deſſelben beſonders verſtehen, und ſie etwa durch Geſchenke auf ſeine Seite bringen, iſt für den, der die Geſchenke gibt, und für die, ſo ſie nehmen, gefährlich.

Das

Das erregt Eiferſucht bey den übrigen Rathsgliedern. Was an Geſchenken einkommt, muß unpartheyiſch unter alle vertheilt werden. Das iſt unverbrüchliche Bundesregel, deren Verletzung ihren Bund ſchwächt. Weil ſie wiſſen, daß ihre Stärke blos in der Einigkeit beſteht; ſo ahnden ſie alles, was Uneinigkeit unter ihnen veranlaſſen könnte, aufs ſchärfſte. Daher mit heimlichen Beſtechungen bey ihnen ſo wenig auszurichten iſt, als mit offenbaren Drohungen. Ins ganze iſt ihre Regierung ſtreng, aber nach guten Grundſätzen eingerichtet. Sie halten auch, zu Wahrnehmung ihres Intereſſe, bey vielen Nationen ihre Agenten aus ihrem Mittel.

Die Irokeſen haben ſich bey den Engländern und Franzoſen in ſolche Achtung geſetzt, daß dieſe um die Wette ihre Freundſchaft ſuchten, oder ſie zur Erneuerung derſelben einluden. Die Handlung der Freundſchaftserneuerung und Beſtätigung, drucken die Indianer durch die figürlichen Redensarten aus, die Kette der Freundſchaft poliren, den Roſt davon abreiben, und ſie recht helle und glänzend machen. Von beyden Nationen wurden ſie feyerlich und prächtig aufgenommen, wenn ſie zu einer öffentlichen Unterhandlung zu ihnen kamen, und reichlich beſchenkt. Bey ſolchen Gelegenheiten kauften ihnen die Engländer oftmals ein Stück Land ab, worüber ein Kaufbrief ausgefertigt, und von den Hauptleuten der Irokeſen auf Indianiſche Art unterſchrieben wurde. Dieſe Verhandlungen wurden insgemein öffentlich gehalten, ſo daß jedermann zuhören konnte. Wenn der Statthalter etwas vortrug, worauf ſich die Indianer zu erklären hatten, ſo war ihre Antwort gemeiniglich: Wir haben verſtanden, was uns unſer Bruder, der Statthalter, geſagt hat; wir wollen es nun mit einander überlegen, und wenn wir unſre Antwort fertig haben, es dem Statthalter wiſſen laſſen, damit wir wieder zuſammen kommen

men können. War die Verhandlung geſchloſſen, ſo ward ihnen die Bezahlung gegen den Kaufbrief überliefert. Dieſe beſtand gewöhnlich in einer beſtimmten Summe Spaniſcher Thaler, über welche ihnen noch viele Geſchenke an wollenen Decken, Flinten, Pulver, Bley, Beilen, Meſſern, Spiegeln, Farben, und dergleichen mehr, gegeben wurden. Dieſes alles wurde von den Abgeordneten der Irokeſen ſo vertheilt, daß jede der Sechs verbundenen Nationen ihren gewiſſen Antheil bekam, der hernach von ihren eigenen Hauptleuten wieder unter das Volk vertheilt wurde.

Weil die Irokeſen auf Zuziehung junger Leute zur Bedienung ihrer Staatsgeſchäfte ſorgfältig bedacht ſind; ſo iſt gewöhnlich bey den wichtigſten Verhandlungen ein junger Knabe, etwa des vornehmſten Chiefs Schweſter Sohn, zugegen, der auch mit zu der darauf folgenden feyerlichen Mahlzeit, auch wol ſelbſt an die Tafel des Engliſchen Statthalters, gezogen wird.

Unter den Irokeſen hat auch jedes der Sechs Bundesvölker ſeinen Haupt-Chief, und jeder Stamm ſeinen beſondern. Von einem ſolchen Chief erwarten die Irokeſen, daß er ein guter, wo nicht der beſte Jäger unter ihnen ſey, und ſeinem Volke auch etwas von ſeiner Jagd zu gute kommen laſſe. Auch muß er als ein guter Arzt den Kranken mit Rath und That beyſtehen können. Ferner will man, daß er ſich verwayſeter Kinder, und der beſuchenden Fremden beſtens annehme, und über die eingeführte Ordnung in allen Stücken halte. Da er eben ſo wenig Macht hat als ein Delawar-Chief, ſo muß er ſich durch Klugheit und Gefälligkeit in Anſehen ſetzen.

Die meiſten Nationen, die hinter den ehemaligen Engliſchen Provinzen wohnen, haben einen gewiſſen Zuſammenhang mit den Irokeſen. Einige werden von ihnen für Brüder angeſehen, z. B. die mit ihnen verbundenen Huronen; an-

andere als ihre Couſins, womit ſie einen Begriff von Unterthänigkeit verbinden. Von letztern erwarten ſie zu gewiſſen Zeiten einen Tribut, der in einer Anzahl von Wampom beſteht, weiſen ihnen auch an, wo ſie ſich niederlaſſen ſollen, und diſponiren willkührlich über ihr Land. So verkauften ſie z. B. ein Stück Land, das ſonſt den Delawaren gehört hatte. Dieſe hatten aber noch nie zugegeben, daß ſie von den Irokeſen überwältigt worden, und wollten daher von dem Verkauf nichts wiſſen, auch von beſagtem Lande nicht weichen. Die Irokeſen aber drohten ihnen den Tod, wenn ſie nicht abziehen würden; worauf jene nachgeben mußten. Solche Couſins laſſen ſie gern auf ihrem Lande, und mitten unter ihnen wohnen; aber niemals werden ſie zu Mitgliedern des großen oder eines kleinen Raths erwählt. Geht einer von den Sechs Nationen in den Krieg, und er kommt zu einem Couſin, ſo muß ihm dieſer ſein Bündel tragen. Daher ſind ſie von andern Völkern mehr gefürchtet, als geliebt.

Inzwiſchen haben doch im Jahr 1756 10 Nationen, die, von Philadelphia ausgerechnet, nach Weſten zu wohnen, ſich mit einander gegen die Irokeſen verbunden, und wurden von den Franzoſen, die damals mit den Engländern Krieg hatten, unterſtützt. Es hatte den Schein, als ob die 10 verbundene Völker gegen die Engländer angingen, aber die Irokeſen merkten bald, daß es auf ſie hauptſächlich abgeſehen war. Als England mit Frankreich im Jahr 1763 Friede machte, blieb dieſes Bündniß in voller Kraft; wodurch wahrſcheinlich der Zweck erreicht worden, der Macht der Irokeſen Schranken zu ſetzen.

Die politiſche Verfaſſung der übrigen oftgenannten Völker, der Mahikander, der Schawanoſen, der Cherokeeſen, der Huronen, u. ſ. w. hat mit der Verfaſſung der Delawaren das mehreſte gemein.

In dem letzten Kriege zwiſchen England und deſſen Colonien haben die mehreſten Indianer die Parthey des Königs von England gehalten. Das hatte die Folge, daß die Sechs Nationen durch die Truppen des Congreſſes im Jahr 1779 von ihrem Lande gänzlich vertrieben, und alle ihre Dörfer zerſtört wurden; ein Schickſal, dergleichen ſie vorher nie erfahren hatten. Wie jezt, nachdem den vereinigten Staaten ihre Unabhängigkeit durch den Frieden zugeſichert worden, alles wieder in Ordnung kommen, und was in dem politiſchen Zuſammenhang der Indianer-Nationen unter einander und mit den weißen Leuten geändert werden wird, muß die Zeit lehren.

Elfter Abſchnitt.

Kriegsgebräuche der Indianer, und Feyerlichkeiten bey Friedensſchlüſſen.

Nach dem zuverläßigen Zeugniß der älteſten Indianer waren ihre Kriege vorzeiten weit anhaltender und heftiger als heutiges Tages; und bey einigen Nationen gleichſam erblich. Hin und wieder, wo ſonſt Dörfer geſtanden haben, ſieht man jezt noch Hügel, die deutliche Merkmaale haben, daß ſie von Menſchenhänden gemacht ſind. Dieſelben hatten oben eine Höhle, wohin die Indianer ihre Weiber und Kinder vor dem nahen Feinde in Sicherheit brachten, und ſich zu ihrer Vertheidigung um dieſelbe herum ſtellten. Dazu hatten ſie allezeit oben auf dieſen Hügeln ringsherum groſſe Blöcke und Steine in Bereitſchaft, die ſie unter die ſtürmenden Feinde herabſtürzten. Gemeiniglich hatten dabey beyde Theile viele Todte, die nicht einzeln, ſondern eine Menge zuſammen begraben und mit einem groſſen Haufen Erde bedeckt wurden. Dergleichen

gleichen Gräber ſind hie und da noch zu ſehen. Ihr hohes Alter iſt aus den großen Bäumen zu erkennen, die jezt darauf ſtehen.

Die Waffen der Indianer waren Bogen, Pfeile und Keulen. Dieſe waren aus dem härteſten Holze gemacht, nicht ganz eines Armes lang, und an einem Ende mit einer runden Kolbe verſehen, und ſehr ſchwer. Zur Vertheidigung brauchten ſie Schilde von hartem Büffelleder, die auf der äußern Seite, womit ſie die Pfeile des Feindes abhielten, gewölbt, auf der andern hohl waren, und jezt unter den Irokeſen und Delawaren außer Gebrauch ſind. Aber der Bogen und Pfeile und der Kriegskeulen bedienen ſie ſich noch. Leztere beſchlagen ſie jezt an der Kolbe mit Nägeln und ſcharfen Eiſenſtücken. Flinten brauchten ſie Anfangs nur an beſondern Feſttagen, zur Luſt; jezt aber wiſſen ſie ſich derſelben im Kriege und auf der Jagd vortreflich zu bedienen. Haben ſie mit dem Feinde zu thun, ſo nehmen ſie etliche Kugeln in den Mund, um ſchnell wieder laden zu können; oder haben ſie in einer Taſche am Halſe hängen. Außer der Flinte brauchen ſie noch das Hatſchet oder Beil, und das große Meſſer.

Die Kriegsmacht der Delawaren und Irokeſen beſteht aus allen ihren jungen Mannsleuten; unter denen aber auch funfzigjährige Männer ſind. Dieſe Kriegsleute ſtehen beſtändig unter dem Befehl der Capitains, vorzüglich aber zu Kriegszeiten, da ſie nichts ohne deren Willen vornehmen dürfen, z. B. nicht von ihrer Compagnie weg, nicht auf die Jagd gehen, und dergleichen. Weil ſie wiſſen, daß ihr Leben und Ruhm großentheils von der klugen Anführung ihrer Capitains abhängt; ſo bequemen ſie ſich auch willig zum Gehorſam.

Ein Capitain iſt unter den Indianern, was in Europa ein Oberſter oder General iſt. Er hat nach der Anzahl ſeiner

Mannſchaft, mehr oder weniger Unteranführer unter ſich. Die Capitains erhalten ihren Rang weder durch Wahl, noch durch Geburt. Gemeiniglich gibt ein Traum, den einer etwa in ſeiner Jugend gehabt, und den er und andere ſo auslegen, daß er beſtimmt ſey, ein Capitain zu werden, die Veranlaſſung dazu. Er trägt es alſo drauf an, die Eigenſchaften eines Capitains zu erwerben, und ſie durch Thaten an den Tag zu legen. Zu den Eigenſchaften eines Capitains rechnen die Indianer Klugheit, Liſt, Entſchloſſenheit, Tapferkeit, Unerſchrockenheit und vorzüglich Glück, daß alles, was er unternimmt, wohl gelinge. Hat ein Anführer, der noch nicht Capitain iſt, ſechs- bis ſiebenmal im Kriege keinen Mann von ſeiner Compagnie verloren, dagegen aber Gefangene oder Siegeszeichen eingebracht; ſo wird er ohne weiteres, für einen Capitain erkannt. Verliert er aber Leute, und kann ihre Stellen nicht durch eben ſo viel Gefangene erſetzen; ſo iſt ſein Anſehen zu Ende, und er darf ſichs nicht einfallen laſſen, Capitain zu werden. Wenn ein Indianer ſeinen Sohn, oder einen ſeiner Verwandten im Kriege verloren hat, den er ungern vermißt, ſo gibt er etwa einem Anführer, der gern Capitain werden möchte, einen Belt of Wampom, und erſucht ihn, ihm einen Gefangenen an des Verlornen Stelle zu verſchaffen, der den Verluſt der traurenden Familie erſetzen könne. Iſt dieſer in der Ausführung glücklich, ſo hängt er dem Gefangenen den erhaltenen Belt ſogleich um den Hals, zum Zeichen, daß er beſtimmt iſt, in eine Familie aufgenommen zu werden Ueberliefert er ihn nun dem, der ihn ausſandte; ſo nimmt er den Belt zu ſich, als eine Belohnung, oder zur Erinnerung an ſeine Tapferkeit, die ihm den Weg bahnte, Capitain zu werden. Iſt er aber in der Ausführung unglücklich, ſo wird ſein Unternehmen für Verwegenheit eines Ungeſchickten gehalten, und die Hoffnung,

Capitain zu werden, fällt weg. Da zur Erlangung der Capitainswürde das mehreſte aufs Glück ankommt, ſo ſind ihrer auch nicht viele; doch in jedem Stamme immer etliche.

Krieg anfangen, heißt bey den Indianern: das Beil aufheben. Die Urſachen dazu halten ſie allemal für ſehr wichtig und gerecht. Der gewöhnlichſte Bewegungsgrund iſt Rache wegen erlittener Beleidigung; wozu noch der Trieb kommt, den Ruhm großer Krieger zu erlangen. Dieſer iſt bey den Irokeſen herrſchend, und ſie kennen kein gröſſeres Verdienſt, als viele Feinde erſchlagen, oder gefangen nehmen. Dieſe beyden Triebfedern wiſſen die Anführer mit aller Stärke ihrer kriegeriſchen Beredſamkeit anzuſpannen: „Die Knochen eurer getödteten Landsleute — ſagen ſie — „liegen unbedeckt; ſie fordern uns auf, ſie zu rächen, und „es iſt unſre Pflicht, ihnen zu gehorchen. Ihre Geiſter „ſchreyen uns an, und wir müſſen ſie beſänftigen. Höhere „Geiſter, die Wächter unſrer Ehre, flößen uns den Entſchluß ein, die Mörder unſrer Brüder aufzuſuchen. Laßt „uns gehn, und ſie verſchlingen! Sitzt nicht länger unthätig! Folgt dem Triebe eurer angebornen Tapferkeit! „Salbt euer Haar! Bemahlt euer Antlitz! Füllt eure „Köcher! Laßt die Wälder von eurem Geſange wiederhallen! Tröſtet die Geiſter der Getödteten, und verſchafft „ihnen Rache!" und dergleichen mehr. Begeiſtert durch ſolche Aufmunterungen, ergreiffen ſie wüthend die Waffen, ſtimmen ihr Kriegslied an, brennen vor Ungeduld, ihre Hände in dem Blute ihrer Feinde zu waſchen, und handeln dann gegen ihre gemeinſchaftlichen Feinde, als wenn nur eine Seele ſie belebte.

Betrifft ein anzufangender Krieg die ganze Nation, ſo ſind ihre vorhergehenden Berathſchlagungen darüber umſtändlich und langſam, und ſie überlegen die Beſchaffenheit

des vorgeſchlagenen Unternehmens nach ihrer Art ſehr reiflich; indem ſie alle Vortheile und Nachtheile gegen einander halten, die daraus erwachſen könnten.

Nie ſteht es in der Macht eines Chiefs, Krieg anzufangen, ſolange die Capitains nicht drein willigen. Er darf auch einen Kriegsbelt nur unter der Bedingung annehmen, ihn ſeinen Capitains zur Ueberlegung zu geben. Er muß, ſolange als es möglich iſt, über den Frieden halten. Sieht er aber, daß alle ſeine Capitains und ihre Krieger für den Krieg ſind, ſo iſt er genöthigt, ihnen die Sache des Volks zu übergeben, und die Regierung für die Zeit gleichſam niederzulegen, welche jezt die Capitains übernehmen. Gleichwol können die Chiefs viel dazu beytragen, den Ausbruch eines Krieges zu verhindern oder zu befördern. Denn die Indianer glauben durchgängig, daß ein Krieg nicht glücklich gehen kann, der ohne der Chiefs Einwilligung angefangen worden. Aber auch die Capitains ſuchen mit ihren Chiefs beſtändig in gutem Vernehmen zu ſtehen.

Iſt ein Krieg beſchloſſen, und ſie wollen ſich dabey des Beyſtandes eines mit ihnen verbundenen Volkes verſichern, ſo wird dieſes entweder durch Ueberſendung eines Stücks Taback, oder durch eine Geſandtſchaft verſucht. Durch erſteres geben ſie zu verſtehen, daß die Capitains beym Rauchen überlegen ſollen, ob ſie an dem Feldzuge Theil nehmen wollen, oder nicht? Beym andern erhält einer ihrer Hauptleute den Auftrag mit einem Belt of Wampom, worauf die Abſicht der Geſandtſchaft mit Figuren ausgedrückt iſt, und einer am Stiel roth bemahlten Axt, ſich zu dem verbundenen Volke zu begeben. Hat er da vorläufig dem Chief der Nation Nachricht von dem Zweck ſeiner Geſandtſchaft gegeben; ſo thut er es auch in dem verſammleten Rathe. Das geſchieht, indem er erſt die Axt auf den Boden legt, und mit dem Belt of Wampom in der Hand

Hand eine umſtändliche Rede hält. Zuletzt bittet er ſie, die Axt aufzunehmen, und überreicht den Belt of Wampom. Wird dieſer angenommen, und die Axt von der Erde aufgehoben, ſo iſt das ſo gut, als eine feyerliche Zuſage der verlangten Hülfe. Erfolgt aber weder das eine noch das andere, ſo ſchließt der Geſandte daraus, daß dieſe Nation neutral bleiben wolle, oder gar feindlich geſinnt ſey, und eilt nach Hauſe zurück.

Die Kriegserklärung beſteht bey einigen Indianer-Nationen darin, daß ſie dem Volke, welches ſie angreiffen wollen, eine roth bemahlte Axt zuſchicken, welches für den Ueberbringer äußerſt gefährlich iſt, und ihm nicht ſelten das Leben koſtet. Oft wird ein ſolches Volk dadurch augenblicklich in Wuth geſetzt, daß ſich ſogleich ein kleiner Trupp, ohne erſt bey den Obern um Erlaubniß anzufragen, auf den Weg macht, um von der angreiffenden Nation dem erſten, der ihnen aufſtößt, eben ſo eine Axt, als ihnen überſchickt ward, oder einen rothen Spieß oder Pfeil, ins Herz zu ſtoßen. Wollen ſie ihre Feinde noch mehr erbittern, ſo verſtümmeln ſie den Körper des Erſchlagenen auf eine Weiſe, wodurch ſie anzeigen wollen, daß ſie ihre Feinde nicht für Männer halten. Bey den Irokeſen und Delawaren aber und den mit ihnen verbundenen Völkerſchaften iſt die Kriegserklärung durch eine Geſandtſchaft nicht gewöhnlich. Anſtatt deſſen gehen einige Krieger aus, und erſchlagen von der feindlichen Parthey den erſten beſten, und ſcalpen ihn, das iſt: ſie ziehen ihm die Haut mit den Haaren vom Kopfe ab, hauen ein Beil in denſelben und laſſen es ſtecken, oder legen eine hölzerne roth gemahlte Keule auf den Getödteten. Dadurch wird die andere Nation herausgefordert, von welcher auch bald ein Capitain das hingelegte Mordgewehr aufnimmt, damit in der Feinde Land eilt, und ihnen gleiches mit gleichem zu vergelten ſucht. Bringt er zum Beweiſe eines

glück-

glücklichen Erfolgs einen Scalp mit nach Hauſe; ſo glaubt er, ſeiner Nation Recht geſchafft zu haben.

Die Zurüſtung zum Feldzuge koſtet den Indianern wenig Zeit. Viel Gepäcke haben ſie nicht, und ein Beutel mit dem obengedachten Cinnamonum, das iſt: geſtoßen Welſchkorn mit Zucker vermengt, macht den Proviant aus, den jeder Krieger mit ſich trägt. Ueberdieß verſehen ſich die Kriegsleute, ſonderlich die Capitains ſehr gern mit einem Beſon, das ſie gegen Stich und Schuß ſicher ſtellen ſoll. In dieſer Abſicht ließen die Schawanoſen während der Schlacht, die ſie im Jahr 1774 den weißen Leuten lieferten, ihr Krieger-Beſon auf einer Stange unter ſich herum tragen, damit die Kugeln ſie nicht treffen möchten. Es wurde aber der Träger ſelbſt niedergeſchoſſen, und die ganze Indianer-Armee geſchlagen, wobey ihr Beſon in die Hände ihrer Feinde kam.

Eine der wichtigſten Vorbereitungen iſt, daß jeder Kriegsmann ſich mit rother und ſchwarzer Farbe bemahlt. Wer ſich dabey das gräßlichſte Anſehen geben kann, hält ſeinen Schmuck für den beſten. Manche Capitains faſten auch vorher, und haben Acht auf ihre Träume, aus welchen ſie einen Schluß auf den Ausgang des Krieges machen. Die Nacht vorher, ehe ſämmtliche Kriegsmänner ausziehen, wird eine große Mahlzeit gehalten, welcher auch die Chiefs beywohnen. Dazu wird gewöhnlich ein Schwein geſchlachtet, bisweilen auch ein paar Hunde. Durch das Hundefleiſch glauben ſie noch beherzter und mit dem Kriegsgeiſte mehr erfüllt zu werden. Man hat geſehen, daß auch viele Weibsleute der Kriegsmahlzeit mit beygewohnt, und von dem Hundefleiſch recht mit Appetit gegeſſen haben. Will jemand ſeinen kriegeriſchen Muth dabey recht feyerlich erklären, ſo nimmt er ein Stück Fleiſch, zeigt es den Anweſenden, und verzehrt es mit den Worten: "So will ich

„meine

„meine Feinde freſſen.“ Nach dem Eſſen hält der Capitain mit ſeiner Mannſchaft den oben beſchriebenen Kriegstanz, wobey ſie ſich bis zum Anbruch des Tages heiſer ſchreyen und ermüden. Insgemein tanzt da einer um den andern mit dem Schweinskopf in der Hand; die meiſte Zeit aber die ganze Geſellſchaft zuſammen. Auch andere dürfen dabey zuſehen, oder wol gar mit tanzen. Nach dieſem ziehen die Krieger unter Anführung des Capitains einzeln hinter einander aus dem Dorfe, bey deſſen letzten Häuſern ſie ihr Gewehr abfeuern, und der Capitain den Kriegsgeſang ſingt. Weil ſie von vielen Freunden und Verwandten, auch wol Weibern, bis zum erſten Nachtlager begleitet werden, ſo ſchlagen ſie daſſelbe etwa eine halbe Meile vom Dorfe auf, halten daſelbſt nochmals den Kriegstanz und den folgenden Tag treten ſie ihren eigentlichen Marſch an.

Da ſie gemeiniglich einen weiten Weg vor ſich haben, ehe ſie in des Feindes Land kommen, ſo reichen ſie mit ihrem Proviant nicht aus, und müſſen die Jagd zu Hülfe nehmen, wozu ſie einen oder ein paar Tage anwenden. Ihr Lager ſchlagen ſie ohne die geringſte Ordnung auf, und ſtellen ihre Zelte gerade auf die Stelle, die ſie für die bequemſte halten. In Gegenden, wo ſie nichts zu befürchten haben, ſind ſie wenig auf ihrer Hut. Die meiſten zerſtreuen ſich auf der Jagd, finden ſich aber zur beſtimmten Zeit auf dem Sammelplatze pünktlich wieder ein. Während des Marſches hat keiner etwas voraus, auch der oberſte Capitain nicht. Ihren Proviant theilen ſie, ſo viel möglich immer in gleiche Theile, und ſollte auch auf jeden Mann nur ein Biſſen Brod oder Fleiſch kommen.

Manchmal gehen ſie nur in Partheyen von 10 bis 20 Mann aus, um wegen der Lebensmittel weniger in Noth zu kommen. Der Capitain iſt dabey um jeden Mann ſeiner

Compagnie überaus beſorgt, weil er dafür ſtehen muß. Um eines oder etlicher Ermüdeten willen, läßt er Halte machen, bis ſie wieder mit fortkommen können.

Die vorzüglichſte Eigenſchaft eines Anführers beſteht darin, daß er einen Angriff geſchickt zu ordnen, und viele Feinde ohne Verluſt auf ſeiner Seite zu erlegen verſteht. Sie beweiſen dabey eine unglaubliche Standhaftigkeit und Geduld, wagen ſich manchmal zum Erſtaunen, und behelfen ſich ſehr kümmerlich. Denn ſobald ſie in der Feinde Land eintreten, dürfen ſie zu ihrem Unterhalt nicht mehr jagen, weil ſie ſich dadurch verrathen würden. Sie verſehen ſich zwar vorher mit Lebensmitteln auf etliche Tage; da ſie aber oftmals viele Wochen im Gebüſche verborgen liegen, ehe ſie ihren Feinden beykommen können; ſo leiden ſie ſehr vom Hunger und Durſt und anderm Ungemach.

Ihre erſte Sorge iſt alsdann, alles aufs genaueſte auszukundſchaften, ehe ſie einen Angriff thun. Zu dem Ende machen ſie gern nahe bey dem Orte, den ſie überfallen wollen, etwa an einem mit Holz bewachſenen Hügel, Höhlen in die Erde, die ſie mit Reiſig, Raſen und dergleichen, bedecken, und nur Kohlenfeuer darin unterhalten. Daraus beobachten ſie alles, was aus dem feindlichen Orte aus- und eingeht, ohne entdeckt zu werden. Iſt es ihnen blos um einen Gefangenen oder um einen Scalp zu thun, ſo wagen ſie manchmal, ihr Vorhaben am Tage auszuführen. Sie lauren hinter dicken Bäumen, und wiſſen ſich um dieſelben ſo herum zu drehen, daß ſie von einem vorbeykommenden Feinde nicht entdeckt werden, und erlegen ihn mit einem Schuß, wenn er vorbey iſt; oder ſie kommen ihm plötzlich auf den Leib, und hauen ihm das Beil in den Kopf. Sie beſitzen auch eine ſolche Fertigkeit, das Beil zu werfen, daß ſie ſelten ihr Ziel verfehlen. Nach einer ſolchen That machen ſie ſich ſchnell davon, und dünken ſich, auch durch

einen einigen Scalp für alle ihre Mühe, Noth und Gefahr reichlich belohnt zu ſeyn.

Aber zum Angriff einer ganzen Familie, oder eines Dorfs, wählen ſie am liebſten die Nacht, wenn ihre Feinde im tiefſten Schlafe ſind. Den Tag über ſind ſie alsdann äußerſt vorſichtig, und ſprechen zuweilen nicht einmal leiſe mit einander, ſondern nur durch Zeichen und Mienen, und kriechen auf Händen und Füßen, um nähere Kenntniß zu erhalten. Beym Einbruch der Nacht, die zum Ueberfall beſtimmt iſt, legen ſie ſich platt auf die Erde, und halten ſich ganz ſtille, bis der Anführer ein Zeichen gibt. Alsdann nähern ſie ſich ihren Feinden kriechend, bis auf einen Flintenſchuß. Auf ein abermaliges Zeichen, ſpringen ſie alle zugleich auf, geben Feuer, ſtürzen mit Aexten und Keulen über die Feinde her; tödten, ſcalpen, fangen, was ſie von Menſchen finden; ſtecken die Häuſer in Brand und verweilen ſich nicht mit Beute machen. Kaum haben ſie ihren Zweck erreicht, ſo ergreiffen ſie die Flucht, dazu ſie den nächſten Weg im Walde ſchon vorher ausgezeichnet haben, und ruhen nicht eher, als bis ſie in Sicherheit zu ſeyn glauben. Vermuthen ſie, daß man ihnen nachſetzen werde; ſo ſuchen ſie ihren Verfolgern zu entgehen, indem ſie ihre Fußtapfen unkenntlich machen, welche die Indianer ſo leicht ausſpüren. Werden ſie dem ungeachtet eingeholt, ſo tödten ſie ihre Gefangenen, ſcalpen ſie, und zerſtreuen ſich, um einzeln deſto leichter ihr Land wieder zu erreichen. Dabey ſtehen ſie gemeiniglich von Hunger und Mühſeligkeit ſehr viel aus, und behelfen ſich mit Baumrinde, wilden Kräutern und Wurzeln.

Auch in einem erklärten Kriege, da ſie gegen ihre Feinde zu Felde ziehen, halten ſie es für rühmlicher, demſelben durch Liſt, als durch einen freyen Angriff zu ſchaden. Sie ziehen von dem Zuſtande deſſelben Kundſchaft ein; und finden

den ſie, daß er mit Vortheil nicht angegriffen oder überfallen werden kann, ſo ziehen ſie ſich zurück. Finden ſie aber den Angriff thunlich, ſo verſtecken ſie ſich hinter Bäume, Hügel, oder Felſen, treten nur zum Feuern hervor, und verſtecken ſich ſogleich wieder. Die Europäer, welche dieſe Indianiſche Art zu fechten nicht kannten, haben ſehr viel dadurch gelitten.

Wenn die Indianer den Sieg erhalten, ſo kennt ihre Grauſamkeit keine Grenzen, und ſie ziehen, wenn ſie ihre Mordluſt geſtillt haben, aufs eilfertigſte in ihr Land zurück.

Für die Verwundeten haben ſie immer ſehr heilſame Mittel bey ſich und ihre Kuren ſchlagen nicht leicht fehl. Die ſchwer Verwundeten werden von ihren Kameraden mit vieler Willigkeit weggetragen; keiner wird im Stiche gelaſſen, der nur irgend fortzubringen iſt. Auch die Todten tragen ſie weg, oder wenigſtens ihre Kopfhaut, damit die Feinde ſie nicht in ihre Gewalt bekommen. Daher man nicht leicht wiſſen kann, wie viel Indianer geblieben ſind.

Alle erlegte Feinde werden, wenn es nur möglich iſt, geſcalpt, welches ſie auf folgende Art verrichten. Sie werfen den Menſchen zu Boden, ſetzen ihm einen Fuß auf den Hals, ergreiffen ihn mit der linken Hand bey den Haaren, ſpannen dadurch die Haut des Kopfes an, durchſchneiden ſie mit ihrem ſcharfen Meſſer rund herum, und reißen ſie vom Kopfe ab. Dazu braucht ein geſchickter Indianer kaum eine Minute Zeit. Wird die feine Haut, womit der Hirnſchädel unmittelbar bedeckt iſt, mit durchſchnitten, ſo iſt dieſe Operation auf der Stelle tödtlich. Außerdem hat die Erfahrung gelehrt, daß ein geſcalpter Menſch beym Leben bleiben kann. Eine ſolche abgezogene Kopfhaut, oder Scalp, mahlen die Indianer gewöhnlich roth, ſtecken ſie als ein Siegeszeichen auf eine rothe Stange, und machen damit den Ihrigen immer eine große Freude. Sorgfältig

heben

heben ſie dieſe Beweiſe ihrer Tapferkeit und der an ihren Feinden ausgeübten Rache auf.

Ihre Gefangene nehmen ſie gern lebendig mit ſich, aber gebunden, bis ſie vor dem nachſetzenden Feinde ſicher ſind. Des Nachts werden ſie auf der Erde liegend mit den Armen, Beinen und dem Halſe an feſte Pfähle gebunden, und überdieß wird jeder durch einen Strick mit einem freyen Indianer in Verbindung gebracht, der ſogleich aufwachen muß, wenn jener ſich ſtark bewegt. Gleichwol entkommen ſie bisweilen. Den gefangenen weißen Mannsleuten werden gleich die Köpfe nach Indianiſcher Weiſe geſchoren, und ſammt dem Geſichte roth gemahlt, daß man ſie von den Indianern kaum unterſcheiden kann. Ein Gefangener, über den 2 Krieger ſtreiten, weß er seyn ſoll, wird erſchlagen, um dem Streit ein ſchleuniges Ende zu machen.

Die Gefangenen werden nicht ſchlecht behandelt, ſolange ſie in den Händen der Krieger ſind, und haben es in der Koſt eben ſo gut, als ihre Gebieter. Deſto härter wird ihnen in den Dörfern des ſiegenden Volkes begegnet. In der Nähe eines ſolchen Dorfes rufen die Kriegsleute das Todtengeſchrey ſo vielmal aus, als ſie Siegeszeichen, Scalpe oder Gefangene mit ſich bringen. Auf dieſes Zeichen eilen Männer, Weiber und Kinder den Ankommenden entgegen, und ſtellen ſich in 2 Reihen. In dieſe treten nun die Krieger mit ihren Gefangenen, und Stangen mit Scalpen ſtolz hinein, und nöthigen die Gefangenen zum Vergnügen der Zuſchauer zu tanzen. Darauf wird ihnen im Dorfe ein Haus angewieſen, darein ſie ſich begeben ſollen. Sobald ſie aber anfangen zu gehen, ſo ſchlagen alle in den 2 Reihen ſtehende Einwohner des Dorfes mit Ruthen, Prügeln, Beilen und Fäuſten erboſt auf ſie zu. Kommen ſie aber, wiewol allemal blutig und verwundet, nun ins Haus, ſo ſind ſie vollkommen ſicher. Indianiſche Gefangene, die

mit dieſem barbariſchen Gebrauche bekannt ſind, wiſſen durch ſtarkes Laufen nach dem angewieſenen Hauſe der grauſamen Behandlung zu entgehen.

Weibliche Gefangene können durch die Weiber des Dorfes von den Schlägen gerettet werden, wenn ſie dieſelben zwiſchen ſich nehmen und ins Dorf führen, welches auch oft geſchieht.

Nun nehmen die Krieger ſich ihrer Gefangenen wieder an, waſchen ihre Wunden, verbinden ſie, und ſobald ihnen Eſſen ins Haus gebracht wird, geben ſie den Gefangenen zuerſt; aber nicht aus Mitleiden, ſondern ſie bey gutem Ausſehen zu erhalten, daß ſie dem Triumphe Ehre machen, in welchem ſie durch alle Dörfer bis in ihre Heimath aufgeführt werden ſollen.

Vor der Abreiſe der Krieger, beluſtigen ſich noch die Einwohner des Dorfes mit den Gefangenen. Einem aus denſelben binden ſie Schellen oder eine Schnur mit Hirſchklauen um die Beine, damit es beym Tanze recht raſſeln möge; und geben ihm ein Bündel kurze Stöckchen. Davon nimmt er ſo viel als ihm beliebt; die übrigen gibt er zurück. So viel Stöckchen er behält, ſo viel kurze Tänze hat er zu machen; und gemeiniglich thut er es mit vieler Lebhaftigkeit nach dem Takte, der mit einem Kalabaſch, darin kleine Steine ſind, durch Raſſeln gegeben wird. Nach jedem erzählt er kürzlich eine ſeiner kriegeriſchen Thaten, und gibt alsdann ein Stöckchen ab. So fährt er mit Tanzen und Erzählen fort, bis die Stöckchen alle ſind. Verſtehen die Zuſchauer auch ſeine Sprache nicht, ſo ſchließen ſie doch aus ſeinen Geberden und ganzem Betragen ſehr treffend auf den Sinn ſeiner Worte. Manchmal werden auch die Gefangenen gezwungen, den Todtengeſang zu ſingen, welcher folgenden Inhalts iſt: "Ich gehe zum Tode, und werde viel „leiden müſſen; aber ich will die ärgſten Quaalen, die meine

„Fein-

„Feinde mir anthun können, mit gehöriger Standhaftig„keit ertragen. Ich will als ein tapferer Mann ſterben, „und zu den Helden gehen, die auf ähnliche Art ſtarben.“ So wird den Gefangenen in allen Dörfern, durch welche ihr Weg ſie führt, begegnet. Sind ſie endlich an den beſtimmten Ort gebracht, ſo werden ihrer viele an die Stelle derer, die im Kriege geblieben, oder ſonſt geſtorben ſind, in Familien aufgenommen, und von der Stunde an völlig als Mitglieder des Volks angeſehen, zu welchem ſie nun gehören. Ohne dieſe Gewohnheit wären die Indianerſtämme ſchon längſt ganz vertilgt. Aber eben dieſe Urſach hat auch ihren Charakter merklich verändert.

Ein ſolcher Begnadigter wird ſogleich aufs beſte beſorgt, ſeine Wunden werden gewaſchen; er wird gekleidet; er bekommt von dem beſten Eſſen, das im Hauſe zu haben iſt; und alles bemüht ſich, ihn zu tröſten und zu ermuntern. Die gefangenen Frauensperſonen werden gemeiniglich Männern zu Theil, und gut gehalten, Knaben und Mädchen aber in Häuſer aufgenommen, wo man ſie als Dienſtboten braucht, oder zuweilen auch an Europäer verkauft. Wenn ſich ſolche in Familien aufgenommene Gefangene gut aufführen, ſo haben ſie über nichts zu klagen; es wird ihnen nicht allzuviel Arbeit zugemuthet, weil die Indianer überhaupt von der Arbeit wenig halten. Entlaufen ſie und werden wieder erhaſcht, ſo kann es ſie das Leben koſten. Aber ſelbſt von ihrer Nation werden ſolche Undankbare nicht allemal wieder angenommen; bisweilen mit Verachtung zurückgewieſen, da ſie ſich denn gemeiniglich zu den Landſtreichern geſellen. Weißen Gefangenen, die in Indianiſche Familien aufgenommen werden, gibt man auch Indianiſche Namen, vorzüglich von geliebten verſtorbenen Perſonen, um deren Andenken zu erhalten. Viele derſelben finden mit der Zeit die Indianiſche Lebensart ſo angenehm, daß ſie bey der

Auslieferung der Gefangenen, nicht wieder zu den ihrigen zurückkehren wollen. Verliert aber ſo ein Begnadigter z. B. die Gunſt der Witwe, die ihn aufgenommen hat; ſo läßt ſie ihn ohne viele Umſtände hinrichten, um im Lande der Geiſter ihres erſten Mannes Diener zu werden.

Diejenigen Gefangenen aber, die förmlich zum Tode verdammt werden, haben über kurz oder lang insgemein eine martervolle Hinrichtung zu erwarten. Dazu verſammlen ſich die Indianer oft von weit entfernten Orten, als zu einem Feſte, um ihre Grauſamkeit und Rachbegierde an einem ſolchen Unglücklichen recht zu ſättigen. Der Verurtheilte wird nackend und bisweilen ſchwarz bemahlt, mit Rabenfedern auf dem Kopfe, vor einem brennenden Scheiterhaufen an einen Pfahl gebunden. Dann reißt ihm einer die Nägel von den Fingern; ein anderer beißt ihm einen Finger ab, und ſteckt ihn in ſeine Pfeiffe, die er wol gar dem Verurtheilten zum Rauchen anbietet. Andre quetſchen ſeine Finger und Zähen zwiſchen Steinen, oder verſengen ihn mit glühenden Eiſen oder Feuerbränden; andre zerfleiſchen ihn mit Meſſern und ſchneiden Riemen aus ſeinem Leibe, und reiben Salz in die rohen Stellen. Um die Marter des Unglücklichen zu verlängern, wird ſie oft unterbrochen, ſo daß ſie bisweilen 3 bis 4 Tage währt. Bisweilen muß er, ſo zerfleiſcht und halb verbrannt er ſchon iſt, an einem kurzen Stricke um den Pfahl herum laufen. Gibt er durch Schreyen ſeinen Schmerz zu erkennen, ſo wird er von ſeinen Peinigern verachtet und verſpottet; bleibt er aber ſtandhaft, ſo rühmen ſie ihn, als einen braven Mann. Sehen ſie endlich, daß wenig Gefühl mehr in ihm iſt, ſo ſchlagen ſie ihn vollends todt, und verbrennen den zerfetzten Körper.

Dieſe unmenſchliche Art, mit den verurtheilten Gefangenen zu verfahren, iſt beſonders bey den Irokeſen und

Schawanoſen ſehr gemein; und auch in neuern Zeiten haben ſie gar viele ſchauervolle Beyſpiele davon gegeben. Gewöhnlich halten die Indianiſchen Kriegsleute einen ſolchen langſamen und martervollen Tod mit unbegreiflicher Standhaftigkeit aus, und ſingen dabey noch ſtolz ihre Heldenthaten umſtändlich ab. Dadurch ſucht mancher zugleich ſeine Peiniger aufzubringen; die dann bisweilen aus Wuth ſeinen Tod beſchleunigen. *)

Manchmal kann ein zum Tode verdammter noch losgekauft werden. Vor einigen Jahren wurde ein junger Schawanoſe von den Cherokeeſen gefangen und zum Tode verurtheilt. Er war ſchon an den Pfahl gebunden, und alles zu ſeiner Hinrichtung fertig; als eine Cherokeeſiſche Frau, mit einer Ladung Waare ankam, die ſie zu den Füßen deſſen warf, dem der Gefangene gehörte, und ihn bat, er möchte ihr als einer kinderloſen Witwe dieſen Menſchen zukommen laſſen, ſie wolle ihn für ihren Sohn erkennen. Sie wurde ihrer Bitte gewährt, der Schawanoſe los gemacht, und ihr übergeben; worauf er noch denſelben Tag aufs beſte gekleidet im Dorfe herum ging. Seine Erretterin ſetzte in der Folge ein ſo vollkommenes Vertrauen auf ſeine Treue und Ergebenheit, daß ſie ihm erlaubte, ſein Volk und ſeine Familie zu beſuchen. Er erwiederte dieſes Vertrauen, und ließ ſich durch alles Zureden ſeiner Verwandten nicht bewegen, ſeine Wohlthäterin zu verlaſſen. Ein andermal aber iſt kein Löſegeld groß genug, einen verurtheilten Gefangenen dem Grimm der Indianer zu entreißen. So boten Engliſche Kaufleute den Huronen im Jahr 1779 für einen gefangenen weißen Mann etliche 100 Thaler Waaren zum Löſegeld an, ohne ihren Zweck zu erreichen.

*) Herr Carver beſchreibt eine ſolche Hinrichtung eines Indianers, der er zuſahe. Travel's through North-Amer. p. 338. ſeqq.

Man hat ſonſt vorgegeben, daß die Indianer ihre Feinde zu freſſen pflegten. Etwas dergleichen mag wol ehedem hie und da geſchehen ſeyn, und unſern Miſſionarien haben etliche Indianer von ſich bekannt, daß ſie ſolches ſelbſt gethan hätten; aber allgemeine Gewohnheit iſt es nicht. Sonderlich hat es bey den Delawaren und Irokeſen gar nicht ſtatt. Ehedem ſollen ſie wol in der Wuth einem Feinde das Herz aus dem Leibe herausgeriſſen und roh verzehrt haben: das kommt aber zu jetzigen Zeiten ſelten vor.

Wenn eine Indianer-Nation die andere zum Kriege gegen eine dritte oder gegen die weißen Leute reitzen will, ſo ſchicken ſie manchmal derſelben einen oder mehr Gefangene zu, und laſſen ihr dabey ſagen: "Wir ſenden euch dieſe Gefangenen blos dazu, daß ihr euch ein wenig Suppe davon kochen ſollt;" damit erreichen ſie oft ihren Zweck. Solche Gefangene werden darum nicht gegeſſen; aber ihre Hinrichtung iſt unvermeidlich.

Seitdem die Irokeſen und Delawaren, und die mit ihnen verbundenen Völker es gewagt haben, gegen die weiſſen Leute Krieg zu führen, ſind ihre Kriege unter einander ſeltener geworden. In den Kriegen mit jenen finden ſie mehr Vortheil; ſie erhalten mehr Gefangene, mehr Scalpe, und können leichter Frieden machen, als in den Kriegen mit ihres gleichen.

In einen Krieg, der mit den Weißen entſteht, werden nun faſt alle Indianer-Nationen mehr und weniger verwickelt. Will auch eine Nation keinen Theil daran nehmen; ſo kann ſie doch nicht hindern, daß nicht einige Unbändige aus ihrer Mitte ſich zu einer Parthey ſchlagen. Das war der Fall in dem Kriege zwiſchen England und deſſen Kolonien. Die Delawar-Chiefs hatten ſich gleich beym Ausbruche deſſelben vorgenommen, neutral zu bleiben, und hatten ihr Volk täglich ermahnt, ſich nicht bereden zu laſſen,

daran

daran Theil zu nehmen. Bey dieſem Entſchluß iſt auch die Nation ins ganze ſtandhaft geblieben, und hat ſich weder durch Verheißungen noch Drohungen, womit den Chiefs manchmal hart genug zugeſetzt wurde, bewegen laſſen, von ihrem Vorſatz abzugehen. Gleichwol ſind viele Delawaren mit zu Felde gezogen.

Zu einem Kriege mit den Weißen brauchen die Indianer nicht viel Veranlaſſung; eine Kleinigkeit iſt dazu hinlänglich. Oft iſt der Krieg lange ſchon beſchloſſen, und ſie warten nur auf eine ſcheinbare Urſach, ihn anzufangen. Dieſe verſtehen ſie zu einer Zeit zu veranlaſſen, die ihnen die bequemſte iſt. Man hat ſich darüber gewundert, daß die Irokeſen bey ihrer tief liegenden Furcht, die Europäer möchten ihnen zu mächtig werden, dennoch einen Strich Landes nach dem andern an ſie verkauft haben. Viele dachten, ſie thäten es, blos um die Geſchenke zu bekommen, die von den Käufern bey dieſen Gelegenheiten pflegen gegeben zu werden. Aber die Erfahrung lehrte, daß dieſer Länderverkauf ihnen zum Vorwand ihrer Kriege diente. Denn wenn das verkaufte Land ziemlich von Weißen bewohnt war, ſo trieben ſie dieſelben wieder davon. Oftmals ſind ſie auch während der Friedensunterhandlungen mit den Weißen in den Feindſeligkeiten fortgefahren, oder haben dieſelben bald wieder angefangen. Zu ſolchen kritiſchen Zeiten können die weißen Leute gegen die Indianer, vornemlich gegen die Irokeſen, nicht genug auf ihrer Hut ſeyn. Dieſe können einem weißen Manne, der von ihren feindſeligen Abſichten nichts weiß, aufs freundlichſte begegnen, ihm zu eſſen und zu trinken geben, und hacken ihm denn doch das Beil unverſehens in den Kopf. Vor einigen Jahren, noch vor dem Ausbruch des Krieges zwiſchen England und deſſen Kolonien, da die Schawanoſen ſchon allerley Unruhen angefangen hatten, mußten etliche weiße Leute, die unter ihnen waren, die

Flucht ergreiffen. Einer derſelben trennte ſich von der Geſellſchaft, und kam im Geſichte eines Delawar-Dorfes etlichen Irokeſen in die Hände, die ihm erſt zu eſſen gaben, und ihn dann ermordeten. Im Charakter der Delawaren aber iſt dieſe Falſchheit nicht. Geben ſie einem weißen Manne die Hand und grüßen ihn: ſo kann er ſicher auf ihr Wohlwollen rechnen.

Zur Kriegszeit überfallen die Indianer am liebſten die wehrloſen Bewohner einzelner Pflanzorte, und verbreiten dadurch Schrecken über alle andere, deren Bewohner alsdann Haus und Hof, Vieh und Mobilien verlaſſen, um ihr Leben davon zu bringen. Weil die Indianer zwiſchen den verſchiedenen Europäiſchen Nationen zu ſolcher Zeit keinen Unterſchied machen, und ohne Rückſicht auf Unſchuld, Alter oder Geſchlecht ihre Grauſamkeiten ausüben; ſo wird alsdann der Schrecken allgemein. Hatten ſie, z. B. mit den Engländern Krieg; ſo war alles, was eine weiße Haut hat, ihr Feind. In der Perſon eines Botſchafters, der ihnen Friedensvorſchläge thun ſollte, achteten ſie das Völkerrecht nicht, nach welchem ſolche Perſonen unverletzlich ſind. Ein ſolches Geſchäfte war mit Lebensgefahr verbunden. Sehr ſelten ſchenkten ſie einem Menſchen das Leben, der ſein Gewehr niederlegte und ſich ergab. Einmal eroberten ſie mit Sturm eine kleine Feſtung, darin ſie, ohne ſelbſt einen Mann zu verlieren, 40 bis 50 Weiße, Männer, Weiber und Kinder zu Gefangenen bekamen. Die Leichtigkeit dieſes Sieges hätte ſie zur Gelindigkeit gegen ihre Gefangene bewegen ſollen. Aber ſtatt deſſen ermordeten ſie alle, wenige ausgenommen, mit kaltem Blute. Selbſt die Kinder zerſchlugen ſie gegen die Bäume. So barbariſch handeln vorzüglich die Irokeſen.

Zum Frieden entſchließen ſich die Indianer nicht eher, als bis ſie durch die Noth dazu gezwungen werden. Wenn aber

aber Friedensunterhandlungen angefangen werden, ſo legen die Capitains ihr Regiment, das ſie während des Krieges hatten, nieder, und übergeben es wieder in die Hände der Chiefs. Ein Capitain kann eben ſo wenig einen Frieden ſchließen, als ein Chief Krieg anfangen kann. Wird einem Capitain Friede angeboten, ſo kann er keine andere Antwort geben, als daß er den Antrag ſeinem Chief hinterbringen wolle; er, als Kriegsmann, könne keinen Frieden machen. Hat der Chief Neigung zum Frieden, ſo wird er in ſeinem Amte wieder thätig, nimmt ſeinem Capitain das Beil aus der Hand, und befiehlt ihm, ſich niederzuſetzen, das iſt: Waffenſtillſtand zu machen. Nun darf der Capitain nicht mehr Feindſeligkeiten ausüben, und muß mit ſeinen Untergebenen ruhig ſeyn. Da aber der Chief weiß, daß dieſe Unthätigkeit dem Capitain mißfällig iſt; ſo wählt er ihn gemeiniglich zum Abgeſandten beym Friedensgeſchäfte. Das nimmt der Capitain herzlich gern an, denn er erhält dadurch einen Zuwachs an Ehre und Achtung.

Zu einer Friedensunterhandlung wird, ſo wie zu jeder Geſandtſchaft an ein anderes Volk, nie nur ein Mann angeſtellt. Es müſſen ihrer wenigſtens zwey, es können aber auch mehrere ſeyn. Oft beſteht eine Geſandtſchaft aus 15 bis 20 Perſonen, nach der Macht der Völker, die mit einander in Unterhandlungen ſtehen. Einer aber iſt das Haupt der Botſchaft, dem das Geſchäfte eigentlich aufgetragen und der der Sprecher iſt, der die Stringe und Belte of Wampom zu überliefern hat. Die übrigen Geſandten hören nur aufmerkſam zu, und erinnern ihn, wenn er etwas zu ſagen vergißt.

Ein ſolcher Botſchafter muß nicht nur ein verſtändiger und in öffentlicher Achtung ſtehender Mann ſeyn; er muß auch Leibesſtärke beſitzen, um die Mühſeligkeiten zu ertragen, die oft mit ſeinem Auftrage verbunden ſind.

Bey der Abfertigung der Geſandten, die im verſammleten Rathe geſchieht, wird ihnen alles, was ſie anbringen ſollen, mehr als einmal vorgeſagt, welches der Sprecher auch mehr als einmal in derſelben Ordnung wiederholen muß, bis er alles ohne Anſtoß herſagen kann. Iſt ein baldiger Friedensſchluß nothwendig, ſo müſſen die Geſandten manchmal Tag und Nacht reiſen, welches ihnen in Abſicht des Weges nicht ſchwer iſt. Denn ſie wiſſen ihn im Finſtern zu finden, wenn es auch nur ein wenig betretener Fußpfad iſt, den ein Europäer bey Tage kaum entdecken kann.

Eine ſolche Geſandtſchaft trägt die Friedenspfeiffe vor ſich her, die bey den Indianern das iſt, was in Europa die weiße Fahne. Die Achtung gegen dieſelbe geht ſo weit, daß eine Beleidigung deſſen, der ſie trägt, für ein Verbrechen gehalten wird, das der große Geiſt nicht ungeſtraft laſſen kann. Sie wird aber auch nur bey Schließung eines Friedens oder Bündniſſes gebraucht. Dieſe Pfeiffe, die von den Franzoſen Calumet genannt wird, hat gewöhnlich einen Kopf von rothem Marmor. Weil aber die rothe Farbe ein Blutzeichen iſt, das ſich zur Friedensunterhandlung nicht ſchickt; ſo wird er mit weißem Thon oder Kreide überzogen. Ein ſolcher Pfeiffenkopf iſt 6 bis 8 Zoll weit, und 3 Zoll hoch. Die Röhre iſt von hartem Holze, ſchwarz, wol 4 Fuß lang, und mit einem ſchönen Bande umwickelt, welches mit weißen Korallen durchwirkt iſt, woran die Weibsleute ihre Kunſt zu zeigen ſuchen. Manchmal iſt ſie auch mit Stachelſchweinkielen und grünen, gelben und weißen Federn geziert.

Nahe bey dem Dorfe oder Lager der Gegenparthey fangen die Geſandten ihre Geſänge und Tänze an, und werden darauf in die Wohnung des Haupt-Chiefs eingeladen, wo ihnen alle Bequemlichkeit verſchafft wird, ſolange die Friedensunterhandlung währt.

Die

Die Eröffnung derſelben geſchieht, indem der Haupt-Chief oder Präſident der Verſammlung aus der angezündeten Friedenspfeiffe einige Züge thut, nachdem ſie vorher ehrerbietig gegen den Himmel und die Erde gedreht worden. Dieſe Ceremonie iſt weſentlich, und kein Europäiſcher Geſandter oder Statthalter, der mit den Indianern Friede machen will, kann ſich ihrer entſchlagen.

Nachher geht die Pfeiffe bey den Abgeſandten und allen Mitgliedern der Verſammlung herum; jeder hält ſie ſehr behutſam, und thut einige Züge daraus.

Nach dieſer Ceremonie thut der erſte Abgeſandte oder Sprecher ſeinen Vortrag, gemeiniglich mit Indianiſchem Stolz, und läßt keine Neigung zum Nachgeben blicken, wenn gleich ſeine Nation in der äußerſten Noth iſt. Dagegen wendet er ſeine Beredſamkeit an, der Gegenparthey zu zeigen, daß ihr eigner Vortheil erfordere, nicht nur einen Waffenſtillſtand, ſondern einen dauerhaften Frieden zu wünſchen. Der Sprecher muß mit allem, was ſein eigenes Volk ſowol, als was die andern Nationen betrifft, gut bekannt ſeyn, auch jeder ihren gehörigen Namen oder Titel zu geben wiſſen. Der Eingang ſeiner Rede wird mit Ueberreichung eines Strings oder Belts gemacht, und lautet gewöhnlich ſo: "Bruder, (Enkel, Vater,) hier bringe ich einen String of „Wampom, damit will ich deine Augen reinigen, daß „ſie ſcharf ſehen; ich will damit deine Ohren putzen, „daß ſie recht hören; ich will dir damit deinen Hals „glatt machen, daß meine Worte geſchmeidig hinunter „gehen, denn ich komme nicht umſonſt," u. ſ. w. Darauf folgt denn das, was er zu ſagen hat, in lauter kurzen Sätzen, deren jeden er mit einem String oder Belt beſtätiget. Hat er alle Punkte ſeiner Botſchaft vorgetragen, ſo ſpricht er: "Nun bin ich fertig!"

Werden nun die Stringe und Belte in der Verſammlung herum gegeben und beſehen, ſo iſt es ein Zeichen, daß die Botſchaft gut aufgenommen wird. Die Beantwortung derſelben geſchieht eben ſo feyerlich. Nachdem die Geſandten abgetreten ſind, wird über ihre Worte gerathſchlagt, jeder String und Belt erwogen, die ihnen zu ertheilende Antwort verabredet, und die zur Bekräftigung nöthigen Stringe und Belte werden zurecht gelegt. Hierauf werden die Geſandten wieder eingeladen, und der Präſident der Verſammlung, oder ein anderer dazu beſtellter Sprecher redet ſie, indem er einen String of Wampom in der Hand hält, ungefähr mit folgenden Worten an: "Bruder, (Couſin, Großvater,) dieſer String „of Wampom ſoll dich willkommen heißen. Ich will damit die Dornen aus deinen Füßen ziehen, die dir etwa „möchten hinein gefahren ſeyn; ich will damit die Unreinigkeit wegnehmen, die ſich an deine Füße angehängt „hat; ich will damit die Müdigkeit, die dich auf der „Reiſe befallen hat, wegſchaffen, daß deine Knie wieder „ſtark und muthig werden," u. ſ. w.; worauf denn die eigentliche Antwort folgt, die ebenfalls ſatzweiſe mit Stringen und Belten verſiegelt wird, welche dem vornehmſten Geſandten überreicht werden. Iſt die Unterhandlung zu beyderſeitiger Zufriedenheit geendigt, ſo wird ein roth bemahltes Kriegsbeil, oder eine Keule in die Erde verſcharrt, zum Zeichen, daß alle Feindſeligkeit zwiſchen beyden Völkern aufgehoben iſt.

Ueber die Dauer des geſchloſſenen Friedens, pflegen ſie ſich ſo zu erklären, daß ſie auf das Beil, oder auf die Keule einen Baum pflanzen wollen, der bis in den Himmel hinein wachſen ſoll, und dergleichen. Zum Schluſſe werden die Stringe und Belte of Wampom auf beyden Seiten ſorgfältig aufbewahrt.

Fin-

Findet aber eine Friedensbotſchaft keinen Beyfall, ſo nimmt der vorſitzende Chief die Beſtätigungszeichen nicht an, und wenn der Geſandte ſie gleichwol auf den Boden vor ihn hinlegt, ſo ſchiebt er ſie mit einem Stocke von ſich, da ſie denn niemand aufnehmen darf, als derjenige, der ſie gebracht hat; welches für ihn höchſt ſchimpflich iſt. Auf eben die Weiſe wird die Aufforderung zu einem Kriege, darein die Nation ſich nicht verwickeln will, oder ſonſt etwas unangenehmes von der Hand gewieſen.

Kommt eine ſolche abgewieſene Geſandſchaft wieder nach Hauſe, ſo iſt bey den Delawaren die Gewohnheit, daß der mit dem Stocke weggeſtoßene String oder Belt im Rathhauſe auf den Boden geworfen wird; und liegen bleibt, bis ihn etwa eine alte Frau aufnimmt.

Wird ein Bündniß zwiſchen 2 Indianer-Nationen geſchloſſen, ſo ſchicken ſie einander insgemein eine Friedenspfeiffe zu, die alsdann die Bundespfeiffe heißt. Sie wird ſorgfältig aufgehoben und gewöhnlich im verſammleten Rathe angezündet, wenn eine die verbundene Nation betreffende Materie vorkommt, und jedes Mitglied des Raths thut wenigſtens einen Zug daraus. Dabey werden ſie noch ausdrücklich an den Bund erinnert, und an die Zeit, da er geſchloſſen worden.

Bey Erneuerung eines Bündniſſes iſt die Hauptſache, daß die Freundſchaftsbelte, deren Anzahl auf 20 bis 30 und mehrere ſteigen kann, gegen einander ausgewechſelt werden. Der Hauptbelt iſt weiß, mit 2 ſchwarzen Reihen eingefaßt, und hat an jedem Ende einen ſchwarzen Fleck. Durch dieſe werden die 2 Nationen vorgeſtellt, und der ganz weiße Streif ſoll anzeigen, daß die Straße von der einen Nation zur andern von Sträuchern, Bäumen und Steinen gereinigt und aller Anſtoß weggeräumt

und ein vollkommen gutes Vernehmen zwiſchen ihnen ſey. Dergleichen Feyerlichkeiten ſind immer mit Tänzen begleitet, und währen oft, wegen der vielen Belte, deren jeder mit einer Rede begleitet wird, etliche Tage. Zum Schluſſe bedienen ſich die Indianer insgemein des Ausdrucks, daß die Freundſchaft dauren ſoll, ſolange Sonne und Mond ſcheinen, und auf- und niedergehen, ſolange die Sterne am Himmel ſtehen, und die Flüſſe mit Waſſer fließen.

Geſchichte

der Miſſion unter den Nord-Amerikaniſchen Indianern.

Zweyter Theil.

Erſter Abſchnitt.

Anfang einer Brůder-Miſſion unter die Indianer in Nord-Amerika.

Unter heidniſche Nationen, und inſonderheit unter vorbeſchriebene Vőlker das Evangelium zu bringen, ihnen den Rath GOttes von ihrer Seligkeit zu verkůndigen, und damit eine bleibende Frucht unter ihnen zu ſchaffen, war kein geringes Unternehmen. Jedoch wurde in der evangeliſchen Brůder-Unitåt ſchon im Jahr 1727, und alſo bald nach ihrer Erneuerung, an die Bekehrung der Heiden ins ganze ernſtlich gedacht; denn die Brůder glaubten einmůthig, daß ſie von GOtt mit dazu berufen wåren, den heidniſchen Vőlkern, und vornemlich ſolchen, um deren Heil ſich fůr die Zeit ſonſt niemand bekůmmerte, das Evangelium von JEſu Chriſto zu verkůndigen.

Nach vielfåltigen und angelegentlichen Ueberlegungen wurden im Jahr 1732 die erſten Heidenboten aus der Brůder-Unitåt nach der Dåniſch-Weſtindiſchen Inſel S. Thomas, und im folgenden Jahre etliche Miſſionarien nach Grőnland abgeſendet, deren Bemůhungen GOtt, wie aus der Geſchichte derſelben bekannt iſt, mit reichem Segen gekrőnet hat.

Nicht lange hernach fand ſich auch eine Veranlaſſung auf eine Miſſion unter die Indianer in Nord-Amerika an-

zutragen. Denn als den bekannten Schwenkfeldern auf hohen Befehl, die Räumung der Churſächſiſchen Lande angedeutet werden ſollte, ſo entſchloſſen ſich diejenigen, die ſeit dem Jahre 1725 in Berthelsdorf, einem dem Herrn Grafen Nikolaus Ludwig von Zinzendorf und Pottendorf zuſtändigen Landgute in der Oberlauſitz, aufgenommen worden, nach Georgien in Nord-Amerika zu ziehen, und der Herr Graf bemühete ſich ſogleich, ihnen in London bey den Vorſtehern der Georgiſchen Kolonie freye Ueberfahrt und gute Aufnahme auszuwirken. Darauf reiſten ſie im Jahr 1734 aus der Oberlauſitz ab. Als ſie aber nach Holland kamen, wurden ſie anderes Sinnes, und gingen nach Penſylvanien. Die Vorſteher der Georgiſchen Kolonie, welche die Unterhandlung mit dem Grafen von Zinzendorf deßwegen nicht abbrechen wollten, erboten ſich, ihm ein Stück Landes in Georgien einzuräumen, um es durch Brüder anbauen zu laſſen. Das wurde angenommen, weil man ſich die Hoffnung machte, durch dieſes Mittel unter die dortigen Indianer, ſonderlich die Creeks, die Chikaſaws, und die Cherokeeſen zu kommen, und ſo entſchloſſen ſich auch einige Brüder, dahin zu gehen. Die erſte Geſellſchaft ging unter der Anführung der Brüder Johann Töltſchig und Anton Seyffart, im November 1734 von Herrnhut ab, nachdem ſie von der Gemeine herzlich geſegnet worden, und von gedachtem Herrn Grafen eine ſchriftliche Inſtruction bekommen hatten, worin er ihnen vornemlich empfahl, ſich der weiſen Leitung GOttes in allem kindlich zu überlaſſen, übrigens über ihrer Gewiſſensfreyheit feſt zu halten, ſich aber vor allem Diſputiren über Religionsſachen ſorgfältig zu hüten, immer vor Augen zu haben, daß ſie von GOtt in ihrem Herzen Trieb und Beruf bekommen, mit dem Evangelio Chriſti unter die Heiden zu gehen, und dabey ſo viel möglich von ihrer Hände Arbeit zu leben. Wenn ſie ſich

dann

dann in Georgien etwas eingerichtet hätten, ſo ſollte ihnen ein ordinirter Prediger nachgeſchickt werden.

In London fanden ſie den zeitherigen Theologum Adjunctum bey der Facultät in Halle, Herrn Auguſt Gottlieb Spangenberg, welcher wegen ein und anderer Irrungen und Mißverſtändniſſe, die zwiſchen ihm und ſeinem Collegen entſtanden waren, beynahe auf eben die Weiſe, wie vor ihm der Hofrath Wolf, von Halle war entlaſſen worden. Dieſer hatte ſich nach ſeiner erhaltenen Dimiſſion nach Herrnhut gewendet, und war nicht nur ein Mitglied der Brüdergemeine daſelbſt, ſondern auch ein Gehülfe in Bedienung derſelben. Jezt aber hatte er den Auftrag, in London mit den Vorſtehern der Georgiſchen Kolonie und dem General Oglethorpe, damaligen Gouverneur dieſer Provinz, wegen ihrer Ueberfahrt und dortigen Einrichtung das nöthige zu reguliren. Der würdige General verſchaffte ihnen den Vorſchuß, deſſen ſie zur Reiſe und andern Ausgaben bedurften, von den Vorſtehern aber wurden ihnen Wohnungen in der Stadt Savannah, und etwas Land dabey zugeſtanden, bis ſie mit Aufräumung einer beſtimmten Gegend am Fluß Ogeeche ſo weit kämen, daß ſie ſich daſelbſt nieder laſſen könnten; und Spangenberg begleitete ſie. Im Frühjahr 1735 langte dieſe erſte Kolonie glücklich in Georgien an, und im Sommer folgte derſelben eine anſehnliche Verſtärkung unter David Nitſchmanns Anführung. Dieſe Brüder bauten ſich nun in der Stadt Savannah an, und GOtt ſegnete ihren Fleiß dermaßen, daß ſie in kurzer Zeit nicht nur für ſich ſelbſt beſtehen, und das ihnen in London vorgeſchoſſene Geld mit Dank zurückzahlen, ſondern auch ihren Nachbarn liebreich dienen konnten. Bey den Vorſtehern von Georgien ſtanden ſie als ruhige, ordentliche und gottesfürchtige Leute, die keine äußerliche Vortheile, ſondern die Errettung der Heiden zum Augenmerk hatten, in gutem

Credit. Man ſahe auch wohl ein, daß es zum Beſten des Staats viel beytragen müßte, wenn die dortigen Indianer, als die eigentlichen Bewohner des Landes, durch das Evangelium zu JEſu Chriſto bekehret würden, und war daher geneigt, ſolche menſchenfreundliche Abſichten zu befördern und zu unterſtützen. Das erſte, ſo die Brüder zur Erreichung ihrer Abſicht unter denen in der Nähe wohnenden und zu den Creeks gehörigen Indianern, vornahmen, war die Errichtung eines Schulhauſes für die Kinder der Indianer, auf der Inſel Irene im Savannah=Fluſſe, etwa eine Deutſche Meile oberhalb der Stadt. Weil da viele Indianer beyſammen wohnten, ſo bekamen die Brüder dadurch zugleich Gelegenheit den armen Heiden die große Botſchaft zu bringen, daß ſie einen Heiland haben, der ſie erlöſt und ihnen Freyheit von Sünden und ewige Seligkeit erworben hat. Denn die Indianer, deren viele Engliſch verſtunden, beſuchten ſie daſelbſt gern, und brachten manchmal ihren ſo genannten König oder Chief Tomo Tſchatſchi mit, um, wie ſie ſich ausdrückten, das große Wort von ihnen zu hören. Auch ſprachen ſie den Brüdern in der Stadt Savannah zuweilen freundſchaftlich zu, und aus dem Berichte, welchen Spangenberg im Jahr 1736 von dieſer Kolonie erſtattete, erſahe man, daß die dortigen Indianer ins ganze den Brüdern nicht abgeneigt waren, und zwiſchen ihnen und andern weißen Leuten, die nur das Ihre ſuchten, oder unordentlich wandelten, einen genauen Unterſchied zu machen wußten.

Es ließ ſich alſo mit dieſer kleinen Kolonie recht gut an, ſowol in Anſehung ihres Anbaues, als auch in Abſicht auf die Heidenbekehrung. Im Schulhauſe wohnten damals der Br. Peter Roſe mit ſeiner Ehefrau, der Br. Anton Seyffart, Biener und noch einige Brüder, lebten alſo mitten unter den Indianern, machten ſich viel mit ihnen zu thun, und mit der Erlernung ihrer Sprache ging es nach

Wunſch, wobey ihnen dieſes mit zu ſtatten kam, daß Herr Benjamin Ingham, ein Engliſcher Prediger, welcher mit der zweyten Kolonie nach Georgien gekommen war, und auf der Reiſe die Brůder beſonders lieb gewonnen hatte, ſich hier eine Zeitlang bey ihnen aufhielt, und die Schule einrichten und bedienen half.

Im Jahr 1737 wurde der Candidatus Theologiæ Petrus Böhler durch die Vorſteher der Brůdergemeine in Herrnhut von der Univerſität Jena zum Prediger der Brůderkolonie in Georgien vocirt, und dazu gehörig ordinirt. Er langte im folgenden Jahre daſelbſt an, der Br. Johann Töltſchig aber kam mit oberwähntem Engliſchen Prediger Ingham nach Europa wieder zurůck.

Inzwiſchen war Spangenberg, nachdem er in Georgien die Brůder eingeleitet, nach Penſylvanien gereiſet, ging von da zur Viſitation nach S. Thomas, und von hier wieder nach Penſylvanien, wo er ſich bis 1739 aufhielt. Durch ihn wurde die Brůdergemeine nun auch auf die heidniſchen Völker der dortigen Gegenden, ſonderlich die Irokeſen oder ſogenannten Sechs Nationen aufmerkſam gemacht. Seine erſten Nachrichten von denſelben hatte er dem Herrn Conrad Weißer, Friedensrichter und ordentlichen Gouvernementsdollmetſcher in Penſylvanien, zu danken. Dieſer Mann wurde im Winter 1736 von dem Gouverneur und Proprietor von Penſylvanien abgeſchickt, mit den Irokeſen wegen eines Krieges, der ſich zwiſchen ihnen und den Virginiſchen Indianern entſpinnen wollte, mündlich zu handeln und den Streit beyzulegen. Auf dieſer Reiſe von beynahe 100 Deutſchen Meilen hatte er unglaublich viel Ungemach auszuſtehen, indem er ſich bey hartem Winterwetter durch tiefen Schnee, viele Bäche und Flůſſe, entſetzliche Wildniſſe, gröſtentheils zu Fuße mit Proviſion für etliche Wochen auf dem Rücken, durcharbeiten mußte. Zwey Indianer,

ner, die mit ihm unterwegens zuſammen trafen und an ihm wahrnahmen, daß er durch die Schwierigkeiten der Reiſe niedergeſchlagen war, ermahnten ihn, den Muth nicht ſinken zu laſſen, denn, ſagten ſie, durch das, was der Menſch an ſeinem Leibe leidet, würden ſeine Sünden abgewaſchen. Das Wort griff ihm ans Herz, und er ermannte ſich, ſeufzete zu GOtt und wurde auch geſtärkt.

Spangenberg, dem er ſolches hernach erzählte, berichtete es nach Herrnhut, woſelbſt dieſe Aeußerung der Indianer den Wunſch erregte, dieſen noch blinden aber doch nachdenkenden Heiden bald ſagen zu können, welches das alleinige Mittel ſey, wodurch die Menſchen von ihren Sünden können abgewaſchen werden.

Mittlerweile war die Brüderkolonie in Georgien unvermuthet in ihrem hoffnungsvollen Gange geſtört worden. Die benachbarten Spanier ſuchten die Engländer aus Georgien zu vertreiben. Da nun von letztern auch die Brüder aufgefordert wurden, gegen die Spanier zu Felde zu ziehen, ſo lehnten ſie ſolches von ſich ab, indem ſie ſich ſchon in London erklärt hatten, daß ſie keine Kriegsdienſte thun könnten noch würden. In Bezug auf dieſe Erklärung thaten ſie bey den Vorſtehern in London wegen der ihnen geſchehenen Zumuthung geziemende Vorſtellungen, und wurden auch hierauf von den perſönlichen Kriegsdienſten frey geſprochen. Weil aber das Volk über dieſer Ausnahme gegen ſie aufgebracht wurde, ſo verließen einige Brüder, nachdem ſie alle ihnen geſchehene Vorſchüſſe baar bezahlt hatten, im Jahr 1738 ihre blühenden Plantagen, und gingen nach Penſylvanien. Die zurückbleibenden ließ man eine Weile in Ruhe; als man ſie aber im Jahr 1739, da die Kriegsnoth wieder anging, von neuem wegen der Kriegsdienſte beunruhigte, wollten ſie nicht abermals klagen, ſondern gingen nebſt ihrem Prediger Böhler, im Frühjahr 1740 zu ihren Brüdern

dern nach Penſylvanien. Hiemit war die Miſſion in Georgien unter den Indianern, die einen ſo guten Anfang gehabt hatte, aufgehoben.

Um aber den einmal erlangten Eingang unter die dortigen Heiden, wo möglich zu erhalten, wurde das Anſuchen des Engliſchen Predigers Whitefield, welcher in den Anſtalten, die er in Georgien zu errichten vorhatte, gern einen Bruder zur Hülfe haben wollte, von der Brüdergemeine angenommen, und der Bruder Johann Hagen im Jahr 1740 dahin abgeſandt, wobey zugleich die Abſicht war, daß er nicht nur die Bekanntſchaft mit den Creek-Indianern erneuern und unterhalten, ſondern auch mit der Zeit ſuchen ſollte unter die Cherokeeſen zu kommen, ihre Sprache zu lernen, und ihnen mit dem Evangelio zu dienen.

Hagen, dem ſein Beruf ſehr wichtig war, verwendete die Zeit, welche Whitefields Geſchäfte ihm übrig ließen, mit aller Treue auf die Indianer-Sache, und ſuchte erſt die Creeks wieder auf, bey welchen die Brüder gewohnt hatten, fand aber niemand zu Hauſe als Weibsleute; die Männer waren alle mit dem General Oglethorpe gegen die Spanier zu Felde gegangen, und Tomo Tſchatſchi, ihr König, war todt. Hier war alſo für die Zeit nichts für ihn zu thun. Deſto mehr lagen ihm nun die Cherokeeſen am Herzen. Von dieſen bekam er aber um Savannah herum keinen zu ſehen, denn ihre Wohnungen waren 70 bis 80 Deutſche Meilen von da entlegen; und er konnte ſich nicht dahin begeben, ohne Whitefields Dienſte zu verlaſſen, welches gegen ſeine Anweiſung geweſen wäre. Dazu kam die Nachricht, daß die Blattern unter die Cherokeeſen gekommen, und in kurzer Zeit einen großen Theil der Nation weggerafft hätten. Dadurch war das übriggebliebene arme Volk ſehr niedergeſchlagen worden, und da ſie glaubten, die Blattern wären darum über ſie gekommen, weil ſie ſich von

den weißen Leuten zum Branntweintrinken hätten verfüh-ren laſſen, ſo wurden ihnen dieſe Leute äußerſt verhaßt. Unter ſolchen Umſtänden wäre alſo der Br. Hagen bey ihnen weder willkommen, noch auch im Stande geweſen, ſeine Abſicht auf einige Weiſe zu erreichen. Von den 160 Che-rokeeſen aber, die mit gegen die Spanier gezogen, waren viele todtkrank nach Savannah gebracht worden. Dieſe bediente er eine Zeitlang in ihrer Krankheit, und denen, die Engliſch verſtunden, predigte er das Evangelium, lernte auch zu dem Ende etwas von ihrer Sprache. Er fand aber ihre Herzen und Ohren verſchloſſen, und als er ſahe, daß alle ſeine Arbeit vergebens war, verließ er ſie.

Zu gleicher Zeit verbreitete ſich unter den Europäern Furcht und Schrecken, weil man vernahm, daß die In-dianer für einen jeden, der aus ihrer Nation geſtorben wä-re, einen Europäer tödten und das Land von den weißen Leuten wieder ſäubern wollten, womit ſie auch wirklich auf einer Plantage einen mörderiſchen Anfang machten. Da nun überdem Herr Whitefield nicht gern ſahe, daß Hagen ſich ſo viel mit den Indianern beſchäftigte, ihn auch nicht mehr zum Gehülfen bey ſeinen Erweckten brauchen mochte, weil er der Lehre von der Reprobation, die Whitefield zu predigen anfing, widerſprach, ſo machte er ſich auf, und ging ebenfalls nach Penſylvanien.

Inzwiſchen war Spangenberg im Jahr 1739 aus Pen-ſylvanien nach Deutſchland zurück gekommen, und durch ſein oben erwähntes Schreiben von dem kläglichen Zuſtande der Wilden in Nord-Amerika waren ſonderlich viele ledige Brüder in Herrnhut aufgeregt worden, ihr Leben dran zu wagen, um dieſe Heiden durch das Evangelium mit ihrem GOtt und Schöpfer bekannt zu machen. Zwölfe derſelben wurden zu Candidaten in der Miſſionsſache ernannt, und einer, Namens Chriſtian Heinrich Rauch, noch im Jahr 1739

von

von Marienborn aus nach Neuyork abgefertigt, um zu ſehen, ob und wo er eine offene Thür zu den Indianern finden könnte.

Man trug es dabey auf nichts großes an, ſondern die Anweiſung, die der Graf von Zinzendorf als Vorſteher der Brüdergemeinen, mit zu geben pflegte, beſtand hauptſächlich darin, daß ſie in der Stille Acht haben ſollten, ob etwa unter den Heiden einer wäre, den GOtt ſelbſt durch ſeine Gnade ſchon zubereitet hätte, ein Wort des Lebens anzuhören und anzunehmen; mit dem möchten ſie reden, denn GOtt müſſe den Heiden erſt Ohren geben, das Evangelium zu hören, und ein Herz es anzunehmen, ſonſt ſey alle Mühe und Arbeit verloren, die man auf ſie verwende. Zugleich empfahl er ihnen, ſich eigentlich nur mit ſolchen Heiden einzulaſſen, die ſonſt niemand mit dem Evangelio bediente, denn unſer Beruf ſey nicht, auf fremden Grund zu bauen, oder jemand in ſeiner Arbeit zu ſtören, ſondern uns der Elenden und Verlaſſenen anzunehmen. Am 16ten July 1740 kam beſagter Miſſionarius in der Stadt Neuyork an. Ohne einige Kenntniß von dem Volke, dem er das Evangelium predigen ſollte, und ohne einmal zu wiſſen, wo und wie er es aufzuſuchen hätte, ſeines Berufs aber völlig gewiß, hatte er zu GOtt das feſte Vertrauen, daß er ihm beyſtehen, und ihn zu den Heiden führen würde, zu denen er geſendet war. Da er nun in Neuyork gar keinen Bekannten hatte, und bey ſeiner Ankunft nicht wußte, wohin er ſich wenden ſollte, ſo war es ihm eine ungemein große Freude, den Miſſionarium Friedrich Martin von S. Thomas unvermuthet daſelbſt zu finden, der ihn bald mit einigen frommen Leuten bekannt machte. Dieſen entdeckte er ſein Vorhaben, aber anſtatt ihn zur Ausführung deſſelben aufzumuntern, ſtellten ſie ihm vor, daß ſchon verſchiedener evangeliſcher Prediger oftmalige koſtſpielige Verſuche, die

Indianer zu Chriſten zu machen, bisher ohne Wirkung geweſen. Sie hätten zwar an einem gewiſſen Orte eine Kirche, wo ihnen von Zeit zu Zeit gepredigt würde, und einen Schulmeiſter zum Unterricht ihrer Kinder, ſie blieben aber nach wie vor in ihren alten Sünden, und wären inſonderheit dem Laſter der Trunkenheit eben ſo ſehr ergeben, als jemals. Daher auch ein Europäer, der ſich unter ihnen aufhalten wollte, ſeines Lebens nicht ſicher wäre.

Der Miſſionarius hörte ſie, mit Dankbarkeit für ihre treue Meynung, geduldig an, ließ ſich aber dadurch keinesweges abſchrecken. Voll Zuverſicht zu dem, der geſagt hat, daß ſein Wort nicht leer zurück kommen, ſondern alles ausrichten ſoll, wozu er es ſendet, nahm er ſeine Zuflucht zum Gebet, und flehete zu GOtt, daß er ſelbſt ihn leiten und führen möchte. Nach einigen Tagen erfuhr er, daß Abgeordnete der Indianer ſich in Neuyork befänden, um mit dem Gouverneur Unterhandlungen zu pflegen. Er ſuchte ſie alsbald auf, und hatte die unerwartete Freude, daß er ſogleich zur Noth mit ihnen ſprechen konnte, indem ſie ſich in der Holländiſchen Sprache verſtändlich zu machen wußten.

Das waren die erſten Heiden, die er jemals geſehen hatte; ſie gehörten zu der Mahikander-Nation, ſahen wild aus, und waren noch dazu betrunken. Nachdem ſie nüchtern worden, ſuchte er ſie wieder auf, unterhielt ſich ſonderlich mit zweyen von ihnen, Namens Tſchoop und Schabaſch, und fragte ſie gerade zu: Ob ſie wol einen Lehrer haben möchten, der ihnen den Weg zur Seligkeit zeigte? Tſchoop ſagte: ja! er fände bey ſich oft eine Neigung zu etwas beſſerm, als er bisher gehabt habe, er wiſſe ſich aber nicht zu helfen; wenn jemand wäre, der ſich ſeiner und ſeiner Freunde annehmen, zu ihnen kommen, und ſie lehren wollte, ſo würde er es gern ſehen; ſie wären aber arme und auch böſe Menſchen, doch dächte er, es würde wol

gehen, wenn nur ein Lehrer unter ihnen wohnen wollte. Schabaſch ſagte ein gleiches. Auf dieſe Erklärung, die er als einen gnädigen Wink des HErrn anſahe, verſprach er ihnen auf der Stelle mit Freuden, daß er mit ihnen reiſen, und ſie und ihr Volk beſuchen wollte; worauf ſie ihn mit Indianiſcher Gravität zum Prediger ihres Volks vocirten. Nach etlichen Tagen aber fand er ſie wieder ſo betrunken, daß ſie weder reden noch gehen konnten. Bey einem dritten Beſuch traf er ſie wieder nüchtern an, und nahm mit ihnen Abrede, daß er vor ihnen abreiſen wollte, und ſie ihn bey einem gewiſſen Herrn Martin Hofmann am North-River abholen ſollten. Nachdem er aber daſelbſt einige Tage vergeblich auf ſeine Begleiter gewartet hatte, ging er in einen benachbarten Indianer-Ort, um ſie aufzuſuchen, und ſo verfehlten ſie ihn und gingen weiter. Inzwiſchen erfuhr er, daß ſie etwa 5 Deutſche Meilen oſtwärts vom North-River an den Grenzen von Conneckticut, einer Provinz von Neuengland, an dem Stiſſiker-Berge, in einem ſogenannten Indianer-Orte, Namens Schekomeko, wohnten, und machte ſich ſogleich dahin auf. Ehe er noch hinkam, hatten Tſchoop und Schabaſch ihn daſelbſt ſchon angemeldet, als einen Mann, den ſie zu ihrem Lehrer berufen hätten.

Bey ſeiner Ankunft am 16ten Auguſt, nahmen ſie ihn dann nach Indianiſcher Art mit vieler Freundſchaft auf. Er hingegen zeigte ihnen gleich den Zweck ſeines Beſuchs ungefähr mit dieſen Worten an: Ich bin aus Liebe zu euch über das große Weltmeer gekommen, um euch die Nachricht zu bringen, daß GOtt, unſer Schöpfer, uns zu Liebe ein Menſch geworden, etliche 30 Jahre in der Welt gelebt, den Menſchen viel Gutes gethan, und ſich endlich um unſrer Sünden willen ans Kreuz hat nageln laſſen, an welchem er ſein Blut für uns vergoſſen hat und geſtorben iſt, damit wir von unſern Sünden erlöſet, durch ſein Verdienſt ſelig, und

Erben

Erben des ewigen Lebens werden möchten; er iſt bald hernach wieder von den Todten auferſtanden und gen Himmel gefahren, und ſitzt auf dem Throne ſeiner Herrlichkeit, aber er iſt dennoch immer bey uns, obgleich wir ihn mit leiblichen Augen nicht ſehen können, und ſucht nichts anders, als uns Liebe zu beweiſen u. ſ. w. Dieſen unerwarteten Vortrag hörten ſie mit vieler Aufmerkſamkeit, und wie es ſchien, mit Eindruck an.

Wie er aber des andern Tages wieder mit ihnen davon redete, ſo mußte er mit Wehmuth bemerken, daß es ſeinen Zuhörern lächerlich vorkam, ja zuletzt verlachten und verſpotteten ſie ihn ins Angeſicht. Er blieb aber auch hier ſtandhaft, und beſuchte die Indianer alle Tage in ihren Hütten, hielt ihnen unermüdet die gänzliche Verdorbenheit ihres Herzens und ihre Blindheit in geiſtlichen Dingen nachdrücklich vor, und pries ihnen die Gnade GOttes in Chriſto JEſu, und den Glauben an ſein Verſöhnungsopfer, als den alleinigen Weg an, auf welchem ihnen könne geholfen werden. Doch ſchien es im Anfang, nach ſeinem eigenen Ausdruck, als wenn der Teufel hier ſein Reich mit Mauern umgeben, feſt verriegelt und verſchloſſen hätte. Der Erfolg aller bisherigen Bemühungen anderer Prediger, ſowol von der Engliſchen als auch von der Römiſchkatholiſchen Kirche, beſtätigte nur zu ſehr die ihm von den Neuyorkiſchen Freunden ertheilte Nachricht. Ein Engliſcher Prediger in Sharen ließ ſichs ſogar nicht verdrießen, ihnen ſowol auf Engliſch, als auf Indianiſch zu predigen; es war aber greulich anzuſehen, wie das Saufen, nebſt andern Laſtern bey ſeinen Leuten im Schwange blieb, und Mord und Todtſchlag häufig vorkam. Dabey wollten ſie von Chriſto durchaus nichts hören, ſondern lachten und ſpotteten ſeiner. So war es unter den Mahikandern, und nicht beſſer ſahe es unter den Irokeſen aus, deren viele ſich

mit

mit Roſenkränzen und Kreuzen ſchleppten, und dieſelben blos als eine Zugabe zu ihrem Indianiſchen Putz behandelten.

Zu dieſen traurigen Bemerkungen kam bey unſerm Miſſionario auch äußere Dürftigkeit und Noth. Auf ſeinen Reiſen von einem Indianer-Orte zum andern, die er zu Fuße machte, weil er kein Geld hatte, ein Reitpferd oder ein Fahrzeug zu bezahlen, mußte er oft im dicken Buſche ſo große Hitze ausſtehen, daß er hätte verſchmachten mögen. Nirgends wollte man ihn beherbergen, und es ging ihm, wie er ſelbſt ſagt, als einem, der etwas ſucht und nicht findet.

Doch alles dieſes und mehrern Leides vergaß er gern, als er nach einiger Zeit gewahr wurde, daß das Wort vom Kreuz ſeine mächtige Kraft zu beweiſen anfing. Tſchoop, der allerärgſte Säufer, wurde zuerſt durch die Gnade JEſu Chriſti angefaßt, und fragte ihn, was doch das Blut des am Kreuze geſchlachteten Sohnes GOttes für eine Wirkung habe? Das koſtbarſte Geſchenk hätte dem Miſſionario damals nicht angenehmer ſeyn können, als dieſe aus einem bekümmerten Gemüthe entſtandene Frage, bey welcher ſein Herz entbrannte und ſein Mund von der Kraft des Blutes JEſu überging. Bald hernach wurde auch Schabaſch erweckt, und der heilige Geiſt arbeitete kräftig an den Seelen dieſer 2 wilden Männer, denen die Thränen von den Wangen rollten, ſo oft er von JEſu Tod und Leiden mit ihnen redete. Sie bejammerten dabey oftmals ihre Blindheit, daß ſie zuvor den Götzen gedient, und vom Heilande nichts gewußt hätten, der ſie doch ſo lieb gehabt habe, daß er für ſie geſtorben ſey.

Dieſe Beweiſe der Kraft GOttes wurden ruchtbar. Auch chriſtliche Nachbarn von Schekomeko, ſonderlich viele Einwohner von Reinbeck kamen darüber in Bewegung. Sie wurden ſo begierig, das lautere Evangelium zu hören,

daß

daß ihnen der Miſſionarius einmal in einer Scheune eine Predigt halten mußte, wovon verſchiedene einen bleibenden Segen hatten. So fuhr er ein ganzes Jahr lang fort, und ſuchte auf alle Weiſe die armen Heiden zu Chriſto zu locken und zu reitzen.

Einige weiße Leute aber, denen mit Bekehrung der Indianer nicht gedient ſeyn mochte, wußten ſie ſo auf den Bruder Rauch, als auf einen Menſchen, der ſie nur zu betrügen und zu verführen ſuchte, zu erbittern, daß ſie ihn wirklich zu erſchießen droheten, wenn er nicht ginge. Er hielt daher für rathſam, ſich auf einige Zeit zu entfernen. Ein benachbarter Bauer, Namens Rau, bey dem er Sicherheit ſuchte, machte ihm anfänglich viele Einwendungen gegen ſein Vorhaben, dieſe wilden Menſchen, die wie lebendige Teufel wären, zu Chriſten zu machen. Als ihm aber unſer Bruder ſein auf die Kraft des auch für die Wilden vergoſſenen Blutes JEſu Chriſti gegründetes Vertrauen bezeugte, und wie er mit ſeiner Hände Arbeit und dem wenigen, ſo er von der Medicin verſtünde, hier ſein Brod zu verdienen gedächte, ſo gefiel das dieſem guten Bauer dermaßen, daß er ihm Wohnung und Koſt anbot, wenn er bey ihm bleiben und ſeine Kinder unterrichten wollte, denn, that er hinzu, die weißen Leute und wir ſelbſt ſind ſo böſe und unwiſſend, als die Heiden. Der Miſſionarius nahm dieſes als eine Vorſorge GOttes mit Dank an, und war nun Schulmeiſter. Bey der Treue aber, mit welcher er dieſes Geſchäfte verrichtete, unterließ er nicht, die Indianer in Schekomeko, täglich zu beſuchen, obgleich mit augenſcheinlicher Lebensgefahr. Denn die weißen Leute in der Gegend fuhren fort, die Indianer durch allerley böſe Nachreden und Lügen immer von neuem gegen ihn aufzuhetzen, und machten ihnen bange, daß er einmal ihre jungen Leute übers Meer führen, und zu Sklaven verkaufen würde, wo-

durch

durch denn endlich auch Tſchoop und Schabaſch ganz irre gemacht und gegen ihn eingenommen wurden. Etliche Indianer, denen man weiß machte, ſie kämen zum Teufel, wenn ſie ihn anhörten, liefen aus Angſt davon. So war, wie er ſelber ſchreibt, nicht nur Verachtung, Spott und Hohn gleichſam ſein tägliches Brod, ſondern verſchiedene weiße Leute verſuchten, ihn mit Schlägen zu mißhandeln, denen er aber mit Gelaſſenheit auswich. Einige hatten ſich vorgenommen, ihn im Buſche an einem Baume aufzuhenken; andere bemüheten ſich, die Indianer trunken zu machen, damit ſie ihn in der Beſoffenheit todt ſchlügen. Und wirklich verfolgte ihn einmal ein Indianer in großer Wuth mit einem Beil, fiel aber darüber ins Waſſer, und das war des Miſſionarii Rettung. Sogar ſein lieber Tſchoop war gegen ihn ſo aufgebracht, daß er in der erſten Hitze ihn erſchießen wollte. Schabaſch verfolgte ihn zwar nicht, ſuchte aber eine lange Zeit, ihm überall aus dem Wege zu gehen. Indeſſen ging er doch dieſen beyden immer mit beſonderer Liebe nach, betete für ſie, und ſäete überhaupt das Wort GOttes mit Thränen, war dabey vorſichtig, ließ ſich aber doch in dem herzlichen Vertrauen zu ſeinem allmächtigen Beſchützer durch nichts ſtören, und handelte mit einem guten Gewiſſen, freymüthig und getroſt, wie man dieſes auch aus einem Briefe von ihm ſehen kann, worin er ſich unter andern ſo ausdrückt: "Ich bin das unwürdigſte Glied der Brüdergemeine, weiß auch, daß unſer Heiland mich nicht nöthig hat, und doch würdigt er mich, ſein Diener zu ſeyn. Ich fühle mich dabey ſo ſchwach, wie ein Wurm, und ſchäme mich oft vor dem Heilande über meine Armuth und Untüchtigkeit; ſtünde er mir nicht täglich und ſtündlich bey, ſo würde ich bey dem ſtarken Widerſtande des Satans ſchon längſt ſtecken geblieben ſeyn. Der HErr aber hilft immer meiner Schwachheit auf; freylich muß ich

glauben, was jezt unmöglich zu ſeyn ſcheint, denn von dem, was unter den Heiden zum Lobe GOttes werden ſolle, ſieht man noch gar nichts; inzwiſchen will ich doch fortfahren, den Tod des HErrn zu verkündigen; mein Herz brennt vor Hunger und Begierde nach der Errettung der Heiden; Seelen für JEſum zu werben, das iſt meine wichtigſte Sache, und die treibe ich auf des HErrn Wort, troz allem, was der Feind mit ſeiner ganzen Macht thun kann; kein verriegeltes Thor des Teufels iſt doch ſo ſtark, daß Chriſtus es nicht ſollte aufſprengen können, u. ſ. w.

In dieſer kindlichen Zuverſicht ward er auch nicht beſchämt. Nach und nach kamen die Indianer durch ſeine anhaltende Unerſchrockenheit und ſein liebreiches herablaſſendes Weſen auf andere Gedanken. Oft war er halbe Tage in ihren Hütten, aß und trank mit ihnen, und zuweilen ſchlief er mitten unter ihnen in größter Gemüthsruhe recht ſanft ein. Dieſer leztere Umſtand ſonderlich, machte einen großen Eindruck auf den mehrerwähnten Tſchoop. Als derſelbe ihn einmal in ſeiner Hütte ſo ſanft ſchlafen ſahe, konnte er ſich, wie er es nachher ſelbſt bezeugte, des Gedankens nicht erwehren: "Der Mann iſt gewiß kein böſer Mann, er fürchtet ja kein Uebel, ſogar von uns nicht, die wir doch ſo wild ſind, ſondern da ſchläft er in aller Ruhe, und ſetzt ſein Leben ſo in unſre Hände." Durch weiteres Nachdenken ward er endlich völlig überzeugt, daß alle bisher durch die weißen Leute von dieſem Manne verbreiteten Nachrichten ſchlechterdings Verleumdungen ſeyn müßten. Dieſe ſeine Ueberzeugung brachte er denn auch ſeinen Landsleuten bey, und nun währte es nicht lange, ſo war das Vertrauen zwiſchen ihnen auf beyden Seiten völlig wieder hergeſtellt. Sie hörten auch wieder mit Begierde zu, wenn er von der Liebe JEſu zu armen Sündern redete, und fingen an, am Evangelio Geſchmack zu bekommen.

Der

Der Miſſionarius hatte alſo das Vergnügen, zu ſehen, daß ſeine Arbeit in dem HErrn nicht vergeblich war; verſchiedene wurden durch ſein Wort kräftig gerührt, und Tſchoop war nun auch wieder der erſte, der ihm die Thränen abwiſchte, indem er ihm zu ſeiner innigſten Freude mit vielem Kummer bezeugte, wie er die Kraft des Blutes JEſu an ſeinem Herzen zu erfahren wünſchte. Man kann denken, wie willkommen dem Bruder Rauch dieſe Eröffnung war, und mit welchem Nachdruck er dieſem bekümmerten Sünder das Wort der Verſöhnung wird verkündigt haben, welches ſich denn auch bald mit einer ſolchen Kraft an ihm bewies, daß er in der Folge nicht nur an JEſum gläubig, ſondern auch ein geſegneter Zeuge unter ſeiner Nation wurde.

Die Veränderung, die mit dieſem Manne vorging, war ſehr auffallend, denn er hatte vorher jederzeit bey allen Zuſammenkünften den wildeſten abgegeben, und ſich durch ſeine Ausſchweifungen ſogar zum Krüppel gemacht. Er ſelbſt erzählte nachher einmal in einer Geſellſchaft die Veranlaſſung zu ſeiner Erweckung mit folgenden Worten: "Brüder! ich bin ein Heide geweſen, und bin unter den Heiden alt worden, weiß alſo wohl, wie es mit den Heiden iſt. Es kam einmal ein Prediger zu uns, der wollte uns lehren, und fing an, uns zu beweiſen, daß ein GOtt ſey. Da ſagten wir: Ey! meyneſt du denn, daß wir das nicht wiſſen? Gehe nur wieder hin, wo du her gekommen biſt. Ein andermal kam ein Prediger, und wollte uns lehren: Ihr müßt nicht ſtehlen, ſagte er, nicht ſaufen, nicht lügen u. ſ. w. Wir antworteten ihm: Du Narr! denkſt du denn, daß wir das nicht wiſſen? Lerne das erſt ſelbſt, und lehre die Leute, zu denen du gehörſt, daß ſie das nicht thun. Denn wer ſäuft, wer ſtiehlt, wer lügt mehr, als deine eigne Leute? Und ſo ſchickten wir ihn fort. Nach einiger Zeit kam Chriſtian Heinrich (Rauch) zu mir in meine Hütte,

und ſetzte ſich zu mir. Der Inhalt ſeiner Rede an mich war ungefähr dieſer: Ich komme zu dir im Namen des HErrn des Himmels und der Erde: der läßt dich wiſſen, daß er dich gern ſelig machen, und aus dem Elende reißen will, in dem du liegſt. Er iſt zu dem Ende Menſch worden, hat ſein Leben für die Menſchen gegeben, und ſein Blut für ſie vergoſſen, u. ſ. w. Er legte ſich darauf in meiner Hütte auf ein Bret, und ſchlief ein, denn er war müde von ſeiner Reiſe. Da dachte ich: Ey! was iſt das für ein Mann? Er liegt da, und ſchläft ſo ſanft. Ich könnte ihn ja gleich todtſchlagen, und in den Wald werfen — wer würde darnach fragen? Aber er iſt ohne Sorgen. Seine Worte aber konnte ich nicht los werden. Sie fielen mir immer wieder ein, und wenn ich auch einſchlief, ſo träumte ich von dem Blute, das Chriſtus für uns vergoſſen. Da dachte ich: das iſt etwas anders, und verdollmetſchte den andern Indianern die Worte, die Chriſtian Heinrich noch ferner mit uns redete. So iſt die Erwekkung unter uns, durch GOttes Gnade entſtanden. Daher ſage ich euch: Brüder! predigt den Heiden Chriſtum, und ſein Blut, und ſeinen Tod, wenn ihr unter ihnen wollt Segen ſchaffen. Nachdem nun Tſchoop dem Evangelio gehorſam worden, ſo wurde auch Schabaſch wieder ganz gewonnen. Die Kräfte der Finſterniß waren zwar noch immer überaus geſchäftig, die Indianer überhaupt im Dienſte der Sünde zu erhalten, und beſonders den Tſchopp und Schabaſch von dem guten Wege wieder abzubringen, aber die Gnade JEſu behielt doch die Oberhand, ſo daß ſich in kurzer Zeit ein hübſches Häuflein von ſolchen ſammlete, die ihren unſeligen Zuſtand einſahen, und ſich herzlich ſehnten, aus demſelben errettet zu werden. Und das waren nicht blos gute Rührungen, ſondern ſowol in Schekomeko, als auch in Wachquatnach, Pachgatgoch und andern benachbarten Indianer-

Orten

Orten wurden gar viele von der Wahrheit der Evangeliſchen Lehre in ihren Herzen kräftig überzeugt. Sie kamen fleißig zu den Verſammlungen, und bey verſchiedenen hatte es die Wirkung, daß ſie ihr böſes Leben änderten.

Auch bemühete ſich der Miſſionarius, Indianiſche Kinder, Jünglinge und Männer mit der Holländiſchen Sprache noch bekannter zu machen, und ſie im Leſen zu unterrichten, damit ſie ſeine Worte deſto richtiger faſſen und ihren Landsleuten verdollmetſchen könnten. Im Junio 1741 that er ſeinen erſten Beſuch bey den Brüdern in Penſylvanien; wo unterdeſſen die Brüder und Schweſtern, welche, wie oben gemeldet worden, Georgien verlaſſen hatten, glücklich angekommen waren, und ſich, auf Erſuchen des obgedachten Engliſchen Methodiſten-Predigers Whitefield, eine Zeitlang auf dem Lande aufhielten, welches er erkauft hatte, um eine Schule für die Neger zu errichten. Das zu erbauende Haus, zu welchem er den Grund wirklich legte, nannte er Nazareth, wovon die ganze Baronie noch jezt ihren Namen hat. Die Brüder aber ſollten nach ſeinem Wunſche den Bau vollends beſorgen, welches ſie auch übernahmen, ob es gleich mit großer Gefahr verknüpft war, denn die Indianer, die von dem gekauften Lande nicht weichen wollten, trachteten den Brüdern nach dem Leben. Herr Whitefield that indeſſen eine Reiſe nach Georgien, kam gegen das Ende des Jahres 1740 mit ſolcher Widrigkeit gegen die Brüder zurück, daß er ſie nöthigte wegzuziehen.

GOtt aber hatte ſchon anders für ſie geſorgt. Ein angeſehener Kaufmann bot ihnen ein Stück Landes zu Kauf an, welches etwa 2 Deutſche Meilen von Nazareth nach Süden zu, in den ſogenannten Forks of Delaware, an der Lecha, einem Arme des Delawar-Fluſſes, gelegen iſt. Da nun eben der Biſchof David Nitſchmann mit einer Geſellſchaft aus Europa im December 1740 bey ihnen angekom-

men war, ſo faßten ſie den einmüthigen Entſchluß, gedachtes Stück Land zu kaufen, und ſich daſelbſt anzubauen.

Die Gegend war wüſt und waldicht, 15 Deutſche Meilen von der nächſten Stadt abgelegen, und hatte nur 2 einzelne von Europäern bewohnte Häuſer, ein paar Engliſche Meilen über dem Fluß, zu Nachbarn, ſonſt traf man weit und breit nichts an, als zerſtreuete Hütten der Wilden.

Hier nun wurde nach und nach durch den anhaltenden Fleiß der Brüder, die man von Zeit zu Zeit aus Europa verſtärkte, der Gemeinort Bethlehem erbauet.

Nach einiger Zeit bot Herr Whitefield ſeine Baronie Nazareth den Brüdern an, die ſie auch kauften, und das Haus vollends ausbaueten, worauf auch hier eine Brüder-kolonie ſich niederließ, und mit der Zeit Nazareth ebenfalls zu einem lieblichen Gemeinorte machte. Die Irrungen, welche mit den Indianern wegen des Beſitzes dieſer Baronie entſtanden waren, und die weit ausſehend zu ſeyn ſchienen, wurden endlich theils durch Nachgeben der Brüder, um ſich den Zugang zu den Herzen der Indianer nicht zu verderben, theils durch eine Unterhandlung mit den Irokeſen und deren Vermittelung in der Güte beygelegt, wie aus David Cranz Brüderhiſtorie und Auguſt Gottlieb Spangenbergs Leben des ſeligen Herrn Grafen von Zinzendorf, und den Büdingiſchen Sammlungen des mehrern zu erſehen iſt. Ich habe des Entſtehens dieſer beyden Gemeinorte hier nur darum mit wenigem gedacht, weil nicht nur das Aelteſtencollegium dieſer Gemeinen auch die Miſſion unter den Indianern bis daher zu berathen, zu unterſtützen und in aller Abſicht zu beſorgen gehabt hat, ſondern auch dieſe Gemeinen ſelbſt von ihrem Anfange an mit den Indianer-Gemeinen und ihrem Gange in der genaueſten Verbindung geſtanden, und an ihrem Ergehen den allernächſten Antheil genommen haben.

Zu der Zeit, da unſer Miſſionarius in Bethlehem beſuchte, d. i. im Sommer 1741, waren noch viele Indianer von der Delawar-Nation in derſelbigen Gegend, die ſich gegen die Brüder nicht ſehr freundlich bezeigten. Dieſe aber ergriffen alle Gelegenheit, ihnen Liebes und Gutes zu erzeigen, und einige Brüder machten es zu ihrer Sache, ihnen den Heiland bekannt zu machen, inſonderheit machte ſich Chriſtian Frölich mit ihrem ſogenannten Capitain Jan, der etwas Engliſch konnte, viel zu thun. Dieſer gewann ihn ſo lieb, daß er ihm ſeinen elfjährigen Sohn ſchenken wollte. Auch bat er ihn einmal zu einem großen Gaſtmahl, wo es ziemlich wie bey einer in dem erſten Theil dieſer Geſchichte beſchriebenen Opfermahlzeit zugieng. Nach dem Eſſen, welches mit vollſtimmigem Indianer-Geſang geendigt wurde, fragte der Capitain den Bruder Frölich, wie es ihm gefallen hätte? Frölich antwortete: wenn ihr den Sohn GOttes kennetet, von welchem ich dir geſtern etwas geſagt habe, da würdet ihr eine ganz andere Liebe und Freude empfinden. — Sogleich erzählte der Capitain ſeinen Gäſten in ihrer Sprache, was der Bruder ihm vom Heilande verkündigt hatte. Frölich that noch mehreres hinzu. Sie erſtaunten über dieſe ihnen ganz neue Sache, und es ward eine allgemeine Stille. Endlich ſagte Frölich: Ihr habt gebetet und geſungen, erlaubt mir nun auch zum Sohne GOttes zu beten, vielleicht gibt er euch etwas in euren Herzen zu empfinden, wenn ihr gleich meine Worte nicht verſteht. — Von Herzen gern, war ihre Antwort, und gleich kehrten ſie die Hütte rein. Frölich kniete in der Mitte hin, und flehete zu GOtt unſerm Heilande, er möchte ſich doch dieſes armen Volkes, für welches er auch geſtorben ſey, erbarmen. — Dabey wurde ihm ſein Herz ſo weich, daß er viele Thränen vergoß, und manche Indianer weinten mit ihm. Einer gab

ihm hernach die Hand und ſagte, er habe etwas in ſeinem Herzen gefühlt.

Ich komme nun wieder auf unſern Miſſionarius Rauch, welcher, nachdem er ſich in Bethlehem mit den Brüdern in der Liebe und im Glauben geſtärkt hatte, wieder auf ſeinen Poſten zurück kehrte; der Biſchof David Nitſchmann, der als Viſitator die Heiden-Miſſion zu einem Hauptgegenſtand ſeiner Aufmerkſamkeit zu machen hatte, ging mit ihm, um die aufgehende Saat und Gnadenarbeit unter den Indianern ſelber zu ſehen; und er fand viele Urſach, ſich über den Segen des Evangelii daſelbſt zu freuen, bezeigte auch den Brüdern bey ſeiner Zurückkunft ſein herzliches Vergnügen über das, was er in Schekomeko gefunden hatte.

Die Brüdergemeine war inzwiſchen darauf bedacht, dem Miſſionario bey dieſem hoffnungsvollen Werke Gehülfen zuzugeben. Unter den aus Georgien weggezogenen Brüdern wurde Martin Mack, nachheriger Biſchof und Aufſeher der Miſſion unter den Negern auf den Däniſch-weſtindiſchen Inſeln, dazu beſtimmt, und im October 1741 kamen die Brüder Büttner, Pyrläus und Wilhelm Zander zu eben dem Zweck aus Europa in Penſylvanien an.

Indeß ſetzte der Bruder Rauch ſeine Arbeit ſowol bey den Wilden als auch bey den Kindern ſeines Hauswirths, treulich fort, und die Aeußerungen der armen Wilden, die über ihren elenden Seelenzuſtand bekümmert waren, erhielten und ſtärkten ihm den Muth. Unter andern hatte er die Freude, daß ihm der Indianer Tſchoop aus eigner Bewegung einen Brief an die Brüder in Penſylvanien diktirte, wovon folgendes ein Auszug iſt: “Ich bin ein armer wilder Heide geweſen, der 40 Jahre lang nicht mehr gewußt hat, als ein Hund. Ich war der größte Säufer, der willigſte Sklave des Teufels unter den Wilden; und weil ich nichts

von dem Heilande gewußt habe, ſo habe ich nichtigen Göttern gedient, die ich jezt ins Feuer wünſche. Das habe ich mit vielen Thränen bereuet. Als ich hörte, daß er auch der Heiden Heiland wäre, und ich ihm mein Herz noch ſchuldig ſey, ſo fühlte ich in meinem Herzen einen Zug zu ihm. Meine nächſten Freunde aber, mein Weib und meine Kinder waren meine Feinde, und der größte Feind war meines Weibes Mutter; die ſagte, ich ſey nicht ſo gut als ein Hund, wenn ich nicht mehr an ihren Gott glaubte. Weil meine Augen aber offen waren, ſo war es mir Thorheit, was ſie ſagte, denn ich weiß, ſie hat ihren Gott von ihrer Großmutter bekommen; er iſt von Leder gemacht, wie ein Mann, und mit Wampom ausgeſtückt; weil ſie die älteſte war, ſo hat ſie ihn uns gegeben, davor anzubeten, und wir habens gethan, ſo lange, bis unſer Lehrer kam und uns von dem Gotteslamme ſagte, das ſich für uns blinde Menſchen zu Tode geblutet hat. Ich habe mich ſehr darüber gewundert, und ſo oft ich davon predigen hörte, wurde mein Herz warm darüber; auch hat mir oft geträumt, als wenn unſer Lehrer vor mir ſtünde, und mir predigte. Jezt fühle ich, daß ichs glaube, daß der Erlöſer mir helfen kann mit ſeinem Blute, und kein anderer. Ich glaube, daß er mein GOtt und mein Erlöſer iſt, der für mich Sünder am Kreuze geſtorben iſt. Ich wäre gern getauft, und habe ſchon lange darnach verlangt. Weil ich lahm bin, ſo kann ich bey Wintertagen nicht fort, ich werde aber im April oder May zu euch kommen. Der Feind hat mich oft wollen untreu machen, was ich aber zuvor noch lieb hatte, wird mir täglich mehr und mehr zu Koth. Ich bin der arme wilde Tſchoop."

Zu Ende des Jahres 1741 kam der Graf von Zinzendorf als Ordinarius der Brüdergemeine nach Penſylvanien, um ſowol die daſigen Anſtalten der Brüder ins ganze, als auch

inſonderheit ihre Arbeit unter den Heiden in Augenſchein zu nehmen.

Bald nach ſeiner Ankunft wurde der Bruder Gottlob Büttner, zu dem Bruder Rauch nach Schekomeko geſchickt, ihn zu beſuchen, und zu dem Brüder-Synodo, welcher in Oly gehalten werden ſollte, einzuladen. Dieſer Zuſpruch ermunterte denſelben gar ſehr, und Büttner verbrachte hier 10 Tage mit großem Vergnügen, und mit Erſtaunen über den Anfang eines ſo herrlichen Werkes GOttes unter ſo wilden Heiden. Am 14ten Januar 1742 hielt Bruder Büttner an 32 Indianer ſeine erſte Predigt über Col. 1, v. 13. Er hat uns errettet von der Obrigkeit der Finſterniß u. ſ. w.

Als die Wilden hierauf hörten, daß dieſe beyden Brüder nach Penſylvanien reiſen würden, baten Schabaſch, Seim und Kiop um Erlaubniß, ſie begleiten, und die Brüder in Penſylvanien beſuchen zu dürfen, welches ihnen auch zugeſtanden wurde. Tſchoop konnte, weil er lahm war, zu ſeinem großen Leidweſen die Reiſe dasmal nicht mitmachen. Die Brüder gingen alſo am 22ſten Januar mit gedachten 3 Indianern von Schekomeko ab. Weil ſie zu Fuße reiſeten und Indianer bey ſich hatten, wollte man ſie an verſchiedenen Orten nicht herbergen, an andern ſpottete man ihrer, und ließ ſie theuer bezahlen. Indeſſen half GOtt ihnen überall durch, und am 9ten Februar trafen ſie über Philadelphia glücklich in Oly ein.

Hier hatte ſich ſchon der Graf von Zinzendorf mit vielen Lehrern und Arbeitern aus verſchiedenen Geſinnungen zu einer Conferenz eingefunden. Auf dieſe Geſellſchaft machte die Erſcheinung der 3 Indianiſchen Gäſte, die von der Gnade GOttes und von der Liebe JEſu ſehr angethan waren, einen ganz eignen Eindruck. Bald nach ihrer Ankunft fanden ſich einige Delawaren zu ihnen, denen gedachte

3 Indianer alſobald von JEſu Chriſto, ihrem HErrn und GOtt, predigten, wie derſelbe ſein Blut zu ihrer Erlöſung vergoſſen habe; gegen die Brüder aber bezeigten ſie ein groſſes Verlangen, getauft zu werden. Da ſie nun das Evangelium von Herzen angenommen, auch in den Heilswahrheiten treuen Unterricht genoſſen hatten, und ſich nach der Gnade im Blute JEſu ernſtlich ſehnten, ſo wurden ſie fürs erſte zu Taufcandidaten erklärt, und bald darauf ward beſchloſſen, ſie nicht lange warten zu laſſen, ſondern ſie in Gegenwart der vorgedachten Verſammlung der heiligen Taufe theilhaftig zu machen.

Der 11te Februar 1742 war der zu dieſer Handlung beſtimmte und für dieſe Miſſion unvergeßliche Tag. Gleich frühe unter dem gemeinſchaftlichen Gebete ließ ſich das Daſeyn GOttes aufs innigſte fühlen. Nach demſelben aber kamen einige übelgeſinnte Leute aus der Nachbarſchaft, und machten einen ſolchen Lärm, daß beynahe alles aus einander gegangen und die bevorſtehende wichtige Handlung verhindert worden wäre. Die Ruhe wurde aber wieder hergeſtellt, und Nachmittags wurden erſt der Miſſionarius Chriſtian Heinrich Rauch und ſein ernannter Gehülfe Gottlob Büttner von den beyden Biſchöfen der Brüderkirche, dem Bruder David Nitſchmann und dem Grafen von Zinzendorf, mit Handauflegung zu Kirchendienern ordinirt. Hierauf machte man, weil in Oly keine Kirche war, in eines gewiſſen Herrn van Dirks Scheune die nöthigen Anſtalten zur Taufhandlung, die der Miſſionarius Rauch verrichten ſollte. Die verſammlete Geſellſchaft nahm die Täuflinge in ihre Mitte, weihete ſie mit herzlichem Gebet und Flehen unſerm HErrn JEſu Chriſto zum ewigen Eigenthum; und ſo taufte obbenannter Bruder, mit innigſter Bewegung ſeines Herzens, die 3 Erſtlinge aus den Nord-Amerikaniſchen Indianern im Namen des Vaters und des Sohnes

und des heiligen Geiſtes, und nannte den Schabaſch Abraham, den Seim Iſaak und den Kiop Jakob.

Die mächtige Gnade GOttes, die bey dieſer heiligen Handlung waltete, erfüllte alle Anweſende mit Ehrfurcht und Freude, und die Wirkung, die ſie auf die getauften Indianer hatte, war jedermann zum Erſtaunen. Ihre Herzen waren davon ſo voll, daß ſie nicht ſchweigen konnten, ſondern allen weißen Leuten, die zu ihnen in ihre Hütte kamen, die ihnen wiederfahrne große Wohlthat verkündigten. Sonderlich aber predigten ſie einer Geſellſchaft Delawaren, die ſich in der Gegend aufhielt, und nicht ohne göttliche Fügung gerade damals wieder nach Oly kam, eine ganze Nacht hindurch, ſo daß, wenn einer aufhörte, der andere wieder anfing, und ihr feuriges Zeugniß von JEſu ſetzte alle ihre Zuhörer in große Verwunderung. Bald hernach zogen die Neugetauften wieder ihre Straße, fröhlich und wohlgemuth, gingen mit dem Bruder Rauch erſt nach Bethlehem, waren einige Tage daſelbſt zu vielem Segen, und kehrten dann, als Brüder, voll Geiſt und Feuer, mit ihrem geliebten Lehrer nach Hauſe, woſelbſt ſie unter ihren Verwandten und Landsleuten zu nicht geringem Eindruck von der Gnade zeugten, die GOtt ihnen gethan hatte.

Am 16ten April deſſelben Jahres war die erſte ſacramentliche Handlung in Schekomeko, mitten unter den Wilden, da der Miſſionarius die Freude hatte, ſeinem lieben Tſchoop die heilige Taufe anzudienen, wobey er ihm den Namen Johannes gab. Dieſer Mann, welcher ehedem wie ein fürchterlicher Bär ausſahe, war nun wie ein Lamm, und man konnte ihn nicht anſehen, ohne über die gewaltige Kraft von GOttes Wort und Sacrament zu erſtaunen. Dieſe Taufhandlung, das Gerücht davon, und vornemlich die große und in allem Betracht merkwürdige Veränderung der 4 Neugetauften erfüllte die Wilden weit und breit mit

Ver-

Verwunderung, wie ſich denn auch in Anſehung des Blicks und ganzen Weſens zwiſchen den unbekehrten Indianern und den Gläubigen ein in die Augen fallender Unterſchied zeigte. Nun griff das Feuer des Evangelii um ſich, zündete viele Herzen der Heiden an, und es war eine Luſt zu ſehen, wie ſie 5 bis 6 Deutſche Meilen weit, aus verſchiedenen Orten zum Beſuch nach Schekomeko kamen, um den Prediger zu hören, welcher von einem GOtt redete, der ein Menſch geworden ſey, und die Indianer ſo lieb gehabt habe, daß er, um ſie vom Teufel und der Sünde zu befreyen, ſein eigen Leben aufgeopfert habe. So drang unſers Bruders männliches und ſtandhaftes Zeugniß von JEſu Verſöhnung, welches die Neugetauften mit dem ihrigen immer bekräftigten, überall durch, und es hatte das Anſehen, daß in dieſen Gegenden ein reicher Schmerzenslohn für unſern Heiland würde geſammlet werden.

Unter den Getauften war der Wachsthum in der Gnade beym Johannes beſonders merklich; auch hatte er eine vorzügliche Gabe, ſich einfältig, deutlich und treffend auszudrücken. In einem Schreiben an den Grafen von Zinzendorf äußerte er ſich über ſeinen vorigen Zuſtand unter andern ſo: "Das erſte Gefühl habe er bey der Predigt von dem Blute JEſu in ſein Herz bekommen, und dabey gedacht: "Das muß etwas ſeyn;" denn ſein Herz ſey allemal darüber warm geworden. Sein Lehrer habe ihm auch immerfort geſagt, daß niemand, als der gekreuzigte Heiland ihm helfen könne, und auch gern wolle, wenn er ſich nur helfen ließe; er habe aber noch viele andere Dinge ſo lieb gehabt, daß er gedacht habe, es ſey nicht möglich, dieſelben fahren zu laſſen. Er habe ſehr feſt an der Creatur gehangen, ſey voll Eigenliebe, und der Bauch ſey ſein Gott geweſen; zugleich habe er ſich vor den Menſchen gefürchtet, bis es ihm offenbar geworden, daß, wenn er ſich nicht von

gan=

ganzem Herzen an den Heiland übergäbe, er um des Unglaubens willen verdammt werden würde, u. ſ. w. Einen andern Brief an den Grafen, worin er die Unruhe und Traurigkeit noch umſtändlicher beſchreibt, in welche er über ſein ehemaliges ſchreckliches Leben gerathen, ſchließt er mit folgenden Worten: "Nun aber bin ich fröhlich, denn ich weiß, daß der Seligmacher viel an mir gethan hat; jezt bin ich ſo beſchämt, als ich zuvor betrübt war. Als ich den Brand der Liebe zu ihm fühlte, ſo wünſchte ich mir ſogleich Brüder, die ihn auch lieb hätten; darum liebe ich nun den Bruder Rauch, und dich, und meine Brüder, die hier ſind, ja die Brüder alleſammt, auch diejenigen, die ich in meinem Leben nicht ſehen werde. Alle, die den Heiland lieben, die liebe ich auch, und grüße ſie. Ich werde immer vergnügter, weil der Heiland auch noch andere ſelig macht, und nicht mich allein. Ich freue mich ſehr, wenn uns unſre Brüder immer von ſeinen Worten etwas bekannt machen; es ſchmeckt mir immer beſſer, und ich gebe genau acht, ſo zu ſeyn, wie es in der Bibel ſteht; das iſt leicht. Es gibt Menſchen, die ſagen: Die Bibel iſt ſchwer; aber ich bin noch nicht ſo weit, daß ſie mir ſchwer wäre, es iſt mir alles ſüß und leicht; drum warte ich, bis ich das Schwere fühlen ſoll; noch weiß ich nichts, als daß es leicht und ſüß iſt, und ich weiß auch nichts mehr zu ſchreiben, als daß ich das Blut des Seligmachers fühle.

Johannes, dein Bruder.

Der Bruder Gottlob Büttner, welcher noch nicht nach Schekomeko ziehen konnte, that indeſſen doch, was er konnte, um die Ausbreitung des Evangelii unter den Indianern zu befördern, indem er theils von Bethlehem aus einige Beſuchreiſen ins Land vornahm, theils ſich angelegen ſeyn ließ, die Indianer, welche in Bethlehem beſuchten, mit dem Worte GOttes zu bedienen. "Ich denke oft,

ſchrieb

ſchrieb er einmal, mit Herzensbewegung an meine lieben Brüder in der Gemeine, und wünſche, daß ſie alle ganze Leute werden mögen, weil noch ſo viele Orte ſind, wo der Heiland gar nicht genannt, viel weniger erkannt wird. Wenn hier in Amerika allein noch 200 Boten wären, ſo würden doch noch viele Plätze übrig bleiben, für die das große Heil auch gehört, u. ſ. w.

Zweyter Abſchnitt.

Reiſen des Grafen von Zinzendorf unter die Indianer. Einrichtung der erſten chriſtlichen Indianer-Gemeine.

In eben dieſem Jahre 1742 that der Graf von Zinzendorf, der ſich mit der Bekehrung der Heiden ernſtlich beſchäftigte, 3 Beſuchreiſen unter die Indianer.

Ehe er dieſelben antrat, waren die Miſſionarien Friedrich Martin, Gottlieb Iſrael und Georg Weber aus S. Thomas mit einem ihrer bekehrten Neger-Sklaven, und der Bruder Rauch von Schekomeko mit ſeinem lieben Johannes in Bethlehem angekommen. Da war es nun dem Grafen ein ganz beſonderes Vergnügen, ſich mit dieſen ſonſt blinden Heiden, die nun Liebhaber JEſu und ſelige Menſchen waren, zu unterhalten. Nachdem er ſich auch mit erwähnten Heidenboten mehrmalen über die Arbeit unter den Heiden beſprochen, ſo reiſete er am 24ſten Julii von Bethlehem ab, und nahm, nebſt ſeiner Tochter Benigna, 11 Brüder und 3 Schweſtern, die theils Engliſch und Holländiſch, theils etwas Indianiſch ſprechen konnten, wie auch einen Indianer zum Boten und Dollmetſcher mit. Erſt kamen ſie nicht weit von Nazareth zu dem Indianer Patemi, einem ſittſamen und beſcheidenen Mann, der gut Engliſch redete,

und ſich faſt wie ein Europäer eingerichtet hatte. Seine Erzählung von einigen Opfergebräuchen der Indianer gab den Brüdern Gelegenheit, ihm das für unſre Sünden geopferte Lamm GOttes anzupreiſen, wobey er ſehr aufmerkſam war, und die heilſamen Ermahnungen des Grafen gut aufnahm.

In Cliſtowacka beſuchten ſie einen alten Indianer, der von den Seinigen als ein Prieſter angeſehen, und deſſen Enkelchen gerade todtkrank war. Ueber dieſes Kind betete der Graf und empfahl es ſeinem Schöpfer und Erlöſer. Der Bruder Wilhelm Zander aber, der mit in der Geſellſchaft war, verkündigte dem alten Indianer den Rath GOttes von unſrer Seligkeit, und dieſer, der Engliſch verſtand, wiederholte des Bruder Zanders Worte den bey ihm verſammleten Indianern in ihrer Sprache, welches ſie auch gern zu hören ſchienen.

In einem andern Indianer-Orte, wo meiſt Delawaren wohnten, und wo unſre Reiſende von einem ſtarken Gewitter durchaus naß ankamen, bot man ihnen des Capitains Hütte aufs freundlichſte zum Uebernachten an, in welcher ſie ſich beym Feuer trockneten, und die folgenden Tage ihre Reiſe über die blauen Berge, in Begleitung eines unter den Indianern herumziehenden Kaufmanns, Namens Remberger, fortſetzten.

In Pochapuchkung ſchlugen ſie ihre Zelte bey einem Indianiſchen Arzte auf, der nicht nur alles, was ihm Zander von JEſu Chriſto, als dem Erlöſer der Menſchen, ſagte, mit Rührung anhörte, ſondern auch ſeine Worte den 12 vor dem Zelte verſammleten Indianern nachdrücklich wiederholte.

Den 30ſten July kamen ſie über ein entſetzlich hohes und fürchterliches Gebirge, an den Fluß Schuilkill. Der Graf, der auf der andern Seite Indianer erblickte, watete gleich

gleich durch den 2 bis 3 Schuh tiefen Strom, wurde aber von dieſen Leuten ſo kaltſinnig empfangen, daß er ganz betrůbt zurůck watete. Ein Indianer kam ihm aber nach, um die Geſellſchaft hinůber zu bitten, und ſo ging der Graf zum drittenmal durchs Waſſer, hatte aber nicht Urſach es zu bereuen, denn die Indianer begehrten nun das Wort GOttes zu hören, welches ihnen Zander mit Kraft und Nachdruck predigte. Zuletzt beſuchte der Graf noch den Indianer-Ort Meniolagomekah, und kehrte von da wieder nach Bethlehem zurůck.

Dieſe ſeine erſte Reiſe unter die Wilden ſchien damals wol nicht viel auszutragen, veranlaßte aber doch mehrere Bekanntſchaft und Freundſchaft mit den Indianern, und nach etlichen Jahren haben ſich, nebſt dem Indianer, der als Bote mitgegangen war, die meiſten Einwohner von Meniolagomekah zum HErrn bekehrt.

Um dieſe Zeit herum erhielt man ein Schreiben von dem Indianer Johannes an die Gemeine in Bethlehem, in welchem es unter andern heißt:

Meine lieben Brůder und Schweſtern!

Ich habe euch ſehr lieb. Wie mein Herz iſt, das kann ich nicht ausſprechen. Ich fühle, daß ich den Seligmacher lieb habe; aber ich ſehe, daß mir noch viel fehlt. Ich habe noch nie recht gewußt, was das iſt, ein rechter armer Sůnder zu ſeyn, aber nun finde ich, wenn ich recht von Herzen arm bin, ſo bin ich recht ſelig. Ich merke das ſehr wohl, daß kein Vergnůgen iſt, als bey meinem lieben Heilande, und ich will auch keins mehr haben, als bey ihm. Ich kann mich nicht genug ſchämen vor meinem lieben Heilande, wenn ich anſehe, was er an mir gethan hat; denn ich war ein ſehr böſer Menſch, ſo kalt, wie ein Stůck Eis, ſo todt wie ein Stein; aber ſein Blut hat mich weich und warm gemacht. Und das muß ich auch meinen Freunden,

den andern Indianern ſagen, denn ich denke immer, wenn ich ihnen etwas vom Blute des Seligmachers ſage, ſo werden ſie beſſer in einer Stunde, als ich in zwey Jahren geworden bin: ſie fühlen es auch ſehr wohl, daß es ſo ſeyn muß, denn ſie glauben, daß alle Leute, die noch ſündigen, noch nicht an den großen Sohn GOttes glauben. Es iſt mir nichts wichtiger, als wenn ich etwas höre von dem Blute des Seligmachers. Ich ſehe auch, daß es das einzige iſt, das die Herzen kann weich machen; ich bin nun da wie ein Stück Holz in ſeinen Händen: wenn er mich brauchen will, ſo will ich mich gern brauchen laſſen. Ich bin bereit, alles, was in der Bibel ſteht, von Herzen gern zu thun. Und ich finde es in der That ſo, daß man alles kann, wenn einem nur der Heiland gnädig iſt.

Ich glaube, daß alles, was mir die Brüder ſagen, gut iſt, und daß es ſo in der Bibel ſteht, und ich finde es auch in meinem Herzen, daß es ſo iſt. Denn mein Herz iſt ein rechtes Buch. Ich finde auch alles das darin geſchrieben, was ich meinen Freunden predigen und ſagen ſoll. Ich ſehe, daß es ſehr nöthig iſt, daß wir auch zu einer Gemeine werden, ſo wie es in der Bibel vorgeſchrieben ſteht, ſo wollen wir thun. Mich verlangt von Herzen darnach, denn wir ſind von einer ſehr wilden Art; der Seligmacher aber kann uns wohl zahm und ordentlich machen. Wenn wir nur kleine und gehorſame Kinder werden, ſo wird alles gehen, und dazu wolle er uns mit ſeinem Blute helfen. Ich grüße alle Brüder und Schweſtern recht herzlich. Ich bin ein armer Sünder.

Johannes aus den Heiden.

Dieſer einfältige Brief war ſowol dem Grafen von Zinzendorf als auch der ganzen Gemeine in Bethlehem ſehr erfreulich, weil man die ſelige Veränderung des Herzens dieſes noch vor kurzem ſo wilden Menſchen aufs deutlichſte

daraus

daraus erſahe, wenn es ihm gleich hie und da noch an dem rechten Ausdruck fehlte. Als der Graf im Auguſt dieſes Jahres mit Conrad Weißer nach Tulpehokin reiſete, begegnete ihm am 14ten eine große Geſandtſchaft der Irokeſen, es waren Sachems, oder Oberhäupter der Sechs Nationen, welche von Philadelphia zurück kamen. Eine ſo gute Gelegenheit, obgleich es äußerſt unbändige Menſchen waren, die erſt deſſelben Tages einen von ihren eignen Leuten erſchoſſen hatten, wollte der Graf doch nicht ungenutzt laſſen, und ließ ihnen durch Conrad Weißer ſagen, er habe des HErrn Wort an ſie und ihre Völker, das wolle er ihnen theils ſelbſt, theils durch ſeine Brüder bringen. Ihre Abſicht ſey, weder Land von ihnen zu kaufen, noch Handlung mit ihnen zu treiben, ſondern ihnen den Weg zur Seligkeit zu zeigen. Conrad Weißer that von ſelbſt noch hinzu: "Dieſes iſt der Mann, den GOtt zu den Indianern ſowol als zu den weißen Leuten übers Meer geſandt hat, ihnen ſeinen Willen kund zu thun;" und gab ihnen nach Indianiſcher Weiſe zur Beſtätigung ſeiner Worte ein Stück rothes Tuch zum Geſchenk. Die Indianer waren anfänglich nicht bey guter Laune, und es ſahe zweifelhaft um die Antwort aus. Indem aber kam des einen Geſandten Frau herein, mit ihrem kleinen Kinde auf dem Arm, welches, ſobald es den Grafen erblickte, vor Freuden auf ihn zuhüpfte, und ihm ſchön that. Zugleich fiel der Vater des Kindes dem Bruder Zander, den er ehedem gekannt hatte, liebreich um den Hals. Das machte auf die übrigen einen ſo guten Eindruck, daß ſie nun zu Rathe gingen. Nach einer halben Stunde kamen die Geſandten der Onondager und Cajuger zu dem Grafen, und redeten ihn alſo an: "Bruder, du biſt dieſen fernen Weg übers Meer zu uns gekommen, den weißen Leuten und den Indianern zu predigen. Du haſt nicht gewußt, daß wir hier ſind, und wir haben von dir

nichts gewußt. Das iſt von einer hohen Hand droben gekommen. Komm zu uns, du und deine Brüder, du ſollſt uns willkommen ſeyn. Nimm hin dieſen Fathom of Wampom, zum Zeichen, daß unſre Worte Wahrheit ſind.“ Hiemit war zwiſchen den Brüdern und den Irokeſen eine Art eines Bundes errichtet, worüber man damals auch darum froh ſeyn konnte, weil ſonſt die Irokeſen, wegen ihres ſtarken Einfluſſes auf die übrigen Nationen, dem Laufe des Evangelii am meiſten hätten in den Weg legen können.

Nun ſehnte ſich der Graf, nach Schekomeko zu dem Miſſionario Rauch zu kommen, und reiſete daher am 21ſten Auguſt mit ſeiner Tochter Benigna und dem Bruder Anton Seiffart von Bethlehem ab, ging wieder über die blauen Berge durch Meniſſing und Sopus, wo noch mehrere Brüder und Schweſtern, die ihren Weg über Neuyork genommen hatten, zu ihm ſtießen. Durch ſchreckliche Wüſten, Wälder und Moräſte, wo ſie viel Beſchwerden ausſtanden, kamen ſie am 27ſten glücklich in Schekomeko an, wo der Miſſionarius ſie mit Freuden in ſeine Hütte aufnahm. Tages darauf zogen ſie in die für ſie bereitete Wohnung von Baumrinden ein; das war dem Grafen, nach ſeinem eigenen Ausdruck, das lieblichſte Haus, welches er noch je bewohnt hatte. Seine Dankbarkeit für alles, was er hier von den Beweiſen der Gnade JEſu ſahe und hörte, war überaus groß, und ſein Herz wurde mit der ſüßeſten Hoffnung auf die Zukunft erfüllt. Sonderlich war es ihm angenehm, ſich mit den 4 getauften Indianern zu beſchäftigen, die ihm, wie er ſchrieb, täglich neue Freude machten. Als hier ein durchreiſender Pfarrer über die Perſon des Sohnes GOttes mit dem Grafen ſtreiten wollte, lag eben der Indianer Johannes auf dem Boden, weil er krank war, und ſeufzete zu JEſu Chriſto, er möchte doch den Pfarrer lehren,

lehren, wer er ſey. O wie wird ſich der einmal ſchämen, ſagte er hernach, wenn er unſern HErrn recht kennen wird.

Uebrigens wurden während des Aufenthalts des Grafen in Schekomeko unter andern folgende Punkte feſtgeſetzt:

1) Da die Bekehrung ganzer Nationen noch zur Zeit wahrſcheinlich nicht zu erwarten ſey, ſo haben es die Miſſionarien nicht auf große Haufen anzutragen, ſondern, daß man Erſtlinge, und an dieſen recht gegründete Leute bekomme.

2) Müßten alsdann dieſe wenigen recht treulich und ſorgfältig gepflegt werden.

3) Die Predigt des Evangelii ſey für alle, die Luſt zu hören haben; aber taufen ſollten ſie niemand, bey dem ſie nicht ein Leben aus GOtt, und einen Herzensglauben an Chriſtum wahrnähmen.

4) Mit dem heiligen Abendmahl ſollten ſie noch behutſamer handeln, und niemand dazu nehmen, den ſie nicht vorher recht bewährt, und deſſen Wandel ſie nicht dem Evangelio würdig erfunden hätten.

5) Von den göttlichen Wahrheiten ſollten ſie ihnen nach der Schrift eine deutliche Erkenntniß beyzubringen ſuchen, doch aber dabey immer dahin ſehen, daß ihr Kopf nicht mehr davon faßte, als ihr Herz fühlte und genöſſe.

6) Auf dringendes Bitten der Getauften ſollte nun in Schekomeko, ſo viel ſichs thun ließe, alles ſo eingerichtet werden, wie in einer apoſtoliſchen Gemeine JEſu, nach der Weisheit, die GOtt dazu ſchenken würde. Dem zufolge ſollten

7) gute Ordnungen feſtgeſetzt, bekannt gemacht, und mit Sanftmuth und Ernſt darüber gehalten werden.

8) Die 4 Erſtlinge aus den hieſigen Indianern ſollten auch die erſten ſeyn, die von den Miſſionarien als Gehülfen bey dem Werke des HErrn unter ihren Landsleuten ge-

braucht würden, nicht weil ſie zuerſt getauft worden, ſondern um der Gnade und des Geiſtes willen, ſo in und auf ihnen ruhete. Johannes ſollte Indianiſcher Lehrer und Dollmetſcher, Abraham Aelteſter, Jakob Ermahner, und Iſaak Saaldiener ſeyn.

Endlich wurde

9) auch beſchloſſen, daß abermals 6 Wilde, die ſich nach der Abwaſchung von ihren Sünden herzlich ſehnten, getauft werden ſollten.

Dieſen Entſchlüſſen gemäß wurde in Schekomeko der Anfang zu einer chriſtlichen Gemein-Einrichtung gemacht, die nöthigen Ordnungen vorgelegt und angenommen, und vorerwähnte 4 Erſtlinge als Gehülfen gehörig vorgeſtellt und dazu mit Handauflegung eingeſegnet. Sie waren nach dem Zeugniſſe des Grafen wahre Gottesmänner unter ihren Landsleuten, deren Unterredungen er und ſeine Geſellſchaft oft mit Erſtaunen beywohnten. Die heilige Taufe verrichtete auch dießmal der Miſſionarius Rauch, mit Geiſt und Gnade, an den 6 dazu beſtimmten Perſonen; der wilde Kaubus wurde **Timotheus**, Kermelok **Jonas**, Herries **Thomas**, Abrahams Frau **Sarah**, Iſaaks Frau **Rebecka**, und Herries Frau **Eſther** genannt.

Die erſte von den Brüdern in Nord-Amerika eingerichtete chriſtliche Indianer-Gemeine beſtand alſo in ihrem Anfange aus 10 Perſonen, deren Herzlichkeit, Treue und Liebe dem Grafen unausſprechlich wichtig, ſo wie die Achtung, welche ihnen von andern ganz wilden Indianern bezeigt wurde, zur Verwunderung war.

Am 4ten September machte er einen beweglichen öffentlichen Abſchied, ſang zuletzt in einem großen Kreiſe verſchiedene Verſe in Holländiſcher Sprache, und reiſete im Gefühl der zärtlichſten Liebe auf beyden Seiten mit ſeiner Geſellſchaft nach Bethlehem zurück, wohin ihn einige noch

unge-

ungetaufte Indianer begleiteten. Zwey derſelben wurden kurz darauf, nachdem ſie auf die vor der ganzen Gemeine an ſie geſchehene Fragen getroſt und erfreulich geantwortet hatten, von dem Grafen und Gottlob Büttner getauft und David und Joſua genannt. Das war die erſte Heidentaufe in Bethlehem.

Gegen das Ende des Septembers dieſes Jahres trat der Graf von Zinzendorf ſeine dritte Reiſe unter die Indianer an, und zwar unter diejenigen, welche damals an der Susquehannah, einem ziemlich großen Fluſſe, der ſich in den Cheſapeakbay ergießt, hinauf wohnten. Weil an dieſem Strome etliche Orte waren, wo Indianer von verſchiedenen Nationen beyſammen wohnten, ſo nahm er, um Dollmetſcher zu haben, den Bruder Martin Mack und ſeine Frau, welche die Mahikander-Sprache fertig reden konnte, und die beyden Indianer Joſua und David, die das Holländiſche verſtanden, mit ſich. Deßgleichen ließ ſich Conrad Weißer, der mit den Sitten und Gebräuchen der Indianer bekannt war, willig finden mitzugehen. Da die Susquehannah in der Herbſtzeit gemeiniglich ſo niedrig iſt, daß man durchwaten kann, ſo nahmen ſie ihren Weg zu Lande, und kamen durch dicke Wälder, tiefe Moräſte, über unwegſame ſehr ſteile Gebirge, nach vielen Beſchwerlichkeiten, am 28ſten September in Schomokin, wo viele Indianer wohnten, glücklich an.

Der Graf hatte ſich Hoffnung gemacht, den Indianer Schikellimus, einen der obgedachten Irokeſiſchen Geſandten, zu dem er eine beſondere Liebe gefaßt hatte, hier zu finden, Conrad Weißer aber hielt das für unmöglich, indem er benachrichtigt war, daß Schikellimus eine Botſchaft nach Onondago zu bringen übernommen hatte. Allein er hatte auf dem Wege dahin ſeine Botſchaft einem andern Capitain der Irokeſen mitgegeben, und war nach Schomokin

zurück gekommen. Als nun der Graf mit ſeiner Geſellſchaft hier eintrat, kam Schikellimus, ihm zur Freude und Weiſſern zur Verwunderung, ihnen entgegen. Zum Willkommen brachte ein Wilder dem Grafen eine ſchöne Melone, dem er dagegen ſeine Pelzmütze ſchenkte; Schikellimus aber drückte ihm die Hand einmal über das andere, und ſuchte darauf von Conrad Weißern den Zweck ſeiner Reiſe heimlich zu vernehmen. Weißer ſagte ihm, der Graf ſey ein Knecht des lebendigen GOttes, der Gnade und Barmherzigkeit predige; und Schikellimus war froh, daß ein ſolcher Bote zu ihren Völkern käme.

Des folgenden Tages kam er in des Grafen Zelt; dieſer ſetzte ſich zwiſchen ihm und Conrad Weißern, und ließ ihn zuvörderſt fragen, ob er ihn anhören wollte; ſagte ihm darauf, was ihn bewogen habe, die Reiſe zu thun, und rühmte ihm die Gnade an, die unſer HErr JEſus Chriſtus auch den Heiden zu erzeigen bereit ſey. Schikellimus antwortete, daß ihm des Grafen Abſicht herzlich lieb ſey, und er an ſeinem Theile alles zu deren Erreichung beytragen wolle. Das that er auch treulich, und ſuchte den Brüdern gefällig zu ſeyn, wo er nur konnte. Als der Graf eines Tages mit ſeiner Geſellſchaft die Litaney beten wollte, die Indianer aber eben in einer Luſtbarkeit begriffen waren, wobey ſie mit Trommeln, Muſik und wildem Geſange groſſen Lärm machten, ſo ließ er durch Conrad Weißern dem Schikellimus ſagen: Die Brüder hätten jezt mit ihrem GOtt zu reden. Sogleich ward auf ſeine Veranſtaltung alles ſtille.

Am 30ſten September reiſete der Graf mit ſeiner Geſellſchaft weiter, ließ aber, weil ſein Indianiſcher Begleiter Joſua krank worden war, den Bruder Martin Mack mit ſeiner Frau in Schomokin zurück, ihn zu pflegen. Nachdem nun die Reiſegeſellſchaft unter Schikellimus Zurechtweiſung

weiſung durch die Susquehannah geritten war, richtete ſie ihren Weg nach Otſtonwackin, und verbrachte die Nacht im Walde. Des andern Tages begegnete ihnen ein Indianer, welcher neben verſchiedenen Indianiſchen Sprachen auch Franzöſiſch und Engliſch verſtand. Dieſer ritt, als ſie nahe bey Otſtonwackin waren, ohne jemand etwas zu ſagen, voraus, und hat wahrſcheinlich veranlaßt, daß die Indianer dieſes Ortes die Reiſenden nach ihrer Art gar freundlich aufnahmen. Hier wohnten damals nicht nur Indianer von allerhand Nationen, ſondern auch Europäer, die die Lebensart der Wilden angenommen hatten. Unter dieſen war die alte Frau Montour, eine Franzöſin, die einen Indianiſchen Kriegsmann geheirathet, ihn aber in einem Kriege gegen die Catawbas verloren hatte. Bey dieſer kehrte der Graf ein, und ruhete ein paar Tage aus.

Von Otſtonwackin ging Petrus Böhler nebſt den Indianern Joſua und David zurück nach Bethlehem, und Weißer Geſchäfte halber nach Tulpehokin, verſprach aber in einer beſtimmten Zeit gewiß wieder bey dem Grafen zu ſeyn. Dagegen war Martin Mack mit ſeiner Frau von Schomokin wieder gekommen, und reiſete mit dem Grafen und deſſen übrigen Gefährten nach Wajomick.

Hier wohnten damals die Schawanoſen, ein überaus verderbtes, grauſames und gegen die Europäer beſonders feindſeliges Volk, dem die Irokeſen dieſe Gegend darum eingeräumt hatten, um durch ſie die Silberminen, die dorten ſeyn ſollen, vor den Europäern zu bewahren. Bey dieſen unfreundlichen Wilden ſchlug der Graf ſein Zelt auf, und blieb daſelbſt 20 Tage. Es zeigte ſich auch ſogleich, daß ſie wirklich dachten, er wäre, wie es von den Europäern gewöhnlich, weltlicher Geſchäfte halber, oder in der Abſicht Land von ihnen zu kaufen, hingekommen. Er ſuchte ſie wol bald darüber zu bedeuten, aber es blieb doch immer

einiger Verdacht bey ihnen übrig. Indeſſen ließ er ſich dieſes nicht hindern, ſowol mit ihren Anführern als auch mit andern von ihnen, ſich zuweilen von unſerm ewigen Heil zu unterreden; er ſchöpfte auch bey etlichen unter ihnen gute Hoffnung, daß ſie das Evangelium nicht vergeblich hören würden; ins ganze aber fand er doch die Herzen noch nicht aufgethan, und ſonderlich war ihr Chief oder König ſehr widrig. Gleichwol diente ihm dieſer Aufenthalt dazu, die armen Wilden näher kennen zu lernen, und je mehr er ihren jämmerlichen Zuſtand einſahe, deſto eifriger betete er für ſie zu GOtt unſerm Heilande. Wenn er zu dem Ende gern in ſeinem Zelte allein ſeyn wollte, durfte er nur den Vorhang zum Eingange mit einer Stecknadel zuſtecken; alsdann unterſtanden ſich die Wilden nicht zu ihm hinein zu gehen.

Inzwiſchen hatten ſie doch den Vorſatz gefaßt, ihn und ſeine Geſellſchaft umzubringen. GOtt aber verhütete es, denn auf einmal wurde dem Conrad Weißer, der davon nichts wußte, noch wiſſen konnte, an einem Orte, wo er über die geſetzte Zeit war aufgehalten worden, ſo bange, daß er in aller Eile nach Wajomick ging; und kaum war er daſelbſt eingetroffen, ſo wurde der mörderiſche Anſchlag der Heiden entdeckt, und zernichtet.

Die Rückreiſe des Grafen von Wajomick nach dem bewohnten Theile von Penſylvanien war wegen der rauhen Witterung und hoch angelaufenen Gewäſſer mühſelig und langſam, auch oftmals gefährlich; doch langten ſie alle unbeſchädigt, froh und dankbar am 9ten November in Bethlehem wieder an.

Von hier war indeſſen der Miſſionarius Gottlob Büttner mit ſeiner Frau zu des Bruder Rauchs großer Freude, am erſten October in Schekomeko angekommen. Dieſe beyden Friedensboten predigten nun gemeinſchaftlich und eifrig,

Engliſch oder Holländiſch, und Johannes, Jonathan und andere getaufte Indianer überſetzten und bekräftigten das Wort öffentlich und beſonders, mit großem Nachdruck. Auch hielten die Miſſionarien öfters Bibelſtunden, um ihre Zuhörer nach und nach mit der heiligen Schrift recht bekannt zu machen, und ein jedes durfte dabey fragen und um Erläuterung bitten, welches zum Wachsthum in der heilſamen Erkenntniß nicht wenig beytrug. Zugleich wurde Schekomeko von den benachbarten Orten immerfort ſtark beſücht, und die Indianer waren mit GOttes Wort kaum zu ſättigen. Viele Wilde, die zum Theil wie die Thiere gelebt und den ſtummen Götzen gedient hatten, blutdürſtig, und in allen Schanden und Laſtern wie erſoffen geweſen waren, hörten nun das Wort von ihrem Heilande und ſeiner Verſöhnung, und manche wurden in den Verſammlungen ſo bewegt, daß ſie nicht aufhören konnten zu weinen; einige fielen auf ihre Angeſichte, und gaben auf ſolche und andere Weiſe zu erkennen, wie ſehr die gehörte Wahrheit ihnen ins Herz drang. Was ſie bey den Brüdern gehört hatten, das erzählten ſie hernach zu Hauſe treulich und mit Freuden wieder. Ins ganze war es eine ausgezeichnete Gnadenzeit für dieſe armen Heiden. Verſchiedene brachten den Brüdern ſogar ihre Kinder, und baten, ſie in ihre Pflege zu nehmen; unter andern ſchenkte ihnen Thomas und Eſther ihre kleine Tochter, weil ſie glaubten, ſie könnten dieſelbe nicht gehörig erziehen. Dieſes Kind wurde in der Taufe Martha genannt, und iſt nachher ein Mitglied der Gemeine in Bethlehem geworden, und war zuletzt Mädchen-Schulhalterin bey der Brüdergemeine in Litiz.

Nachdem noch mehrere auf ihr ſehnliches Verlangen die heilige Taufe empfangen hatten, fand man für gut, wöchentlich eine beſondere Verſammlung mit den Getauften zu halten, in welcher mit ihnen, als Leuten, denen Gnade wie-

verfahren war, geredet, geſungen, gebetet, und gemeiniglich mit dem Friedenskuß beſchloſſen wurde.

Dieſe Verſammlung zeichnete ſich durch das oft recht hinreißende Gefühl der Gegenwart GOttes gar lieblich aus, und hatte einen ſehr ſeligen Einfluß auf den Wandel der Getauften, ſo daß auch benachbarte Chriſten dadurch aufmerkſam gemacht wurden. So erzählte unter andern Jonathan, daß ihn der oben gedachte Bauer Johannes Rau gefragt habe, wie es doch käme, daß er nicht mehr ſo eifrig in der Jagd ſey, wie ſonſten? worauf er ihm geantwortet habe: "Ja, es iſt wahr, ich bin nicht mehr ſo, und will auch nicht mehr ſo begierig ſeyn; meine Begierde ſoll mehr auf den Seligmacher gehen, ihm gehören alle Dinge, und er gibt ſie, wenn und wem er will. Ich dachte ehedem auf der Jagd an nichts als ans todtſchießen; nun iſt mein Herz bey dem lieben Heilande und ſeinen Wunden; wenn ich aber einen Hirſch ſchieße, ſo danke ich GOtt dafür." Ein Wilder, der das mit anhörte, fragte darauf: ob denn der Teufel den böſen Indianern die Hirſche gebe? Und das gab Gelegenheit, von der allgemeinen Liebe GOttes mit ihm zu reden, der ſeine Sonne über Gute und Böſe aufgehen läßt, und allem Fleiſche ſein Futter gibt.

In gedachten Verſammlungen der Getauften wurde, nebſt andern nöthigen Ermahnungen, auch darauf gedrungen, daß ſie fleißig arbeiten ſollten, um aus ihren Schulden heraus zu kommen und ihr eigen Brod zu eſſen; und wenn jemand von ihnen auf irgend eine Weiſe anſtößig wandelte, ſo unterließ man nicht, ihn mit Evangeliſchem Ernſte zurecht zu weiſen.

Am 6ten December 1742 wurde ein eigner Begräbnißplatz für die Getauften eingerichtet, und das Kind Lazara war das erſte Korn, das hier geſäet ward. Sechs Tage

hernach

hernach hatten die Miſſionarien die Freude, 15 Perſonen auf einmal in JEſu Tod zu taufen.

Gegen das Ende des Jahres kam der Miſſionarius Martin Mack mit ſeiner Frau in Schekomeko an, und Rauch reiſete darauf nach Bethlehem. Abraham ſagte bey der Gelegenheit, daß er ſonſt gedacht habe, es ſey kein ſolcher Menſch mehr in der Welt, wie Rauch, nun aber ſey er zufrieden, wenn nur immer Brüder bey ihnen wohnten.

Mack gewann die Indianer gleich bey ſeinem Eintritt unter ſie ſo lieb, daß er, wie er ſelbſt ſchrieb, mit ſeinem ganzen Herzen an ihnen hing. Das erkannte er als Gnade vom HErrn, und war nicht weniger dafür dankbar, daß GOtt ſeiner Frau bey den Indianerinnen einen ſo erwünſchten Eingang ſchenkte, ſo daß ſie beſondere Geſellſchaften zu Herzensunterredungen mit ihnen anfangen konnte, auf welchen ein eigner Segen ruhete. Den getauften Indianer Johannes rühmte Mack in einem Schreiben als einen gründlichen und muntern Zeugen JEſu, über den er erſtaunen müſſe, und den Abraham als einen ehrwürdigen, geſetzten und männlichen Bruder, der mit ſeinem Wandel predige, und auch Gaben erlangt habe, mit Nachdruck von unſerm Heilande zu zeugen.

Zu Ende des Jahres 1742 belief ſich die Anzahl der getauften Indianer auf 31 Perſonen, davon die mehreſten in Schekomeko, einige aber in Bethlehem, wohin ſie fleißig zum Beſuch gingen, dieſe Gnade empfangen hatten. Sie waren ſämmtlich von der Nation der Mahikander, denn die Irokeſen ſchienen damals die Predigt des Evangelii mehr bey andern zu befördern, als es ſelbſt annehmen zu wollen.

Uebrigens bemerkten die Brüder ſchon dazumal, daß ſie bey ihrer Arbeit unter den Indianern behutſam und vorſichtig zu Werke gehen müßten; denn ein Theil dieſer Heiden hegte eine große Feindſchaft gegen alle Europäer, und war

den-

denſelben fürchterlich; daher mußten ſich die Brüder hüten, daß ſie nicht bey chriſtlichen Obrigkeiten in den Verdacht eines heimlichen politiſchen Einverſtändniſſes mit ſolchen Indianern kommen möchten. Ein anderer Theil der Wilden, bey welchen ſich Franzoſen aufgehalten hatten, oder noch aufhielten, war vornemlich den Engländern abgeneigt, und den Deutſchen mehr gewogen, weil dieſe doch, wie ſie ſagten, ihren Landsmann, den zu Bethlehem im Lande der Franzoſen gebornen HErrn JEſum nicht gekreuzigt hätten, wie die Engländer. Hier war alſo wiederum auf Seiten der Brüder alle Vorſicht nöthig, um allen Schein einer Partheylichkeit zu vermeiden, und weder bey dieſen noch jenen anzuſtoßen.

Dritter Abſchnitt.

Der Graf von Zinzendorf reiſet zu Anfang des Jahres 1743 nach Europa zurück. Die Miſſion in Schekomeko erhält mehrere Arbeiter. Lebensart derſelben unter den Indianern. Erſter Beſuch in Pachgatgoch und Potatik. Erſtes Abendmahl in Schekomeko. Einweihung der erſten Kirche und beſſere Einrichtung der Verſammlungen daſelbſt. Feindſelige Bewegungen gegen die Arbeit der Brüder unter den Indianern. Erſter Beſuch in Freehold und an mehrern Orten.

Die Begierde, mit welcher die Indianer das Evangelium von JEſu Chriſto annahmen, ließ vermuthen, daß man zur Bedienung dieſer Miſſion in kurzem mehrere Perſonen würde anſtellen müſſen. Damit nun die Brüder einerley Grundſätze bey der Verkündigung des Evangelii an

die

die Heiden, und bey der Pflege der Getauften befolgen möchten, ſo machte der Graf von Zinzendorf einen Entwurf zu einem Unterricht für die Heidenboten, wobey die heilige Schrift und die damalige Erfahrung der Brüder zum Grunde gelegt wurde.

Nachdem nun dieſer würdige Herr, alles, was zu der Bekehrung der Heiden für die Zeit in Nord-Amerika von ihm gethan werden konnte, vollendet, und noch den Bruder Joſeph Schaw nach Schekomeko, um ſich der dortigen Indianer-Jugend als Schulhalter anzunehmen, abgefertigt hatte, ſo trat er zu Anfang des Jahres 1743 ſeine Rückreiſe nach Europa an. Rauch aber, der in Bethlehem geheirathet hatte, kam mit ſeiner Frau wieder auf ſeinen Poſten zurück, den er nunmehr mit Büttner und Mack gemeinſchaftlich bediente. Nicht lange hernach wurden auch die Brüder Pyrläus und Senſemann mit ihren Frauen bey der Miſſion angeſtellt; deßgleichen Friedrich Poſt, der nachher eine getaufte Indianerin zur Ehe nahm. Büttner und ſeine Frau hielten ſich faſt das ganze Jahr 1743 hindurch in Schekomeko auf. Die andern verbrachten die meiſte Zeit an andern Indianer-Orten, indem ſonderlich die Einwohner von Wachquatnach und Pachgatgoch die Brüder inſtändigſt baten, ſich ihrer anzunehmen und ſie öfters zu beſuchen. Bey der Gelegenheit erzählten dieſe Indianer, daß einige Hochdeutſche in Freehold ihnen Rum verſprochen hätten, wenn ſie den Bruder Rauch todtſchlagen wollten, und wunderten ſich darüber, daß die weißen Leute ſo böſe gegen die Lehre vom Heilande wären, da ſie doch ſonſt allerley wunderliche Dinge lobten. Hieraus ſahe man nun wohl, daß der Widerwille gegen das Werk GOttes unter den Heiden ſich bey manchen ſogenannten Chriſten noch nicht gelegt hatte; die Brüder aber ſchwiegen dazu, ſegneten diejenigen, die ihnen fluchten, und ließen ſich dadurch in ihrem Berufe

nicht ſtören, ſondern widmeten ſich mit Verleugnung aller eignen Bequemlichkeit, ganz der Arbeit unter den Heiden.

Ihren Unterhalt verdienten ſie mehrentheils mit allerley Arbeit für die Indianer, die aber nicht im Stande waren, ihnen viel dafür zu geben. Dabey lebten ſie auf Indianiſche Art, und gingen auch mehrentheils eben ſo gekleidet, daher man ſie auf Reiſen öfters mit Indianern verwechſelte. Wenn aber das, was ſie ſich ſelbſt erwarben, zu ihrem Unterhalt nicht zureichen wollte, ſo wurden ſie von Bethlehem aus nothdürftig unterſtützt.

In ihrem Berufe und Geſchäfte hatten ſie vielen Widerſtand und oft außerordentliche Prüfungen zu erfahren. Die Liſt und Macht des böſen Feindes und ſeiner Werkzeuge trat ihnen allenthalben in den Weg und ſetzte ſie in große Noth und Gefahr. Der HErr unſer Heiland unterſtützte ſie aber mächtig, und ſchenkte ihnen oft außerordentlichen Muth und Glaubenskraft, die Anſchläge des Satans zu vernichten. Durch dieſe herrlichen Beweiſe der Macht und Gnade GOttes geſtärkt, blieben ſie unerſchüttert darauf geſtellt, in Erkenntniß ihres gänzlichen Unvermögens das Evangelium getroſt, und mit kindlichem Vertrauen auf die Hülfe des HErrn fortzutreiben, dem ſie alle ihr Anliegen im Gebet mit gewiſſer Verſicherung der Erhörung vortrugen. Büttner z. B. wollte einmal auswärts beſuchen, bekam aber unterwegs das Blutſpeyen. Da flehete er kindlich zum Heilande, er möchte ihm doch helfen, denn da er heute noch an den Ort müßte, ſo habe er ja nicht Zeit krank zu ſeyn; und ihm geſchahe nach ſeinem Glauben.

Die meiſten von den auswärtigen erweckten Indianern, die in Schekomeko beſuchten, wohnten in Pachgatgoch, etwa 5 Deutſche Meilen von Schekomeko, in der Grafſchaft Connektikut. Dieſe, nachdem ſie bey der Obrigkeit vergeblich um einen chriſtlichen Prediger angehalten, wendeten

ſich

ſich nun an die Brüder, und baten, daß jemand zu ihnen geſchickt würde, der ihnen das ſüße Wort von JEſu verkündigte. Der Miſſionarius Mack kam dann mit ſeiner Frau am 28ſten Januar in dieſer Abſicht daſelbſt an, und nahm bey dem Capitain des Ortes, der mit ſeiner Familie erweckt war, ſein Quartier. Die dortigen Wilden empfingen ihn mit vielen Freuden, und ſagten, er und ſeine Frau müßten ſie doch ſehr lieb haben, da ſie bey dem ſo ſehr ſchlechten Wetter ſich hätten entſchließen können, zu ihnen zu kommen. Mack bekräftigte dieſes, und machte ihnen darauf die Abſicht ſeines Beſuches bekannt.

Während ſeiner Anweſenheit daſelbſt kam einer von den Engliſchen ſogenannten New-Lights, und bewies den Wilden in einer 2 Stunden langen Predigt, daß der liebe GOtt ſehr böſe auf ſie ſey, und ſie in die Hölle werfen werde. Die armen Leute, denen ihr ſündliches Verderben nicht mehr unbekannt war, fanden in der Lehre keinen Troſt für ihre Seelen, baten daher den Bruder Mack um eine Predigt, und ſagten: Jener Mann predigt nicht wie die in Schekomeko; er hat nichts vom Blute JEſu geſagt. Als nun Mack von der Glückſeligkeit derer, die an den Heiland glauben, redete, entſtand eine große Bewegung unter dem Volke, und einer ſagte zum andern: Ach wenn es doch der Heiland hier ſo machen wollte, wie in Schekomeko. Bey einer andern Unterredung fing eine Frau an bitterlich zu weinen, und ſagte: Ich weiß wohl, daß ich ein ſehr böſes Herz habe, aber ich kann mir nicht helfen. Mack wies ſie liebreich zu Chriſto; und wie er ihnen allen bezeugte, daß die Freyheit von Sünden lediglich durch den Glauben an das Blut JEſu erlangt werden könne, ſo ſagten ſie unter einander: "Ja, das iſt ſo, das iſt der rechte Weg, der hat uns gefehlt: das ſind nicht nur Worte, es kommt den Leuten aus dem Herzen."

Oeſters

Oefters gaben ſie durch ihre Fragen Gelegenheit ihnen zum Herzen zu reden, und den Weg des Lebens näher auszulegen, welches von ſolcher Wirkung war, daß Mack damals ſchrieb: "Es iſt unausſprechlich, was die Seelen für ein Gefühl haben, wenn wir vom Lamme GOttes und ſeinem Blute zeugen; alles fängt an zu leben, wenn davon die Rede iſt." Ueberhaupt entzündete das Feuer der Liebe GOttes ſehr viele Seelen an dieſem Orte.

Von Pachgatgoch aus that Mack einen Beſuch in Potatik, etwa 15 Deutſche Meilen weiter im Lande, und zwar auf ausdrückliche Einladung des dortigen Indianer-Capitains, eines ſonſt erzböſen Mannes, der bisher alle, die ihm etwas von JEſu Chriſto ſagten, hatte wollen todtſchlagen oder erſchießen laſſen. Am 4ten Februar trat Mack mit ſeiner Frau dieſe Reiſe an. Die Pachgatgocher vergoſſen beym Abſchied viele Thränen, und baten herzlich, daß ſie doch bald wieder zu ihnen kommen möchten. In Potatik kehrten ſie in die erſte ihnen aufſtoßende Hütte ein. Der Indianer nahm ſie ſehr liebreich auf, und fragte gleich, ob ſie nicht von Schekomeko kämen, er könne es ihnen anſehen, daß ſie daher wären. Hierauf erzählte er, daß er nun ſeit anderthalb Jahren angefangen habe, in die Kirche zu gehen. Auf die Frage: was ihn dazu bewogen habe? antwortete er: ſeine Tochter habe ſich in ihrer Krankheit gefürchtet, verdammt zu werden, und darum einen chriſtlichen Prediger begehrt, dem ſie ihre Noth geklagt, und der ihr den Rath gegeben, ſie ſolle ihr Lebetage nicht mehr am Sonntage arbeiten, nicht ſtehlen, nicht lügen, fleißig in die Kirche gehen und beten, ſo werde ſie GOtt annehmen! Seine Tochter habe darauf zu ihm, dem Vater, geſagt: er ſähe wohl, daß es für ſie zu ſpät ſey, dieſen Rath zu befolgen, ſie müſſe ſterben, er aber ſolle doch ja nicht ſolange warten, ſonſt gehe er auch verloren; ſie ſey darauf wirklich

geſtorben und er habe ſich ſeitdem der guten Sachen befliſ-ſen; es wolle aber damit doch nicht recht gehen; den Sonn-tag halte er noch am beſten, das andere aber übertrete er einmal um das andere. Der Prediger, den er darüber um Rath gefragt, habe ihm geantwortet: er gehe noch nicht fleißig genug in die Kirche. Er finde aber, daß es gleich-wol immer einerley mit ihm bleibe; kurz, er ſey gebunden, und könne nicht von der Stelle kommen. Mack fragte ihn hierauf, ob er an JEſum, ſeinen Erlöſer glaube? Ant-wort: Nein, das kann ich nicht ſagen. Das gab Gelegen-heit, ihm zu bezeugen, daß, wenn er an JEſum Chriſtum, den ewigen GOtt, der für ihn Menſch worden und ihn mit ſeinem Blute vom Satan losgekauft habe, glauben lerne, ſo würde er nicht nur vom Stehlen, Fluchen, Saufen und dergleichen, ſondern von dem ganzen Sündendienſte frey werden. Er bezeugte, ſo etwas noch nie gehört zu haben, war ſehr froh über Macks Ankunft, brachte ihn zu den an-dern Heiden, und erzählte ihnen, was er mit dem Miſſio-nario für ein Geſpräch gehabt hatte; unterdeſſen kamen ſehr viele zuſammen, denen Mack den Zweck ſeines Beſuchs deutlich machte, und ſie erſuchte, ihn und ſeine Frau ein paar Tage in ihren Hütten wohnen zu laſſen. Alle waren freundlich, und konnten ſich nicht genug darüber wundern, daß ſie um ihrentwillen einen ſo weiten Weg im Buſche ge-gangen wären. Sogleich wurden Boten ausgeſchickt, die übrigen Indianer herbey zu rufen, und Abends waren ſie alle beyſammen, thaten viele Fragen, und wunderten ſich über alles, was ſie ſahen und hörten, ſonderlich auch dar-über, daß ihre Gäſte es ſo getroſt wagten, bey ihnen zu ſchlafen und zu eſſen. Von der Gnade, die ihren Lands-leuten in Schekomeko wiederfahren war, hatten ſie ſchon gehört, und wußten auch, was dieſelben vorher für gott-loſe Leute geweſen waren. Mack ſagte hierauf: zu ſolchen

ſeligen Leuten will euch der Heiland auch machen, es kommt nur darauf an, daß ihr euch mit eurem ganzen Elende ihm überlaſſet; er wird euch alsdann eure Sünden vergeben, euch von eurer Sklaverey befreyen, und zu ſolchen Leuten machen, wie er euch haben will. Dieſe Botſchaft war ihnen überaus wichtig, und die Unterredung währte bis Mitternacht. Wenn Mack ſtille war, wiederholten ſie ſich ſeine Worte, dergleichen ſie nie in ihrem Leben gehört hatten. Dabey erzählten ſie, daß die Engliſchen Prediger ihnen verſprochen hätten, ſie zu taufen, ſobald ſie würden leſen und die 10 Gebote auswendig herſagen können. Viele dieſer Indianer ſprachen Holländiſch oder Engliſch, und bey den übrigen war Macks Frau, die von Kind auf unter den Mahikandern geweſen, ihres Mannes Dollmetſcher. Des folgenden Tages gab ſich ein Engländer, deren verſchiedene da herum wohnten, alle Mühe, den Miſſionarium zu überreden, ſein Quartier bey ihm zu nehmen, weil es gefährlich ſey, Tag und Nacht unter den Indianern zu ſeyn. Mack aber erwiederte, er ſey lediglich um dieſer Heiden willen hergekommen, und wolle darum auch bey ihnen bleiben. Einige Indianer, die ihre Unterredung angehört hatten, wunderten ſich darüber, und ſagtens hernach den andern, wie lieb Mack ſie habe; ſo ſtark habe ſie noch kein Menſch geliebt; es müßten wenig ſolche Menſchen in der Welt ſeyn, und konnten dem Miſſionario und ſeiner Frau ihre Dankbarkeit nicht genug bezeigen. Mack aber nahm davon Veranlaſſung, ihnen zu ſagen, wie lieb unſer Heiland die Menſchen habe, und daß, wenn man ſeine Liebe im Herzen fühle, man auch ſeine Mitmenſchen auf die rechte Art lieben lerne. Nun kam auch der Capitain des Ortes hervor, und ſagte ſeinen Leuten, wenn ſie ſich bekehren wollten, ſo möchten ſie ſich recht und ganz bekehren. Wenn er einmal anfinge, ſo wolle ers auch ſo thun. Des andern Tages kam eine Frau in aller

Frühe

Frühe zu ihm und ſagte, daß ſie die ganze Nacht nicht habe ſchlafen können, weil ſeine Worte ihr ſo tief ins Herz gegangen wären; ſie ſey dadurch ganz unruhig geworden; worauf ihr deutlich gemacht wurde, wie ſolches ein Zeichen ſey, daß unſer Heiland ſie ſelig machen wolle.

Hier hatte Mack auch ſtarken Beſuch von Europäern, die ſämmtlich über ſeinen ruhigen Aufenthalt mitten unter den Wilden voll Erſtaunen waren. Einer derſelben, der die Schweſter Mackin mit den Indianerinnen reden hörte, und einen Indianer fragte, was er von ihr dächte? bekam zur Antwort: "Sie glaubt, was ſie ſagt, ich habe in meinem Leben keinen Menſchen mit ſolcher Gewißheit reden hören, wie ſie; ſie hats im Herzen." Bey einem ſolchen Beſuch trat einmal der obgedachte Capitain herein, und ſagte zu den Europäern, "ſie ſollten ſich ſchämen, daß ſie ſolange unter ihnen geweſen wären, und ihnen das noch nie geſagt hätten, was ſie nun von dem Miſſionario hörten; er ſage ihnen, was er in ſeinem eignen Herzen erfahren habe, führe ſie auf ihr Herz, wie es darin ausſähe, und träfe es genau; ſie hingegen plauderten und läſen aus Büchern, und thäten ſelbſt nicht, was ſie ſagten; nun wüßten ſie doch, wie ſie könnten ſelig werden u. ſ. w." Die Europäer waren darüber voll Verwunderung, und konnten nichts dagegen ſagen. Mack beſuchte auch den Engliſchen Prediger daſiger Gegend, der mit der Brüder Arbeit unter den Wilden wohl zufrieden war, weil er ſich keinen Rath mit ihnen wußte.

Als nun Mack an dieſem Orte fertig zu ſeyn glaubte, kamen alle Wilde wieder zuſammen, um mit ihren Gäſten Abſchied zu machen. Auf die Frage, ob ſie ihn lieb hätten? konnten ſie vor Herzensbewegung kaum antworten. Darauf betete er noch über ſie und befahl ſie der Gnade GOttes. Sie weinten dabey ſehr, und ſagten: Wir fühlen, daß

wir arme Sünder ſind, und nun gehet ihr weg, und laſſet uns allein. Mack tröſtete ſie, und eilte mit ſeiner Frau, ſehr vergnügt über dieſen Beſuch, nach Pachgatgoch zurück.

Der Miſſionarius Büttner traf nebſt dem Indianer Jonathan zu gleicher Zeit daſelbſt ein, und bald darauf wurden 6 von den daſigen Indianern getauft. Es waltete dabey große Gnade vom HErrn unter dem armen Volke, und man konnte nach dem Zeugniß der Miſſionarien, deutlich ſehen, daß der heilige Geiſt in der Taufe über ihnen ausgegoſſen worden; denn ſie brachten oft halbe Nächte im Gebete zu; und am Tage verkündigten ſie den Tod des HErrn bey aller Gelegenheit. Unter dieſen Getauften war auch der bisherige Capitain von Pachgatgoch, Namens Maweſeman, welcher Gideon genennt wurde, deßgleichen ein Sohn des Bruders Iſaak in Schekomeko. Dieſer war vor etwa 8 Wochen dahin gekommen, ſeinen Vater, den er ſeit 8 Jahren nicht geſehen, zu beſuchen; weil er nun das Evangelium noch nicht gern hören wollte, ſo wurde ihm daſelbſt bald zu enge, und er lief nach Pachgatgoch. Hier aber war gerade die erſte Erweckung, er ward mit angefaßt, ſeine Unruhe wurde immer größer, und er konnte der Gnade GOttes und der Kraft ſeines Wortes nicht länger widerſtehen, ſondern ſuchte und fand Vergebung der Sünden zu JEſu Füßen.

Dieſe 6 Getaufte waren alſo die Erſtlinge in Pachgatgoch, und ihr Exempel reitzte gar viele Wilde, ihnen nachzufolgen. Bald darauf kamen ſie nebſt andern Indianern von Pachgatgoch und Potatik, 27 an der Zahl, nach Schekomeko zum Beſuch, um die ſüßen Worte des Lebens zu hören. In dieſen Tagen waren die Predigten der Miſſionarien beſonders lebhaft und feurig. An den Aeußerungen der Getauften über unſern Heiland, und an ihrem Betragen gegen einander konnte

konnte man recht deutlich ſehen, was die erſte Liebe iſt. Gideon bat zugleich, daß doch ein Bruder bey ihnen in Pachgatgoch wohnen möchte, und von Potatik fanden ſich auch 4 Deputirte ein, um einen Lehrer zu bitten, das bewog den Bruder Mack abermals eine Beſuchreiſe dahin vorzunehmen, da er denn wiederum alles nach der Predigt des Evangelii begierig fand.

Dißmal hatte er mehr als 20 getaufte Indianer von Schekomeko mitgenommen, die ſich zum Theil als treue Gehülfen in der Verkündigung des Wortes GOttes bewieſen.

Beſonders that ſich der oft erwähnte Johannes darin ſo hervor, daß alle ſeine Landsleute voll Verwunderung über ihn waren. Er hatte eine vorzügliche Gabe, das, was er ſagen wollte, recht deutlich zu machen; zuweilen auch durch Bilder. Wenn er z. B. das böſe Herz beſchreiben wollte, ſo nahm er ein Bret, zeichnete darauf mit einer Kohle ein Herz, aus welchem auf allen Seiten Zacken und Stacheln herausgingen, und ſagte: "Sehet, ſo iſt das Herz, wenn der Satan darin wohnt; alles Böſe kommt von innen heraus." Das machte einen ſtärkern Eindruck, als die künſtlichſte Rede. Auch Joſua und Gideon legten recht geſalbte Zeugniſſe von der Gnade im Blute JEſu ab; denn ſie konnten nicht ſchweigen von dem, was ſie an ihren Herzen erfahren hatten.

Während der Zeit, daß Mack in Potatik beſuchte, blieb Gideon in Pachgatgoch zurück. Eines Tages kommt ein Wilder zu ihm, hält ihm eine Flinte vor den Kopf, und ſagt: Nun will ich dich erſchießen, denn du redeſt immer vom Heiland; haſt du was, ſo behalt es für dich. Gideon antwortete: Wenn dirs mein Heiland nicht erlaubt, ſo kannſt du mich nicht erſchießen. Der Wilde wird dadurch ſo betroffen, daß er ſeine Flinte weglegt, und ganz traurig in die Stille geht. Seine Frau wird indeſſen tödtlich krank,

Mack kommt nach Pachgatgoch zurück, der Wilde eilt zu ihm und bittet ihn, er möchte doch kommen und ihm und ſeiner Frau etwas von GOtt ſagen, ob er gleich erſt 2 Tage vorher gedrohet hatte, einen jeden todt zu ſchießen, der ihm etwas davon ſagen würde. Mack geht hin, und findet eine Menge Menſchen verſammlet, denen er und ſeine Indianiſchen Gehülfen Joſua und Gideon das Heil GOttes mit ſolcher Freudigkeit verkündiget, daß der Mann ganz weich wird, und unter den armen Leuten eine gewaltige Bewegung entſteht.

Der dißmalige Abſchied mit den Seelen in Pachgatgoch war beſonders rührend. Die Wilden kamen alle zuſammen, und ſagten, daß ob ſie gleich 2 Wochen lang ſo vieles genoſſen hätten, ſie dennoch ſehr hungrig wären, und baten angelegentlich um noch eine Predigt. Mack redete alſo nochmals von der Kraft des Blutes JEſu; wenn er aufhörte, fing Joſua an; wenn dieſer vor Weinen nicht weiter reden konnte, ſetzte Samuel die Rede fort, und zuletzt bekräftigte es noch Gideon. Die Zuhörer waren dabey ſo gerührt, daß der Miſſionarius bezeugte, dergleichen in ſeinem Leben nicht beygewohnt zu haben.

Die Aelteſtenconferenz in Bethlehem, welche die Aufſicht über die Miſſion ins ganze hatte, ließ die Indianer-Gemeine zuweilen von einigen Brüdern aus ihrer Mitte beſuchen. So hielten ſich in dieſem Jahre der Biſchof Nitſchmann und die Brüder Böhler, Anton Seyffart, Hagen und Nathanael Seidel eine Zeitlang in Schekomeko auf, und waren über die mächtigen Beweiſe des Geiſtes und der Kraft GOttes unter dieſen ſo gnädig heimgeſuchten Heiden voll Erſtaunen und Dankbarkeit. Erſt vor etlichen Jahren ſchrieb mir (dem Verfaſſer) Anton Seyffart: "Ich erinnere mich noch mit Vergnügen daran, wie ich, als ich im Jahr 1743 in Schekomeko war, mehrmals geſehen habe, daß

ganze Verſammlungen von mehr als 100 Perſonen bey Anhörung des Evangeliums über ihr Sündenelend und um die Vergebung ihrer Sünden geweint haben. Der Ausdruck in einem Liede: "Und wär' er wie ein Bär, er wird zum „Lamme, und wär' er kalt wie Eis, er würd' zur Flam„me," — wurde da realiſirt."

Einige Brüder von Bethlehem beſuchten auch die Wilden in andern Gegenden, ſonderlich die Delawaren, welche aber damals von dem GOtt der Chriſten durchaus nichts hören wollten. Auf ſolchen Reiſen, die mit vielen Beſchwerlichkeiten, ja oft mit Lebensgefahr verbunden waren, wurden die Brüder durch die täglichen Looſungen der Brüdergemeine manchmal beſonders getröſtet und ermuntert. Einmal, da ein Paar ſolche Friedensboten ſowol durch Buſchfeuer, als auch durch einen hoch angelaufenen Bach durchgehen mußten, hieß gerade die Looſung des Tages: So du durchs Waſſer geheſt, will ich bey dir ſeyn, daß dich die Ströme nicht ſollen erſäufen; und ſo du ins Feuer geheſt, ſollſt du nicht brennen, und die Flamme ſoll dich nicht anzünden. Ob nun gleich aus dieſen Beſuchen für die Zeit nichts herauszukommen ſchien, ſo machte doch die Liebe, mit welcher die Brüder den Indianern begegneten, auf ſie einen tiefen Eindruck, und blieb nicht ohne Frucht.

In Schekomeko aber nahm die Indianer-Gemeine an der Zahl der Mitglieder und an innerer Gnade merklich zu, nur fehlte ihr noch eine Hauptſache, der Genuß des heiligen Abendmahls, und die Miſſionarien glaubten nun, unrecht zu thun, wenn ſie dieſes große, von JEſu Chriſto ſeiner ganzen Gemeine vermachte Geſchenk, den Gläubigen aus den Indianern noch länger vorenthielten. Sie wählten daher mit großer Ueberlegung 10 Getaufte, die als die erſten des heiligen Abendmahls ſollten theilhaftig werden. Man gab ihnen vorher feyerlich einen kurzen, ſchriftmäßigen Un-

terricht, daß ſie im heiligen Abendmahl den Leib und das Blut JEſu, nach ſeinem Worte, genießen, dadurch im Glauben mit ihm vereinigt werden, und dabey eine kräftige Erneuerung der Vergebung aller ihrer Sünden bekommen würden; worauf man über ſie betete, und ſie der treuen Pflege GOttes des heiligen Geiſtes empfahl, ſie zu dieſem ſeligen Genuſſe ſelbſt zu bereiten.

Der 13te Merz dieſes Jahres war der groß eTag, an welchem die Erſtlinge aus den Indianern zu dem erſtmaligen Genuſſe dieſes hohen Gutes gelangten. Vorher hatten ſämmtliche Getaufte nach apoſtoliſcher Weiſe die Agapen, oder das Liebesmahl, wobey von der Gnade, die ihnen theils ſchon wiederfahren, theils von unſerm Heilande noch zugedacht wäre, geſprochen wurde. Sodann kamen die Abendmahlscandidaten zuſammen, und man diente ihnen das Fußwaſchen an, ſegnete ſie mit Handauflegung und beſchloß dieſe Handlung mit dem Friedenskuß. Hierauf beging dann dieſes kleine Indianer-Gemeinlein das heilige Abendmahl, nach Chriſti Einſetzung unter einem tiefbeugenden und herzzerſchmelzenden Gefühl ſeiner Gnadengegenwart und unbegreiflichen Sünderliebe. Bey dem darauf folgenden Anbeten, ſchreibt der Miſſionarius, zerfloſſen wir alle in Thränen, und ich werde dieſes erſte Abendmahl mit den Indianern nicht vergeſſen.

Bey dem zweyten am 27ſten Junii waren 22 Indianer, und darunter einige von Pachgatgoch. Den Tag nachher ſagte einer derſelben, er hätte nicht gedacht, daß man ſo ſelig ſeyn könnte, wie er es geſtern gefühlt habe; aber auszuſprechen ſey es nicht. Auf ähnliche Art erklärten ſich mehrere.

Da es nun den Gläubigen anlag, mit Verleugnung des ganzen heidniſchen Weſens, in allen Stücken ſo zu handeln, wie es ſich für eine Gemeine GOttes geziemet, ſo wurden ſie unter ſich einig, Statuten, oder Gemeinordnungen,

noch mehrere, als der Graf von Zinzendorf ihnen ſchon empfohlen hatte, an ihrem Orte einzuführen, nach welchen ſich jedermann, der bey ihnen wohnen wollte, betragen müßte. Und damit darüber gehörig gehalten würde, ſo ward der Bruder Cornelius, ein ehemaliger Capitain unter den Wilden, zum Aufſeher darüber ernannt. Dieſer nahm dann die Einwohner zuſammen, machte ihnen die neuen Ordnungen auf eine anſtändige Weiſe bekannt, und beſorgte hernach ſein Amt mit vieler Treue und zu völliger Zufriedenheit der Einwohner. Nach einem Abendmahl aber bat er um die Entlaſſung von ſeinem Amte, weil er, wie er ſagte, einen ſolchen Genuß am Heilande im heiligen Abendmahl gehabt habe, daß er ſich am liebſten aller äußern Geſchäfte entſchlagen möchte, um nur mit ihm umgehen zu können. Er ließ ſich indeſſen doch bedeuten, es ſolange zu behalten, bis man einen andern an ſeine Stelle finden würde, nur bat er, man möchte ihn nicht Capitain nennen, denn er ſey der elendeſte unter allen ſeinen Brüdern.

Im Julio dieſes Jahres wurde die neue Kirche in Schekomeko fertig, und bey Anweſenheit einiger Aelteſten der Gemeine zu Bethlehem eingeweihet. Sie war 30 Fuß lang, 20 breit, und ganz von Baumbaſt gemacht. Von da an machte man in Abſicht auf die Verſammlungen eine beſſere Ordnung. Gewöhnlich war alle Morgen ein Vortrag über einen bibliſchen Text, und Abends wurde öfters eine Singſtunde gehalten. Auch richtete man eine Art von Bet- oder Gemeintage ein, da Nachrichten von andern Theilen des Reiches GOttes geleſen, und Fürbitte, Gebet und Dankſagung für alle Menſchen gemeinſchaftlich vor GOtt gebracht wurde.

Hierüber bezeigten die Indianer eine beſondere Freude, auch darum, weil ſie daraus vernahmen, daß an ſo vielen andern Orten, ihrer fleißig im Gebete gedacht worden.

An ſolchen Tagen, und überhaupt an Sonn- und Feſttagen ging es in Schekomeko ſehr lebhaft zu, indem man wol mit Recht ſagen kann, daß von früh bis in die Nacht des Todes des HErrn gedacht wurde, und von ſeiner vollgültigen Verſöhnung kein Schweigen war. Einmal unter andern, da über 100 Wilde zum Beſuch gekommen waren, bemerkte man, daß, wo nur 2 zuſammen ſtanden, allemal die Rede von unſerm Heilande war, und von ſeiner Liebe zu den Sündern, die ihm ſo viele Marter zugezogen. Und der Trieb, von JEſu zu zeugen, war bey den Gläubigen ſo ſtark, daß ſolches gemeiniglich bis nach Mitternacht ohne Aufhören fortging.

Ueberdem fanden die Miſſionarien täglich Urſache, GOtt zu loben für die ſelige Gnadenarbeit des heiligen Geiſtes an einzelnen Seelen. Mit Abraham, Iſaak, Jakob und Johannes und ihren Weibern war es durch die Gnade in der Erkenntniß ſo weit gekommen, daß von der Ehe und dem GOtt wohlgefälligen Gange derſelben ſchriftmäßig mit ihnen geſprochen, und ihnen dazu der Segen des HErrn ertheilt werden konnte. Auch ſolche, die den Miſſionarien durch dieſes oder jenes eine Betrübniß verurſacht hatten, machten ihnen großentheils bald wieder die Freude, daß ſie ſich auf den rechten Weg zurück bringen ließen. Jonathan z. B. war etliche Tage lang in großer Unruhe. Er hatte ſich gegen ſeine Brüder vergangen, und wollte es zwar dem Heilande abbitten, konnte aber doch noch nicht vergnügt werden, ſondern es hieß immer in ſeinem Herzen: Du mußt es auch mit deinen Brüdern ausmachen. Er that es endlich, und dieſer Umſtand diente dazu, daß er ſich beſſer kennen lernte. Ein anderer Getaufte hatte ſich durch fremde Indianer zum Trunk verleiten laſſen. Das that der Gemeine ſehr wehe; ſie wurde aber in öffentlicher Verſammlung gebeten, ihm nicht hart zu begegnen, ſondern

ihn vielmehr, da er es ſelbſt mit großen Schmerzen bereuete, zum mitleidigen Herzen JEſu hinzuweiſen und in ihr Gebet einzuſchließen. Nach einigen Tagen ward er der Vergebung der Gemeine verſichert, und wieder angenommen. Ein alter Indianer, Namens Salomo, der im Herzen angefaßt war, aber nicht gern als ein ſolcher Sünder erſcheinen wollte, wie er ſich fühlte, zog mit allen den Seinigen aus Unmuth von Schekomeko weg, und verſprach, vielleicht in 3 Wochen wieder zu kommen; denſelben Abend aber war er ſchon wieder da, und bezeugte, daß er nicht fort könnte. Das hörten die übrigen gläubigen Indianer, und ſagten zu einander: Er wird unſerm Heilande nicht entlaufen. Des Jonas noch ungetauftes Weib kam auf den Einfall, ihn zu verlaſſen. Er fragte die Miſſionarien, wie er ſich dabey verhalten ſollte, er wollte ihnen in allem, wie ein kleines Kind, folgen. Es wurde ihm alſo Rath ertheilt, wie ſanftmüthig, liebhabend, und doch ſtandhaft er ſich zu betragen habe, und Johannes wurde zu der Frau geſchickt, ihr zuzureden, daß ſie doch wieder zu ihrem Manne umkehren möchte. Das that eine ſo gute Wirkung, daß ſie ihm antwortete: Das iſt wahr, ich habe ein ſo ſchlechtes Herz, daß ich immer böſes thun muß, wenn ich gleich nicht will. Nachdem aber Johannes ihr mit Nachdruck geſagt hatte, wie ſie davon los werden könnte, kehrte ſie wieder um, blieb bey ihrem Manne, und bekehrte ſich nachher ebenfalls.

Schekomeko war nun für die Zeit hinlänglich beſorgt; damit es aber auch den Seelen in Pachgatgoch an der gehörigen Pflege nicht fehlen möchte, zog Martin Mack mit ſeiner Frau dahin, bauete ſich nach Indianiſcher Art ein Haus von Baumrinde, und gedachte hier, da dieſer Ort auf allen Seiten mit Bergen und Felſen umgeben und von denſelben ganz eingeſchloſſen iſt, ſehr fleißig an das Wort, das die Brüder ſo oft geſungen hatten: Die Felſen, die

Löcher, das wilde Geſträuch — ſind unſre von Alters beſtimmete Stellen. Gleichwol war er ungemein gern hier, und ließ ſichs mit ſeiner Frau um des HErrn willen mit Freuden gefallen, in Armuth zu leben und viele Beſchwerden zu ertragen.

Die Erweckung in Pachgatgoch machte aber frühzeitig groſses Aufſehen, bey den chriſtlichen Nachbarn der Indianer, deren verſchiedene allerhand Mittel verſuchten, die Indianer von den Brüdern abwendig zu machen, denn da ſie ſich des liederlichen Lebens der Heiden zu ihrem Vortheil bedient, und ihnen in der Trunkenheit oft allerley Unrecht gethan hatten, ſo verdroß es ſie nicht wenig, daß die Indianer anfingen, ſich in Wahrheit zu bekehren und von ſolchen Sünden abzulaſſen, bey welchen ſie ihren Gewinn gehabt hatten; ſie ſuchten daher die Heiden durch allerhand böſe Nachreden gegen die Brüder einzunehmen, und da dieſes nicht ſogleich Eingang finden wollte, brachten ſie einen Engliſchen Prediger in daſiger Gegend auf ihre Seite, welcher durch einen Kirchenälteſten den Indianern andeuten ließ, daß ſie ſich einen Prediger und Schulmeiſter in Neuengland ſuchen ſollten; der Gouverneur würde für die Beſoldung derſelben ſorgen. Die Indianer aber erklärten ſich dahin, daß ſie ſchon Lehrer hätten, mit denen ſie ſehr wohl zufrieden wären; und auf die Einwendung, daß die Brüder nicht die rechte Lehre hätten, antworteten ſie: "Ihr laßt ja ſonſt die Leute ihren Weg gehen, wenn er auch noch ſo böſe iſt, ſo laßt uns nun auch unſern Weg gehen, er mag ſeyn, wie er will. In euren Städten ſind viele Kirchen, ihr habt viele Partheyen unter euch, und jede ſagt, daß ſie recht hat, und die andern nicht, und doch laßt ihr ihnen ihre Freyheit; eben ſo laßt uns doch auch glauben, was wir wollen, wenn ihr ſchon denkt, daß es nicht recht iſt." Dadurch aber wurden die Widerſacher nur noch mehr aufgebracht,

bracht, ſie nannten die Brüder öffentlich Papiſten und Landesverräther, und Mack, Schaw und Pyrläus, welcher gerade zum Beſuch nach Pachgatgoch gekommen war, wurden als Papiſten gefangen genommen, und 3 Tage herumgeſchleppt, bis ſie von dem Gouverneur in Connecktikut verhört und freygeſprochen wurden. Sie mußten ſich aber gleichwol für 100 Pfund Sterling verbinden, nach den Geſetzen des Landes zu handeln. Da ſie nun die Provinzialgeſetze nicht genau wußten, ſo hielten ſie es fürs rathſamſte, dieſer Schlinge auszuweichen, und nach Schekomeko zurück zu gehen. Viele gläubige Indianer zogen ihnen nach, und andere kamen von Zeit zu Zeit dahin zum Beſuch. Nach einigen Monaten ging dennoch die Schweſter Mackin wieder nach Pachgatgoch, ihre lieben Indianerinnen zu beſehen und erfuhr daſelbſt, daß ſich die Engliſchen Prediger noch immer viele Mühe gaben, die Indianer von den Brüdern abzubringen, und ſie von dem Beſuch in Schekomeko abzuhalten. Einer derſelben hatte zu ihnen geſagt, ſie wären nicht klug, daß ſie ſo weit gingen, und ſich müde Beine holten; ſie ſollten nur in ſeine Predigten kommen; da würde ihnen auch mit etwas Geld geholfen werden. Gideon aber hatte ihm geantwortet: Um des Geldes willen wolle er ſeine Worte nicht hören; es ſey ihm und ſeinen Freunden, darum zu thun, ihre Seelen zu retten, und daher ſey ihnen Schekomeko nicht zu weit, denn ſie hörten da lebendige Worte.

Der Miſſionarius Rauch hatte indeſſen in der Gegend von Albany, Schochary und Canatſchochary am North-River beſucht, und am 23ſten Auguſt kam er nach Freehold, wo gerade eine große Menge Indianer ſich um einen todtkranken Menſchen verſammlet hatten. Sobald der Kranke hörte, daß er der Lehrer von Schekomeko ſey, ermahnte er ſeine Landsleute, auf ſeine Worte zu hören, und

ihm vermachte er ſein Haus, im Fall er ſterben ſollte, welches auch in derſelben Nacht geſchahe. Die Indianer, denen der Miſſionarius die Abſicht ſeines Beſuchs bekannt gemacht hatte, brachten ihm, nach gehaltener Berathſchlagung die Antwort: daß er bey ihnen wohnen und ihnen ſagen ſollte, wie ſie mit GOtt bekannt werden könnten, indem es ſchon längſt ihr Verlangen geweſen ſey, ſo zu werden, wie die Leute in Schekomeko. Er fing dann ſogleich an, ihnen von der Liebe JEſu zu armen Sündern, und von ſeinem Blute und Tode zu predigen. Einigen war es lächerlich, andere aber waren ſtille, und ſchienen ſich ernſtlich zu wundern. Nach etwa 3 Wochen wurden auch hier die Indianer von weißen Leuten gegen ihn aufgewiegelt, und bekamen Rum in Menge geſchenkt, damit ſie ihn im Rauſche umbringen, oder ihre Hunde auf ihn hetzen möchten. Dazu waren die Wilden doch nicht zu bringen; ſie wurden aber ſchüchtern gegen ihn, weil er ihnen als ein ſehr gefährlicher Mann war beſchrieben worden. Inzwiſchen wurden einige von den wildeſten unter den dortigen Indianern nach und nach für JEſum gewonnen. Einer derſelben verbrannte öffentlich ſeinen bisherigen Götzen, beklagte dabey in einer Rede an ſeine Landsleute ſeine vorige Blindheit, und daß er nichts von dem rechten GOtt gewußt habe, ermahnte ſie zugleich, ihre Herzen ebenfalls dem Heilande zu geben, und redete von der Sache ſo nachdrücklich, daß ſie ganz beſtürzt, und verſchiedene ernſtlich um ihr Seelenheil bekümmert wurden. Zu Ende des Jahres waren in Freehold ſchon viele Seelen von der Gnade GOttes ergriffen; andere, die nicht begreiffen konnten, wie dieſes zuging, hatten den Bruder Rauch in Verdacht, daß er ein Zauberer wäre, der ihnen etwas beybrächte, wodurch ſie ſo werden müßten, wie er.

Während dieſer Bemühungen der Brüder unter den Mahikandern und Delawaren vergaß man die Irokeſen nicht.

nicht. Um aber ihnen mit dem Evangelio beyzukommen, mußte man die Maquaiſche oder Mohackiſche Sprache lernen, zu welchem Ende ſich der Prediger Pyrläus erſtlich 3 Monate bey Conrad Weißern in Tulpehokin aufhielt, nachher aber, um in der Sprache weiter zu kommen, ſich mit ſeiner Frau in das Land der Irokeſen, zu dem Engliſchen Miſſionario Barkley nach Juntarogu begab.

Conrad Weißer, der ſich gedrungen fand, ihm nachzureiſen, beſuchte bey der Gelegenheit in Schekomeko. Er hatte jederzeit, als ein Mann, der die Indianer genau kannte, an der Möglichkeit ihrer Bekehrung gezweifelt. Wie groß nun ſeine Verwunderung über das geweſen, was er hier ſahe und hörte, iſt am beſten aus folgendem Briefe zu erſehen, den er nachher an den Miſſionarium Büttner nach Schekomeko ſchrieb: "Es that mir letztens ſehr wehe, daß ich dich nicht habe zu ſehen bekommen, als ich in Schekomeko war, welches ohne Zweifel deine Leibesſchwachheit verhindert hat: Ich bin aber doch mit dem allergrößten Vergnügen da geweſen, und hinweggereiſet. Der Indianer ihr Glaube an den HErrn JEſum, ihre Einfalt und unverſtelltes Weſen, ihre Erfahrung der durchs Blut JEſu zuwege gebrachten und von den Brüdern gepredigten Gnade, gab mir den allergrößten Eindruck und Glaubensgewißheit, daß der HErr mit euch iſt. Es war mir, als ſähe ich ein Häuflein der erſten Chriſten bey einander. Ihre Alten ſaßen in der Verſammlung theils auf den Bänken, theils wegen Enge des Raums auf dem Grunde mit großer Gravität und Andacht, und hörten dem Lehrer zu, als ob ſie ihm die Worte aus dem Herzen nehmen wollten. Johannes war Dollmetſcher, und hat es aufs allerſchönſte verrichtet. Ich halte ihn für einen Mann, der mit Geiſt und Kraft geſalbet iſt. Ich verſtehe zwar die Mahikander-Sprache nicht gründlich; doch ſind mir ihre Weiſen in ihrem

Vor-

Vortrage nach ihren Ideen ſo wohl bekannt, als einigem Europäer in dieſem Lande. Kurz zu ſagen, ich rechne es mit unter die größeſten Gnaden, die mir in meinem Leben geſchenkt ſind, daß ich in Schekomeko geweſen bin. Der Spruch: JEſus Chriſtus geſtern und heute und derſelbe in Ewigkeit, war ganz neu und lebendig in meinem Herzen, als ich die Patriarchen der Amerikaniſchen Kirche daherum ſitzen ſahe, als Zeugen des Verſöhnungsopfers unſers HErrn JEſu Chriſti. Ihr Gebet müſſe hinaufkommen ins Gedächtniß vor GOtt, und aus dem Himmel müſſe gegen ihre Feinde geſtritten werden! Der allmächtige GOtt wolle dir und deinen Gehülfen eine offene Thür geben zu den armen Heiden! Das iſt der herzliche Wunſch deines geringen und aufrichtigen Freundes C. W.

Immittelſt fand Pyrläus bey Herrn Barkley das nicht, was er gehofft hatte. Dieſer Mann, der gegen die Brüder eingenommen war, machte ihm anfänglich viele Schwierigkeiten, und ſagte ihm endlich frey heraus, er könne ihm zu ſeinem Vorhaben nicht beförderlich ſeyn, ohne ſich eine ſchwere Verantwortung zuzuziehen; er ſelbſt ſey ſeiner Arbeit unter den Indianern müde; die Sprache ſey ſo ſchwer, daß er nach vieljähriger Bemühung doch nicht im Stande ſey, in derſelben zu predigen, ſondern er habe nur mit Hülfe eines andern etliche Predigten aufgeſetzt, die er den Indianern von Zeit zu Zeit vorläſe, fände aber gar keine Veränderung bey ihnen, indem ſie nicht einmal das Sauſen und das eitele Bemahlen ihrer Geſichter abgeſtellt hätten. Weil nun Pyrläus überdem an dieſem Orte ſehr genau beobachtet und von Herrn Barkley nicht gern geſehen wurde, ſo ging er an einen andern Ort, etwa 6 Deutſche Meilen weiter, wo er zwar beſſere Gelegenheit fand, in der Indianiſchen Sprache ſeine Abſicht zu erreichen, im äußern aber ein überaus beſchwerliches Leben hatte. Unter andern

mußte

mußte er mit ſeiner Frau in einem Hauſe wohnen, wo ſie 14 Tage lang auf der bloßen Erde ohne Decke ſchliefen, und Tag und Nacht vom Ungeziefer geplagt wurden. Doch machte die Liebe zu den Indianern, daß ſie dieſe und dergleichen Plagen gern ertrugen. Nach einiger Zeit wurde Pyrläus wieder nach Schekomeko zur Miſſions-Conferenz berufen. Hernach reiſete er mit dem Bruder Anton Seiffart nach Canatſchochary, um zu ſehen, ob er dorten die Sprache der Indianer noch gründlicher erlernen könnte. Von Bethlehem aus that in dieſem Jahre der Bruder Bruce mit ſeiner Frau eine Beſuchreiſe nach Otſtonwackin und kam nach 4 Wochen wieder zurück, nicht ohne Hoffnung, daß auch unter dortigen Indianern das Evangelium Eingang finden würde. Deßgleichen that der Bruder Senſemann von Schekomeko aus eine Reiſe am North-River hinauf nach Sohekants, und Skathkak, und fand ebenfalls hin und wieder Eingang. Für dieſe und mehrere dergleichen Bemühungen hielten die Brüder dadurch ſich reichlich belohnt, daß die Indianer-Gemeine zu Schekomeko zu Ende des Jahres 1743 aus 63 getauften Mitgliedern beſtand, die Pachgatgocher und eine beträchtliche Menge ſolcher Indianer, die das Wort hörten, und zum Theil ſchon kräftig gerührt waren, nicht mitgerechnet.

Vierter Abſchnitt.

Ernſtliche Verfolgung der Miſſionarien und der Gemeine zu Schekomeko. Deren Betragen dabey.

Bis daher hatte man der Arbeit der Brüder unter den Heiden noch keine Hinderniſſe in den Weg gelegt, die von nachtheiligen Folgen geweſen wären. Auch in den erſten Monaten dieſes Jahrs 1744 hatte die Gemeine noch

Ruhe und bauete ſich. In Schekomeko, als dem vornehmſten Sammelplatz der Gläubigen, beſuchten die Getauften von Pachgatgoch und Potatik, ſehr fleißig, und wurden von den Miſſionarien und ihren Indianiſchen Gehülfen wieder beſucht. Büttner war vom Januar bis May in Bethlehem, wohin auch Friedrich Poſt zurück gerufen wurde. Indeſſen bedienten Mack, Schaw und Senſemann die Gemeine in Schekomeko. Das Tagebuch der damaligen Zeit, enthält viele liebliche Beweiſe von den ſeligen Wirkungen der Gnade JEſu Chriſti an den getauften Indianern.

Ein kranker Bruder ſagte, daß wenn ihn manchmal eine Ungeduld anwandle, ſo bitte er nur den Heiland, ihn davon zu befreyen, und er werde immer erhört.

Jonathan begegnete einigen Chriſten, die ſo heftig über Taufe und Abendmahl mit einander ſtritten, daß ſie endlich handgemein wurden. Ey! ſagte er, dieſe Leute haben gewiß den Heiland nicht, denn ſie reden von ihm, wie Leute, die von einem fremden Lande reden.

Einem Europäer, der den Indianer Abraham überreden wollte, die Brüder wären keine rechtmäßige Lehrer, antwortete dieſer: Sie mögen ſeyn, wer ſie wollen, ich weiß, was ſie mir geſagt haben, und was GOtt ſeitdem an mir gethan hat. Seht doch meine armen Freunde, wie ſie ſo betrunken vor eurer Thür da liegen. Warum ſchickt ihr ihnen keine Lehrer, die ſie anders machen, wenn ſie was können? Vor 4 Jahren war ich auch noch ſo, wie ein Vieh, und niemand von euch bekümmerte ſich darum, aber die Brüder haben mir das Blut JEſu geprediget, und das hat ſich auf ihr Wort ſo an mir bewieſen, daß ich von dem Dienſt der Sünde erlöſet bin, darum ſind mir meine Lehrer genug.

Im Februar kamen einige Abgeordnete von den Indianern in Weſtenhuck nach Schekomeko, mit der Anfrage,

ob ſie mit ihrem neuen Oberhaupte in Freundſchaft leben wollten? Die Indianiſchen Brüder predigten ihnen erſt das Wort GOttes und ſagten zum Schluß: Wenn wir alle an den Heiland glauben, ſo brauchen wir keine Geſandtſchaften, denn wir ſind ohne dieſelben alsdann rechte Freunde.

Eben daher kam eine von dortigem Prediger getaufte Indianerin nach Schekomeko, und erzählte, wie ſie ſich nach ihrer Taufe 2 Jahre des groben Sündigens enthalten und gedacht habe, ſie wäre nun ganz bekehrt. Durch dringendes Zureden ihrer Verwandten, die ihr vorſtellten, daß das Tanzen keine Sünde ſey, weil ihr Prediger ſelbſt geſagt, es ſtehe in der Bibel: Tanzen hat ſeine Zeit, habe ſie ſich bewegen laſſen, bey einer Indianiſchen Luſtbarkeit zuzuſehen, darauf aber ſey ſie von der Luſt hingeriſſen worden, und habe ſeitdem ein ſchändliches Leben geführt. Darüber ſey ſie nun erſchrocken und hieher gekommen, um zu ſehen, ob ihr noch möchte zu helfen ſeyn. Man wies ſie mitleidig und liebreich mit allem ihrem Elende zu JEſu, der ehedem die große Sünderin in des Phariſäers Hauſe ſo freundlich aufgenommen.

Als der Indianer Daniel auf ſeinem Krankenlager gefragt wurde, ob er gern ſtürbe? lächelte er freundlich und ſagte: es ſey ihm alles recht, was der liebe Heiland mache. In ſeiner Krankheit predigte er ſeinen Landsleuten fleißig, und ſein ſeliges Ende verurſachte unter ihnen eine mächtige Bewegung. Die ganze Gemeine in Schekomeko begleitete ſeine Leiche zu Grabe, und nachdem der Miſſionarius die dabey gewöhnliche Liturgie gehalten hatte, trat der Indianer Johannes auf, und hielt eine Rede von der Freudigkeit eines Gläubigen im Sterben, die großen Eindruck machte. So ſind in dieſem Jahre noch mehrere Getaufte entſchlafen, deren Ende ſelig und erbaulich war.

Die Indianer-Gemeine beſtand nunmehr aus Communicanten, Getauften, Taufcandidaten und Lehrlingen, und jede dieſer vier Claſſen war nach ihrem Grade vom HErrn begnadigt. Den Communicanten ſonderlich war das heilige Abendmahl eine überaus wichtige Sache; ſie prüften ſich vor dem Genuſſe deſſelben mit einer ſolchen Strenge, daß die Miſſionarien, die vorher mit einem jeden einzeln darüber zu reden pflegten, gemeiniglich mehr Urſach fanden ihnen Troſt und Muth zuzuſprechen, als ſie von dem Abendmahl zurück zu halten. Ueber dieſes hohe Gut drückte ſich unter andern Johannes alſo aus: Er könne alles glauben, was der Heiland geſagt habe, und alſo glaube er auch, daß er ihm im Abendmahl ſeinen Leib und ſein Blut gebe, darum, weil ers geſagt habe. Ein anderer ſagte, er würde oft über ſein Sündenelend niedergeſchlagen, wenn er aber das heilige Abendmahl genieße, ſo lebe ſein Herz wieder auf. Ein fremder Europäer, der bey einem Abendmahl der Indianer-Gemeine zuſahe, ſagte nachher, er wäre ſelbſt hundertmal zum Abendmahl gegangen, hätte aber noch nie ſo etwas gefühlt, wie dieſesmal beym Zuſehen; das ſey wahrhaftig des HErrn Abendmahl geweſen, und er werde es in ſeinem Leben nicht vergeſſen.

So war die Gemeine beſchaffen, gegen welche ſich nun die bitterſte Verfolgung erhob. Europäiſche Nachbarn bemüheten ſich noch immerfort die gläubigen Indianer durch allerhand Einſtreuungen, ja gar durch Verführung zum Trunk und andern Sünden, von den Brüdern abzuziehen. Das gefährlichſte aber war die Beſchuldigung, als ob die Brüder bey den damaligen Unruhen in Canada, mit den Franzoſen verſtanden wären, und bey der erſten Gelegenheit die Indianer gegen die Engländer bewaffnen würden. Dieſes mit vieler Dreiſtigkeit verbreitete Gerücht ſetzte endlich die ganze Gegend in Furcht und Schrecken, ſo daß die

Ein-

Einwohner in Sharen (Schären) eine ganze Woche im Gewehr blieben, und einige Familien ihre Plantagen eilend verließen.

Am 1ſten März kam der Friedensrichter Hegemann von Filkentown nach Schekomeko, und zeigte dem Bruder Mack an, daß er ſeiner Pflicht gemäß ſich erkundigen müſſe, was die Brüder für Leute wären, indem man ihnen die gefährlichſten Lehren und Abſichten beymeſſe. Er ſelber glaube zwar von alledem nichts, die Miſſion in Schekomeko erkenne er für ein Werk GOttes, indem durch den Dienſt der Brüder aus den wildeſten Leuten ſolche Menſchen geworden wären, vor denen er und die meiſten übrigen Chriſten ſich ſchämen müßten. Gleichwol würde es für die Brüder ſelbſt gut ſeyn, wenn er, um die Gegner zu beruhigen, ihre Sache gründlich unterſuchte. Weil aber Büttner dabey gegenwärtig ſeyn ſollte, ſo bat er, daß man ihn davon benachrichtigen möchte. Er reiſete darauf wieder ab, und die Brüder blieben von Seiten der Obrigkeit in Ruhe, bis Büttner im May von Bethlehem zurück kam, welches ſie dem Friedensrichter ſogleich meldeten. Darauf wurde ihnen am 14ten May durch einen Corporal angeſagt, daß ſie ſich am nächſten Freytag in Pickipſi, 5 Deutſche Meilen von Schekomeko, mit Gewehr zum Exerciren einfinden ſollten. Da aber ihre Namen nicht auf der Liſte ſtanden, ſo erſchienen ſie nicht. Bald hernach aber wurde es ihnen zum zweytenmal angeſagt, und weil nun die Brüder Rauch, Büttner und Schaw namentlich angeſchrieben waren, ſo ging Büttner einige Tage vorher zu dem Capitain Herrmann in Reinbeck, und ſtellte ihm vor, wie ſie vermöge ihres Berufs, den Heiden das Evangelium zu verkündigen, von allen Kriegsdienſten billig frey ſeyn ſollten. Worauf der Capitain zu verſtehen gab, daß ſie die Rechtmäßigkeit ihres Berufs würden beweiſen und beſchwören müſſen. Dabey

blieb es für dießmal. Sie wurden aber am 18ten Junii durch einen Verhaftsbefehl auf den 23ſten wieder vorbeſchieden. Auch kam des folgenden Tages der Richter von Pikkipſi mit einigen Beamten und etwa 12 Mann nach Schekomeko, und deutete den Miſſionarien an, daß bereits 2 Compagnien marſchfertig geweſen, um ſie zu arretiren, er habe es aber verhindert, um die Sache erſt ſelbſt zu unterſuchen. Er verlange daher von ihnen zu wiſſen, wer ſie geſchickt habe und was ihres Thuns ſey? Büttner antwortete: Sie wären von der Evangeliſchen Brüderkirche und ihren Biſchöfen hergeſchickt worden, und predigten den Heiden das Evangelium. Der Richter bezeugte, daß er zwar die auf ſie gebrachte Beſchuldigungen in Anſehung der Indianer für ungegründet halte; wenn aber die Brüder Papiſten wären, wie es ihm der Engliſche Prediger von Dover für gewiß geſchrieben, ſo könnten ſie nicht länger geduldet werden, und überhaupt müſſe ein jeder, der in dem Lande wohnen wolle, 2 Eide ſchwören, von welchen er den Miſſionarien ſogleich eine Abſchrift überreichte. Der erſte enthielt: Daß König Georg der rechtmäßige Souverain der Krone ſey, und man nichts mit einem Prätendenten derſelben zu thun haben wolle. Der andere: Daß man die Transſubſtantiation, die Anbetung Mariä, das Fegfeuer und dergleichen, verwerfe. Büttner erklärte hierauf, daß er alles dieſes verſichern könne, er hoffe aber, daß man ihm und ſeinen Mitarbeitern das wirkliche Schwören nicht zumuthen werde; denn ob er gleich das rechtmäßige Schwören niemand zur Sünde machen wolle, ſo wünſchte er doch aus guten Gründen, die er auch anzugeben bereit ſey, daß man ihn davon befreyen möchte; dabey er ſich aber aller auf den Meineid geſetzten Strafe unterwürfe, ſobald er etwas thäte, das ſeiner durch Ja und Nein gegebenen Verſicherung entgegen wäre. Damit war der Richter für jezt zufrieden, die Brüder muß-

ten aber bey 40 Pfund Sterling Strafe verſprechen, am 16ten October in Pickipſi vor dem Gerichtshofe zu erſcheinen. Er beſuchte darauf noch die gläubigen Indianer bey ihrer Arbeit auf dem Felde, und nahm höflich Abſchied.

Am 22ſten Junii begaben ſich die Miſſionarien, dem erhaltenen Befehle gemäß, nach Reinbeck. Johannes ſagte zu ihnen beym Abſchied: Geht nur Brüder! ich weiß zu wem ihr kommen ſollt; aber geht nur, der Heiland iſt größer als alles. Hier ſollten ſie nun vor Gericht beweiſen, daß ſie rechtmäßige Lehrer wären. Büttner zeigte ſeinen ſchriftlichen Beruf, nebſt ſeinem Ordinationsſchein, vom Biſchof David Nitſchmann unterſchrieben, mit dem Beyfügen, daß der Erzbiſchof von Canterbury die Brüderkirche für eine biſchöfliche und apoſtoliſche Kirche erkannt habe, und ſie alſo gleich andern Proteſtanten geduldet zu werden hofften. Da aber das alles verworfen wurde, ſagte Büttner: Nun, mein Herr! wenn denn unſre Erklärung mit Herz und Mund, wenn unſre ſchriftliche Documente und unſre Beweiſe, daß wir einige Jahre her uns als evangeliſche Lehrer unter den Wilden aufgeführt haben, nicht hinlänglich ſind, unſere Kirche ihnen unbekannt iſt, und wir die Privilegia der andern proteſtantiſchen Kirchen nicht zu genießen haben ſollen, ſo ſind wir hier, und ſie können uns unſre Strafe diktiren, wir ſtehen unter der Obrigkeit und können uns nicht gegen ſie ſetzen, ja wenn wirs auch könnten, ſo mögen wirs nicht. Wir erwählen lieber zu leiden. Dieſe ſtandhafte Erklärung rührte den Commandeur und Richter, Herrn Beckmann, und er verſicherte, daß ſeine Abſicht nicht ſey, die Brüder zu ſtrafen, ſondern ihre Sache ſolle unterſucht werden, deßwegen würden ſie hiemit vor den im October zu haltenden Gerichtshof in Pickipſi, und zwar auf Befehl des Gouverneurs von Neuyork, vorgeladen. Er behielt ſie darauf zur Tafel und entließ ſie mit vieler Höflichkeit.

Weil aber die Anklagen ihrer Gegner ſich immer häuften und eine große Bewegung unter dem Volke entſtand, ſo fand die Obrigkeit für gut, die Unterſuchung der Sache zu beſchleunigen, und die Miſſionarien mußten ſich ſchon am 14ten Julii vor einem Gerichtshof in Filkentown ſtellen, wohin ſie ihr Freund Johannes Rau begleitete. Erſt ſollten ſie den gewöhnlichen Eid ablegen. Sie blieben aber bey ihrer ſchon etlichemal gethanen Erklärung. Darauf wurden 3 Zeugen gegen ſie verhört. Ihre Ausſagen waren aber zum Theil ſo ungegründet, zum Theil ſo unbedeutend, daß ſie wenig Eindruck auf den Gerichtshof machten. Als endlich Johannes Rau, der die Brüder von Anfang an gekannt hatte, zum Zeugniß aufgefordert wurde, antwortete er: Daß er nichts als Gutes von ihnen ſagen könne; er ſey oft mit ſeinem ganzen Hauſe in ihren Verſammlungen geweſen, und habe nie das geringſte von den ſeltſamen Dingen geſehen, die ihnen Schuld gegeben würden. Damit hatte das Verhör ein Ende, und die Brüder bekamen ihre Entlaſſung.

Unterdeſſen waren dem Gouverneur in Neuyork, Herrn Clinton, ſo oft wiederholte Nachrichten von den gefährlichen Anſchlägen der Brüder hinterbracht worden, daß er ſie vor ſich fordern ließ, um die Sache ſelbſt zu unterſuchen. Büttner und Senſemann kamen demnach von Schekomeko, und Schaw von Bethlehem nach Neuyork, wo ihre Erſcheinung großes Aufſehen machte, denn alles war durch die vielen üblen Nachreden gegen ſie ſo aufgebracht, daß man ſchon von Gefängniß, Geißelung und Landesverweiſung ſprach. Herr Beckmann aber, der die Brüder in Reinbeck verhört hatte und nun eben in Neuyork war, nahm ihre Parthie öffentlich, und behauptete, daß der durch ſie geſtiftete Nutzen unter den Indianern unleugbar ſey. Am 11ten Auguſt wurden die 3 Brüder vor dem Gouverneur

und dem bey ihm verſammleten Rathe jeder einzeln verhört. Die Fragen waren mit denen, die ſchon mehrmalen an ſie ergangen, meiſt gleichlautend, und ſo waren es auch ihre Antworten.

Zuletzt that Büttner folgende Erklärung an den Gouverneur: "Wir ſtehen unter GOtt und unter der Obrig„keit, der wir uns nie gewaltſam widerſetzen, ſondern wir „leiden lieber. Uebrigens iſt unſre Sache GOttes, dem „aller Menſchen Seelen angehören. Wir ſind nur um ſei„netwillen unter die Wilden gegangen, ihnen das Evange„lium von JEſu Chriſto zu bringen. Geld und Gut, Land „und dergleichen iſt unſer Zweck nicht geweſen, wirds auch „nicht werden. Unſer Heiland hat uns bisher geholfen, er „wird uns auch weiter helfen; denn wir ſind in ſeiner Hand, „und hangen ihm ſo an, daß wir gewiß glauben, es könne „uns nichts widerfahren, ohne ſeine Zulaſſung. Wir ha„ben auch bey ihm gelernt, der Obrigkeit, die er über uns „geſetzt hat, treu und gehorſam zu ſeyn, nicht aus Politik, „ſondern um des Gewiſſens willen. Wir haben bisher unter „derſelben ein geruhiges Leben in Gottſeligkeit führen kön„nen, und wünſchen es ferner. Inzwiſchen ſind wir ent„ſchloſſen, lieber alles zu leiden, als gegen unſer Gewiſſen „zu handeln; daher wir Euer Excellenz demüthig bitten, „unſer Gewiſſen mit dem Schwören nicht zu beläſtigen, ſon„dern wohl zu überlegen, daß wir als ein armes Volk „zwar alles leiden, was man uns anthut, aber doch gewiß „unter der Vorſorge GOttes ſtehen, der HErr über aller „Menſchen Gewiſſen iſt. Wir bitten dabey aufs herzlichſte, „uns in dem geſegneten Werke der Bekehrung der armen „Wilden nicht zu hindern. Wir verſprechen Euer Excellenz „allen Gehorſam und Reſpekt, zu dem wir uns Gewiſſens „wegen verbunden achten." Hierauf zeigte man den Brüdern an, daß ſie in der Stadt bleiben möchten, bis ihnen

der Gouverneur ſeinen fernern Willen bekannt machen würde.

Den folgenden Tag wurden ſie vom Rathe über derſelben Sache abermals verhört, und ihnen zum Schluß, Büttners freundlicher Vorſtellungen ungeachtet, bekannt gemacht, daß man fürs beſte hielte, daß ſie das Land räumten. Doch hätten ſie erſt noch das Endurtheil des Gouverneurs zu erwarten. Dieſer ließ ihnen am 21ſten Auguſt durch einen Secretair melden, daß ſie Erlaubniß hätten, nach Hauſe zu gehen, ſie ſollten aber von ihren Religionsgrundſätzen einen ſolchen Gebrauch machen, daß daraus kein Argwohn gegen ſie entſtehen möchte. Um ſie auch gegen allen Auflauf des Pöbels zu ſichern, gab ihnen der Secretair noch einen Schein über ihre Entlaſſung unter ſeiner eignen Hand. So kamen Büttner und Schaw am 9ten September wieder in Schekomeko an, Senſemann aber reiſete von Neuyork nach Bethlehem, um dort von allem, was vorgegangen, Bericht zu erſtatten.

Büttner mußte hernach noch, vermöge der nicht aufgehobenen Vorladung vor dem Gerichtshofe in Pickipſi im October erſcheinen. Er war ſchon ſehr kränklich und man ließ ihn da in ſehr rauhem Wetter 2 Tage warten; endlich ward er durch Vorſprache eines gewiſſen Herrn vorgelaſſen; weil er aber unterdeſſen vom Gouverneur ſelbſt eine einſtweilige Entlaſſung bekommen hatte, ſo wurde er ohne Verhör bis auf weiteres frey geſprochen. Als er nach Hauſe kam, erzählte ihm Johannes, wie es ihm über dem Verfahren der weißen Leute geweſen, und daß ihm ſeine Frau geſagt, ſie habe im Buſche an Bruder Büttner gedacht; da ſey ihr Herz ſo betrübt worden, daß ſie geweint und geſchrien und gedacht habe: Mein GOtt! warum plagen doch die Menſchen den Bruder? warum laſſen ſie ihn nicht nach Hauſe gehen? er iſt ſo krank, hat doch nichts Böſes

gethan,

gethan, und predigt uns, wie wir können ſelig werden. Er habe ſie aber darüber bedeutet, und ihr zu Gemüthe geführt, daß es den Jüngern JEſu eben ſo gegangen ſey.

Mack und Senſemann beſuchten darauf die Indianer hie und da in Neuengland, und predigten ihnen das Evangelium des Friedens, welches vielen eine fröhliche Botſchaft war.

Es war nun wol deutlich genug, daß alle Beſchuldigungen gegen die Brüder entweder Mißverſtand oder Verleumdung geweſen waren. Viele, und darunter auch angeſehene obrigkeitliche Perſonen erkannten die Redlichkeit ihrer Abſichten und den Nutzen ihrer Anſtalten, indem die Verkündigung des Evangelii bey den Indianern eine Veränderung hervorgebracht hatte, über die jedermann erſtaunte. Es blieb alſo den Widerſachern nichts übrig, als die Sache ſo einzufädeln, daß ſie entweder ſchwören, oder das Land räumen müßten. Das gelang ihnen. Durch ihren Einfluß paſſirte im October eine Akte in der Aſſembly zu Neuyork, worin befohlen ward, allen verdächtigen Perſonen den Eid der Treue abzufordern, und dieſelben, falls ſie ſich deſſen weigern ſollten, des Landes zu verweiſen. In einer andern Akte wurde den Brüdern ausdrücklich unterſagt, die Indianer zu lehren.

Nun konnten die Miſſionarien nichts anders thun, als gehorſam ſeyn, und hörten alſo auf, Verſammlungen zu halten. Die Indianer-Brüder ſetzten aber dieſelben ſelbſt unter ſich fort, und es bewies ſich dabey die Kraft GOttes an der Gemeine auf eine anbetungswürdige Weiſe.

Am 15ten December kam der Scherif der Grafſchaft mit 3 Friedensrichtern nach Schekomeko, verbot den Brüdern im Namen des Gouverneurs und des Raths von Neuyork alle Verſammlungen, und befahl den Miſſionarien, am 17ten dieſes Monats in Pickipſi vor Gericht zu erſcheinen.

Da Büttner nun ſchon ſehr krank war, ſo erſchienen Rauch und Mack allein, und hörten da die neue Akte an, worin die Prediger von der Brüdergemeine, die unter den Indianern gearbeitet hatten, unter dem Vorwande, als hielten ſie es mit den Franzoſen, des Landes verwieſen, und unter großen Strafen gewarnt wurden, ſich nicht wieder bey den Indianern finden zu laſſen, wenn ſie nicht erſt den vorgeſchriebenen und oben angezeigten Eid abgelegt hätten. Büttner ſchrieb davon nach Bethlehem: "Wir ſollen entweder „wegziehen, oder hart geſtraft werden — ſie drohen, ſie „wollen uns alles nehmen; wir haben wenig, nehmen ſie „uns nun das Wenige, ſo haben wir denn eben ſo viel, als „unſer HErr auf Erden hatte."

Unter dieſen Umſtänden war die Looſung der Brüder: Sey ſtille, und harre des HErrn! Als daher die Hausväter der gläubigen Indianer in Schekomeko damit umgingen, eine Klage über die Behandlung mit ihren Lehrern und eine Bittſchrift an den Gouverneur in Neuyork einzugeben, wurden ſie von den Miſſionarien liebreich bedeutet, und zum ſtille ſeyn und Leiden angewieſen.

Mittlerweile war der Biſchof Spangenberg, dem die Aufſicht über alle Anſtalten der Brüder in Nord-Amerika aufgetragen worden, in Neuyork angekommen, und ſein erſtes war, die bedrängte Gemeine in Schekomeko zu beſuchen. Er traf mit Capitain Garriſon am 6ten November daſelbſt ein, und blieb bis zum 18ten. In einem ſeiner Berichte an die Brüdergemeine von dieſem Beſuche ſagt er unter andern: "Je näher wir nach Schekomeko kamen, deſto mehr Ehrfurcht fanden wir bey den Leuten gegen das daſige Werk GOttes. Der Friedensrichter von Milſy, eine Stunde von Schekomeko, ritt mit uns hin, und ſagte unterwegs, daß er ſich lieber ſeine Hand wolle abhacken laſſen, als die Brüder nach der Akte, die gegen ſie gemacht worden,

worden, traktiren, denn er ſehe mit ſeinen Augen, daß Wunder der Gnade an den Indianern geſchehen wären. Da wir aber nun ſelbſt hinkamen, o meine Brüder! das müßte ein todter Menſch ſeyn, der nicht über der Gnade, die dieſem Volke wiederfahren iſt, in Thränen zerflöſſe. Man kann es nicht beſchreiben, was ſich da fühlen läßt, ſondern man muß ſagen: Das hat GOtt gethan. Als wir in Schekomeko einritten, ſtand ein Mann am Wege, der hatte eine abſonderliche Phyſiognomie, juſt wie Lutherus gemahlt wird; da dachten wir an den Johannes, der uns vom Grafen von Zinzendorf ſo beſchrieben worden, und grüßten ihn gleich mit dem Namen, irrten auch nicht darin; er bewillkommte uns herzlich, und brachte uns ſogleich zu den Geſchwiſtern. Dann kam ihr ehrwürdiger Aelteſter, Abraham, empfing uns freundlich, und ob er wol auf jedem Backen eine Schlange eingeätzt hat, ſo leuchtet doch die Gnade ſo deutlich aus ihm heraus, daß es einen in den Staub beugt. Die übrigen Heidenarbeiter kamen denn einer nach dem andern, empfingen uns mit vielen Liebesbezeigungen, und es blieb keins von der ganzen Gemeine zurück, das nicht ſeine Freude über unſre Ankunft an den Tag legte. Alle miteinander ſahen aus wie die Lämmer. Da wir nun ſo die Indianer-Brüder und Schweſtern um uns hatten, griffen wir nach der Bibel, und der Spruch fiel mir in die Hände: "Wer den Willen thut meines Vaters im Himmel, der iſt meine Mutter, Schweſter und Bruder." Einer, der in Untreue gefallen war, wollte gern wieder angenommen ſeyn, die Brüder trauten ihm aber noch nicht. Als wir nun mit allen Getauften, 70 an der Zahl, ein Liebesmahl halten wollten, fand er ſich auch ein, blieb in einer Entfernung ſtehen, und ſahe die Brüder recht ſünderhaft an. Wir riefen ihn herbey; da ſetzte er ſich in einen Winkel, und ſahe ſehr beſchämt und reuig aus. Es wal-

tete große Gnade bey dem Liebesmahl. Ich redete von der Seligkeit, die wir durch das Opfer JEſu erlangen, und berief mich auf ihre eigne Erfahrung, und ſie beſtätigten es. Dann redete ich von der Nachfolge JEſu, und was alles dabey zu merken iſt. Iſaak that darauf eine Ermahnung an die Brüder, daß ſie doch ja allezeit recht gebeugte Sünder ſeyn, und das Blut JEſu nie vergeſſen ſollten; daran müßten ſie nicht nur in Schekomeko, ſondern auch im Buſch, auf der Jagd fleißig denken u. ſ. w. Wir beſchloſſen das Liebesmahl mit Gebet und Thränen, und ſegneten dieſe theuer erkauften Seelen, und unſre ehrwürdigen Geſchwiſter, die bisher unter ihnen geweſen ſind, an deren Glaubens- und Leidensmuth unſre Herzen unglaublich erquickt wurden."

Uebrigens erkundigte ſich Spangenberg während ſeines Daſeyns aufs genaueſte nach den Umſtänden einer jeden Perſon, ermahnte ſie alle, dem HErrn unſerm Heilande treu zu bleiben, und gewiß zu glauben, daß er ſie nicht verlaſſen werde, und fand Urſache, ſich über den Gang der Gemeine und die Erklärungen der gläubigen Indianer herzlich zu freuen.

Die Gemeine hatte ſich zwar in dieſem Jahre nicht ſo beträchtlich vermehrt, wie in dem vorigen, indem nur 8 erwachſene Perſonen der heiligen Taufe waren theilhaftig worden. Diejenigen aber, die der Gemeine ſchon einverleibt waren, hatten an Gnade und Erkenntniß ſehr zugenommen, und waren, der vielen Verſuchungen ungeachtet, faſt alle dem Geiſte GOttes treu geblieben. Von 2, die ſich auf Irrwege hatten bringen laſſen, ſchrieb Büttner zu Ende des Jahres an Spangenberg: "Freue dich mit mir, denn ich habe mein Schaf funden, das verloren war. Jonathan iſt wieder mein Bruder, und nicht nur er, ſondern auch Jonas, mit dem es 13 Monate nicht gut geſtanden

hatte.

hatte. Ich ſchreibe es mit Thränen, und herzlichem Danke gegen den Heiland. Mein Herz war immer bey dem Jonathan, und es war mir, als müßte er aufgeſucht werden, ob er gleich 8 Deutſche Meilen von hier auf der Jagd war, u. ſ. w." Letzteres war auch geſchehen; Rauch war zu ihm gereiſet, um ihm den Frieden der Brüder wieder anzubieten, wenn er ihn annehmen wollte. Als ihn Jonathan erblickte, erſchrack er, als wenn er vom Blitz wäre gerührt worden. Rauch aber war freundlich, und ſagte ihm mit vieler Liebe die Abſicht ſeines Beſuchs, mit dem Zuſatz, daß wenn er auch 50 und mehrere Meilen liefe, die Brüder ihn dennoch aufſuchen würden. Nun konnte Jonathan vor Verwunderung nichts ſagen, als: Denkt Büttner noch an mich? Biſt du allein um meinetwillen hier? Haſt du ſonſt nichts hier zu thun? Ich bin elend; es ſteht ſchlecht mit mir. Rauch merkte nun wohl, daß ſein Herz heilſamlich erſchüttert und angegriffen war, ließ es aber den Abend dabey bewenden. Den nächſten Morgen wiederholte Jonathan dieſelben Fragen, that noch einige von der Art, und dann fing er an bitterlich zu weinen, war recht zerbrochenes Herzens, und konnte es nicht faſſen, wie die Brüder einen ſo ſchändlichen Menſchen noch lieben könnten, da er ſie ſo betrübt hätte. Rauch antwortete ihm: Ja, wir lieben dich gleichwol; aber dein Heiland liebt dich noch viel mehr. Da quollen ſeine Thränen noch ſtärker, und er fing an vieles von ſeinem Herzen zu ſagen, wie elend und jämmerlich er ſey. Als der Miſſionarius ihn wieder verließ, bat er ſehr, daß die Brüder für ihn beten möchten, und verſprach, bald wieder zu ihnen zu kommen. Büttner, deſſen Herz ihm entgegen brannte, konnte es kaum erwarten, dieſen armen Sünder wieder in ſeinen Armen zu haben, denn er ging faſt Tag und Nacht mit nichts um, als Chriſto Seelen zuzuführen, ſie bey ihm zu erhalten, und die Verirrten

wieder

wieder liebreich herbeyzulocken; darüber vergaß er gern Eſſen und Trinken und die Schwachheit ſeines Leibes. Endlich kam ſein Jonathan am nächſten Sonnabend mit obgedachtem Jonas in Schekomeko wieder an, ſehr ſchüchtern und furchtſam; Büttner aber nahm ihn ſogleich allein, that mit ihm, wie der liebhabende Vater mit dem verlornen Sohne, und Jonathan erholte ſich wieder ganz und kam in einen recht lieblichen Herzensgang. Auch an dem Jonas hatte die Gnade JEſu viel gethan; man konnte ihn wieder brüderlich lieb haben, und es ging mit ihm von der Zeit an erwünſcht und immer beſſer.

Fünfter Abſchnitt.

Büttner entſchläft. Die übrigen Miſſionarien müſſen die Indianer-Gemeine verlaſſen. Nothdürftige Beſorgung derſelben von Bethlehem aus. Schickſale der Brüder dabey. Taufe der erſten Delawaren. Etwas von dem innern Gange der Gemeine in Schekomeko. Spangenberg reiſet ihretwegen nach Onondago. Bedenklicher Zuſtand derſelben zu Ende des Jahres 1745.

Das war eine von den letzten Freuden, welche der treue Zeuge JEſu unter den Indianern, Gottlob Büttner, hienieden hatte. Schon ſeit einiger Zeit war er durch Anfälle vom Blutſpeyen ſehr mitgenommen worden, und die harte Lebensart unter den Indianern, vornemlich aber die Verfolgung, und die deßwegen ſo häufig vorgefallenen äußerſt beſchwerlichen Reiſen, nebſt andern Seele und Leib angreiffenden Zufällen, vermehrten ſeine Schwachheit, und am 23ſten Februar 1745 entſchlief er ſanft und lieblich

in Gegenwart aller Indianiſchen Gehülfen, die er bis ans Ende zum Treuſeyn bey JEſu ermahnte. Sie mußten ihm auf ſein Begehren ſingen: Schließ uns alle in den Schrein deiner heilgen Wunden ein ꝛc. und verſchiedene andere Verſe, bis er unter den troſtvollen Worten: Deine Augen, deinen Mund, den Leib für uns verwundt, drauf wir ſo feſt vertrauen, das werd' ich alles ſchauen, verſchied, und in ſeines HErrn Freude einging.

Die Indianer weinten um ihn, wie Kinder um ihre Mutter. Er hatte auch wirklich jederzeit ein mütterliches Herz gegen ſie, liebte ſie ungemein zärtlich, und widmete ſich ihrem Dienſte faſt 3 Jahre lang ſo ganz, daß er alle ſeine Kräfte dabey zuſetzte. Sie beſchickten daher auch ſeine Leiche mit großer Ehrerbietung, zogen dieſelbe weiß an, und begruben ſie unter häufigen Thränen auf dem Gottesacker in Schekomeko. Sein Grab iſt auch nachher noch gar oft mit den Thränen der gläubigen Indianer benetzt worden. Auf ſeinem Grabſteine ſtehen die Worte: Hier ruhet Gottlob Büttner, der nach dem Befehl ſeines GOttes am Kreuz, den Heiden die Botſchaft brachte, daß ihre Sünden durch das Blut JEſu verſöhnt ſind, welches ſie auch angenommen und ſich in den Tod des HErrn haben taufen laſſen. Sein letztes Flehen war, daß ſie möchten behalten werden, bis auf den Tag JEſu Chriſti. Er war geboren den 29ſten December 1716, und entſchlief im HErrn am 23ſten Februar 1745.

Nach ſeinem Begräbniß nahmen die gläubigen Indianer in ernſtliche Ueberlegung, ob ſie nun nicht von Schekomeko wegziehen ſollten, aus Furcht, ſie möchten, wenn ſie allein blieben, nach und nach wieder in die Sünde gefangen werden: zumal da die Aelteſtenconferenz in Bethlehem, durch ſchon erwähnten obrigkeitlichen Befehl genöthiget war, die Miſſionarien von Schekomeko abzurufen, damit ſie nicht

durch ihr weiteres Verbleiben daſelbſt zu neuem Argwohn Gelegenheit geben möchten. Der Schmerz dieſer treuen Diener JEſu, ihre ſo zärtlich geliebte Indianer-Gemeine zu verlaſſen, war unbeſchreiblich groß. In der gewiſſen Hoffnung aber, daß ihre Unſchuld einmal an den Tag kommen würde, gaben ſie ſich denn doch drein, in der Stille das Gewitter abzuwarten, bis es ſich nach dem Willen des HErrn wieder verziehen möchte. Die Gemeine in Schekomeko ſetzte zwar ohne den Dienſt ihrer Lehrer ihre Erbauung fort, doch fand man nöthig, von Zeit zu Zeit einen, oder mehrere der Sprache kundige Brüder daſelbſt beſuchen zu laſſen. Dieſe hatten dann einzelne herzliche Unterredungen mit den Gläubigen, und öfters beſondere Ueberlegungen mit den Gehülfen aus der Nation; auch wohnten ſie den Verſammlungen, die von dieſen gehalten wurden, mit bey. Die Gnade GOttes, die ſich dabey regte, war den Brüdern oft zum Erſtaunen. Ein Miſſionarius ſchrieb davon: "Ich kam Abends zu Iſaaks Hütte; da ſahe ich, daß alles voll von Indianern war, und Iſaak zeugte recht kräftig vom Heilande und ſeinem Blute. Ich ging nicht hinein, ſondern in den Buſch, fiel auf meine Knie, dankte dem Heilande für ſeine Gnade, und bat ihn, damit fortzufahren."

Die Indianer beſuchten auch fleißig in Bethlehem, und es hielt ſich öfters eine beträchtliche Anzahl derſelben einige Wochen daſelbſt auf. Hier wurden ſie von den Brüdern mit vieler Herzlichkeit aufgenommen, und man bewies ihnen alle Liebe. Mit den zuverläßigſten und bewährteſten Gehülfen beſprach man ſich ausführlich über den Gang ihrer Gemeine. Dadurch erlangten ſie mehrere Einſicht in die Bedienung der ihnen für die Zeit anvertrauten Seelen, und ſie gingen allemal mit neuem Muthe angethan wieder nach Hauſe.

Die unfreundlichen Bewegungen gegen die Brüder ließen aber noch nicht ganz nach, und wurden zuweilen von

neuem

neuem heftig, wobey nicht zu leugnen iſt, daß die erweckten Indianer hie und da durch ihren unüberlegten Eifer dazu Gelegenheit gaben, denn ſie beſtraften die weißen Leute wegen ihrer öffentlichen Sünden, und ſagten die Wahrheit, wenn ſie gefragt wurden, oft ſehr derb. So befragte z. B. der Domine oder Holländiſche Prediger in Weſtenhuck einen von ihm getauften Indianer, ob er in Schekomeko geweſen, ob er eine Predigt daſelbſt gehört, und wie es ihm da gefallen hätte? Der Indianer antwortete: "Er ſey allerdings da geweſen, habe auch Worte gehört, und er höre die Leute gern, ſie gefielen ihm beſſer als er, der Domine; denn wenn die Leute redeten, ſo ſey es ihm als ob er die Worte fühlte, wie ſie nach ſeinem Herzen griffen, und es heiße immer dabey in ihm: So iſts in Wahrheit; er, der Domine, aber gehe immer um die Wahrheit herum, und komme nie dazu. Er habe auch keine Liebe zu den Seelen; denn wenn er ſie nur getauft habe, ſo laſſe er ſie gehen, ohne weiter nach ihnen zu fragen; er mache es ſchlimmer, als einer der Welſchkorn pflanze, denn der ſehe doch manchmal zu, ob es auch wachſe." —

Ein andermal fragte ein weißer Mann den Indianer Johannes: Ob die Brüder Papiſten wären? Dieſer wollte hierauf erſt wiſſen, was die Papiſten für Leute wären! und da er vom Anbeten der Bilder hörte, ſagte er: er glaube, das wären die Papiſten, die ihre Kühe, Pferde und Plantagen anbeteten, wie ſie vor dieſem auch gethan hätten. Warum aber, ſagte jener, ſind denn doch die Menſchen den Brüdern ſo feind? Johannes antwortete: "Warum haben die Menſchen den HErrn JEſum gekreuzigt, und Paulum in Ketten und Banden gelegt? —

Dergleichen herzhafte, manchmal aber unzeitige Aeußerungen vermehrten die Feindſchaft der Gegner, und diejenigen Brüder, die in Angelegenheiten der Miſſion Reiſen zu

thun hatten, erfuhren dabey mancherley Druck und Verfolgung. Unter andern betraf ſolches die Brüder Friedrich Poſt und David Zeisberger. Letzterer war als ein Knabe mit den Brüdern aus Georgien nach Penſylvanien gezogen, wo er ſich erſt gründlich bekehrte, und hernach den Entſchluß faßte, ſich dem Dienſte des HErrn unter den Heiden gänzlich zu widmen. Er that daher, nachdem er ſchon im vorigen Jahre einigen Unterricht in der Irokeſen-Sprache durch den Prediger Pyrläus bekommen hatte, in der erſten Hälfte dieſes Jahres mit gedachtem Bruder Poſt eine Reiſe ins Land der Irokeſen, deren Betragen die Zeit her allerdings zweydeutig geweſen, und da man ſie beſchuldigte, daß ſie im Sinne hätten, zum Beſten der Franzoſen an dem Kriege Theil zu nehmen, ſo war es kein Wunder, daß die Reiſe dieſer 2 Brüder einiges Aufſehen machte. Die Feinde der Miſſion gaben ihnen dabey verrätheriſche Abſichten Schuld. Daher wurden ſie in Albanien unvermuthet angehalten, in Verhaft genommen, und nach verſchiedenen Mißhandlungen nach Neuyork ins Gefängniß gebracht. An demſelben Tage hieß die Looſung der Brüdergemeine: "Selig ſeyd ihr, wenn euch die Menſchen um meinetwillen ſchmähen und verfolgen, und reden allerley Uebels wider euch, ſo ſie daran lügen. Matth. 5, 11." Nach dieſem Wort des HErrn waren die Brüder in ihrer Gefangenſchaft munter und getroſt, und wendeten ihre Zeit zur Uebung in der Irokeſiſchen Sprache an. Auch hatte GOtt einen Kaufmann in Neuyork, Namens Thomas Noble, erweckt, ſich ihrer anzunehmen. Er beſuchte ſie gleich, beſorgte ſie aufs liebreichſte mit Eſſen und Trinken und andern Bedürfniſſen; und ſchickte ſeinen Ladendiener, Heinrich van Vleck, mit der Nachricht von ihrem Schickſal nach Bethlehem. Unter ſo manchen andern Beſuchen, die ſie im Gefängniß bekamen, war ihnen ſonderlich der Zuſpruch eines Neuengländers

länders merkwürdig. Dieſer Mann betrachtete ſie genau, war eine Weile ſtille, und brach endlich in die Worte aus: "Ob ich euch gleich nicht kenne, ſo kann ich es euch doch anſehen, daß es Lügen ſind, womit man euch beſchuldigt, und glaube, ihr leidet um des Namens JEſu willen; ich wundere mich über eure Zufriedenheit, glaube aber, daß es eine ſelige Sache ſey, um des Namens JEſu willen im Gefängniß zu ſitzen, und alle, die den HErrn JEſum lieb haben, müſſen ja gehaſſet und verfolget werden!"

Da man nun die Brüder, nach oftmaligem Verhör, keiner einzigen Vergehung ſchuldig finden konnte, wurden ſie endlich aus dem Gefängniß, in welchem ſie 7 Wochen geſeſſen hatten, entlaſſen, und kamen wieder nach Bethlehem.

Der Miſſionarius Mack, der im März mit ſeiner Frau und der Wittwe Büttnerin, nebſt der Frau des Bruders Poſt und etlichen kleinen Kindern von Schekomeko nach Bethlehem zog, hatte unterwegs in Sopus von einigen aufgebrachten Friedensrichtern viel auszuſtehen. Weil die Poſtin eine Indianerin war, ſo glaubte man, hinlänglichen Grund zu haben, die Geſellſchaft als Landesverräther zu behandeln. Das Volk lief zuſammen, und es hätte ihnen übel gehen können, wenn nicht, nach vielen öffentlichen Plackereyen, die ſie in der Kälte und unter ſtarkem Regen auf der Straße erdulden mußten, zu ihrem Glück der Oberſte Löwenſtein dazu gekommen wäre, der dem Friedensrichter, welcher ſie angehalten hatte, ſein Verfahren öffentlich verwies, und ſie in Freyheit ſetzte, worauf ſie, wiewol unter vielen Schelt- und Schmähworten, ihre Straße fröhlich weiter zogen. Mack ſchloß ſeinen Bericht davon, mit den Worten: Das Wort unſers lieben Heilandes war mir dabey wichtig: Bittet für die, ſo euch beleidigen und verfolgen.

Bey ſo manchen Widerwärtigkeiten aber ſahen die Brüder zu ihrem Troſte auch manche Beweiſe, daß ihre Arbeit nicht vergeblich war in dem HErrn.

Im April dieſes Jahres hatten ſie die Freude, die Erſtlinge von den Delawaren in JEſu Tod zu taufen. Bisher hatten ſie von ihren öftern Beſuchen unter dieſer Nation noch wenig Frucht geſehen; die Gläubigen aber aus den Mahikandern, die in Schekomeko wohnten, hatten auf ihren Reiſen nach Penſylvanien, die ſie durch das Land der Delawaren führten, Bekanntſchaft und Umgang mit ihnen bekommen, und da dieſe beyde Nationen einander zur Noth verſtehen können, ſo wurden die Mahikander die Prediger der Delawaren. Gedachte Erſtlinge nun waren ein Mann mit ſeiner Frau, die eine Zeitlang mit großem Eindruck das Wort von der Verſöhnung gehört, aber durch ihre weitläuftige Freundſchaft ſich immer hatten abhalten laſſen, um die Taufe zu bitten. Endlich ſetzten ſie ſich über alle Bedenklichkeiten weg, bezeigten ein großes Verlangen nach der Vergebung ihrer Sünden und der heiligen Taufe, welche ſie auch in Bethlehem erhielten, und Gottlieb und Maria genannt wurden. Sie waren beyde aus dem ſogenannten königlichen Stamme, daher ihre vornehmen Anverwandten ihnen den gethanen Schritt, der nach ihrer Meynung die Familie beſchimpfte, ſehr übel nahmen, und fürs erſte verlangten, daß ſie einmal zu ihnen zum Beſuch kommen möchten. Sie aber befürchteten Schaden an ihrer Seele zu leiden, und gingen nicht. Darauf beſchloſſen die Anverwandten, ſie mit Gewalt abzuholen, zu welchem Ende 36 von ihnen, worunter viele ſtreitbare Männer waren, nach Bethlehem kamen, und anfänglich ſehr wild thaten. Man führte ſie aber ſogleich in einen großen Saal, wo ſie geſpeiſt und getränkt wurden. Gottlieb und Maria aßen mit ihnen, und andere Indianiſche Brüder und Schweſtern, die damals

zum Beſuch in Bethlehem waren, bewillkommten ſie aufs freundlichſte. Spangenberg und andere Diener der Gemeine bezeugten ihnen, wie es den Brüdern lieb ſey, daß ſie ſie einmal beſuchen kämen. Ueber dieſe unerwartete Aufnahme wunderten ſie ſich ſehr, wurden über ihr Vorhaben bedenklich, änderten allmählig ihre Mienen, und wurden geſprächig. Gottlieb und Maria und andere Indianer geleiteten ſie darauf in das Quartier, das man für ſie zurecht gemacht hatte. Hier brachten ſie denn doch ihren Spruch an, und ſagten zu dem neubekehrten Gottlieb: ſie hätten gehört, daß ſie ſich hätten taufen laſſen, und alſo Sklaven der weißen Leute geworden wären. Weil ſie ſie nun lieb hätten, ſo wären ſie gekommen, zu hören, wie ſich dieſe Sache verhielte. Gottlieb, dem dieſe Anrede gerade recht war, erwiederte mit Freymüthigkeit, wie er vor dieſem ein gottloſer Menſch geweſen und alles Böſe geliebt habe, welches ihnen wohl bekannt ſey, er habe aber gehört, daß GOtt Menſch geworden, und für die Menſchen geſtorben ſey, und die Sünder mit ſeinem Blute rein waſchen wolle; das habe er nun auch gern erfahren wollen, damit er nicht mehr der Sünde und dem Teufel dienen dürfte. Er ſey dadurch kein Sklave worden, ſondern noch eben ſo frey, wie zuvor. Die übrigen Indianer, die zugegen waren, bezeugten ihnen daſſelbige, und luden ſie ein, an der großen Gnade JEſu auch Theil zu nehmen. Hierüber aber wurde dieſen wilden Männern ſo bange, daß ſie gleich den folgenden Tag in aller Frühe wieder nach Hauſe reiſeten. Nach einiger Zeit ſchickten ſie eine Botſchaft an den Gottlieb, mit dem Erſuchen, daß er, weil er ſo viel von GOtt wüßte, zu ihnen kommen und ihnen auch davon erzählen möchte. Er that es lange nicht; als er endlich doch zu ihnen kam, und ſie ihn fragten, warum er nicht eher gekommen wäre? ſagte er: Ihr wißt, wenn ein Kind eben geboren iſt, ſo

kann es nicht reden; ſo ein neugebornes Kind bin ich geweſen, und darum konnte ich euch noch nichts ſagen; nun aber bin ich gekommen, um euch etwas zu erzählen. Er predigte ihnen darauf den Heiland, und die Seligkeit, die bey ihm zu finden iſt, kam recht getroſt und munter wieder zurück, und hatte im September dieſes Jahres die Freude zu ſehen, daß auch ſein leiblicher Bruder mit Namen Joachim getauft wurde.

Ein anderer Delaware war auf dem Wege nach Bethlehem krank liegen geblieben. Er hatte vorher oft daſelbſt beſucht, doch ohne einige Verlegenheit über das Heil ſeiner Seele zu äußern. Nun aber ließ er den Brüdern ſagen, daß, da ſie die Indianer ſo lieb hätten, ſie ihn doch auch beſuchen möchten. Das geſchahe; er entdeckte den Zuſtand ſeines Herzens, und empfahl ſich in das Andenken und Gebet der Brüder. Bald hernach lief Nachricht ein, daß er geſtorben war, und zwar gerade in der Stunde, da die Gemeine in Bethlehem ſeiner öffentlich im Gebet gedachte. Seinen beyden Weibern hatte er ernſtlich befohlen, nach ſeinem Tode nach Bethlehem zu gehen, und ſich zu JEſu zu bekehren; eine derſelben that es, und wurde im folgenden Jahre getauft.

In dieſem Jahre 1745 ſollte zu Bethlehem ein Synodus gehalten werden, und die Gemeine in Schekomeko wurde durch ein Schreiben, welches ihnen die Brüder Rauch und Biſchof überbrachten, freundlich erſucht, einen Deputirten dahin zu ſenden.

Nachdem man ihnen den Zweck eines Synodi deutlich gemacht, kamen die Hausväter zur Wahl des Deputirten zuſammen, und man ſagte ihnen nochmals, wie ein Bruder, der in ihrem Namen auf dem Synodo erſcheine, in ihrem Geiſte hingehen, und wie ſie ihn mit ihrem Gebete unterſtützen müßten; wenn irgend jemand ein Anliegen hätte,

das

das er gern der Gemeine bekannt machen möchte, ſo könnte er es einem ſolchen Bruder anvertrauen, und es wäre eben ſo, als wenn er ſelbſt dabey zugegen wäre; er würde ihnen dann den Segen und die Antwort des Synodi mitbringen, und ihnen von dem, was ſein Herz genoſſen hätte, mittheilen. Ihre Wahl fiel einmüthig auf den Jonathan, mit der Erklärung, daß ſie ihm ihr ganzes Herz mitgeben könnten. Bey der Abreiſe hatten ſie denn vielerley Aufträge an die Gemeine mitzugeben. Jakob ſagte: er ließe die Gemeine grüſſen, und ihr melden: Er finde, daß, wenn ſein Herz mit dem Heiland gut ſtehe, er auch gut mit der Gemeine ſtehe; wie auch, daß es eine große Sünde ſey, wenn man nicht aufrichtig gegen die Brüder ſey, denn der Heiland kenne doch das Herz, u. ſ. w. — Auf ähnliche Art erklärten ſich noch mehrere, und man ſahe daraus, wie lieb ſie die Gemeine in Bethlehem hatten, von welcher ſie hinwiederum zärtlich geliebt, und deſſen durch ihren Deputirten bey ſeiner Rückkehr vom Synodo, verſichert wurden.

Nichts bewies die veränderte Geſinnung der gläubigen Indianer merklicher, als ihr Verlangen, ihre Kinder in Bethlehem erziehen zu laſſen, damit ſie, ſo viel möglich, vor aller Verführung bewahrt werden möchten. Denn die Indianer haben ſonſt, wie oben ſchon berührt worden, eine ſolche übertriebene Liebe zu ihren Kindern, daß ſie gleich traurig werden, wenn ſie dieſelben nicht beſtändig um ſich haben können. Nun aber baten die getauften Eltern ſelbſt darum, daß die Brüder ihnen ihre Kinder abnehmen möchten, um ſie für den Heiland zu erziehen; und in der Folge wurde ihnen auch zum Theil ihre Bitte gewährt.

Da man den Geiſt, der in einer Geſellſchaft regiert, auch aus einzelnen Zügen von ihren Mitgliedern erkennen kann, ſo will ich aus dem dießjährigen Tagebuche einige ſolche Züge mittheilen: In einer Unterredung der National-

Gehülfen fing einer an zu weinen. Auf die Frage, worüber er weine, gab er zur Antwort, er habe einen Menſchen geſehen, dem bey ſeiner Arbeit das Hemd und der ganze Leib vom Schweiße naß geworden; da ſey es ihm recht lebendig worden, wie der Heiland für ſeine Seele geſchwitzet habe; daran denke er jezt, und das breche ihm ſein Herz. —

Bey einer andern Gelegenheit erzählte Johannes, daß er vorigen Winter bey dem Kriegslärmen in einen Engliſchen Ort gekommen ſey, wo ſich die Leute vor den Indianern ſehr gefürchtet hätten. Da ſey gleich alles Volk um ihn herum geweſen, und habe gefragt: Was gibts Neues? worauf er geantwortet: "Es gibt mancherley Neues; mein Neues iſt dieſes, daß es gut iſt, an den HErrn JEſum zu glauben." Darauf wären ſie alle weggegangen, und hätten ihn ſtehen laſſen. —

Einer Frau brannte ihr Haus ab, derweil ſie mit ihrer Arbeit auf dem Felde beſchäftiget war, und es wurde nur wenig von ihren Sachen gerettet; man bedauerte ſie daher aufs herzlichſte, ſie aber ſagte, es ſey ihr noch auf dem Felde ſehr aufgefallen, daß ſie ihr ganzes Vermögen durchs Rumſchenken erworben hätte, und das ſey nicht gut; nun habe ſie nichts dagegen, daß alles verbrannt worden. —

Bey einem Liebesmahl, welches eine Schweſter, zu Bezeugung ihrer Freude über die Bekehrung einer Indianerin, veranſtaltet hatte, erzählte ein Bruder mit Beſchämung, daß er neulich bey einem Gaſtmahle der Wilden ſich anfänglich habe verleiten laſſen, einige ihrer alten heidniſchen Gebräuche mitzumachen; er ſey aber darüber unruhig geworden, habe es ſogleich unterlaſſen, und auf die Frage, warum er es nicht mehr thun wolle, habe er geantwortet, ſie ſollten ihn nicht zu etwas nöthigen, wobey er in ſeinem Herzen unruhig würde. —

Eine Indianerin von Meniſſing beſuchte den Johannes, und bezeigte, daß, wenn ſie nur erſt ein gutes Herz hätte, ſie ſich auch zum Heilande halten wollte! Ey, ſagte Johannes: Du willſt auf dem Kopfe gehen! wo willſt du ein gutes Herz krigen, wenn du nicht erſt zu JEſu kommſt? —

Ein Europäer, der Augenzeuge von der Zärtlichkeit war, mit welcher die gläubigen Indianer einen beſuchenden Bruder von Bethlehem bewillkommten, ſagte nachher, er habe noch in ſeinem Leben keine Menſchen geſehen, die ſo lieb hätten, wie dieſe Indianer. —

Eines Tages hielt ein Indianiſcher Gehülfe an die Getauften folgende Rede: "Brüder und Schweſtern! ich will euch nun Worte von JEſu ſagen: JEſus hat ſehr ſauer gearbeitet, um uns die Seligkeit zu verdienen; er hat darüber blutigen Schweiß geſchwitzet: Nun ſpricht JEſus: Ich habe euch alle mit einander erlöſet; ich habe meinen Leib und Leben für euch dahin gegeben. Wohlan! laſſet uns alle nun auch unſere Herzen ihm geben. Nunmehr iſt das ewige Leben allein in ſeinem Blute. Wer an ihn glaubt, ſoll ewig leben. Wer aber nicht glaubt, der ſtirbt gewißlich. Es muß aber niemand ſterben, ſondern alle können das ewige Leben haben, wenn ſie zu JEſu kommen, denn er will ſie gern annehmen, u. ſ. w." —

So dankbar man nun dafür war, daß man die gläubigen Indianer doch von Zeit zu Zeit von Bethlehem aus beſuchen, und von ihnen wieder beſucht werden konnte, ſo ſahen die Brüder doch gar wohl ein, daß die Hemmung ihres Dienſtes ohne Nachtheil der Gemeine nicht lange fortwähren könnte.

Das heilige Abendmahl konnte daſelbſt nicht gehalten werden, und dadurch war der Gemeine ein weſentliches Mittel zum Wachsthum in der Gnade entzogen.

Neube-

Neubekehrte konnten in Schekomeko nicht getauft werden; die wenigen Taufen, die in dieſem Jahre vorkamen, geſchahen in Bethlehem. Die Zeugniſſe der National-Gehülfen waren zwar an den Seelen geſegnet, weil ſie im Drang der Liebe Chriſti und in der Erfahrung ihren Grund hatten; es war die Sprache des Herzens, die wieder zu Herzen ging; allein eigentliche Lehrreden konnte man ihre Vorträge doch nicht nennen. Ob nun gleich ſelbſt die Miſſionarien niemals im eigentlichen Verſtande dogmatiſirten, ſo wünſchten ſie doch, nach dem Befehl des Heilandes, die Gläubigen aus den Heiden alles zu lehren, was er ſeinen Jüngern geboten hatte, und dazu gehörte mehr Erkenntniß und Gabe, als man von dieſen Indianern erwarten konnte. Zugleich bemerkte man mit Verlegenheit, daß die unaufhörlichen Eingebungen der Feinde hin und wieder doch auf verſchiedene der Gläubigen einigen Eindruck machten. Die Beſchuldigung, daß die Brüder ſie zu Sklaven machen wollten, wurde einem der erſten Gehülfen einmal ſo wahrſcheinlich gemacht, daß er darüber beynahe an der ganzen Sache irre geworden wäre. Er erkannte zwar bald ſeinen Irrthum mit vielen Thränen, man ſahe aber doch daraus, in welcher Seelengefahr ſie ſchwebten, und wünſchte ſehnlich, ſie derſelben zu überheben. Es wurde daher in Bethlehem für gut befunden, zu verſuchen, ob man die gläubigen Indianer bewegen könnte, aus dem Gebiet von Neuyork weg, und an einen bequemen Ort in Penſylvanien zu ziehen. Fürs erſte wollte man ihnen einen Platz in der Nähe von Bethlehem anweiſen, und dann war die Abſicht, ſie nach Wajomik an der Susquehanna zu verpflanzen, wo die Gemeine völlige Kirchenfreyheit zu genießen gehabt hätte, und die Gläubigen den Verführungen der weißen Leute weniger wären ausgeſetzt geweſen, auch allen Zumuthungen, an dem Kriege Theil zu nehmen, bequem hätten aus-

weichen können. Dazu kam noch die Nachricht, daß die Schawanoſen, bis auf einige wenige, von Wajomik nach der Ohio gezogen waren. Damit nun aber von Seiten der Irokeſen, denen dieſes Land gehörte, keine Hinderniſſe in den Weg gelegt werden möchten, ſo ward beſchloſſen, eine Deputation an ihren großen Rath abzuſenden.

Dem zufolge that Biſchof Spangenberg mit Conrad Weißer und den Brüdern David Zeisberger und Scheboſch vom May bis July eine Reiſe nach Onondago, auf welcher ſie mancherley Noth auszuſtehen hatten, aber auch beſondere Proben der göttlichen Vorſehung erfuhren. Einmal litten ſie großen Hunger, weil ihre Lebensmittel ſchon vor etlichen Tagen alle geworden waren; indem aber fanden ſie ein Viertheil eines Bären, welches ein Indianer, der es nicht hatte fortbringen können, am Wege aufgehängt hatte, damit es denen, die etwa die Straße reiſeten, zu gute kommen möchte. Auf ähnliche Weiſe wiederfuhr ihnen noch manche Hülfe, gerade da ſie am nöthigſten war. Hiedurch ermuntert, waren ſie um ſo williger, andern Bedürftigen, die ihnen auf dem Wege aufſtießen, nach Vermögen zu helfen. So trafen ſie eines Tages 2 Irokeſiſche Krieger an, die alles verloren hatten, und nun faſt nackend, ſchon über 100 Deutſche Meilen gereiſet waren. Der eine wollte nach Onondago. Den fragte Conrad Weißer: Wie er ſo fort zu kommen gedächte? Er antwortete: "GOtt, der im Himmel iſt, hat ja die ganze Erde und alle Thiere geſchaffen, der ernähret ſo viele Menſchen und Thiere in der Wildniß. Der kann und wird auch mich wol ernähren." Er und ſein Camerad aßen hierauf, ſolange ſie mit den Brüdern reiſeten, aus ihrem Keſſel; und ſo geſchah ihnen nach ihrem Glauben.

Als nun Spangenberg mit ſeiner Geſellſchaft in Onondago angelangt war, ſo geſchahe daſelbſt in dem großen

Rathe

Rathe auf eine ſehr feyerliche Weiſe die Erneuerung des Bundes, den der Graf von Zinzendorf mit den Irokeſen gemacht hatte, wobey zugleich die 3 Brüder naturaliſirt wurden und eigne Namen bekamen. Auch hatte der Vorſchlag, die gläubigen Indianer von Schekomeko nach Wajomik zu verſetzen, die völlige Genehmigung der Irokeſen. Bey der Gemeine in Schekomeko ſelbſt aber fand dieſer Vorſchlag einen Widerſtand, den man gar nicht vermuthet hatte. Sie führten an, daß der Gouverneur von Neuyork ihnen ausdrücklich befohlen habe, an ihrem Orte zu bleiben, und ſie daſelbſt ſchützen wolle, ſie könnten alſo nicht wegziehen, ohne Anlaß zum Argwohn zu geben, und dadurch dürfte der Lärm gegen die Brüder noch größer werden; und geſetzt, ſie zögen weg, ſo würden doch ihre noch ungetauften Freunde und Verwandte da bleiben, und wieder ganz in die Welt hineingehen; das würde ihnen ſehr wehe thun. Abraham inſonderheit ſuchte die übrigen davon abzubringen, und ſtellte ihnen vor, es ſey da der Weg der Krieger zu den Catawas, und es befänden ſich da herum gar viele Wilde; die Weiber wären da ſo ſchlimm, daß ſie Männer nähmen, wo ſie wollten, das würde für ihre jungen Leute gefährlich ſeyn, und dergleichen mehr. Es währte aber nicht lange, ſo ereignete ſich ein Umſtand, der den Indianern in Schekomeko den Schritt nothwendig zu machen ſchien, den ihnen die Brüder angerathen hatten. Die weißen Leute beſchloſſen nemlich, die Indianer-Gemeine mit Gewalt von Schekomeko zu vertreiben, und gaben vor, daß das Land, worauf der Ort ſtünde, andern Eigenthümern gehöre, die ſich jezt in den Beſitz deſſelben ſetzen wollten. Da nun die Indianer bey der Regierung in Neuyork deßhalb einkamen, aber kein Gehör fanden, und wohl ſahen, daß ſie würden fortziehen müſſen, ſo fingen ſie nach und nach an, den Vorſchlag der Brüder genauer zu erwägen, und viele bezeigten

Luſt, bey Bethlehem zu wohnen, wohin ſie gegen das Ende des Jahres noch fleißiger als ſonſt zum Beſuch gingen.

Der Zuſtand der Indianer in Schekomeko war alſo um die Zeit ſehr kläglich; die weißen Leute bemeiſterten ſich ihres Landes mit Gewalt, und beſtellten Wächter, die keinen Bruder von Bethlehem daſelbſt leiden ſollten; der Krieg zwiſchen den Franzoſen und Engländern verurſachte großes Schrecken; die Indianer fürchteten ſich vor beyden, die Engländer aber traueten ihnen nicht, und gingen hie und da mit Flinten in die Kirchen; die ungläubigen Indianer in Weſtenhuk ſuchten die Gläubigen in Schekomeko auf ihre Seite zu ziehen; die Presbyterianer hingegen, die um ſie herum wohnten, gaben ſich alle Mühe, ſie durch Verkleinerung der Brüder und Verläſterung ihrer Lehrer unter ſich zu bringen; die gläubigen Indianer waren arm, und mußten um des Brodes willen unter ſolchen ihnen ſchädlichen Menſchen ſich oft aufhalten; auch waren viele unter ihnen theils durch ihr voriges liederliches Leben, theils durch die Betriegereyen ihrer böſen Nachbarn in Schulden gerathen, und wurden nun täglich hart behandelt; man drohte ihnen mit dem Gefängniß, und weil ſie ſich keinen Rath ſahen, aus den Schulden heraus zu kommen und doch auch nicht entlaufen wollten, ſo blieb ihnen nichts übrig, als die Gemeine in Bethlehem zu bitten, ſich ihrer auch in dem Theil anzunehmen, welches auch mit großer Willigkeit geſchahe. Das übelſte aber war, daß, nachdem ihre treuen Lehrer verjagt waren, verſchiedene von dem rechten Wege abkamen, und einige ſogar wieder in offenbare Sünden fielen, ſo daß ſie unter ſich ſelbſt getrennt wurden, zum Theil Böſes gegen einander redeten, und viele nicht mehr wußten, was ſie eigentlich wollten.

Eine ſolche traurige Veränderung ging den Indianiſchen Gehülfen und der Gemeine zu Bethlehem, der ſie es weh-

müthig

müthig vortrugen, ſehr nahe, und es vereinigte ſich alles, für dieſes arme Volk zu GOtt zu ſchreyen, und um ſeine mächtige Aushülfe zu flehen.

Sechſter Abſchnitt.

1746.

Auswanderung aus Schekomeko. Zwiſchenaufenthalt der Indianer-Gemeine in Bethlehem und Friedenshütten. Anbau von Gnadenhütten. Beſuche in Schomokin und Wajomick.

Zu Anfang des Jahres 1746 kam der Biſchof Friedrich Cammerhof von Europa nach Amerika, als Gehülfe des Biſchofs Spangenberg bey der Bedienung des ganzen der Brüdergemeine in dieſem Welttheile anvertraueten Werkes GOttes, wovon die Indianer-Gemeine einen wichtigen Theil ausmachte. Beyde nebſt den übrigen Mitgliedern des Aelteſtencollegii in Bethlehem, gaben ſich nun alle Mühe, dieſer bedrängten Gemeine mit dem beſten Rathe zu Hülfe zu kommen.

Der Penſylvaniſche Gouverneur Thomas, der von den Umſtänden der gläubigen Indianer benachrichtigt worden, hatte Erlaubniß gegeben, daß alle, die nach Penſylvanien ihre Zuflucht nehmen wollten, daſelbſt ungehindert wohnen möchten. Die Brüder konnten aber den Wunſch, daß die Indianer ſich entſchließen möchten, alle zuſammen in das freye Indianer-Land nach Wajomik zu ziehen, fürs erſte noch nicht fahren laſſen, daher im März dieſes Jahres der Bruder Martin Mack abgeſchickt wurde, die dortige Gegend genau zu beſehen. Er that dieſe Reiſe in Geſellſchaft von 2 der angeſehenſten Delawaren, die in Bethlehem beſucht

ſucht hatten, und ihn auf der Reiſe wie einen Augapfel bewahrten, auch ihm, ſonderlich beym Durchwaten tiefer Flüſſe, alle nur mögliche Dienſte leiſteten.

Dieſe Reiſe war aber ganz fruchtlos, indem die Indianer durch keine Vorſtellung zu bewegen waren, dahin zu ziehen. Man ſahe ſich alſo genöthiget, ſie fürs erſte nach Bethlehem einzuladen, und ihnen zu erlauben, ſich dichte bey dieſem Gemeinorte anzubauen.

Die Gemeine in Schekomeko wurde von ihren Feinden immer heftiger verfolgt, ſie ſprengten unter andern überall aus, daß ſchon 1000 Mann Franzoſen auf dem Anmarſch wären, mit denen ſich die Indianer in Schekomeko vereinigen, und dann alles mit Feuer und Schwert verwüſten würden. Dieſes Gerüchte brachte die Einwohner in Reinbeck in ſolche Angſt, daß ſie den Friedensrichter um einen Befehl baten, ſämmtliche Indianer in Schekomeko todt zu ſchlagen. Dieſer Befehl ward nun zwar nicht ertheilt; die Bitte um denſelben aber erfuhr man in Schekomeko gar bald, und die vielen darauf folgenden Schmähungen und Kränkungen brachten die armen, immer noch an Schekomeko klebenden Indianer in ein ſolches Gedränge, daß es endlich einige wagten, eben gedachte Einladung der Brüder nach Bethlehem anzunehmen.

Zehn Familien, zuſammen 44 Perſonen ſtark, waren die erſten, die im April unter Vergießung vieler Thränen von Schekomeko abzogen, und in Bethlehem mit herzlicher Liebe und offenen Armen aufgenommen wurden. Verſchiedene von ihnen fingen ſogleich an, nahe bey dieſem Orte einige Häuſer nach ihrer Art zu bauen. Man richtete für ſie eigne Früh- und Abendverſammlungen ein, die ſo viel möglich in Mahikandiſcher Sprache gehalten wurden. Das beruhigte ſie ein wenig über ihren Abzug von dem lieben Schekomeko, woſelbſt ihr Gottesdienſt ſo lieblich war.

Noch reichlicher wurden ſie getröſtet, als bald nachher 2 Indianer-Mädchen auf dem Kirchenſaale in Bethlehem getauft wurden. Dieſe Handlung war ſehr feyerlich. Um die Täuflinge herum ſaßen in einem halben Kreiſe erſtlich die Aufſeherinnen der Mädchen, ſodann die Frauen der Heidenboten, hierauf ſämmtliche Indianer, und um dieſe herum die ganze übrige Bethlehemiſche Gemeine, nebſt vielen Fremden und Beſuchenden. Das bey dieſer Taufe waltende Gefühl von der Gegenwart GOttes erfüllte alle Anweſende, ſonderlich unſre Indianer, mit großer Freude und mit der Zuverſicht, daß ſie es hier doch eben ſo gut haben würden, als in Schekomeko. Was aber ihren geſunkenen Muth am meiſten aufrichtete, war dieſes, daß ſie nach angeſtellter Prüfung, ob ſie im lebendigen Glauben an JEſum und in der Liebe unter einander gut ſtänden, die von ihnen nicht erwartete Erlaubniß erhielten, mit der Gemeine in Bethlehem gemeinſchaftlich das heilige Abendmahl zu genießen. Nach einer ſolchen Stärkung ihres Glaubens konnte man nun auch ohne Bedenken auf die Erhaltung der nöthigen äußern Ordnung bey ihnen antragen. Um deßwillen errichtete man einen Gemeinrath, welchem auch die getauften Hausmütter mit beywohnen durften. Das iſt ſonſt unter den Indianern nicht gewöhnlich; man hatte aber die Zeit her mehrmals die Erfahrung gemacht, daß ſo manches gute, das mit den Männern beſchloſſen worden, unausgeführt geblieben war, weil die Weiber Schwierigkeiten dagegen aufgebracht hatten; jezt aber, da ſie mit zugegen waren, und die Gründe, warum dieſe und jene Ordnung nöthig und heilſam ſey, mit anhörten, ging alles leicht und mit Vergnügen.

Gleichwol war dieſer kleine Anbau nur eine Hülfe in der Noth, indem die Brüder wohl einſahen, daß ein Indianer-Dorf ſo nahe bey Bethlehem in die Länge nicht würde beſſe-

beſtehen können. Sie eilten daher, ihren lieben Indianern einen andern Platz zu verſchaffen, wo ſie mehr für ſich und nach ihrer hergebrachten Lebensart wohnen könnten. Zu dem Ende kaufte die Gemeine in Bethlehem von einigen Herren in Philadelphia ein Stück Land, das 200 Acker groß, und hinter den ſogenannten blauen Bergen an der Mahony, nahe an dem Einfluſſe derſelben in die Lecha, zwiſchen Bethlehem und Wajomik, etwa 6 Deutſche Meilen von erſterm Orte, bey welchem die Lecha vorbey fließt, gelegen war. Der Miſſionarius Mack begab ſich nebſt andern weißen Brüdern und einigen Indianer-Gehülfen dahin, um den neuen Ort anzulegen, welcher nachher Gnadenhütten genannt wurde. Dieſen folgten nach etlichen Tagen noch mehrere; der Platz gefiel ihnen allen ſehr wohl, und es ward nun unter ihnen ausgemacht, daß ſie dieſes Jahr ſowol noch bey Bethlehem als in Gnadenhütten pflanzen wollten, und die Männer ſich ab und zu, bald an dem einen, bald an dem andern Orte aufhalten ſollten, nachdem es die Arbeit erfordern würde, und ſo ging es mit dem Anbau von Gnadenhütten vortreflich von ſtatten. Die Indianer waren fleißig, munter und vergnügt, und führten einander oftmals zu Gemüthe, wie gut ſichs arbeiten läßt, wenn man ſich mit dem Herzen bey JEſu Chriſto befindet, an ſeine ſaure Arbeit denkt, und den guten Fortgang ſammt der Bewahrung des Leibes nicht eigner Geſchicklichkeit und Klugheit, ſondern lediglich der Gnade GOttes zuſchreibt. Die weißen Brüder hörten ſolche Aeußerungen mit dem innigſten Vergnügen an, und erkannten immer mehr, daß es der Mühe werth ſey, ſich für die Indianer mit Leib und Seele herzugeben.

Als die Nachricht von dieſem neuen Anbau nach Schekomeko und Pachgatgoch kam, fanden ſich viele von den Zurückgebliebenen angeregt, auch dahin zu ziehen, und bald

war die Anzahl der letztern größer als die der erſtern. Ihren Feinden, die allerdings die Abſicht hatten, ſie von Schekomeko zu vertreiben, mißfiel es aber ſehr, daß ſie ſich nach Bethlehem wandten; und um die noch übrigen davon abzuhalten, ſprengten ſie aus, daß die zuletzt abgereiſeten Indianer, die ſich nach Bethlehem hätten begeben wollen, unterwegs wären ermordet worden. Allein ſolche Gerüchte machten ſo wenig Eindruck, daß etliche Familien, die eben im Begriff waren, die Reiſe nach Bethlehem anzutreten, ſich dadurch gar nicht irre machen ließen. Einer ſagte unter andern dabey: "Gehen wir nicht nach Bethlehem, ſondern bleiben hier oder begeben uns ſonſt wohin, ſo iſts eben ſo, als ob wir uns einen Strick um den Hals werfen." So wanderten ſie nach und nach aus, und es ging damit immer leichter, mit Vergnügen, und in ſo kindlichem Vertrauen auf die Durchhülfe des HErrn, daß es recht erbaulich anzuſehn und anzuhören war.

Während dieſer Auswanderung ging der Gottesdienſt in Schekomeko doch noch eine Weile fort, und die Indianiſchen Zeugen der Wahrheit verkündigten auch einer Menge theils beſuchender, theils durchreiſender Wilden das Evangelium von Chriſto, einfältig, aus eigner Erfahrung und mit großer Kraft, vielen zum bleibenden Segen. Ihr Singen war dabey ſehr angenehm und wohlklingend. Nach der Predigt pflegten ſie ihre fremden Zuhörer auch leiblich zu bewirthen, brachten ihnen in Ermangelung eines andern Platzes das Eſſen in die Kirche, und unterhielten ſie auch während der Mahlzeit mit nützlichen Materien, das Heil ihrer Seelen betreffend.

Inzwiſchen war das Wegziehen ſo vieler Indianer von Schekomeko und Pachgatgoch nach Bethlehem und Gnadenhütten für ſie ſelbſt und für die Brüdergemeine in Bethlehem mit nicht wenig Schwierigkeiten verbunden. Wenn

eine

eine Familie abreiſen wollte, ſo ſuchten die benachbarten weißen Leute gemeiniglich allerhand alte Schulden hervor, die ſie erſt bezahlen ſollten; und da die mehreſten dieſer armen Leute weder leſen, ſchreiben, noch rechnen konnten; ſo mußten ſie ſich alle Forderungen, die an ſie geſchahen, gefallen laſſen. Die Brůder konnten dann nicht umhin, ihnen auf eine oder die andere Art, zu Hůlfe zu kommen. Ihre Kinder wurden gröſtentheils, auf vielfältiges Bitten der Eltern, in die Kinderanſtalten zu Bethlehem und Nazareth für einige Zeit zur Erziehung aufgenommen. Dieſes, ſo wie ins ganze ihr Zwiſchenaufenthalt in Bethlehem, da ſie alleſammt mit dem nothwendigen verſorgt werden mußten, verurſachte den Brůdern viele Ausgaben, deren Erſatz nie zu hoffen war. Der erſte Anfang von Gnadenhůtten war für die Brůder auch ſehr koſtbar. Das Land mußte erſt vom Holze gereinigt, aufgeriſſen und zum Pflanzen zubereitet werden; dieſes Stůck Arbeit ůbernahmen die Brůder mit Beyhůlfe der Indianer, und ſpeiſeten auch binnen der Zeit dieſelben, an einem gemeinſchaftlichen Tiſche. Weil ſich aber letztere noch wenig auf ſolche Arbeit verſtanden, auch ihrer Natur nach dazu wie nicht gemacht ſind, ſo war ihre obgleich noch ſo willige Hůlfe nicht beträchtlich, und das mehreſte fiel auf die Brůder. Unterdeſſen ſahen dieſe, weil ſie die Sache als ein Werk GOttes betrachteten, weder auf Koſten und Můhe, noch auf den Verluſt ihrer Zeit, ſondern betrieben den Anbau von Gnadenhůtten aus allen Kräften, um ſo mehr, da man genugſam ůberzeugt worden, daß der gegenwärtige außerordentliche Zuſtand, in welchem ſich die Indianer befanden, ihnen nicht zuſagte. Sonderlich konnte die gemeinſchaftliche Haushaltung nicht lange fortgeſetzt werden; hauptſächlich wegen des ſeltſamen Eindrucks, den ſie auf die fremden Indianer machte. Denn weil die Brůder den ganzen Vorrath von Lebensmitteln un-

ter ihrem Beſchluſſe haben, und damit ſparſam umgehen mußten, ſo konnten die Indianer den Fremden, die ſie in ihren Häuſern beſuchten, nichts vorſetzen, welches mit der unter ihnen eingeführten Gaſtfreyheit nicht zu reimen war. Daher entſtand die Idee bey den wilden Indianern, daß die Getauften bey den weißen Leuten Noth leiden und ihre Knechte seyn müßten, ſonderlich da ſie öfters dieſelben eine den Indianern ungewöhnliche Arbeit verrichten ſahen. Man ließ demnach ſo bald als möglich jede Familie ihre eigne Haushaltung anfangen; wozu jedem Hausvater ein Stück urbar gemachtes Land zugemeſſen, und zum Ackern und Pflanzen gehörige Anweiſung gegeben wurde.

Im Julio dieſes Jahres wurde die Indianer-Gemeine in Gnadenhütten förmlich und feyerlich eingerichtet, die verſchiedenen Aemter beſetzt, die Gemeinordnungen bekannt gemacht, der Kirchenſaal eingeweihet und alle gegenwärtige und künftige Einwohner dieſes Ortes unſerm treuen GOtt und Heilande mit Gebet und Thränen zu Gnaden empfohlen.

Mittlerweile wurden die Umſtände in Schekomeko immer bedenklicher. Der Lärm des Krieges, welcher damals zwiſchen den Engländern und Franzoſen geführt wurde, näherte ſich dieſem Orte; und da ſchon eine Tagereiſe von demſelben die Franzöſiſchen Indianer einen Einfall gethan, gemordet, und mit Sengen und Brennen alles verwüſtet hatten, ſo bot man Engliſcher-Seits alles, was Waffen tragen konnte, gegen ſie auf. Das betraf natürlicher Weiſe auch die in Schekomeko zurückgebliebenen gläubigen Indianer, die nun größtentheils einzuſehen anfingen, wie heilſam es für ſie geweſen wäre, wenn ſie dieſen Ort in Zeiten verlaſſen hätten. Verſchiedene von ihnen zogen wirklich zu Felde, und die übrigen lebten in Furcht und Angſt. Auch die Wohlthat, beſuchende Miſſionarien aus Bethlehem eine

Weile in ihrer Mitte zu haben, wie bisher immer geſchehen war, konnten ſie nicht länger genießen, als bis zum 24ſten Julii, da die Brüder Hagen und Poſt mit den noch übrigen Getauften ein Liebesmahl hielten, ihnen auf Anweiſung des Aelteſtencollegii in Bethlehem das Gemeinhaus, das den Brüdern zugehörte, ſchriftlich zum Eigenthume übergaben, und ſie ſodann dem guten Hirten, der ſein Leben für die Schafe gelaſſen hat, zu gnädiger Bewahrung empfahlen. So beſchloſſen die Brüder mit Wehmuth, aber doch auch mit innigſter Dankbarkeit gegen GOtt, ihre Arbeit in Schekomeko, dieſem erſten Indianer-Gemeinorte, woſelbſt das Licht des Evangelii den Heiden dieſer Gegend zuerſt aufgegangen, und in 2 Jahren 61 Erwachſene durch die heilige Taufe der Kirche Chriſti waren einverleibt worden, die in Bethlehem getauften nicht mit dazu gerechnet.

Nun wohnten alſo die gläubigen Indianer an verſchiedenen zum Theil weit von einander entlegenen Orten, nemlich in Gnadenhütten, Bethlehem, Pachgatgoch, Wechquatnach und Schekomeko, an welchen letztern Ort einige noch ſo anhänglich waren, daß ſie der Kriegsnoth und aller Kränkungen ihrer Feinde ungeachtet, ſich doch nicht entſchließen konnten, denſelben zu verlaſſen. Gnadenhütten zeigte ſich, auch was das Aeußere betrifft, als ein recht lieblicher und angenehmer Gemeinort. Das Gemeinhaus oder die Kirche, mit einem kleinen Thurm und einer Glocke verſehen, ſtand in der Mitte in einem Thale, und hatte auf der einen Seite auf einer Anhöhe, die ziemlich einen halben Zirkel formirte, die Häuſer der Indianer, auf der andern die Wohnungen der Miſſionarien nebſt dem Gottesacker; und durch den Ort ging die ordentliche Landſtraße nach Wajomik und andern Plätzen. Die Miſſionarien beſtellten ihre Felder ſelbſt, ſo wie auch ein jeder Indianiſcher Hauswirth das ſeine, und am 18ten Auguſt hatten ſie ſchon die

Freude, bey einem Liebesmahl von der erſten bey Gnadenhütten gewachſenen Frucht zu eſſen.

Chriſtian Rauch und Martin Mack waren die erſten Miſſionarien, die an dieſem Orte wohnten, die Gemeine mit Wort und Sacrament bedienten, und ihre Arbeit war geſegnet. In der Folge der Zeit wurden ſie durch andere Miſſionarien, und dieſe nach einer Weile wieder entweder durch die vorigen, oder durch andere abgelöſet; wie man denn überhaupt glaubte, daß eine manchmalige Verwechſelung der Diener der Gemeine rathſam wäre, damit die Indianer ſich nicht an Menſchen hängen, ſondern zu aller Zeit ihre Zuverſicht blos auf GOtt ſetzen möchten.

Denen, die bey und in Bethlehem wohnten, diente der genauere Umgang mit den weißen Brüdern und Schweſtern vornemlich zum Wachsthum in der Gnade und Erkenntniß JEſu Chriſti. Ihre Herzen wurden mit Troſt und Freude erfüllt, und ſie ſuchten auch ihren Landsleuten an den übrigen Orten zum Segen zu ſeyn, indem ſie ihnen ihre Herzenserfahrungen theils mündlich bey Beſuchen, theils auch ſchriftlich mittheilten; denn verſchiedene unter ihnen hatten durch den Unterricht der Brüder ganz gut ſchreiben gelernt; andere diktirten ihre Worte einem Schreiber in die Feder.

In Pachgatgoch hielt ſich damals der Bruder Friedrich Poſt mit ſeiner Frau eine Zeitlang auf, lebte äußerlich wie ein Indianer, trieb ſein Schreinerhandwerk, und predigte dabey das Evangelium. Auch wurde hier und in Wechquatnach dann und wann von Bethlehem und Gnadenhütten aus beſucht, um das glimmende Tocht nicht auslöſchen zu laſſen.

Es fand ſich aber bey der damaligen Lage der ſolchergeſtalt vertheilten Indianer-Gemeine doch manches ſchmerzhafte. Einige Männer, die ihre Weiber nicht hatten überreden können, Schekomeko zu verlaſſen, hatten ſich darüber für eine Weile von ihnen getrennt. Eben ſo hatten einige

Weiber

Weiber ſich von ihren Männern, die an Schekomeko allzu anhänglich waren, nicht abhalten laſſen, nach Bethlehem oder Gnadenhütten zu ziehen, und alle Vorſtellungen der Brüder gegen dieſe Unordnung waren vergeblich geweſen; noch häufiger hatten ſich Eltern von ihren Kindern, und Kinder von ihren Eltern getrennt. Das verurſachte denn viel Gerede über und gegen einander, und Liebe und Einigkeit ward dadurch nicht gefördert. Auch wurden verſchiedene, die ſchon in Gnadenhütten wohnten, wieder bedenklich, nach und nach mißvergnügt und entfernten ſich wol gar. Ueberdem waren die Feinde der Brüder immer nicht müßig, ſondern ſuchten auf alle Weiſe Bethlehem und Gnadenhütten bey den Indianern in Schekomeko, Pachgatgoch und Wechquatnach in den böſeſten Ruf zu bringen; ſogar von vielen Kanzeln hörte man dergleichen erſchallen. Etliche der in Schekomeko zurückgebliebenen wurden dadurch irre und kamen auf den Einfall, den Engliſchen Gouverneur um mehr Land zu bitten, in Hoffnung, dadurch noch mehrere Indianer zum Wohnen dahin zu ziehen, und hierdurch auch die Miſſionarien zu bewegen, wieder zu ihnen zu kommen und bey ihnen zu bleiben; ſollten dieſelben aber dazu keine Luſt haben, ſo wollten ſie den Gouverneur erſuchen, ihnen einen Prediger zu geben; "ſie predigen ja doch alle, ſagten ſie, was in der Bibel ſteht." Ob ſie ſich nun gleich über dieſen Gedanken nicht vereinigen konnten, ſo bediente ſich doch ein benachbarter Prediger in Weſtenhuck dieſer Gelegenheit, ſie auf alle Weiſe an den Brüdern irre zu machen und an ſich zu ziehen, lockte ſie mit Hülfe eines dort ſtehenden Officiers nach Weſtenhuck, ſuchte ſie theils durch ſchöne Worte, theils durch Tanzen und Saufen zu ermuntern, und that, was er konnte, ſie zu bewegen, daß ſie ſich ſeiner Leitung anvertrauen möchten. So weit aber waren ſie doch vom rechten Wege noch nicht abgekommen, daß ſie ſich

in dieſer Schlinge hätten fangen laſſen: vielmehr bezeugten ſie bey ihrer Rückkunft, wie übel ihnen das Leben in Weſtenhuck gefallen und wie ihr Herz vor Angſt gezittert habe.

Die an den Brüdern irre gewordenen Indianer ſuchten zwar das fernere Auswandern bald dieſer bald jener Familie aus Schekomeko nach Gnadenhütten durch das ſtärkſte Zureden, ja gar mit Gewalt und durch Hülfe der Obrigkeit zu hindern. Allein, da die Indianer freye Leute ſind, ſo waren alle Bemühungen dieſer Art vergeblich. Das Elend der Zurückbleibenden vermehrte ſich indeſſen von Tag zu Tage durch die fortwährende Kriegsnoth, die unabläßige Aufforderung, gegen die Franzoſen zu Felde zu ziehen; und überhaupt war die Verwirrung in Schekomeko und Pachgatgoch ſo groß, daß ſie ſich nicht wohl beſchreiben läßt.

Die Miſſionarien mußten ſich für die Zeit ſtille halten, weil ſie der Landesobrigkeit ſchon verdächtig geworden waren, indem einige der irre gewordenen Indianer ſich ſo weit vergeſſen und fälſchlich vorgegeben hatten, ſie dürften nicht zu Felde ziehen und fechten, weil die Brüder es nicht haben wollten. Dazu kam, daß ein Engländer öffentlich behauptet und überall verbreitet hatte, daß die Brüder für 3000 Mann Ober- und Untergewehr in Bereitſchaft hätten, ſo viele Indianer damit zu bewaffnen, den Franzoſen zu helfen und ſonderlich Penſylvanien zu verwüſten. Die Brüdergemeine in Bethlehem mußte auf Befehl der Landesregierung wirklich einen Deputirten auf den Gerichtstag nach Neutown ſchicken, um ſich darüber zu erklären. Da ward nun obgedachter Engländer nebſt andern Verklägern der Brüder öffentlich zu Schanden, und hatte die Erlaſſung der ihm vom Gerichte zuerkannten ſchweren Strafe blos der Fürbitte des Deputirten der Brüder, Namens Heinrich Antes, zu danken, welcher dabey die Freude hatte, vor der zahlreichen Verſammlung ein getroſtes und kräftiges

Zeugniß von unſerm Heilande und ſeiner großen Sünderliebe abzulegen; indeſſen beſtärkte dieſer Umſtand die Brüder in dem Sinne, bey ihrer Arbeit unter den Indianern mit aller möglichen Vorſichtigkeit zu Werke zu gehen. Doch tröſtete ſie das nicht wenig, was GOtt hie und da an den Irregewordenen that, indem er vornemlich den Briefwechſel der Indianer unter einander dazu ſegnete, daß viele ſich nach und nach aus der Verwirrung wieder zurecht fanden, und auch andere zum Nachdenken brachten, indem ſie bey Gelegenheit ein treuherziges Zeugniß der Wahrheit ablegten. Einer unter andern, dem ſeine Verwandten droheten, daß ſie ihn todtſchlagen wollten, wenn er nicht ganz und gar von den Brüdern ablieſſe, antwortete ihnen: "ſo mögt ihr mich denn todtſchlagen; ich weiß, daß die Brüder recht ſind, nur bin ich noch nicht recht." Ein anderer, der zu den Brüdern zurückkehren wollte, und dem eben ſo mit dem Tode gedrohet wurde, erklärte ſich gerade heraus, daß er doch nicht anders ruhig werden könne, er müſſe zu den Brüdern; wenn ihn ſeine Freunde hernach todtſchlügen, ſo könnten ſie doch ſeine Seele nicht todtſchlagen; die ſey mit dem Blute des Heilandes erkauft, und alſo vielmehr werth als ſein Leib. Verſchiedene, die ihre Abweichung gründlich erkannten und bereueten, ſchrieben ſelbſt oder ließen an die Gemeine ſehr beweglich um Vergebung ſchreiben. Einer von ihnen, Namens Jakob, drückte ſich im Anfang ſeines Briefes folgendermaßen aus: "Mit mir ſtehts ſo, als wenn der Vater ein Kind hat, das er recht lieb hat, und kleidet es aufs beſte, und gibt ihm allerhand ſchöne Sachen, was es nur braucht und nöthig hat, und läßt es nicht Mangel leiden; das Kind aber iſt eigenwillig, und geht vom Vater weg, und befolgt nicht, was ihm der Vater ſagt; dann verliert das Kind die ſchönen Sachen, die es beym Vater gehabt hatte, und das Kleid zerreißt, und

fällt von ſeinem Leibe, und es muß faſt nackend gehen; das Kind bedenkt ſich wol, wie es zuvor ein ſo ſchönes Kleid und ſo viel ſchöne Sachen gehabt hat; es thut dem Kinde wehe, es betrübt ſich darüber und hat Tag und Nacht keine Ruhe, iſt aber dabey ſcheu, wieder zum Vater zu gehn, und weiß doch nicht, was zu thun: ſo ſtehts mit mir," u. ſ. w. Solche Briefe wurden den Gemeinen in Gnadenhütten und bey Bethlehem, auch wol der Gemeine in Bethlehem vorgeleſen, und mit großer Bewegung angehört. Diejenigen aber, die zum Beſinnen gekommen waren, und weder ſelbſt, noch durch andere ſchreiben konnten, kamen nach Bethlehem oder Gnadenhütten, bekannten und beklagten ihre Abweichung, manchmal vor der verſammleten Gemeine, und baten um Vergebung, die denn auch ihnen, ſo wie denen, die ſchriftlich darum angehalten hatten, mit innigſter Freude und unter Vergießung unzähliger Thränen öffentlich ertheilt wurde.

Da nun die Brüder, bey allem Widerſtande der Feinde, dennoch ſahen, daß GOtt ihre mühſelige Arbeit unter den Indianern auf ſo mancherley Weiſe reichlich ſegnete, ſo wurde ihr Trieb, das Evangelium noch weiter auszubreiten, immer ſtärker. Beſonders lagen ihnen die Sechs Nationen oder Irokeſen am Herzen, mit denen ſie bey verſchiedenen unter ſie gethanen Reiſen ſchon einige Bekanntſchaft gemacht hatten; auch hatten jene ſie bereits als Leute, die nicht aus Eigennutz, ſondern aus Menſchenliebe handelten, von andern um des Handels willen herum ziehenden weißen Leuten, unterſcheiden gelernt. Schon im vorigen Jahre hatte der Miſſionarius Mack mit ſeiner Frau eine Reiſe nach dem zum Gebiete der Irokeſen gehörigen Orte Schomokin gethan, und ſich daſelbſt ein paar Monate aufgehalten, wobey ſie nicht nur Krankheiten und viele Beſchwerden auszuſtehen hatten, ſondern auch durch die hier mehr als an irgend einem

andern

andern Orte unter den Wilden im Schwange gehenden Greuel oftmals mit Schrecken und Entſetzen erfüllt wurden; auch waren ſie mehrmalen in Gefahr von beſoffenen Wilden ermordet zu werden. Aber die Begierde nach dem Heil dieſer armen Menſchenſeelen, und der kindliche Glaube an das Wort JEſu: Ich bin bey euch alle Tage, richtete ihren Muth dermaßen auf, daß ſie, nach Macks Ausdruck, in ihrer armſeligen Indianer-Hütte oft vergnügter waren, als in dem herrlichſten Hauſe in Philadelphia. GOtt machte ihnen überdem die Freude, daß ſie das Wort der Verſöhnung hie und da anbringen konnten. Uebrigens halfen ſie den Indianern bey ihrer Arbeit auf den Welſchkornfeldern; und Welſchkorn ohne einige Zuthat war ihre tägliche Speiſe, woran ſie ſich auch gern genügen ließen. Von Schomokin aus beſuchten ſie auf der großen in der Susquehanna gelegenen Inſel, Longisland genannt, und wurden von den dortigen Indianern, ſonderlich von ihrem Könige, ſehr freundlich aufgenommen. Für die Zeit aber ſchien ihnen nicht ſowol das Evangelium ſelbſt, als vielmehr die Erzählung von der Bekehrung der Indianer in Schekomeko, die ſonſt ihrer Wildheit wegen weit und breit bekannt geweſen, einigen Eindruck zu machen. Das unaufhörliche Sauſen war dem Miſſionario auch hier im Wege. Sogar ihr ſogenannter König beſof ſich dermaßen, daß er ins Feuer fiel, und ihm von der einen Hand alles Fleiſch wegbrannte. Bey Macks Rückkunft nach Schomokin ſuchte ein durchreiſender Schawanoſe ihn zu ſchrecken, indem er ihn hart anredete: "Ihr Leute, was wollt ihr hier? Die Irokeſen wollens nicht haben, daß jemand die Indianer unterrichten ſoll. Ihr ſeyd wie die Tauben; wo ſich eine hinſetzt, da kommt gleich ein großer Hauſe zuſammen geflogen; wenn ihr an einen Ort kommt, ſo bleibt es nicht bey einem oder zween, ſondern es finden ſich gleich viele herzu." Mack

aber

aber pries, ſtatt aller Antwort, auch dieſem Wilden die Gnade JEſu an, und nachdem er hier eine reiche Thränenſaat ausgeſtreut und für das arme in des Teufels Banden ſchrecklich verſtrickte Volk gar viele Seufzer zu GOtt geſchickt hatte, begab er ſich mit ſeiner Frau auf die Rückreiſe nach Bethlehem, die äußerſt beſchwerlich war, indem ſie die hohen ſteilen Berge oft nicht anders als auf Händen und Füßen kriechend paſſiren konnten, welches beſonders der Mackin, die eben ſchwanger war, ſehr hart fiel.

Macks Bericht von dem Zuſtande der Indianer in Schomokin erregte bey dem Collegio der Aelteſten in Bethlehem den Wunſch, einen Bruder zu ihnen ſchicken zu können, der bey ihnen wohnen, und ihnen das Evangelium täglich predigen könnte. Dazu zeigte ſich denn auch in dieſem Jahre eine Gelegenheit. Die Irokeſen ſtellten nemlich durch ihren Agenten oder Deputirten in Schomokin, den ſchon oben genannten Schikellimus, dem Dollmetſcher der Regierung, Herrn Conrad Weißer, und durch ihn dem Gouverneur von Penſylvanien vor, daß ſie aus Mangel eines Schmidts manchmal um einer Kleinigkeit willen etliche 100 Engliſche Meilen weit nach Tulpehokin, ja wol gar nach Philadelphia reiſen müßten; ſie bäten daher, daß ihnen ein Schmidt möchte verſchafft werden, der in Schomokin bey ihnen wohnte. Nun ſchien zwar dieſer Poſten für einen Europäer ſehr unangenehm zu ſeyn, denn der Ort war ungeſund, und die dortigen Indianer kannte man als ſchlechte Bezahler; ihrer greulichen Ausſchweifungen und der Gefahr, welcher man unter ihnen ausgeſetzt war, nicht zu gedenken. Gleichwol waren die Brüder froh, als Herr Conrad Weißer ihnen den Vorſchlag that, den verlangten Schmidt nach Schomokin zu ſenden, wozu ihnen auch der Gouverneur von Penſylvanien die Erlaubniß gern ertheilte. Dem zufolge ging der Bruder Mack im October dieſes Jahres

res in Begleitung eines Indianers dahin ab, um mit dem dortigen Oberhaupte Schikellimus und deſſen Rathe die nöthige Abrede zu nehmen, und vornemlich den Punkt feſt zu ſetzen, daß ein ſolcher Schmidt, der von den Brüdern dahin geſchickt würde, nur ſolange bey ihnen wohnen könnte, als die Irokeſen mit den Engländern in aufrichtiger Freundſchaft lebten.

Mittlerweile brachen unter unſern Indianern bey Bethlehem und bald hernach auch in Gnadenhütten die Blattern aus, an welchen 18 Perſonen, und darunter einige treue und brauchbare Gehülfen aus der Zeit gingen, unter welchen die Brüder ſonderlich den Johannes, Iſaak, David, Thomas, Jonas, Abraham und deſſen Frau Sarah gern noch länger behalten hätten, von deren Lebensumſtänden ich etwas weniges anführen will.

Johannes war einer der Erſtlinge, deſſen ſchon mitgetheilte Briefe nicht ohne Vergnügen geleſen werden können. So wie er als Heide ein Ausbund von Bosheit war, indem er mit ſeinen Laſtern viel Witz und Laune verband, ſo wurde er hernach ein auserwähltes Rüſtzeug des Heilandes unter ſeiner Nation. Seine Gaben wurden durch die Gnade GOttes geheiligt und zum Segen gar vieler Menſchen, von weißer und brauner Farbe angewandt. Er war ein Redner in ſeiner Sprache, dergleichen nach ihm wenige geweſen ſind. Wenn er predigte, ſo lebte alles an ihm und ſein Wort fuhr wie Feuer in die Herzen ſeiner Landsleute. Seine Seele weidete im Evangelio, und er konnte nie unterlaſſen, er mochte zu Hauſe oder auf der Reiſe ſeyn, von der Gnade im Blute JEſu zu zeugen, und es galt ihm gleich viel, ob er dabey Chriſten oder Heiden zu Zuhörern hatte. Er war zum Lehrer ſeines Volkes wie geſtempelt und führte dieſes Amt in der Gemeine etwas über 4 Jahre. Zugleich war er unter ſeinem Volke ein geehrter Chief, ohne deſſen

Rath und Einwilligung auch in politiſchen Angelegenheiten nichts unternommen wurde. Kurz vor ſeiner letzten Krankheit beſuchte er den Biſchof Spangenberg, und ſagte zu ihm: "Ich habe dir etwas zu ſagen; ich habe mein Herz unterſucht, und das habe ich gründlich gethan, ſo daß ich weiß, daß das wahr iſt, was ich ſage. Ich habe mein Herz bey den Krankheiten und dem Abſterben etlicher Indianer gefragt: ob ich mein Leben dem Heilande willig hingeben kann, und ob er mich auch annehmen wird? und da habe ich gefunden, daß es Ja bey mir war, daß ich des Heilandes bin, und zu ihm kommen werde." In der Krankheit ſtanden die gläubigen Indianer fleißig um ihn herum, und weinten ſehr, denn ſie hatten ihn ungemein lieb. Auch da zeugte er noch mit Kraft und Nachdruck von der Wahrheit des Evangelii, und betrug ſich überhaupt bis ans Ende als ein Knecht JEſu Chriſti, zur Erbauung aller, die ihn ſahen. Die Betrachtung der Schmerzen JEſu erleichterte ihm das Gefühl der ſeinigen, und ſein Verſcheiden war ſo vergnügt und ſo lieblich, wie das Verſcheiden eines Mannes GOttes.

Iſaak, ebenfalls einer von den Erſtlingen, war ehedem als ein großer Zauberer bekannt, und zeigte ſich hernach als ein Wunder der Gnade. Nach ſeiner Taufe wurde er ſehr liebhabend, und wegen ſeiner Gaben als Diener bey der Gemeine in Schekomeko, wie auch bey den Fremden gebraucht. Sein Abſchied aus dieſer Welt bewies deutlich, daß ſein Glaube lebendig war.

David, welcher auch ſchon im Jahr 1742 getauft war, hatte unſern Heiland beſonders zärtlich lieb, und war ein geſegneter Zeuge und Arbeiter unter ſeinen Landsleuten, denen er auch als Dollmetſcher diente. Einmal predigte er einem weißen Manne, der ihn in Gnadenhütten beſuchte, und fragte ihn, wie es doch käme, daß, ohngeachtet die weißen Leute leſen und ſchreiben könnten, und alſo die Mar-

terge-

tergeſchichte des Heilandes wohl wüßten, ſie doch ſo todt gegen ihn, ja ihm wol gar gram wären? Als nun dieſer ihn fragte, ob er denn leſen lernte? ſo antwortete er: O ja, ich habe 5 laute Buchſtaben, daran ſtudiere ich immer, ich mag zu Hauſe oder auf der Jagd ſeyn. Der Weiße fragte, was denn das für Buchſtaben wären? Antwort: Das ſind die 5 merkwürdigen Wunden unſers gekreuzigten Heilandes, die ſehe ich mir täglich an, und lerne daran ohne Unterlaß.

Thomas war ebenfalls ein geſegneter Arbeiter und Zeuge der Wahrheit unter ſeinem Volke, wie denn etliche Jahre nach ſeinem Verſcheiden viele bekehrte Indianer bezeugt haben, daß ſie den erſten Eindruck von JEſu Chriſto durch ſeine Predigt bekommen hätten, und daß ſie ſeine Worte nie hätten los werden können.

Jonas, des Johannes Gehülfe im Lehramte, hatte eine beſondere Gabe zur Seelenführung, und genoß deßwegen allgemeine Liebe und Achtung. In ſeiner Krankheit war er ungemein vergnügt, ſagte die Stunde ſeiner Auflöſung vorher, ließ noch alle gläubige Indianer, die gegenwärtig waren, vor ſein Krankenlager kommen, und hielt ihnen eine aus der Fülle ſeines Herzens herausquillende Abſchiedsrede, darin er ſie an ihren ehemaligen unſeligen Zuſtand erinnerte, die ihnen erſchienene Gnade JEſu rühmte, und ſie mit vielen Thränen bat, bey ihm zu bleiben, und ihren Lehrern gehorſam zu ſeyn; er werde nun bald den Heiland und ſeine Wunden, die er liebe, und die er ihnen geprediget habe, ſehen. Auch ſagte er ihnen mit beſonderm Nachdruck vorher, daß es der Feind abermals darauf antragen würde, ſie irre zu machen, und zu ſichten; ſie ſollten ihm aber kein Gehör geben, ſondern ſich an JEſum halten, der würde ſie ſchon in Schutz nehmen und bewahren. Dieſe Rede blieb denen, die ſie anhörten, unvergeß-

lich, und wurde wiederholt, ſo oft man ſeiner gedachte. Nachdem er ſich auch mit ſeiner Frau liebhabend verabſchiedet hatte, ſagte er zum Bruder Rauch mit einer frohen Miene: “Darf ich denn nicht bald ausſcheiden? ich bin ſehr müde und will ruhen; nun habe ich ausgearbeitet,” und gleich darauf entſchlief er.

Abraham, auch einer der Erſtlinge, war ein unter ſeinem Volke wegen ſeines Verſtandes und Ernſtes ſehr geſchätzter Chief. Bey Errichtung der Indianer-Gemeine in Schekomeko wurde er ihr Aelteſter, welchem Amte er mit vieler Würde vorſtand, und ſich die Achtung aller Brüder und Schweſtern erwarb. Seine Frau Sarah, war eine treue Gehülfin unter ihrem Geſchlecht, und zeichnete ſich durch ihren reifen Verſtand und ordentliches Betragen aus

So fürchterlich ſonſt die Blatternkrankheit den Indianern iſt, ſo merkte man doch unter den Gläubigen davon ſehr wenig; alles freuete ſich über das ſelige, heitere und vergnügte Weſen derer, die bey der Gelegenheit entſchliefen; viele wünſchten, ihnen bald in die ewige Ruhe nachzufolgen, und es waltete ins ganze eine mächtige Gnade GOttes unter dieſem Volke.

Unter denen, die ſich in dieſem Jahre in Bethlehem aufhielten, war auch eine blinde faſt achtzigjährige Indianerin, welche ſchon ein Jahr vorher ein großes Verlangen gehabt, dahin zu kommen, und ſich geäußert hatte, daß, wenn ſie ſo glücklich wäre, ſie gewiß getauft werden, und alsdenn bald zu GOtt gehen würde. Nach einem Jahre entſchloſſen ſich endlich ihre widriggeſinnten Verwandten, ihren Wunſch zu erfüllen, und brachten ſie auf einem Karren, den ſie gemeinſchaftlich zogen, nach einer Reiſe von 20 Tagen nach Bethlehem. Daſelbſt hörte ſie das Evangelium mit großer Begierde, wurde bald krank, bat mit vielen Thränen um die

heilige

heilige Taufe, und empfing dieſelbe auf ihrem Bette. Gleich nach dieſer beſonders begnadigten Handlung ſagte ſie: "Nun iſt meine Zeit da, daß ich heimgehe, und den Heiland ſelber ſehe; das hat mir noch gefehlt, denn ich habe es ſchon vor einem Jahre geſagt, daß ich würde in Bethlehem getauft werden und dann heimgehen." Sie entſchlief auch wirklich den folgenden Morgen.

Gegen das Ende dieſes Jahres beſuchte Biſchof Spangenberg mit noch einigen Brüdern die Indianer in Wajomik, von denen ſie, nach Spangenbergs Ausdruck, wie Engel GOttes empfangen, und die Worte ihnen gleichſam aus dem Munde genommen wurden; denn der Zweck dieſes Beſuchs war kein anderer, als auch dieſen Wilden das Wort vom Kreuz zu verkündigen, und zugleich zwiſchen ihnen und der Mahikander-Nation, zu welcher die mehreſten gläubigen Indianer gehörten, um der Zukunft willen Freundſchaft zu machen, weil man immer noch die Hoffnung nicht aufgeben wollte, einen Gemeinort für die Indianer in dortiger Gegend anzulegen.

Siebenter Abſchnitt.

1747. 1748.

Kurzer Abriß von der innern Einrichtung der Gemeine in Gnadenhütten. Anlegung eines Miſſionspoſtens in Schomokin. Cammerhofs beſchwerliche Reiſe dahin.

Solchergeſtalt war die Indianiſche Brüdergemeine in Gnadenhütten und Friedenshütten, welches letztere nun aber nach und nach ganz einging, wieder ordentlich eingerichtet. Ihr Gottesdienſt war, wiewol mit Rückſicht auf

ihre beſondern äußern Umſtände, eben ſo geordnet, wie bey den übrigen Brüdergemeinen. Täglich wurden zwo Verſammlungen, eine des Morgens in aller Frühe, die andere Abends nach vollendeter Arbeit mit Geſang und Gebet, und manchmal mit einer Rede über die Looſung des Tages gehalten, und ſowol in dieſen als in den Sonn- und Feſttags-Verſammlungen ſuchten ſie ihre Pflegbefohlne mit dem lautern Sinne des Evangelii immer bekannter zu machen. Man überſetzte auch vieles, das der Gemeine nützlich ſeyn konnte, ins Mahikandiſche, ſonderlich aus der Bibel, und las es öffentlich vor. Auf dieſen Bibelſtunden, desgleichen auf den Singſtunden, ruhete ein eigner Segen.

Die Kinder getaufter Eltern wurden bald nach der Geburt, erwachſene Perſonen aber gemeiniglich an Sonn- und Feſttagen getauft. Letztere wurden vorher gründlich unterrichtet, auch zuweilen vor der Taufhandlung öffentlich um ihren Sinn befragt, und nachdem ſie denſelben deutlich dargelegt, wurden ſie mit Handauflegung abſolvirt und getauft; ſie beteten an, und man entließ ſie mit dem Segen des HErrn.

Mit den Verſammlungen für die Getauften und für die Communicanten wurde es immerfort ſo gehalten, wie es bey der Einrichtung der Gemeine in Schekomeko angezeigt worden. Auch den Kindern hielt man eigene Verſammlungen, ihrem Bedürfniß und Fähigkeiten gemäß, desgleichen beſondere Verſammlungen für die Eheleute, Witwer, Witwen, ledige Brüder, ledige Schweſtern, Knaben und Mädchen, um jede Abtheilung von Zeit zu Zeit zu ermuntern, ſich der Segen, die in dem Verdienſte Chriſti für ſie liegen, immer mehr theilhaftig machen zu laſſen, und mit ihrem Leibe und Geiſte GOtt zu preiſen.

Das heilige Abendmahl hielt man gemeiniglich alle vier Wochen. Der Genuß dieſes hohen Gutes diente unſern

In-

Indianern fortwährend zu unausſprechlichem Segen und zur Förderung der Früchte des Glaubens, daher nannten ſie auch den Abendmahlstag ihren großen Tag; er war es auch in der That, und die Miſſionarien konnten in ihren Berichten nicht Worte genug finden, die Kraft GOttes, welche ſich dabey bewies, zu rühmen und zu erheben.

Ueberdem lag es den Miſſionarien gar ſehr an, in der Seelenpflege an jeder Perſon Treue zu beweiſen, und dieſelbe unter der Leitung des heiligen Geiſtes mit Liebe, Weisheit und Geduld zu beſorgen. Bey dem weiblichen Geſchlechte kamen ihnen ihre Ehefrauen und auch wol andere dazu beſtellte Schweſtern darin zu Hülfe, die daher auch denen Conferenzen, welche über die Angelegenheiten der Gemeine gehalten wurden, mit beywohnten. Zu dieſer Seelenpflege gehörte hauptſächlich, daß die dazu verordnete Perſonen nicht nur vor jedem Abendmahle mit ihren Pflegbefohlnen über ihren Herzenszuſtand im Vertrauen ſprachen, ſondern auch zu aller Zeit ein treues Herz und offenes Ohr für ſie haben mußten.

In den Unterredungen, welche die Miſſionarien mit den Indianiſchen Gehülfen hatten, ſuchten ſie dieſelben mit den rechten Ideen und Bibelprincipiis immer bekannter zu machen, hörten ihre Gedanken, Anmerkungen, und was ſie anzubringen hatten, und waren dabey unabläßig bemüht, dieſe ihnen unentbehrlichen Gehülfen beſtändig in Liebe, Einigkeit und Harmonie zu erhalten, um deſto beſſer das Wohl der Gemeine durch ſie zu befördern, und Schaden zu verhüten. Man muß auch zum Preiſe der göttlichen Gnade geſtehen, daß die Mehreſten unter ihnen ihrem Berufe würdiglich wandelten, und bey der Gemeine als Männer GOttes legitimirt waren. Manchmal ließ man die bewährteſten und begabteſten von ihnen die täglichen Zuſammenkünfte beſorgen; ihre Vorträge waren voll Leben, Ein-

falt und Kraft. Man bemerkte mit Vergnügen, daß ein wahrer Zeugentrieb ſich unter dieſen Gehülfen äuſſerte. Oft war es nicht ohne Erſtaunen anzuhören, mit welchem Nachdruck ſie ihren beſuchenden Landsleuten den Tod des HErrn verkündigten, und wie ſie vor Begierde brannten, Chriſto Seelen zuzuführen. Sie legten bey ihrem Zeugniß jederzeit das geſchriebene Wort der Verſöhnung zum Grunde: "So lieb hat uns GOtt unſer Schöpfer gehabt; das hat Er gethan, um uns ſelig zu machen; nun hat ein jeder Sünder freyen Zutritt zu Ihm; ſo ſind wir gelehret worden; wir haben es angenommen und die Wahrheit davon an uns ſelbſt erfahren." Zuweilen fanden ſie dabey Widerſpruch, ſo wie unter andern einmal ein Wilder ſich gegen ſie erklärte: "er habe ſich veſt entſchloſſen, immerfort nach der Indianer Art zu glauben und zu leben; er habe es einmal verſucht ſich zu bekehren, habe auch eine Weile bey einem Prediger der Chriſten gewohnt, der ihm viel vorgeſagt, was er thun ſolle, der Prediger ſelbſt aber habe allezeit das Gegentheil von ſeiner Lehre gethan: Er habe auch lange unter andern weißen Leuten gewohnt, die alle das groſſe Buch hätten, in welchem es ſtünde, wie ſie leben ſollten; er habe aber geſehen, daß ſie, eben wie die Indianer, in allen Sünden lebten, ja er habe noch keinen Menſchen geſehen, der nach dem großen Buch handelte." Die Indianiſchen Zeugen der Wahrheit erwiederten ihm mit großer Freymüthigkeit: "Siehe unſre Lehrer an; die leben nach dem großen Buche, und ſiehe uns an, wir ſuchen auch darnach zu leben, und ſind vergnügt dabey." Andere, die gegen die Lehre ſelbſt nichts einwenden konnten, behaupteten nur ſchlechtweg, daß es gar nicht wohl gethan ſeyn würde, das böſe Herz weg zu geben, denn jetzo fürchteten ſich die weiſſen Leute doch noch vor ihrem böſen Herzen, wenn ſie aber das von ſich gäben, ſo würden jene mit ihnen machen, was

ſie wollten. Die Gläubigen aber widerlegten ſolches ſehr lebhaft mit ihrem eigenen Exempel: "Wenn die weißen Rumhändler kommen, ſagten ſie einmal, und ſie bieten euch Rum an, ſo laßt ihr euch gleich bethören; ihr trinkt und betrinkt euch; da machen ſie ja mit euch was ſie wollen; euer böſes Herz ſchützt euch alſo nicht gegen ſie, ſondern liefert euch vielmehr in ihre Hände; wenn ſie aber zu uns kommen, ſo nehmen wir ihren Rum nicht an, betrinken uns alſo auch nicht; da können ſie mit uns nicht machen was ſie wollen; unſer Herz, das an JEſum glaubt, widerſteht ihnen und ſchützt uns gegen ſie."

Was die äußern Ordnungen betrift, ſo pflegte man dieſelben im Gemeinrathe veſtzuſetzen, und da ernannte man auch die Perſonen, die darüber zu halten hatten.

Ein vorzügliches Objekt der Aufmerkſamkeit und Sorge der Miſſionarien war eine verſtändige, dem Willen GOttes gemäße Erziehung und Bedienung der Jugend, zu deren Beſten wöchentlich eine beſondere Conferenz gehalten ward. Bey aller dieſer Arbeit in der Gemeine unterlieſſen die Miſſionarien nicht, den Abtrünnigen und Untreugewordenen mit Liebe und Geduld, theils ſelbſt, theils durch die Nationalgehülfen nachzugehen, und wenn ſich ein ſolch verirrtes Schäflein wieder zur Heerde fand, ſo war in der ganzen Gemeine große Freude. Eben ſo groß und allgemein war auch die Betrübniß, wenn Mitglieder der Gemeine ſich dermaßen vergingen, daß ſie in ihrem Schooße nicht länger geduldet werden konnten. Man empfahl wol zuweilen ſolche Seelen, die ſich nicht wollten warnen laßen, der Gemeine öffentlich ins Andenken und zur Fürbitte. Wer aber auch dieſes und alle Ermahnungen nicht achtete, dem wurde, wenn er nicht ſelbſt fortging, auf eine liebreiche Weiſe angedeutet, daß er nicht länger ein Einwohner von Gnadenhütten ſeyn könnte. So ungern die Miſſionarien dieſes tha-

ten, ſo war es doch höchſt nöthig, wenn das Volk nicht ein gemiſchter Haufen werden, ſondern eine lebendige Gemeine JEſu bleiben ſollte.

Die Miſſionarien fürchteten ſich vor nichts ſo ſehr, als vor einem trockenen laodicäiſchen Weſen. Schon bey jedem Schein davon ſleheten ſie zum HErrn, bis wieder ein neues Feuer der Gnade und der Liebe entſtand, daß ſie GOtt im Staube dafür anbeten konnten, und ihren Muth zur Arbeit aufs neue geſtärkt fühlten. Dabey ſtanden ſie mit dem Aelteſten-Collegio in Bethlehem in beſtändigem Einverſtändniß, wurden von demſelben auf alle Weiſe unterſtützt und auch von Mitgliedern deſſelben fleißig beſucht, auch dann und wann mit herzlichen Briefen erfreut, die der Gemeine mit Segen vorgeleſen wurden.

Wenn eins ihrer Mitglieder das Ziel ſeines Glaubens erreichte und ſeinen Lauf ſelig vollendete; ſo nahm jedes davon Anlaß, den Zuſtand ſeines Herzens aufs neue zu unterſuchen, ob es auch Freudigkeit hätte, zu jeder Stunde ſeinen Geiſt in JEſu Hände zu befehlen.

Da nun die Gemeine der Gläubigen aus den Heiden in dieſer Einrichtung und in ihrem lieblichen und erfreulichen Gange bis ins Jahr 1754. nicht merklich geſtört wurde, ſo werde ich davon in der Folge nichts weiter berühren, ſondern nur einige merkwürdige zu dem täglichen Gange nicht gehörige Vorkommenheiten anführen.

Auf den Brüder-Synodis, deren im Jahr 1747 zween in Penſylvanien gehalten wurden, war die Beſorgung der Indianer-Gemeine und überhaupt die Ausbreitung des Evangelii unter den Heiden immer ein Hauptgegenſtand. Einige Indianiſche Gehülfen wohnten dieſen Synodis ſo wie in der Folge noch mehreren mit bey, und zeigten ſich als nützliche Mitglieder derſelben. Man dachte da auch an die Neger in Neuyork, und der Bruder Chriſtian Frölich

erhielt

erhielt den Auftrag, ſich derſelben anzunehmen, und ihnen, ſo viel die Umſtände erlaubten, mit dem Evangelio zu dienen. Desgleichen wurde in Schekomeko, Pachgatgoch und Wechquatnach, theils von Bethlehem, theils von Gnadenhütten aus, ſowol von Weißen als von Indianiſchen Brüdern von Zeit zu Zeit beſucht. Im Frühjahr that der Miſſionarius Martin Mack abermals eine Reiſe nach Schomokin, und nachdem er mit Schikellimus und ſeinem Rathe über die Bedingungen, unter welchen ein Schmidt von den Brüdern bey ihnen wohnen ſollte, eins geworden; ſo reiſten im Junio die Brüder Hagen und Joſeph Powel dahin, um zu dieſem Behuf ein Haus zu bauen, mit welchem ſie, unter GOttes ſonderbarer Bewahrung, in einigen Wochen fertig wurden, und zu Ende July zog der Bruder Anton Schmidt nebſt ſeiner Frau nach Schomokin, um der Schmiede vorzuſtehen. Als nun im September der Bruder Hagen daſelbſt ſelig entſchlief, ſo begab ſich noch in demſelben Monate der Miſſionarius Mack mit ſeiner Frau abermals dahin, zur Aufſicht über dieſen neuen Poſten; ſie beſuchten die Indianer fleißig, und machten ſich alle Gelegenheiten zu Nutze, das Wort GOttes bey ihnen anzubringen. Dabey hatten ſie oftmals Urſach, über die im Schwange gehenden Greuel zu ſeufzen. Unter andern rührte ſie gar ſehr der Jammer einer Mahikanderin, die ſchon ein Kind durch Gift verloren, und nun den Schmerz hatte, daß auch ihr letztes vierjähriges Kind durch einen Böſewicht auf gleiche Weiſe war hingerichtet worden. Ihr lautes Weinen bey dem Grabe und ihr oft wiederholter Geſang: "Der Zauberer hat mir mein Kind umgebracht! Ach, mein Kind hat mir der Zauberer umgebracht!" — war nicht ohne inniges Mitleiden anzuhören. Die Schweſter Mackin ſuchte daher ſie mit JEſu Chriſto, dem beſten Freunde und Tröſter in der Noth bekannt zu machen. Bey einer ſolchen

Unterredung fragte die betrübte Mutter mit großer Angelegenheit: Glaubſt du denn, daß mein Kind bey eurem GOtt iſt? Ja, antwortete die Mackin, das glaube ich, weil unſer GOtt die Kinder ſehr lieb hat; und wenn du unſern GOtt kennen lernſt, ſo wirſt du dein Mädchen einmal bey Ihm finden, denn unſer GOtt iſt auch dein GOtt; Er hat uns auf gleiche Weiſe lieb, und hat uns ſo lieb gehabt, daß Er uns zu gute ein Menſch worden, und für dich und mich geſtorben iſt, damit wir ewig und ſelig leben möchten, u. ſ. w. Dieſer Zuſpruch blieb nicht ohne geſegnete Wirkung ſowol auf die Frau als auf ihren Mann. So ward auch ein Mädchen von 13 Jahren durch Macks evangeliſches Zeugniß für JEſum gewonnen, und erzählte oftmals ihrer Mutter von ihrem Umgange mit dem Heilande, blieb auch nachher, da ſie mit ihren Eltern von Schomokin wegzog, in derſelben Herzensſtellung, und ließ, ſo oft ſie Gelegenheit hatte, der Schweſter Mackin ſagen, daß ſie den Heiland noch lieb hätte. Nach einiger Zeit wurde ſie krank, und da ſie merkte, daß es mit ihr zu Ende ging, ermahnte ſie ihre Mutter gar herzlich, den Heiland lieb zu haben, und wieder zu den Brüdern nach Schomokin zu gehen, verordnete auch, daß die Schweſter Mackin ihre Kleinigkeiten zum Andenken bekommen ſollte, worauf ſie ſelig entſchlief. Die letzte Verordnung des Kindes ward auch von der Mutter treulich befolgt, welches um ſo merkwürdiger iſt, da die Indianer ſonſt die Gewohnheit haben, den Verſtorbenen alle ihre Sachen mit ins Grab zu geben.

Uebrigens war der Aufenthalt der Brüder in Schomokin mit großen Koſten und Beſchwerlichkeiten verknüpft, indem ihnen anfänglich alle Lebensmittel von Bethlehem aus zugeführt werden mußten. Weil aber Schomokin der Ort war, wo die Irokeſen auf ihren Reiſen nach Philadelphia und Virginien, auch wenn ſie auf die Jagd gingen,

gemei-

gemeiniglich durchpaſſirten; ſo hatten die Brüder daſelbſt Gelegenheit mit der Nation überhaupt eine ſehr weitläuftige Bekanntſchaft zu machen und ſich den Weg zu bahnen, das Evangelium unter ſie zu bringen.

Um hierzu in Zeiten bereit und tüchtig zu ſeyn, legten ſich auch in Bethlehem und Gnadenhütten verſchiedene Heidenboten auf die Maquaiſche oder Mohonk-Sprache, als die vornehmſte unter den Irokeſiſchen, und Pyrläus, der es in der Mahikandiſchen Sprache ſchon ſo weit gebracht hatte, daß er andere darin unterrichten und ein Geſangbuch für die Gemeine in Gnadenhütten verfertigen konnte, ſahe ſich nun auch im Stande, in der Maquaiſchen Sprache Unterricht zu geben, womit er ſich in Gnadenhütten den ganzen Tag von Morgens früh um 4 Uhr an beſchäftigte, ſo viel ihm ſein Predigtamt dazu Zeit übrig ließ.

Da die Indianiſchen Sprachen für viele Ideen und Objekte gar keine Worte haben, ſo waren die Brüder genöthiget, verſchiedene zu ihrer Abſicht nothwendige Worte aus der Deutſchen und Engliſchen in die Indianer-Sprachen herüber zu nehmen, und mit der Zeit wurde man es auf beyden Seiten ſo gewohnt, daß es damit recht gut ging. Es fanden ſich auch Indianer in Gnadenhütten, welche Luſt hatten, die Deutſche Sprache zu lernen; es kam aber dabey nicht viel heraus. Ungleich leichter ward ſolches den Indianiſchen ledigen Brüdern und Schweſtern, denen man auf ihr flehentliches Bitten hatte erlauben müßen, in Bethlehem zu wohnen, und noch leichter den Indianiſchen Kindern, die ſich in den Deutſchen Anſtalten der Brüder befanden. Denn ſo ernſtlich der Entſchluß geweſen war, den Indianern alle ihre Kinder wieder zu geben, ſobald ſie unter ihrem eigenen Dache wohnen würden, ſo konnte man es doch nicht allgemein durchſetzen. Einige hellſehende Eltern waren bald davon überzeugt, daß ihre Kinder in den

An-

Anſtalten eine weit beßere Erziehung genöſſen, als ſie bey ihnen haben könnten, und baten daher inſtändigſt, daß man ſie behalten möchte. Eine Mutter verordnete ſogar Teſtamentsweiſe, daß ihre 2 Kinder dem Bruder Spangenberg als ſeine eigne Kinder angehören ſollten, damit er ſie dem Heilande zuführen möchte. Auch den Kindern ſelbſt fiel es ſchwer, die lieblichen Anſtalten der Brüder zu verlaſſen, und viele derſelben hielten mit Bitten und Weinen ſolange an, bis man ihnen erlaubte, da zu bleiben. Verſchiedene Kinder in Gnadenhütten ließen ihren Eltern keine Ruhe, bis ſie um ihre Aufnahme in die Bethlehemſchen Anſtalten aufs dringendſte baten, welches man dann auch, um nicht unbarmherzig zu ſeyn, für die Zeit geſchehen ließ. Hintennach ſahe man, daß man daran nicht übel gethan hatte; die unleugbaren Beweiſe von der Gnadenarbeit des heiligen Geiſtes an den Herzen dieſer Kleinen, machten denen, die ihre Erziehung zu beſorgen hatten, nicht wenig Freude; und da man drüber hielt, daß ſie ihre Mutterſprache nicht vergaſſen, ſo waren ſie, wenn ſie erwuchſen und gut einſchlugen, deſto brauchbarer, weil ſie auch die Deutſche oder die Engliſche oder beyde Sprachen dazu gelernt hatten.

Eine vorzügliche Angelegenheit der Brüder im Jahr 1747. war das äußere Beſtehen der Indianer in Gnadenhütten. Zu den Zeichen einer wahren Sinnesänderung gehörte bey ihnen auch dieſes, daß ſie gerne und munter an die Arbeit gingen, und die ihnen angewieſenen Felder wohl benutzten; weil ſie aber daran nicht genug hatten, ſo kauften die Brüder in Bethlehem noch eine benachbarte Plantage für ſie, welches ihnen eine ungemeine Freude verurſachte. "Es war bisher, ſagte einer von ihnen, als wenn wir in einer kurzen Bettſtelle gelegen, und uns nicht recht hätten ausſtrecken können; nun iſt die Bettſtelle länger gemacht."

macht." Es wurde auch bey Gnadenhütten eine Sägemühle gebaut, die gut ging, und vielen Indianern erwünſchte Gelegenheit verſchafte, ſich mit Holzfällen, und die Bretter auf der Lecha nach Bethlehem flöſſen, etwas zu verdienen. Die Indianerinnen machten Körbe, Beſen und andere Kleinigkeiten, und ſchickten alles nach Bethlehem zum Verkauf. Außerdem diente zu dem äußern Beſtehen dieſer Gemeine vornemlich die Jagd, indem von Hirſchen und Bären manchmal 12 bis 20 Stück an einem Tage geſchoßen wurden. Fehlte es aber dennoch an Fleiſch und Welſchkorn, ſo mußten Waldhonig, Kaſtanien, Heidelbeeren und dergleichen ſolches erſetzen.

Daß die Indianer in Gnadenhütten von Seiten der Gemeine in Bethlehem im Aeußern unterſtützt wurden, war höchſt nöthig, weil ſie die häufig zum Beſuch kommenden Wilden, die meiſtens Delawaren und Schawanoſen waren, nicht nur freundlich aufnahmen, und ſich freuten, daß ſie das Evangelium zu hören bekamen, ſondern ſie auch leiblich nach Vermögen bewirtheten.

Nichts machte auf die wilden Indianer mehr Eindruck, als daß die Gläubigen ſo friedlich und ſo liebhabend mit einander umgingen, und unter allen Beſchwerlichkeiten ſo vergnügt waren. Das gab ihrem Zeugniſſe von JEſu Chriſto einen großen Nachdruck, indem es gleichſam mit Händen zu greiffen war, daß blos der Glaube an Ihn und die anhängliche Liebe zu Ihm ſie ſo verträglich, ſo herzlich und ſo vergnügt machte und erhielt, da ſich hingegen bey denen, welchen es am Glauben und an der Liebe zu unſerm Heilande fehlte, das gerade Gegentheil ſichtbarlich zeigte.

Solche Beſuche der Wilden waren den Brüdern, in Hoffnung, einige von ihnen für Chriſtum zu gewinnen, wol ganz angenehm, doch verurſachten ihnen auch verſchiedene derſelben, die ſich manchmal ſchlecht und unordentlich betrugen,

trugen, nicht geringen Kummer und viele Ueberlegung, wie man ſich dabey zu verhalten hätte. Durch ſtrenges Verfahren hätte man ſie vom fernern Beſuche abgeſchreckt, den man doch herzlich wünſchte; und duldete man Unordnungen, ſo mußte man Schaden befürchten, ſonderlich bey der Jugend. Man hielt daher fürs Beſte, einen Unterſchied zu machen. Diejenigen, die nur aus Neugierde auf kurze Zeit zum Beſuch kamen, trug man mit Geduld, ließ das Exempel der gläubigen Indianer ihnen predigen, und ſuchte übrigens durch ſorgfältiges Halten über den gemachten Policey-Anſtalten Schaden und Unheil zu verhüten. Denjenigen aber, die eine Neigung bezeugten, in Gnadenhütten zu wohnen, erklärte man gerade und ernſtlich, daß Trunkenheit, Schlägerey und dergleichen Dinge hier durchaus nicht gelitten würden. Gleichwol war es nicht immer möglich, dem Uebel von vorne herein vorzubeugen. So kamen z. E. aus Pachgatgoch auf einmal 26 Indianer nach Gnadenhütten, mit dem Vorgeben, daſelbſt bleiben zu wollen, um das Evangelium zu hören. Weil nun in Gnadenhütten kein Platz für ſie war, ſo machte man Anſtalt, nicht weit davon ein eignes Dörfchen für ſie zu bauen; es zeigte ſich aber bald, daß es ihr ganzer Ernſt nicht war; vielmehr war ihr Umgang verſchiedenen Indianer-Brüdern zum Unſegen, ſo daß etliche Familien ſich durch ſie verführen lieſſen, Gnadenhütten zu verlaſſen. Dieſe armen Leute, ſo wie alle, die ſich aus unlautern Abſichten von der Gemeine trennten, fanden bald genugſame Urſachen, ſolches bitterlich zu bereuen. Einer derſelben, Namens Gideon, erklärte ſich nachher darüber mit folgenden Worten: “Er habe, als er von Gnadenhütten wegging, geglaubt, daß er in ſeinem Herzen doch lebendig bleiben könne, wenn er gleich nicht bey den Brüdern wohne; er fände aber jetzo in ſeinem Herzen, daß er immer mehr ſterbe; und ſeine andern Brüder,

die

die es eben ſo gemacht hätten, wären ſchon alle im Herzen wieder todt, und ſuchten die Welt. Er ſähe es nun wohl, daß es das Beſte für ſein Herz geweſen wäre, wenn er Gnadenhütten nicht verlaſſen hätte."

Im Januar 1748. that der Biſchof Cammerhof in Begleitung des Bruders Joſeph Powel eine Reiſe nach Schomokin, die ſo äußerſt beſchwerlich und mit ſo oftmaliger Lebensgefahr durch Schnee, Eis und Waſſer, verknüpft war, daß man die Beſchreibung davon nicht ohne Schauder leſen kann. GOtt half ihnen aber überall glücklich durch. Cammerhof hatte unterwegs etlichemal Gelegenheit, verwilderten Chriſten das Wort der Verſöhnung mit Eindruck auf ihre Herzen zu predigen, und ſchon damit hielt er ſich für alles erlittene Ungemach reichlich belohnt.

Der Hauptzweck ſeiner Reiſe war, in Schomokin, von welchem Orte aus man mit dem Evangelio noch weiter unter die Irokeſen zu kommen hoffte, alles dem gemäß einzurichten; er hielt deswegen ſowol mit den dortigen Brüdern als auch mit Schikellimus und deſſen Rathe die nöthigen Conferenzen, verkündigte ihnen dabey die Gnade JEſu mit großer Kraft und zu ihrem bleibenden Segen, und erfuhr auf ſeiner Rückreiſe wieder neue Beweiſe der Erhörung des Gebets und der wunderbaren Durchhülfe des HErrn. Man machte ſichs auch nachher zur Pflicht, die Brüder in Schomokin ſo oft als möglich durch brüderlichen Zuſpruch von Bethlehem aus zu ermuntern, indem ihr Poſten von einer beſonders ſchweren Art war. Bey den heftigen Gewittern und Platzregen, die dort gewöhnlich ſind, ward ihr Haus oft beſchädigt; die Schloßen zerſchlugen ihnen manchmal ihr ganzes Welſchkornfeld; auch Erdbeben erſchütterten dann und wann ihre Wohnung, und ſetzten ſie in Furcht und Schrecken. Dazu kam das ſchreckliche

Saufen

Saufen der Indianer, vor welchen man, wenn ſie betrunken ſind, ſeines Lebens nicht ſicher iſt; auch ängſtete ſie ſehr oft der Durchzug der mit den Katawas im Kriege begriffenen Nationen, die mit ihren gefangenen Mannsleuten ſehr grauſam verfuhren; wobey auch die Brüder, als weiße Leute, gar manchmal in Gefahr geriethen, von denſelben im beſoffenen Muthe ermordet zu werden. Nur GOttes Hand erhielt ſie, und das Vertrauen zu Ihm ſtärkte ſie, da ſie ſonſt unter den greulichen Auftritten, die ſie ſo oft anſehen mußten, und unter den Mißhandlungen, denen ſie ſelbſt nicht ſelten ausgeſetzt waren, leicht hätten erliegen können.

Von Schomokin aus beſuchten Martin Mack und David Zeisberger abermals die Indianer in Longisland und Grosisland, 2 Inſeln, die oberhalb Otſtomwackin in dem weſtlichen Arm der Susquehanna liegen. Sie fanden da viele Kranke, durften es aber nicht wagen, ihnen von ihrer Medicin etwas zu reichen; denn wenn ein ſolcher Patient auch erſt eine lange Weile nachher geſtorben wäre, ſo hätten die Indianer gewiß den Brüdern die Schuld gegeben. Das große Elend dieſer armen, in allen heidniſchen Greueln erſoffenen und nun auch durch Hungersnoth und Krankheiten geplagten Leute, ging den Brüdern ſehr zu Herzen. Sie ſuchten ihnen die Liebe JEſu zu Errettung ihrer Seelen anzupreiſen; ſie fanden aber nur wenig offne Ohren, und erfuhren noch dazu die Kränkung, daß ihnen das böſe Exempel der dortigen Chriſten vorgehalten ward, ihre Lehre dadurch verwerflich zu machen. Sie kamen daher betrübt zurück, nachdem ſie auf dieſer harten Pilgerſchaft wiederum verſchiedenemal in Gefahr geweſen, durch beſoffene Indianer ihr Leben zu verlieren.

Achter Abſchnitt.

1748. 1749.

Synodus der Brüder in Quitopehill. Einige beſondere Umſtände von Gnadenhütten. Johannes von Watteville kommt dahin, und ſucht nachher viele in der Irre gehende getaufte Indianer auf. Erweckung in Meniolagomekah. Vermiſchte Nachrichten.

Bald nach Cammerhofs Rückkunft von Schomokin ward in Quitopehill ein Synodus gehalten, auf welchem man an die Amerikaniſchen Indianer mit vieler Liebe dachte, und vornemlich folgende Grundſätze erneuerte: 1.) Daß ſich die Brüder nicht berufen glaubten, ganze heidniſche Nationen zu taufen, indem es beßer ſey, eine einzige Seele aus den Heiden zu gewinnen, die wirklich glaubt und ſolches mit der That beweiſet, als Hunderte und Tauſende zu haben, die nur die Form der Chriſten annehmen und ſich daran genügen laſſen. 2.) Daß man ſich durch die viele Gefahr und Beſchwerden, womit der Dienſt unter den Heiden verknüpft iſt, nicht abſchrecken laſſen, ſondern immer vor Augen haben müße, wie unſer Heiland um unſertwillen weder Noth noch Tod ſcheuete, und nicht ruhte, bis Er ſein Werk vollbracht hatte. Und wenn man mit Anſtrengung aller Leibes- und Seelenkräfte nicht mehr ausrichte, als daß man eine einzige Seele Ihm zuführe, ſo ſey das eine ſehr reichliche Belohnung. 3.) Daß man den Heiden immer nichts anders als das einfältige Evangelium von JEſu Chriſto zu predigen, und ſo oft zu wiederholen habe, bis ihre Herzen dadurch entzündet werden, indem man veſte überzeugt ſey, daß nur das Wort vom Kreuz die Kraft GOttes iſt, die den Sünder aus der Finſterniß zum

Lichte zu bringen und ihn gründlich zu ändern vermag. 4.) Daß den Miſſionarien niemand zu ſchlecht und verdorben ſeyn ſolte, ſondern daß ſie jederzeit auch den elendeſten Heiden, der ihnen vorkäme, als einen Menſchen zu betrachten hätten, dem ſie die Gnade JEſu getroſt anbieten dürften.

Den letzten Satz in Ausübung zu bringen, zeigte ſich bald nachher eine beſondere Gelegenheit; eine liederliche Indianerin kam, unter dem Vorwand einer guten Abſicht, nach Gnadenhütten, und ſuchte verſchiedene Brüder zu verführen. Nachdem man gewiße Anzeige davon erhalten, wurde ſie vor die Conferenz der Nationalgehülfen beſchieden, und ihr angedeutet, daß dieſer Ort nur für ſolche Indianer ſey, die der Sünde und des Dienſtes des Satans müde wären und ſich gerne wollten helfen laſſen; dazu wäre Rath auch für die ärgſten Huren, Mörder und Diebe, weil GOtt auch um ihretwillen Menſch geworden, und um ſie von der Sünde zu erlöſen, Sein Blut vergoſſen und Sein Leben gelaſſen habe. Solche Indianer nun, die ſich dieſes Evangelium gerne zu Nutze machen wollten, wären ihnen allemal willkommen; für andre aber wäre Gnadenhütten nicht, weil ſie hier ihres gleichen nicht fänden, und um deswillen gäbe man ihr den Rath, ſich ſobald als möglich wieder davon zu machen. Gleichwol ſollte ſie wiſſen, daß wenn ſie einmal anders Sinnes würde, man ſie mit Freuden aufnehmen wollte, aber eher nicht.

Schon beym erſten Anblick dieſer ehrwürdigen Verſammlung fing ſie an zu zittern, und während dem Vortrage, dergleichen ſie noch nie gehört hatte, bewies ſie deutlich, daß ihr Gewiſſen ſie verdammte. Sie trat mit Thränen ab, und ging fort. Nach einem Jahre hatten die Brüder die Freude, dieſe arme Perſon errettet zu ſehen. Ein Indianer, den ſie zum Manne bekommen, und dem bey einer Schlägerey die Naſe abgebiſſen wurde, kam dadurch

zum

zum Beſinnen, und als er durch ſeine Frau an die Brüder erinnert ward, gingen ſie beyde nach Bethlehem und Gnadenhütten, um, wie ſie ſagten, den GOtt kennen zu lernen, der die Indianer mit Seinem Blute erlöſet hätte, und beyde wurden nach einiger Zeit an Chriſtum gläubig und getauft mit Namen Daniel und Ruth.

Hingegen hatten die Miſſionarien auch mehrmalen Urſache, ſich zu betrüben, wenn Mitglieder der Gemeine ſich zum Dienſt der Sünde wieder verleiten lieſſen.

Auf einem andern Synodo, welcher im Junio 1748. zu Bethlehem gehalten ward, nahm man einige der bewährteſten Indianiſchen Brüder zu Gehülfen in der Arbeit unter ihrer Nation öffentlich an, welches ihnen zu neuer Aufmunterung diente. Einer derſelben, Namens Nicodemus, ein ausgezeichneter Mann und wahres Wunder der Gnade, entſchlief im Auguſt dieſes Jahres in Gnadenhütten. In ſeinem unbekehrten Zuſtande war er überaus böſe, dem Trunke und allen Laſtern ergeben, und darin alt geworden. Gleichwol war er einer der Erſten, denen das Wort vom Kreuz durchs Herz ging, und im December 1742. wurde er der heiligen Taufe theilhaftig. Aus einem Bär war er nun ein Lamm geworden; ſein Herz war klein, gebeugt, lebendig im Glauben, und ſein Wandel erbaulich, ſo daß alle, die ihn vorher gekannt hatten, ihn mit Erſtaunen anſahen. Nach und nach bekam er einen vorzüglichen Verſtand am Evangelio, ſo daß er zum Aelteſten der Gemeine in Gnadenhütten ernannt wurde, und ſich bey dieſem Amte allgemeine Achtung erwarb. Er ſtand in einem ununterbrochenen Umgange mit unſerm Heilande, betrachtete Seine Marter fruchtbarlich, und betete fleiſſig für ſich und ſein Volk, welches er ſehr liebte. Wenn er Unlauterkeiten bey denſelben bemerkte, ging es ihm ſehr nahe, und er redete darüber ganz freymüthig. Hatte er in ſeinen Betrachtungen einen

beſondern Aufſchluß bekommen, ſo theilte er ihn gerne mit, und da er ſehr geneigt war, in Gleichniſſen zu reden, ſo fand man ſeinen Umgang eben ſo aufgeweckt, als nützlich. Er hatte z. B. einmal die Mühle bey Gnadenhütten angeſehen, und ſagte nachher zu einem Miſſionario: "Mein Bruder, ich bin recht froh in meinem Herzen; der Heiland hat mir etwas bekannt gemacht. Ich bin in der Mühle geweſen, und habe geſehen das große Rad und viele andere Räder; das hat ſich alles bewegt und gedreht als wenn es lebendig wäre. Und auf einmal wurde alles todt und unbeweglich. Da dachte ich: Ey, das iſt wahr, ſobald das Waſſer auf das eine Rad läuft, ſo kommt alles ins Leben und bewegt ſich, ſobald aber das Waſſer nicht mehr auf das große Rad ſchießt, ſo iſt alles todt. Da dachte ich weiter, gerade ſo iſt es mit dem Herzen: unſer Herz iſt todt, ſo todt als das Rad, aber kommt nur JEſu Blutſtrom darauf gefloſſen, o da wirds lebendig und bewegt alles, und regirt den ganzen Menſchen, daß man es ſehen und deutlich merken kann, daß da Leben iſt. Kommt man aber von den Wunden JEſu ab, da wird das Herz matt und endlich gar wieder todt."

Ein andermal ſagte er: "Ich bin heute mit einem Boot über die Lecha gefahren, und wurde von dem ſtarken Strom weit hinunter getrieben, war auch in Gefahr umgeworfen zu werden. Da dachte ich, gerade ſo gehts denen Menſchen in der Welt, die keinen Heiland haben; ſie werden von allen Sünden hingeriſſen, ohne ſich helfen zu können, und ſind in Gefahr, in der Sünde umzukommen und verloren zu gehen; ſobald aber der ſtarke Heiland unſer Herz einnimmt und regirt, ſo iſt man nicht mehr ſo unvermögend, der Sünde und der Verführung der Welt zu widerſtehen, u. ſ. w."

Als ihm die Lehre vom heiligen Geiſte in ſeinem Herzen immer deutlicher wurde, verglich er einmal ſeinen Leib mit

einem Canoe, und ſein Herz mit dem Steuerruder; "der heilige Geiſt aber, ſprach er, iſt der Mann, der im Canoe ſitzt und das Ruder führt." Mit den beſuchenden Wilden machte er ſich viel zu thun, und ſeine einfältige, gründliche Reden, ſonderlich ſeine inbrünſtige Gebete waren vielen zu großem Segen. In ſeiner letzten Krankheit eröffnete er unter andern auch ſeine Gedanken von der Auferſtehung, und ſagte: "Ich bin nun alt, und werde bald heimgehen, und mein Leib wird auf den Gottesacker geſäet werden, aber es wird etwas ſchönes herauskommen, und wenn der Heiland wird ein Wort ſagen, ſo werden alle, die lang entſchlafen ſind, ſchön und neu hervorkommen." Er ſahe dabey ſo heiter und lichte aus, wie ein Engel, bezeugte zu wiederholten malen ſein ſehnliches Verlangen, beym HErrn daheime zu ſeyn, und verſicherte, daß er von ſeinen Schmerzen wenig mehr fühle, er habe ſie über der Freude am HErrn faſt vergeſſen; er ſey arm und unwürdig, und wundere ſich deſto mehr über das liebhabende Herz des Heilandes, der ſich ſo gnädig zu ihm halte. In dieſer ſeligen Lage blieb er bis an ſein Ende, welches die Wahrheit ſeines Glaubens an JEſum Chriſtum lieblich beſtätigte.

Unter denen, die im Jahr 1748 getauft wurden, war der Chriſtian Renatus und die Anna Caritas beſonders merkwürdig. Erſterer wohnte vorher in Meniolagomekah, war ein berühmter Kriegsheld unter der Delawar-Nation, wie ein Rieſe geſtaltet, und hatte ſich ſehr furchtbar gemacht. Zugleich war er als ein großer Säufer, und überhaupt als ein Ungeheuer der Bosheit berüchtiget geweſen. Der Glaube an das Evangelium machte ihn zu einem ganz andern Menſchen. Bey einer Taufhandlung in Gnadenhütten wurde er ſo bewegt, daß er ſich der Thränen nicht enthalten konnte. Nun ging es mit ihm immer weiter, er erkannte und bekannte ſeine Sünden, ſuchte Vergebung derſelben,

ſelben, und ward durch JEſu Gnade getröſtet. Seine Bekehrung und Taufe machte viel Aufſehen unter Indianern und weißen Leuten, deren viele nach Gnadenhütten kamen, um nachzuſehen, ob es auch wahr wäre. Dieſen allen bezeugte er mit Freudigkeit, was der HErr an ſeiner Seele gethan hatte. — Die Anna Caritas war der Erſtling aus der Nation der Schawanoſen, eine alte, aber muntre Frau, die großen Verſtand hatte. Sie hatte lange unter weißen Leuten gewohnt, und bekam einmal einen ſo ſtarken Trieb, zu den Brüdern zu gehen, daß ſie, ohngeachtet jene, welche ſie um ihrer Häuslichkeit und Reinlichkeit willen gerne bey ſich hatten, ihr ſehr abriethen, dennoch im Winter bey tiefem Schnee nach Bethlehem kam, an Chriſtum gläubig ward, und ſich nicht entſchlieſſen konnte, wieder weg zu gehen, bis ihre ſehnliche Bitte um die heilige Taufe ihr gewährt worden war.

Uebrigens zeichneten ſich die Jahre 1748 und 1749 vornemlich dadurch aus, daß viele verirrte Schafe wieder auf den rechten Weg zurück gebracht wurden. Nicht nur war der Bruder David Biſchof vor andern darin unermüdet, ſondern GOtt ſegnete auch dazu ganz beſonders den Dienſt des Biſchofs Johannes von Watteville, welcher im September 1748. zu einer Viſitation der Brüdergemeinen in Amerika anlangte. Eine Hauptabſicht ſeines Beſuchs war, die Indianergemeine kennen zu lernen; und ſchon zu Ende des gedachten Monats begab er ſich nach Gnadenhütten, hielt ſich drey Tage daſelbſt auf, predigte der Gemeine das Evangelium mit brennendem Herzen, und freute ſich über die Gnade, die in derſelben waltete. Eine aus Sanct Thomas angelangte Geſellſchaft vermehrte die Freude, und alles vereinigte ſich, GOtt unſern Heiland für ſeine unermeßliche Sünderliebe und für die Kraft ſeiner Verſöhnung zu preiſen, die ſich an braunen und ſchwarzen Heiden ſo

augenſcheinlich bewies. Von da ging Johannes von Watteville mit den Brüdern Cammerhof, Mack und David Zeisberger nach Wajomick, Neskopeko, Wabhallobank und Schomokin, auf welcher Reiſe er 3 Wochen zubrachte, Schawanoſen, Chikaſas und Nantikoks beſuchte, und keine Gelegenheit vorbey gehen ließ, ein lebhaftes Zeugniß von dem theuren Verdienſte Chriſti abzulegen. In Schomokin erneuerte er mit dem Chief Schikellimus den Bund, den ſein Schwiegervater, der Herr Graf von Zinzendorf mit den Irokeſen gemacht hatte, überreichte ihm das von demſelben mitgebrachte Geſchenk, und bekam darauf folgenden Beſcheid: "Johannes möchte dem Grafen, den ſie Johanan zu nennen pflegten, ſagen: "Die ſechs Nationen, ſeine Brüder, ließen ihn als ihren Bruder grüßen; ſie hätten ihn ſehr lieb; ſie ließen auch alle ſeine Brüder grüßen, auch die hätten ſie alle ſehr lieb."

Zu Anfang des Decembers deſſelben Jahres that er nebſt Cammerhof und Nathanael Seidel eine abermalige Beſuchreiſe ins Indianer-Land, und ging nach Schekomeko, Wechquatnach und Pachgatgoch. In Schekomeko fanden ſie nur den Gottesacker noch in Ordnung, das übrige war alles zerſtört. Indeßen waren hier und an den andern 2 Orten die Verirrten ihr einziges Augenmerk, die ſie faſt alle, theils in ihren Wohnungen, theils in ihren Jagdhütten zu Hauſe trafen, und GOtt bekannte ſich zu ihren Bemühungen, wieder an ihre Herzen zu kommen, mit außerordentlicher Kraft und Gnade. Allerdings fanden ſie zwiſchen ihnen und denen, die treu geblieben waren, einen ſehr merklichen Unterſchied, ſogar in Abſicht auf den Blick und und das ganze äuſſere Weſen, lieſſen ſich aber nicht muthlos machen, ſondern verkündigten ihnen das Wort der Verſöhnung aufs neue, ermunterten ſie, ſich mit allen ihren Untreuen zu JEſu Füſſen zu werfen, Ihn um Erbarmung

und Begnadigung anzuflehn und ſich von Herzen Ihm wieder zu ergeben; auch verſicherten ſie dieſelben von wegen der Gemeine, die ſie betrübt hatten, der herzlichſten Bereitwilligkeit, ihnen zu vergeben, und ſie mit neuer Liebe anzufaſſen. Dieſes Wort des Troſtes that ſeine Wirkung. Die armen ſchüchternen Leute wurden offenherzig und bekannten ihre Sünden mit vielen Thränen. Nathanael unter andern erklärte ſich ſo: "Er wiſſe, daß er dem Heilande und der Gemeine zugehöre; ſeine Pferde gingen oft im Buſche weit weg, kämen aber doch wieder zu ſeiner Hütte; ſo wäre es auch mit ihm, er käme doch wieder zum Heilande und zur Gemeine;" aber freylich, ſagte er, wenn man eine Kohle vom Feuer weglegt, ſo brennt ſie nicht recht, und löſcht endlich gar aus, und ſo iſt auch mein Herz nicht recht warm geblieben, weil ich nicht bey der Gemeine geblieben bin."

Alle, die ſich wieder herzufanden, und ihre Untreue beweinten, wurden, nachdem vorher umſtändlich und gründlich mit jedem einzeln geſprochen worden, öffentlich mit Handauflegung abſolvirt; die mehreſten gelangten auch wieder zum Genuß des heiligen Abendmahls, und die Brüder empfanden dabey etwas von der Freude, die im Himmel entſteht, wenn Sünder Buße thun. Ueberdem hatten ſie das Vergnügen, mehr als zwanzig Perſonen aus den Heiden das Bad der heiligen Taufe anzudienen, unter andern zweyen Knaben. Der ältere derſelben ging nachher aus eigner Bewegung im Kreiſe herum; küßte die Brüder, und ſagte: Nun hab ich die Brüder recht lieb, weil ſie mich in JEſu Tod getauft haben.

Auf der Rückreiſe beſuchten die 3 Brüder in den Jerſeys den Ort, wo der Engliſche Presbyterianiſche Prediger, Herr Brainard ſeit einiger Zeit den daſigen Indianern gepredigt, etwa funfzig derſelben getauft, und eine dem äußern Anſehen

hen nach recht gute Einrichtung mit ihnen gemacht hatte. Ob nun gleich bey dieſen Leuten wenig Spuren von einer wahren Herzensänderung zu ſehen waren, ſo waren die Brüder in Bethlehem doch der Gedanken, daß man dieſen Mann in ſeiner Arbeit an den Indianern auf keine Weiſe zu ſtören hätte, vielmehr ſey es Pflicht, für ihn zu beten und von Herzen zu wünſchen, daß aus ſeinen Bemühungen etwas Gutes herauskommen möge.

Von den Indianer-Kindern, die, wie oben gemeldet worden, in den Anſtalten zu Bethlehem, Nazareth und Friedrichstown erzogen wurden, hatten 13 Knaben nebſt einem Neger-Knaben im Januar 1749 das Glück, in den Tod JEſu getauft zu werden, welches der weißen und braunen Gemeine zu beſonderm Vergnügen gereichte. Man machte bey dieſer Gelegenheit den Anfang, die Täuflinge ganz weiß zu kleiden, welches nachher immer fortgeſetzt wurde.

Um eben die Zeit wurden in Bethlehem auch 2 Erwachſene getauft, deren einer Namens Keposch, ehedem König der Delaware-Nation, und ſchon gegen 80 Jahr alt war. Vor vielen Jahren verfiel er in eine Krankheit, an welcher er dem Scheine nach auch ſtarb. Die Indianer machten daher alle Anſtalten, ihn feyerlich zu begraben, und ſchickten aller Orten Boten hin, um ihre Landsleute dazu einzuladen. Ehe aber alles herbey kommen konnte, verfloßen 3 Tage, und am dritten früh kam er wieder zu ſich, zu nicht geringer Verwunderung der Anweſenden. Er ſelbſt wunderte ſich nicht weniger über die Menge der Beſuchenden, und über den Zweck ihrer Zuſammenkunft, wußte ſich ſelbſt in ſeinen vorigen Zuſtand nicht zu finden, erzählte aber, daß ihm während deſſelben ein anſehnlicher Mann in einem weißen hellen Kleide in der Luft erſchienen ſey, der ihn von der Erde zu ſich gezogen, ihm ſeine und der Indianer Sün-

den und Greuel gezeigt und ihn ermahnt habe, wenn er in die Welt zurück gekehrt ſeyn würde, ſein Leben zu beſſern, und den Indianern ihre Sünden zu verweiſen. Dieſe Erzählung war unter den Indianern eine bekannte Geſchichte, noch lange ehe ſie etwas vom Evangelio wußten; auch iſt gewiß, daß dieſer Mann ſeitdem ſein Leben zu ändern ſuchte, und da er ſahe, daß er ſolches in eigener Kraft nicht vermochte, eben aus Veranlaſſung dieſer Geſchichte, das ihm hernach verkündigte Evangelium mit Begierde annahm. Bey ſeiner Taufe wurde er Salomo genannt, und war nachher ein angeſehenes und nützliches Mitglied der Gemeine. Sein älteſter Sohn hatte ſchon ſeit geraumer Zeit eine Anforderung in ſeinem Herzen, ſich zu bekehren, er wegerte ſich aber lange, weil er Hoffnung hatte, ſeinem Vater in ſeiner Würde nachzufolgen. Endlich konnte er doch der Arbeit des heiligen Geiſtes nicht widerſtehen, und wurde ſonderlich einmal durch den Anblick einer Taufe ſo hingeriſſen, daß er dem Bruder Johannes von Watteville ſein ganzes Herz offenbarte, und um die Taufe bat, welche Gnade ihm auch nicht lange nach ſeinem Vater wiederfuhr.

Pachgatgoch und Wechquatnach, woſelbſt die gläubigen Indianer ſeit dem letzten geſegneten Beſuche wieder eine ordentliche Einrichtung erhalten hatten, wurde nun von dem Bruder David Bruce beſorgt, welcher in einem den Brüdern zugehörigen Hauſe in Wechquatnach, Gnadenſee genannt, für gewöhnlich wohnte; ſich aber auch oft in Pachgatgoch aufhielt, zugleich die benachbarten Indianer, ſonderlich die in Weſtenhuck, auf Verlangen des daſelbſt befindlichen vornehmſten Chiefs der Mahikander dann und wann beſuchte, und überall den Saamen des Evangelii mit vieler Treue ausſtreute. Weil er aber nicht ordinirt war, ſo that der Biſchof Cammerhof nebſt dem Bruder Gottlieb Bezold im Merz 1749 abermals nach den obgenannten

nannten Orten eine Reiſe, um die dortigen kleinen Indianergemeinen im Glauben zu ſtärken, und zugleich mit den Sacramenten zu bedienen; wobey ſie die Freude hatten, daß dieſelben durch die Taufe mit 20 Perſonen vermehrt wurden. Auf dieſem Poſten blieb der Bruder Bruce, bis er in ſeine ewige Ruhe einging, welches zu großem Leidweſen ſeiner lieben Indianer noch in dieſem Jahre erfolgte. Er war in der Krankheit ungemein vergnügt, allen ihn Beſuchenden zur Erbauung, und als er merkte, daß ſeine letzte Stunde gekommen war, rief er noch die Indianerbrüder, die eben bey ihm waren, zu ſich, nahm ihre Hände, legte ſie auf ſeine Bruſt, bat ſie gar herzlich, daß ſie doch ja alle beſtändig bey unſerm Heilande bleiben möchten, und kaum hatte er das ausgeſprochen, ſo entſchlief er. Bey ſeinem Begräbniß hielt ihm ein National-Gehülfe in Gegenwart vieler weißen Leute, denen ſein Zeugniß von Chriſto auch zum Segen geweſen, eine aus vollem Herzen fließende Leichenrede. An ſeine Stelle kam der Bruder Abraham Büninger, welcher ſich neben den übrigen Geſchäften auch der Kinder treulich annahm und ſie unterrichtete.

Im April ging Johannes von Watteville zur Viſitation nach St. Thomas und kam im Junio wieder nach Nord-Amerika zurück. Inzwiſchen reiſten die Brüder Cammerhof, Nathanael Seidel und mehrere nach Meniolagomekah, um bey daſigen Indianern auf vielmalige Bitte ihrer Chiefs einen Beſuch zu thun, der auch nicht vergeblich war, indem ſie mit dem Evangelio daſelbſt guten Eingang fanden. Der erſte Chief dieſer Stadt, ein junger anſehnlicher Mann, Namens George Rex, wurde bald darauf nebſt ſeiner Frau in Bethlehem getauft. Beyde ſind hernach geſegnete Gehülfen in der Gemeine geworden. Auch des Chiefs Grosvater, ein blinder hundertjähriger Mann wurde nicht lange nach ihm der heiligen Taufe theilhaftig,

und entſchlief 8 Tage darauf als ein ſeliger und vergnügter Greis. Von der Zeit an wurde Meniolagomekah fleiſſig beſucht, und da ſich viele Seelen daſelbſt fanden, die dem Evangelio gehorſam wurden, ſo kam es an dieſem Orte bald zu einer ordentlichen Gemein-Einrichtung, und die dortigen Gläubigen erhielten auch einen eignen Gottesacker. Meniolagomekah, welches nur eine gute Tagreiſe von Bethlehem lag, wurde theils von Gnadenhütten aus mit Wort und Sacrament bedient, theils kamen jene nach Gnadenhütten, und empfingen daſelbſt ihren Antheil.

Im May begaben ſich viele Indianer von Gnadenhütten nach Bethlehem, um 3 gläubige Grönländer zu ſehen, die der Miſſionarius Matthäus Stach wieder in ihr Vaterland zurückführte. Zu eben der Zeit befand ſich in Bethlehem ein Knabe und eine junge Indianerin aus Berbice in Süd-Amerika, ſo daß man daſelbſt das ſeltene Vergnügen hatte, gläubig gewordene Heiden von drey ſehr verſchiedenen Nationen und Sprachen beyſammen zu ſehen, nemlich Arawacken unterm 6ten Grad, Mahikander und Delawaren unterm 41ſten und Grönländer unterm 65ſten Grade. In demſelben Monate May zogen 30 getaufte Indianer, die ſich ehedem von Schekomeko nach Wechquatnach begeben hatten, nach Gnadenhütten, und verſtärkten dieſen lieblichen Gemeinort, welcher der ganzen Gegend ein Wunder war, und noch mehr als einzelne Zeugen der Wahrheit predigte, aber auch an der Schmach Chriſti Theil haben mußte, indem es an allerley üblen Nachreden nicht fehlte. Eben ſo ging es der neuangehenden kleinen Gemeine in Meniolagomekah, wo die Widerſacher ſich alle Mühe gaben, die Seelen durch Erzählung der gewöhnlichen gegen die Brüdergemeine ausgeſtreuten Läſterungen in Verwirrung zu bringen; ſie erreichten aber ihre Abſicht nicht, wozu das nicht wenig beytrug, daß der obgedachte getaufte Chief,

welcher

welcher nun Auguſtus hieß, ein im Glauben ſtarker und ſehr verſtändiger Mann war, der die Gläubigen an ſeinem Orte über alles gehörig bedeuten konnte, und ſich unter andern einmal ſo ausdrückte: "Ich kenne die Brüder und ihr Herz, und wenn ich alſo auch was widriges und verdächtiges zu hören bekomme, ſo will ich es nicht mehr glauben, bis ich ſelbſt hingehen, mit den Brüdern reden und ſie fragen kann, wie ſich die Sache verhält, und darnach will ich mich richten, weil ich wohl weiß, daß der Satan mir und meinen Leuten die Seligkeit nicht gönnt, ſondern auf allerhand Art uns Schaden zu thun ſucht." Auch mußten unſre Indianer ſich drein finden lernen, daß man ſie bald Mähriſche Indianer, bald Herrnhuter nannte. Auch wilde Indianer, denen mit der Lehre JEſu nicht gedient war, ſuchten durch Erdichtungen und Lügen von allerley Art ihre Landsleute, die ſich zu Chriſto bekehrt hatten, irre zu machen. So wurde z. B. eine Botſchaft nach Gnadenhütten gebracht, die hieß: "Es ſey ein Nantikok, der in Wajomick todtkrank war, auf einmal in der Nacht wie verſchwunden, nach 2 Tagen aber vom Himmel wieder herunter gekommen, wo ihm GOtt geſagt hätte, den braunen Leuten habe er die Opfer gegeben, um das, was ſie nicht recht gethan hätten, wieder gut zu machen; den weißen Leuten aber habe er die Bibel gegeben, und viele ſchöne Sachen hineinſetzen laſſen, wenn aber die braunen Leute einerley Weg mit den weißen Menſchen gehen wollten, das wäre ihm ein Greuel; denn die weißen Menſchen wären ſehr klug und hätten ein großes Maul; wenn die Indianer ſich mit ihnen einlieſſen, ſo würden ſie ſie alle verſchlingen, und beſonders wären ſie ſehr auf ihre Kinder aus, um ſie in ihre Gewalt zu bekommen. GOtt habe ihm befohlen, dieſes allen Indianern zu ſagen." Dieſer Erzählung fügte der Bote noch hinzu, daß der bey GOtt geweſene Mann nun

alle

alle Indianer an der Susquehannah zuſammen kommen laſſe, und alsdann wolle er auch nach Gnadenhütten kommen und alles ſelbſt bekannt machen, denn die Worte ſeyen ihm ſo wichtig, daß es ihm wäre, als wollten ſie ihn erſticken. Nachdem die Indianerbrüder dieſe Botſchaft angehört hatten, verſicherten ſie den Boten ſehr nachdrücklich, daß jener nicht den rechten GOtt geſehen habe; und dieſen dem Herzen des Boten noch unbekannten GOtt verkündigten ſie ihm darauf mit großer Freudigkeit, führten ihn in die Verſammlungen, und das Wort des Lebens drang ſo in ſein Herz, daß er nicht nur alles, was er hier geſehen und gehört hatte, überall verbreitete und dadurch die Abſicht des falſchen Propheten vereitelte, ſondern ſich auch ſelbſt von Herzen bekehrte und bald nachher getauft wurde.

Im Julio kamen Deputirte von den Irokeſen nach Philadelphia, um einen Vertrag mit der Engliſchen Regierung zu ſchlieſſen, worauf die Brüder Johannes von Wattewille, Spangenberg, Cammerhof, Pyrläus und Nathanael Seidel ſich auch dahin begaben, und mit dieſen Deputirten in einem Rath die Verbindung der Brüder mit den Irokeſen erneuerten, und ihnen auf ihre Bitte einen Beſuch verſprachen.

Im September beſuchte Johannes von Wattewille nochmals in Gnadenhütten, und legte daſelbſt den Grundſtein zu einer neuen Kirche, weil die im Jahr 1746 erbaute ſchon viel zu klein war, und bey ſtarken Beſuchen die Predigten auf der Straſſe gehalten werden mußten. Darauf verabſcheidete er ſich mit dieſer ihm ſehr eindrücklich gewordenen braunen Gemeine, reiſte im October wieder nach Europa ab, und mit ihm der Biſchof Spangenberg, deſſen etlichjährigen geſegneten Dienſt in Amerika auch die Indianergemeine, die nun ins Ganze an die 500 Perſonen angewachſen war, reichlich und dankbarlich genoſſen hatte. An

ſeine Stelle war ſchon vorher der Biſchof Johann Nitſchmann eingetreten; der Biſchof Cammerhof aber fuhr fort, ſich der Heidenbekehrung mit beſonderem Eifer anzunehmen, und beſuchte im November dieſes Jahres abermals die Indianer in Schomokin, und die an der Susquehannah hinauf wohnen.

In Gnadenhütten wurden für die Knäbchen, die gröſſern Knaben und die jungen ledigen Brüder, für jede Claſſe eine beſondere Schule eingerichtet, welche von dazu tüchtigen Brüdern, ſo wie die auf der weiblichen Seite für die Mägdlein, die größern Mädchen und die jungen ledigen Schweſtern, von Schweſtern beſorgt wurden. Dieſe Schulen waren der Indianiſchen Jugend ungemein angenehm, und man bemerkte mit Vergnügen, daß die mehreſten ſich dieſelben gut zu Nutze machten. Auch ſorgte man für die Verpflegung der Armen, und inſonderheit für die Witwen und Waiſen, welche man in die Familien vertheilte, die ſie auch ſogleich als zu ihnen gehörig betrachteten.

Um dieſe Zeit that der oberwähnte Presbyterianiſche Prediger Herr Brainard aus den Jerſeys einen Beſuch in Gnadenhütten, und hatte verſchiedene ſeiner getauften Indianer bey ſich. Letztere ſuchten die Einwohner irre zu machen; Herr Brainard hingegen war freundlich, beſuchte in den Häuſern, und legte den Indianerbrüdern viele Fragen vor, ſonderlich dem Chriſtian Renatus. Dieſer aber erwiederte: er könne ſeine Fragen nicht alle beantworten, aber ſo viel könne er ſagen, daß ſein Herz, ſeitdem er getauft und mit dem Blute des Heilands von Sünden gewaſchen worden, vergnügt und ſelig ſey, und auch bey JEſu bleiben wolle.

Gnadenhütten erlitt zu Ende dieſes Jahres einen empfindlichen Verluſt durch den Tod der Schweſter Mackin, des oftgenannten Miſſionarii Ehefrau, die ſich dem Dienſte

des

des HErrn unter den Indianerinnen mit Freuden gewidmet und ihre Geſundheit dabey zugeſetzt hatte, daher auch ihr Heimruf bey der Gemeine große Betrübniß verurſachte. Von den übrigen im Jahr 1749 ſelig Entſchlafenen führe ich nur den mehr erwehnten Schikellimus in Schomokin an. Als die erſte obrigkeitliche Perſon und Haupt-Gouverneur der Irokeſen über alle Indianer an der Susquehannah hinauf bis nach Onondago, hielt ers für Pflicht, gegen alle weiße Leute mißtrauiſch zu ſeyn, und war es alſo auch Anfangs gegen die Brüder, wurde aber nach und nach von den guten Abſichten derſelben überzeugt, und gewann ſie herzlich lieb. Seine durch mancherley Geſchäfte erlangte Weltklugheit erlaubte ihm dabey nicht, ſich darüber in Worten viel auszulaſſen, und wenn ihn andre gegen die Brüder einzunehmen ſuchten, ſo pflegte er nicht zu widerſprechen; man bemerkte aber deutlich, daß ihm ſolche Leute immer verdächtig waren. In den letzten Jahren wurde er immer offener, nahm die Brüder, die in Schomokin beſuchten, allezeit in ſein Haus auf, that ihnen Gutes, half ihnen bey ihrem Bau, und nahm ſie öfters in Schutz gegen die Wilden, wenn ſie betrunken waren. Er ſelbſt war dem Trunke nie ergeben, weil er, wie er ſich ausdrückte, kein Narr ſeyn wollte. Zu ſeiner eigenen Sicherheit hatte er ſich ein auf Säulen ſtehendes Gebäude errichtet, wo er ſich einſchloß, ſo oft es wegen des Saufens im Orte wild herging. In dieſem Gebäude geſchahe es, daß ihm bey dem vorjährigen Beſuch des Bruder Johannes von Watteville und ſeiner Geſellſchaft, welche ihm das Evangelium etliche Stunden lang mit Nachdruck predigten, das Herz aufgethan wurde, ſo daß er erſt mit großer Aufmerkſamkeit und gleichſam in tiefen Gedanken, endlich aber mit Thränen in den Augen zuhörte. Von der Zeit an war ihm die Lehre von JEſu dem Gekreuzigten nicht mehr lächerlich, ſondern ein annehmungs-

mungswürdiges Gnadenwort. Als er nachher in Bethlehem beſuchte, ging eine faſt augenſcheinliche Veränderung mit ihm vor, die er nicht verbergen konnte. Sein Herz ſuchte und fand Troſt, Friede und Freude durch den Glauben an den Verſöhner ſeiner Sünden, und die Brüder dachten ſchon darauf, ihn zu taufen; erfuhren aber erſt damals, daß er bereits als ein Kind in Kanada von einem Katholiſchen Pater getauft worden, daher ſie ihm dieſe ihm ſchon ſo früh wiederfahrne Gnade nur recht wichtig zu machen ſuchten. Das nahm er an, und legte nun auch das kleine Götzenbild, welches er an ſeinem Halſe zu tragen pflegte, und auf eine gewiſſe Art verehrt hatte, gerne ab. Nach ſeiner Rückkunft in Schomokin war es gar deutlich zu merken, daß GOtt etwas beſonders an ihm gethan hatte; denn er war überaus lichte, vergnügt und liebhabend. In dieſem Zuſtande wurde er krank, und nach einigen Tagen ging er, in Beyſeyn des Bruder David Zeisbergers, im Vertrauen auf JEſu Verdienſt, ſelig aus der Zeit.

Neunter Abſchnitt.

1750. 1751.

Cammerhofs und David Zeisbergers Reiſe nach Onondago. Einige Umſtände von Gnadenhütten. Cammerhof entſchläft. Vermiſchte Nachrichten.

Die merkwürdigſte Begebenheit im Jahr 1750 war die Reiſe, welche der Biſchof Cammerhof mit dem Bruder David Zeisberger unter die Irokeſen nach Onondago am 14ten May antrat, nachdem ſie, auf ſchriftliches Anſuchen bey dem Gouverneur von Penſylvanien, einen Paß und Empfehlung an ſämmtliche Königlich Grosbritanniſche

Unterthanen, ihnen benöthigten Falls beyzuſtehen, erhalten hatten. In Wajomick, bis wohin die Brüder Mack, Bezold und Horſefield mitgingen, machten ſie eine angenehme Bekanntſchaft mit den dortigen Nantikok Chiefs, deren einer ſchon ein 87 jähriger Greis und ein ſehr verſtändiger Mann war. Als dieſe Oberhäupter zu wiſſen verlangten, warum die Brüder ſie ſo manchmal beſuchten, ſo benutzte Cammerhof dieſe gute Gelegenheit, ihnen und ihrem Volke, das ſich ausdrücklich dazu verſammlen mußte, den Rath GOttes zu ihrer Seligkeit mit einem warmen Herzen vorzulegen, und ſie zu JEſu und dem Genuſſe ſeines Heils einzuladen, als welches die einzige Urſach ſey, warum er und ſeine Brüder zu ihnen kämen. Dieſe Erklärung wurde ſehr wohl aufgenommen, und blieb nicht ohne Segen. Von Wajomick aus war ein Irokeſe von der Kajuger-Nation ihr Wegweiſer. Bis Tiaogu, etwa 150 Engliſche Meilen, machten ſie die Reiſe, mit mancherley Beſchwerde, zu Waſſer auf der Susquehannah, legten Abends immer an, bauten ſich eine Hütte von Baumbaſt, und gaben jedem Nachtquartier einen eigenen Namen, deſſen erſte Buchſtaben ſie in einem Baume einſchnitten.

Auf dieſem Wege hatte Cammerhof das Vergnügen, die von ihm aus der Gegend an der Susquehannah getauften Indianer faſt alle wieder zu ſehen, und in einem erwünſchten Zuſtande anzutreffen. Sie waren ihrer Taufgnade treu geblieben, und ihr lichtes, vergnügtes Weſen zeigte deutlich, wie ihre Seelen ſich bey dem Glauben an JEſum Chriſtum ſo wohl befanden. Auch ihre noch wilden Nachbarn beſuchten ihn, und beſchwerten ſich darüber, daß jene ſeit ihrer Taufe ganz andere Menſchen wären, indem ſie gar nicht mehr ſo lebten wie ſonſt, und von denen Dingen, die bey den Indianern doch von jeher gebräuchlich geweſen, nichts mehr mitmachen wollten, gaben ihnen alſo, ohne die

Ab-

Abſicht zu haben, ein ſo gutes Zeugniß, daß Cammerhof ſehr zufrieden war und in der Stille GOtt dafür lobte.

In Tiaogu einer ziemlich großen Indianer-Stadt und an andern Orten erregte es nicht geringe Verwunderung, daß die Brüder nach Onondago reiſten, und ſogar mit den großen Oberhäuptern der Irokeſen bekannt waren; und weil ihr Begleiter ſolches bey aller Gelegenheit kund machte, ſo gab es ihnen überall ein wichtiges Anſehen.

Von Tiaogu ſetzten ſie die Reiſe zu Lande fort, und hatten faſt täglich mit unüberſteiglich ſcheinenden Hinderniſſen zu kämpfen. Am 19ten Juny erreichten ſie Onondago, die Hauptſtadt der Irokeſen, die in einer überaus angenehmen und fruchtbaren Gegend liegt, und aus 5 kleinen Städten oder Dörfern beſteht, durch welche die Zinochſaa flieſſet. Sie kehrten bey dem vornehmſten Chief Ganaſſateko ein, der ſie mit Freuden beherbergte.

Die Abſicht dieſer Reiſe war, den im vorigen Jahre in Philadelphia verſprochenen Beſuch bey dem großen Rathe der Irokeſen abzuſtatten, und zugleich von demſelben die Erlaubniß zu erhalten, daß etliche Brüder in Onondago oder andern Hauptſtädten des Irokeſiſchen Gebiets wohnen dürften, um ihre Sprachen recht zu lernen und ihnen in denſelben das Evangelium zu verkündigen.

Nachdem nun Cammerhof und Zeisberger ſich gehörig gemeldet hatten, wurden ſie von dem großen Rathe, der damals aus 26 meiſtens ziemlich alten Männern von ehrwürdigem Anſehen, beſtund, als Geſandte der Brüdergemeine dieſſeits und jenſeits des großen Waſſers, feyerlich bewillkommt, und ihr Anbringen in reifliche Ueberlegung genommen. Es war eine lange Unterhandlung, wobey die Brüder gar viele Fragen zu beantworten hatten, und viele Belts und Fathoms of Wampom übergaben. Cammerhof that dabey den Vortrag, David Zeisberger, der ſchon gut

Maquaiſch ſprechen konnte, überſetzte ſeine Worte, und von Seiten des Raths war Ganaſſateko der Mann, der ihnen den Sinn deſſelben zu eröffnen hatte. Da aber die mehreſten Glieder des Raths dann und wann ins Saufen geriethen, ſo wurde dadurch jedesmal die Unterhandlung unterbrochen.

Bey einer ſolchen Gelegenheit entſchloſſen ſich die Brüder, mit Bewilligung des großen Raths, eine Reiſe ins Land der Kajuger und Senneker bis Zoneſchio, der Hauptſtadt der Letztern zu thun, womit ſie über 2 Wochen zubrachten; ihr Zweck war, zu verſuchen, ob ſie in dieſer Gegend das Wort der Verſöhnung anbringen könnten. Das war aber nicht nur eine ungemein harte und gefährliche Reiſe, ſondern auch unter den Indianern ſelbſt, vornemlich unter den Sennekern hatten ſie von dem faſt immer beſoffenen fürchterlichen Volke, ſonderlich von betrunkenen Weibsleuten, die in dieſem Zuſtande wie raſend waren, gar viel auszuſtehen, erreichten ihre Abſicht nicht, und ſchrieben es lediglich der Bewahrung und Aushülfe GOttes zu, daß ſie noch mit dem Leben davon kamen.

Bey ihrer Rückkunft nach Onondago fanden ſie, daß Ganaſſateko mit ihrem Anliegen bey dem großen Rathe, nicht weiter gekommen war. Sie griffen alſo ſelbſt die Sache nochmals an, und waren mit GOttes Hülfe ſo glücklich, daß ſie am 20ten July mit den gewöhnlichen Feyerlichkeiten die Reſolution erhielten, "daß die Irokeſen, und die Brüder dieſſeits und jenſeits des großen Waſſers Brüder ſeyn und bleiben, und dieſer Bund nie getrennt noch zerriſſen werden, auch 2 Brüder Erlaubniß haben ſollten, in Onondago oder einer andern Hauptſtadt des Landes der Irokeſen zu wohnen, um ihre Sprachen recht gut zu lernen."

Herzlich froh und dankbar für die Hülfe des HErrn traten die Brüder ſogleich ihre Rückreiſe an, und am 17ten

August

Auguſt trafen ſie wieder in Bethlehem ein, nachdem ſie mehr als 1600 Engliſche, das iſt gegen 300 Deutſche Meilen unter lauter Indianern gereiſet waren. In Gnadenhütten verurſachte ihre glückliche Rückkunft eine ganz beſondere Freude, denn die Indianerbrüder und Schweſtern hatten viele ſorgliche Gedanken ihretwegen gehabt, ob ihnen nicht unter den Irokeſen etwas Uebels widerfahren möchte.

Hier war unterdeßen ein Hauptanliegen der Miſſionarien, die Heirathen der Indianer, ohne ihrer angebornen Freyheit zu nahe zu treten, in Anſehung der äuſſern Form ſo einzurichten, wie es eine gute Chriſtliche Ordnung erfordert, und nachdem ſie ſolches mit den Nationalgehülfen gnugſam überlegt hatten, brachten ſie es auch wirklich dahin, daß diejenigen, die einander heirathen wollten, erſt verlobt, dann öffentlich aufgeboten, und ſodann in einer Verſammlung der Gemeine getraut wurden, worauf man ihnen, ſo wie überhaupt den Eheleuten in ihren beſondern Verſammlungen, fleiſſig wiederholte, wie ſie ihre Ehe vor GOttes Augen zu führen, und alles, was ſie thäten, mit Worten oder mit Werken, im Namen JEſu zu thun hätten.

Uebrigens zeigte ſich damals ein großer Mangel an ſolchen Brüdern, die zum Dienſte unter den Indianern tüchtig waren. Von Meniolagomekah kamen Getaufte und Ungetaufte an Sonn- und Feſttagen zu 30 bis 40 Perſonen auf einmal nach Gnadenhütten, deſſen Einwohnern ihre Beherbergung und Bewirthung beſchwerlich fiel, und ſie ſelbſt zum Theil an dem Genuſſe der Verſammlungen hinderte; man bedauerte daher gar ſehr, daß man keinen Bruder als Lehrer dahin ſetzen konnte, noch weniger war man im Stande, alle die Orte beſuchen zu laſſen, wo ſich ein Hunger nach dem Worte GOttes äuſſerte, denn es war damals in dem ganzen Indianerlande, vornemlich an der Susquehannah eine große Regung.

An verſchiedenen Orten kamen die Wilden ſelber zuſammen, ſich von GOtt zu unterreden, und es freute ſie ungemein, wenn ein Bruder zu ihnen kam, und ihnen das Wort der Verſöhnung verkündigte. Daher wurde den Brüdern Nathanael Seidel und David Zeisberger, die gegen das Ende des Jahres zu einem Beſuch der Europäiſchen Gemeinen abgingen, der Auftrag gegeben, bey ihrer Rückkehr einige Gehülfen zum Dienſte unter den Indianern mit zubringen.

Bey ſolchen Gelegenheiten pflegten viele Indianerbrüder und Schweſtern an den Herrn Grafen von Zinzendorf, an ſeinen Schwiegerſohn Johannes von Watteville und andere ihrer Bekannten in Europa zu ſchreiben, und ihre Briefe, darin ſie ihren Herzenszuſtand einfältig darlegten, wurden gemeiniglich den Europäiſchen Brüdergemeinen öffentlich mitgetheilt. Pachgatgoch wurde in dieſem Jahre erſt von dem Bruder Grube, hernach auch von Bruder Cammerhof beſucht und mit den Sakramenten bedient; im übrigen fuhr der Bruder Büninger fort, die dortige kleine Gemeine zu beſorgen, die ſich in Hütten um die ſeinige herum gelagert hatte, und ſein Dienſt war an Alten und Jungen ſehr geſegnet. Von Wechquatnach aber waren nach und nach die mehreſten Getauften nach Gnadenhütten gezogen.

Damit es nun unter ſolchen Umſtänden dem letzten Orte an Nahrung nicht fehlen möchte, ſo kaufte die Gemeine in Bethlehem ein Stück Landes an der Nordſeite der Lecha an, welches hernach an die Einwohner, ſo wie ehedem das an der Mahony, durchs Loos, zu eines jeden Zufriedenheit vertheilt wurde.

Wegen dem in dortigen Gegenden ſehr gewöhnlichen Buſchfeuer, wodurch die Häuſer in Gefahr kommen konnten, und auch um Durchreiſende oder Ankommende in gehöriger Ordnung zu halten, und Unfug zu verhüten, mußten während der Verſammlungen allemal 2 Brüder die Wache

auf dem Platze halten, worin ſämmtliche erwachſene Mannsleute mit einander abwechſelten.

Unter denen, die im Jahr 1750 getauft wurden, war ein gewißer Taddeus Kund, von den Engländern Honeſt John genannt, den man wegen ſeinem veränderlichen Gemüths Character, ziemlich lange darauf hatte warten laſſen. Als er aber einmal einer Taufhandlung zugeſehen hatte, ſagte er zu einem Bruder: "Mein Herz iſt betrübt, daß die Stunde noch nicht kommen iſt, da ich auch mit dem Blute des Heilandes getauft werde." Der Bruder fragte ihn hierauf, wie ihm bey der Taufe geweſen ſey? "Ach, ſagte er, das kann ich dir wohl nicht beſchreiben. Mein Herz hat mir geweint, und mein Leib gezittert." Gegen die Miſſionarien erklärte er ſich ſehr gerade, wie er wohl wiße, daß er ſein ganzes Leben hindurch ein ſchlechter Menſch geweſen und viel Böſes gethan habe; er habe ſich auch nicht helfen können; es ſey ihm aber in ſeinem Leben nie ſo geweſen, wie jetzt, daß er gerne vom Böſen befreyt ſeyn möchte, und wenn er vom Heilande predigen höre, ſo ſey ihm ſo wohl dabey, daß er immer dächte: Ach, wenn ich doch auch ſo ſelig wäre! ach, wenn ich doch mit dem Blute des Heilandes getauft werden könnte, daß ich auch ein ſeligs Herz kriegte! Er wurde auch bald darauf der gewünſchten Gnade theilhaftig und Gideon genannt.

Eben ſo bedenklich waren die Brüder bey einem andern Indianer, welcher von den weißen Leuten gemeiniglich der groſe Jakob genannt wurde, in Meniolagomekah wohnte, und viele Jahre ein offenbarer Feind und Spötter nicht nur der Brüder, ſondern hauptſächlich des Evangelii geweſen war, deßen Ausbreitung er ſich aus allen Kräften und recht mit Ueberlegung widerſetzt hatte. Dieſem kam gleichwol der Geiſt GOttes in einer Krankheit ans Herz, und zeigte ihm ſeinen unſeligen Zuſtand, worauf er in groſen Kummer

gerieth, und ſich nach dem Zuſpruch der Brüder ſehnte. Er wurde dann von verſchiedenen, ſonderlich von Cammerhof beſucht, und mit aller ſeiner Noth zu JEſu gewieſen. Endlich wurden ſie überzeugt, daß es ſein ganzer Ernſt war, ſich zu bekehren; er bekannte und beweinte ſeine Sünden; ſein ſonſt ſehr wilder Blick verwandelte ſich in den Blick eines demüthigen Sünders, und ſein Flehen um die Taufe ward immer dringender. "Mein ganzes Herz, ſagte er zum Bruder Cammerhof, verlangt mit dem Blute des Heilands gewaſchen zu werden, und ich wünſche, daß Er ſich über mich erbarmen, und mir die Kraft ins Herz geben möge, daß ich Ihn in meinem Leben nicht mehr vergeſſen, ſondern von ganzem Herzen lieb haben könne." Cammerhof fragte ihn darauf, ob er denn das von ganzem Herzen glaube, daß niemand in der Welt ihm helfen und ihn ſelig machen könne, als allein der wahre GOtt, der ein Menſch für ihn geworden, am Kreuze für ihn geſtorben ſey, und Sein Blut für ihn vergoſſen habe? "Ja, ſagte er, das glaube ich von ganzem Herzen, daß mich nichts von meinen Sünden erlöſen und reinigen kann, als allein des Heilands Blut, und das iſt es auch vornemlich, wornach mein Herz ſich ſehnet." Und als Cammerhof ihn ferner fragte, ob es ihm denn ſo ſey, daß er ſein Herz und Seel und Leib dem Heilande gerne auf ewig ergeben, und Sein ganzes Eigenthum ſeyn wolle? antwortete er mit vieler Freudigkeit: "O ja, wenn Er mich nur erſt mit Seinem Blute wäſchet, ſo wird Er mir gewiß auch dazu die Gnade und Kraft in mein Herz geben, daß ich nicht mehr der Sünde dienen darf, ſondern Ihm leben kann." Cammerhof taufte ihn darauf, nannte ihn Paulus, und GOtt verſiegelte dieſe Handlung durch das Gefühl Seiner Gegenwart, welches ſehr ausgezeichnet war. Paulus blieb auch der Gnade treu bis ans Ende.

Solche Vorgänge hatten auf die übrigen Ungetauften eine ſelige Wirkung, und die Nationalgehülfen fanden dabey oft Gelegenheit, ſie zu tröſten, zu belehren und zurecht zu weiſen. Als unter andern des Auguſtus Bruder ſich darüber beklagte, daß er noch nicht gut genug ſey, um getauft zu werden, antwortete ihm jener: Mein lieber Bruder! ich habe ehedem eben ſo gedacht, daß ich erſt gut werden müßte, ehe ich zum Heilande käme, aber ich war ganz irre. Die rechte Religion iſt die, daß wir, ſo arm und elend wie wir ſind, zum Heilande kommen, und mit Seinem Blute gewaſchen werden; dann fühlen wir Ihn in unſern Herzen, und Sein Geiſt lehret uns alles, wie wir werden ſollen, und was wir zu thun und zu laſſen haben.

Im Jahr 1751 erlitt die Brüdergemeine in Amerika und die Indianergemeine inſonderheit einen überaus großen Verluſt durch den Tod des Biſchofs Johann Friedrich Cammerhof, welcher, wie aus dem vorhergehenden zu erſehen geweſen, mit beſonderm Segen, aber auch mit Dranſetzung aller ſeiner Seelen- und Leibeskräfte derſelben gedient hatte; wie ihm denn überhaupt keine Mühe und Arbeit zu hart, und keine Gefahr zu fürchterlich ſchien, wenn er nur Seelen für ſeinen HErrn und Heiland gewinnen konnte. Der Gemeinort Gnadenhütten war ihm ein unſchätzbares Kleinod. Wenn er nicht auf Reiſen war, ſo beſuchte er daſelbſt, ſonderlich in den letzten Jahren, alle Monate, und manchmal noch öfter; er genoß auch von Seiten dieſer Gemeine eine durchgängige zärtliche Liebe und kindliche Hochachtung; und da er ein ungemein freundliches und liebreiches Weſen hatte, ſo hatten auch die wildeſten Heiden eine beſondere Ehrfurcht vor ihm, wovon man verſchiedene merkwürdige Beyſpiele ſahe. Ein Wilder unter andern an der Susquehannah, dem er ſein gottloſes Leben vorhielt und die Gnade JEſu zu ſeiner Errettung anpries, wurde darüber ſo aufgebracht,

bracht, daß er ihm ein groſſes Stück Weges nachging, um ihn dafür derbe abzuprügeln oder lieber gar todt zu ſchlagen; als er ihn aber einholte, fand er ihn ſo liebhabend und freundlich, daß er ſein böſes Vornehmen auf der Stelle bereuete, Cammerhofs Ermahnungen zu Herzen nahm, und ganz anders geſinnt zurücke ging, als er gekommen war. Nun dachte er über ſeinen verdammungswürdigen Zuſtand noch weiter nach, bekehrte ſich zu dem, der die Gottloſen gerecht macht, und hatte das Glück, daß eben der Mann, den er hatte tödten wollen, ihm die heilige Taufe andiente. Ins ganze hatte Cammerhof während ſeines vierjährigen Dienſtes in Amerika 89 Indianer ſelbſt getauft. Noch im Januar dieſes Jahres verrichtete er eine ſolche Handlung in Gnadenhütten; und am 28ſten April ließ der HErr dieſen ſeinen treuen Knecht in Seine Freude eingehen. Die Indianergemeine beweinte ihn ſo herzlich, und ſolange, wie vielleicht noch kein Vater von ſeinen Kindern beweint worden iſt, und noch im Jahr 1782 erhielt man Nachricht, daß ſein Andenken bey denſelben noch damals war, wie das Andenken eines groſſen Mannes.

Die Miſſionarien fühlten dieſen Verluſt am meiſten, tröſteten ſich aber damit, daß der HErr ſelbſt von Seinem Volke niemals ſcheidet, und verbanden ſich mit einander zu neuer Treue in Seinem Dienſte. Dabey diente ihnen das damalige gute Gedeihen und Wohlergehen der Indianergemeine zu nicht geringer Ermunterung. "Wer noch nie, ſchrieb damals einer von ihnen, eine ſolche Gemeine geſehen hat, dem wird man ſchwerlich beſchreiben können, wie einem zu Muthe iſt, wenn man dieſes aus den Heiden geſammlete Volk GOttes beyſammen ſieht, wie aufmerkſam ſie das Wort vom Kreuzestode JEſu hören, wie ehrlich und gerade ſie in ihren Bekenntniſſen ſind, wie ſünderhaft bey ihren Verſehen, wie herzlich in der Liebe unter einander, wie mitleidig

leidig über anderer Uebelſtand, wie zerfloſſen bey der Handlung der heiligen Taufe, wie innig bey dem Genuß des heiligen Abendmahls. Hält man nun dieſe Leute mit dem Bilde zuſammen, das man an ihnen vor ihrer Bekehrung geſehen hat, ſo kan man an ihnen nicht anders als die allmächtige Kraft der Predigt von JEſu Blut und Tode rühmen und preiſen, das Volk herzlich lieben, und um ihrentwillen alle Mühe und Beſchwerlichkeit willig übernehmen." Vorzüglich waren den Miſſionarien die ungekünſtelten und einfältigen Erklärungen der Gläubigen ſehr angenehm. "Ich gehe, ſagte der alte Salomo, öfters für mich ganz alleine, und da laufen mir die Thränen die Backen herab, vor Freuden über das, was der Heiland an mir thut." Ein anderer, Namens Joſua, bezeugte einmal, daß er die ganze Nacht nicht habe ſchlafen können vor Freuden über den guten Heiland und das, was Er für uns gethan habe. Sein Herz möchte immer weinen, wenn er an die große Sache dächte. Er habe ſich auch dem Heilande hingegeben mit Seele und Leib, nur für Ihn zu leben, und es möchte ihm nun auch gehen, wie es wollte, ſo wiße er, daß ers nirgends beßer haben könne, als bey Ihm."

Eben dieſer Joſua hatte eines Tages eine eigene Unterredung mit einem Indianer, Namens Job, welcher ſehr klug und gelehrt ſeyn wollte, die Bibel kannte, vieles aus derſelben anzuführen wußte, und dieſes mal beſonders den Satz behauptete, daß wir ſehr arme Menſchen wären, und es uns nicht möglich ſey, ſo zu leben, wie es der Heiland gerne haben wollte. "Haben doch, ſagte er, ſogar die Leute, die den Heiland ſelbſt auf Erden geſehen und geſprochen, nicht ſo leben und glauben können, wie Er es gerne gehabt hätte; wie vielmehr iſt es jetzt unmöglich!" "Ja, mein Freund, antwortete ihm Joſua, das iſt geſchwinde geſagt, daß wir arme Menſchen ſind, aber das hilft uns weiter

nichts:

nichts: ſobald wir aber unſre Armuth im Herzen fühlen, ſobald bekümmern wir uns, wie uns geholfen werde, und dann iſt der Heiland gleich bereit und willig; Er läßt uns nicht lange rufen und ſchreyen; wir dürfen Ihn auch nicht erſt gut machen, denn Er iſt vorher gut auf uns. Er wartet nur, daß wir mit unſerm armen Herzen zu Ihm kommen; Er hilft uns gleich. Ich will dir ein Gleichniß ſagen: Wenn du einen weiten Weg gegangen wäreſt, und kämeſt in eine Stadt, und ſprächeſt zu den Leuten: ich bin hungrig! und dieſelben ſprächen zu dir: Da iſt ein Mann, zu dem gehe, der wird dir zu eſſen geben, denn er gibt allen zu eſſen, die zu ihm kommen: würdeſt du dich wol lange beſinnen, ob du auch zu dem Manne gehen ſollſt, wenn du nemlich recht hungrig wäreſt, und fühlteſt, daß du ſterben müßteſt, wenn du nicht zu eſſen bekämeſt? Sieh mein Freund, ſo iſt es mit dem Armſeyn, nicht das Reden davon, ſondern das Gefühl davon treibt uns zum Heilande, und der gibt uns ſelber Kraft, ſo zu glauben und ſo zu leben, wie Ers haben will. Ohne dieſe Kraft kanns niemand. Und du wirſt auch immer ein armer Menſch bleiben und die Sache vor unmöglich halten, ſolange du nicht dieſelbe Kraft erlangſt. Das iſt wohl wahr, daß es mit den Leuten, die den Heiland auf Erden ſahen, etwas ſchwer gegangen iſt, und ich glaube, die Urſach war dieſe: Die Leute ſahen Ihn wohl mit ihren leiblichen Augen, aber ihr Herz fühlte die Kraft Seines Blutes noch nicht. Haſt du nicht gehöret oder in der Bibel geleſen, daß, nachdem der Heiland geſtorben war und Sein Blut vergoſſen hatte, das Glauben an Ihn viel leichter gegangen iſt, als zuvor? Ja haſt du nicht geleſen, daß nach der Auferſtehung unſers Heilandes von vielen 100 Brüdern und Schweſtern geſchrieben ſteht, daß ſie Ein Herz und Eine Seele geweſen ſind? Da wir nun noch jetzo eben dieſe Kraft aus JEſu Tod und Blute fühlen können,

nen, ſo iſt es nicht mehr ſchwer, an Ihn zu glauben und das zu thun, was Er gerne haben will u. ſ. w." Andere Indianerbrüder, die dieſem Geſpräche mit beywohnten, bekräftigten ſolches aufs ſtärkſte mit ihrer eigenen täglichen Erfahrung.

Die lieblichen Aeuſſerungen der Communicanten, über den Segen, den ſie jedesmal von dem Genuß des heiligen Abendmahls hatten, waren nicht nur den Miſſionarien herzerfreulich, ſondern erregten auch in denen, welche noch nicht dazu gelangt waren, ein ſehnliches Verlangen, dieſes hohen Gutes balde theilhaftig zu werden, ob ſie gleich, wie ſie ſich ſelber erklärten, dieſer Gnade nicht würdig wären.

Unter den fremden Indianern, deren Beſuch in Gnadenhütten im Jahr 1751 beſonders ſtark war, befand ſich auch ein Schawanoſe, der über 60 deutſche Meilen weit mit ſeiner Familie hergekommen war, lediglich in der Abſicht, die Brüder und ihre Lehre, wovon er viel gehört hatte, recht kennen zu lernen. Er hielt ſich 4 Wochen daſelbſt auf, ihm und den Seinigen zu großem Segen. Ein anderer Beſuchender, der ſchon einmal in Gnadenhütten das Wort GOttes gehört, der Anforderung aber, es anzunehmen, widerſtanden hatte, erzählte, daß nachher ſein Kind todtkrank geworden ſey; und da er gefürchtet, das arme Kind würde das ewige Leben nicht erlangen, weil es noch nicht getauft wäre, ſo ſey er in dieſer Angſt und Noth in den Buſch gelaufen, und habe zu GOtt geſchrien, daß Er doch ſein Kind geſund machen möchte, dann wolle er Ihm ſein Kind und ſich ſelbſt zum ewigen Eigenthum geben. Zu derſelben Stunde ſey ihm ſein Herz unter vielen Thränen leichter geworden, und als er nach Hauſe gekommen, habe er ſein Kind beßer gefunden. Deßwegen ſey er nun nach Gnadenhütten gekommen, die Brüder zu bitten, ſich über ihn, ſeine Frau und ſein Kind zu erbarmen, und ſich ihrer anzunehmen. Dabey liefen ihm die Thränen über die Wangen

her-

herab. Auf ſein anhaltendes Flehen erhielt er auch Erlaubniß, in Gnadenhütten zu wohnen, und ward nach einiger Zeit mit Frau und Kind getauft.

Ein anderes ſchon getauftes Ehepaar, das mit einem Sohne von 5 Jahren nach Gnadenhütten reiſte, in der Hoffnung, daß derſelbe da getauft werden würde, erzählte, daß der Knabe auf der Reiſe zu ſeinem Vater geſagt habe: "Ich bin ein recht armes Kind, und ſolange ich nicht mit dem Blute des Heilands in der heiligen Taufe abgewaſchen bin, werde ich auch immer ſo arm bleiben." Als ſie hierauf an einen Fluß gekommen, ſey das Kind auf die Knie gefallen, und habe geſagt: "Sieh, lieber Vater, ſo will ichs machen, wenn ich getauft werde, und ſo recht ſtille will ich knien; da will ich dem Heilande mein ganzes Herz geben, und Er wird mich in der Stunde ſo ſelig machen, daß ich immer ſelig bleiben kann." Das Verlangen dieſes Kindes wurde auch balde geſtillt, und es gediehe ſehr gut.

Da der an die 200 Engliſche Meilen von Bethlehem entlegene Poſten in Pachgatgoch, von wo aus auch Potatick beſucht wurde, von der Art war, daß die Brüder, ſo denſelben bedienten, eine Erholung zuweilen höchſt nöthig hatten, ſo hielt man für billig, ſie von Zeit zu Zeit abzulöſen. Der Bruder Senſemann begab ſich daher im Monat Februar 1751 dahin und beſorgte die Seelenpflege, die Verſammlungen und Schulen bis gegen das Ende des Monats Juny, da Bruder Büninger, welcher unterdeſſen in Bethlehem ausgeruht hatte, wieder dahin kam und ſeine geſegnete Arbeit fortſetzte. Ließ dieſelbe ihm etwas Zeit übrig, ſo beſchäftigte er ſich auf den Welſchkornfeldern und ſuchte überhaupt auch im Aeußern ſeinen lieben Indianern mit gutem Exempel vorzugehen, und ſie zum Fleiſſe zu ermuntern, damit ſie im Winter nicht Noth leiden möchten, wie es bey andern Indianern gewöhnlich war. Dadurch gewöhnten

wöhnten ſich die Indianer dermaßen an ſeinen Umgang und an ſeine liebreiche Aufſicht, daß ſie ihn auch alsdann, wenn ſie in der Erntezeit bey weißen Leuten Arbeit hatten, bey ſich haben wollten, damit er ſie immer vor Schaden warnen möchte, denn es war ihnen, wie ſie ſich ausdrückten, eben wie einem Kranken, der geſund zu werden anfängt, und ſich vor allem fürchtet, was ihm ſchädlich ſeyn könnte, damit er nicht wieder krank werde. In eben dem Jahr ging der obenerwähnte Chief von Weſtenhuck, der lange mit den Brüdern bekannt war, und in Bethlehem einmal beſucht hatte, ſelig aus der Zeit. Bis an ſein Ende hatte er von unſerm Heilande geredet, und ſeine Nachbarn bezeugten, daß ſie noch keinen Menſchen ſo vergnügt hätten ſterben ſehen als ihn.

In Meniolagomekah wurden die Umſtände in dieſem Jahre ſehr bedenklich, indem die weißen Leute ſämmtliche dortige Indianer von da zu verdrängen ſuchten und ihnen den Beſitz des Landes ſtreitig machten. Der mehrerwähnte Chief Auguſtus erklärte ſich auch im Namen der Getauften, die ſich in keine Weitläuftigkeiten verwickeln wollten, daß ſie ſich nicht wegern würden das Land zu räumen, ob ſie ſolches gleich ſeit undenklichen Jahren beſeſſen und angebaut hätten. Alle Mühe die ſich die Gemeine in Bethlehem gab, das Land zu kaufen, war vergeblich. Es kam in die Hände eines Mennoniſten, der die Indianer nicht liebte, daher ſie nichts anders vor ſich ſahen, als daß ſie mit der Zeit auf ihren Abzug würden denken müßen.

Im October dieſes Jahres kamen die Brüder Nathanael Seidel und David Zeisberger von Europa wieder in Bethlehem an, und beſuchten ſogleich die Gemeine in Gnadenhütten. Mit ihnen kam unter andern der Studioſus Johann Jakob Schmick nach Nord-Amerika zum Dienſte der Indianer, wurde zuerſt als Schulhalter in Gnadenhütten angeſtellt, und ward nachher ein ſehr geſegneter Miſſionarius.

Die Brůder Zeisberger und Gottlieb Bezold thaten bald darauf eine Reiſe an die Susquehannah nach Nesko-peko, Schomokin, Wajomick und andere Orte, beſuchten die Nantikoks und Schawanoſen, tröſteten die Getauften, die ihrer äußern Umſtände halber hie und da noch unter den Wilden wohnen mußten, und legten, wo ſie nur konnten, ein Zeugniß von unſerm Heilande ab.

Im December kam auch der Biſchof Spangenberg aus Europa wieder zurück, zu großem Vergnügen der Gemeinen in Bethlehem und Gnadenhůtten, welche letztere er auch bald beſuchte, und mit der Verſicherung, daß ſämmtliche Brůdergemeinen in Europa ſie herzlich liebten, und ihrer im Gebete fleiſſig vor dem HErrn gedächten, eine wahre Feſtfreude machte.

Zehnter Abſchnitt.

1752. 1753.

Spangenbergs geſegnete Arbeit in Gnadenhůtten. Die Nantikoks und Schawanoſen ſchicken eine große Geſandtſchaft nach Gnadenhůtten und Bethlehem. Verhandlung derſelben. Man gibt davon der Landesregirung die gehörige Kenntniß. David Zeisbergers Reiſe nach Onondago. Etwas von Gnadenhůtten, Pachgatgoch und Meniolagomekah. Abermalige Geſandtſchaft von Seiten der Nantikoks und Schawanoſen. Bedenkliche Folgen derſelben. Zeisberger beſucht wieder in Onondago. Vermiſchte Nachrichten.

Spangenbergs Wiederkunft war fůr die Indianergemeine ſehr heilſam, denn er war mit derſelben von ihrem erſten Entſtehen an aufs genaueſte bekannt, hatte gegen ſie

ein

ein väterliches Herz, wußte ſie mit Weisheit, Geduld und liebreichem Ernſt ihrem Character und ihren Umſtänden gemäß zu behandeln, und war alſo auch im Stande, die Miſſionarien gehörig zu unterſtützen, und ihnen bey ihrem Dienſte den beſten Rath zu ertheilen.

Er ließ ſein erſtes ſeyn, letztere zu ermuntern, und verband ſich aufs neue mit ihnen, aller Schwierigkeiten ungeachtet, dem HErrn mit Freuden zu dienen. Seine liebe Indianer ſprach er einzeln, und dankte GOtt für den ſeligen Herzenszuſtand, in welchem er die allermehreſten antraf, unterließ aber auch nicht, über die nothwendige Beobachtung guter Zucht und Ordnung ernſtlich mit ihnen zu reden, welches GOtt ſo ſegnete, daß mit einmüthiger Zuſtimmung des Gemeinraths unter andern veſtgeſetzt wurde: daß die Eltern beßere Aufſicht auf ihre Kinder haben ſollten; daß die Schulen in beſtändiger Ordnung gehalten, und ohne dringende Noth nie verſäumt werden ſollten; daß die Nationalgehülfen beſonders auf die jungen Leute im Orte acht haben, fleiſſig Hausbeſuche thun, und ſich ſorgfältig erkundigen ſollten, ob die Kinder bey ihren Eltern oder in der Schule ſich befänden, ob Fremde gegenwärtig, ob Leute beyſammen wären, die einander nicht zum Nutzen dienten, ob jemand krank oder mißvergnügt wäre, und dergleichen mehr; und ihre Bemerkungen bey den Miſſionarien in Zeiten anbringen. Daß keine Betteley ſtatt haben, ſondern ein jedes ſoviel möglich ſein eigen Brod eſſen, und alſo fleiſſig arbeiten ſolle. Daß die Einwohner beym Kaufen und Verkaufen unter den weißen Leuten ſich hüten ſollten Schulden zu machen, und überhaupt ihre Haushaltung ſo einzurichten hätten, daß ſie auch im Winter und im Frühjahr leben und auskommen könnten. Daß die Alten, Gebrechlichen und Kranken allemal vorzüglich beſorgt und nach Möglichkeit gepflegt werden ſollten. Daß Einwohner, die verrei-

ſen oder auf die Jagd gehen wollten, ſolches vorher den Miſſionarien anzuzeigen hätten. Daß an Sonn- und Feſttagen das Schieſſen ſowol im Orte als in der Nähe unterbleiben, und daß die Brüder auch an andern Tagen beym Probiren ihrer Flinten um den Ort herum vorſichtig ſeyn ſollten. — Daß keine Art von Unfug weder von Einheimiſchen noch von Fremden in Gnadenhütten geduldet, ſondern letztere ſofort hinausgewieſen, erſteren aber, wenn ſie ſich nicht zurechte weiſen lieſſen, die Entfernung von der Gemeine angedeutet werden ſollte. — Daß inſonderheit ein jeder Hausbeſitzer in Gnadenhütten einen Revers von ſich ſtellen ſollte, daß er alle Statuten des Orts beobachten, und im Fall beharrlicher Uebertretung ſein Haus und übrige Gebäude verkäuflich abtreten und ſich von der Gemeine entfernen wolle; und dergleichen mehr.

Bey Indianern, die dergleichen Ordnungen nie gewohnt geweſen, war es blos der Gnade GOttes zuzuſchreiben, daß dieſelben, als man ſie öffentlich bekannt machte, mit allgemeiner Freude angenommen, nachher auch williglich beobachtet wurden.

Auf den Beſuch der fremden Indianer war man anhaltend aufmerkſam, weil man wahrnahm, daß die Kraft des Wortes der Wahrheit ſich an vielen derſelben gar mächtig bewies. Da aber ihre Beherbergung und Bewirthung den Einwohnern nach und nach allzuläſtig wurde, auch manchmal rohe Leute ſich unter ihnen befanden, deren Betragen der Jugend anſtöſſig und ſchädlich war, ſo entſchloß man ſich, zu ihrer ſchicklichen Aufnahme ein eigenes Haus zu bauen, welches das Fremden-Logis genannt wurde. Für die gläubigen Indianer aber, die von Bethlehem, Meniolagomekah, Pachgatgoch und andern Orten nach Gnadenhütten zum Beſuch kamen, baute man auch ein eigenes Haus, und nannte es das Gemein-Logis, wozu die Gemeine in

Bethlehem mit willigem Herzen Geld zuſammen legte; die Einwohner von Gnadenhütten aber halfen dabey mit Händearbeit. Jedes Haus bekam darauf ſeinen Hausvater, der die Beſuchenden zu beſorgen und über guter Ordnung zu halten hatte.

Um auch den Geſang in den Verſammlungen lieblicher zu machen, ſchenkte die Gemeine in Bethlehem der Indianergemeine ein Spinet, welches der Bruder Schmick ſpielte, und damit bey allen, ſonderlich bey den Kindern viele Freude verurſachte; auch unterrichtete er darin einen jungen Indianer, der es hernach fortſetzte.

Nachdem im Frühjahr dieſes Jahrs einige Nationalgehülfen ihre Landsleute an der Susquehannah beſucht, und ihnen die Wahrheit des Evangelii mit freudigem Aufthun ihres Mundes bezenget hatten, ſo ſchickte der oberſte Chief der Nantikoks im May 2 Deputirte mit einem Fathom of Wampom, um mit den Brüdern mehrere Bekanntſchaft zu machen. Im Junio beſuchten die Brüder Spangenberg, Nathanael Seidel und David Zeisberger in Schomokin und Wajomick. Darauf kam im Julio von letzterem Orte eine groſse Geſandtſchaft der Nantikoks und Schawanoſen nach Gnadenhütten, um mit den Brüdern einen Bund zu ſchlieſſen. Sie waren mit ihrem Gefolge, in welchem ſich auch Weiber und Kinder befanden, 107 Perſonen. Die Verhandlung dieſer Geſandtſchaft war nach indianiſcher Art ſehr feyerlich. Zwey Deputirte von Wajomick kamen am 14ten July, die Geſandtſchaft, welche des andern Tages ankommen ſollte, anzumelden. Alles regte ſich ſogleich, um dieſer zahlreichen Geſellſchaft Quartier und Eſſen zu beſorgen. Am 15ten ſchickten ſie etwa 2 Meilen von Gnadenhütten einen Boten voraus mit 2 Strings of Wampom, und dieſen Worten: "Wir ſind nun wirklich auf der Reiſe zu euch. Gnadenhütten iſt uns groſs; darum kommen ſowol Alte als

Junge. Wir dachten zuerſt nach Bethlehem zu gehen und alsdann euch zu beſuchen; aber wir ſind zu matt und kraftlos worden auf dem Wege; die Hitze iſt groß geweſen und wir haben nichts zu eſſen gehabt, als wenige Heidelbeeren; darum wollen wir dasmal nur zu euch kommen." Die Brüder ſchickten ihnen 4 große Brodte zur Erquickung entgegen. Darauf zogen ſie einzeln hinter einander in einer Reihe, unter beſtändigem Freudengeſang des Anführers, nach Gnadenhütten, ſtunden bey dem erſten Hauſe ſtill, bis der Bruder Abraham ihnen entgegen kam, dem erſten die Hand gab, und dann vor ihnen her bis in ihr Quartier ging, wo ſie ihr Eſſen ſchon fertig fanden. Nach der Mahlzeit baten ſie um eine Predigt, und es war den Nationalgehülfen das innigſte Vergnügen, ihnen JEſum den gekreuzigten vor die Augen zu mahlen.

Auf die Nachricht von dieſem merkwürdigen Beſuch, kam der Biſchof Spangenberg mit noch einigen Brüdern gleich am 16ten von Bethlehem nach Gnadenhütten, berief die Miſſionarien und die Nationalgehülfen zuſammen, und ließ ſodann die Indianiſchen Chiefs einladen, bewillkommte ſie aufs freundlichſte, und bat ſie, den Abend ſammt allen ihren Leuten mit ihm zu ſpeiſen. Als ſie darauf zu verſtehen gaben, daß ihr junges Volk, nach ihrer Gewohnheit, ſich vielleicht luſtig machen und tanzen möchte; ſo erklärte man ihnen, daß die Brüder in ſolchen Dingen kein Vergnügen fänden; weil ſie an GOtt ihrem Heilande ihre Freude hätten; und Spangenberg fügte hinzu: Brüder! ihr ſeyd wie Väter unter eurem Volk; ſagt alſo euren jungen Leuten: Tanzet hier nicht, die Brüder lieben es nicht! Dieſe Erklärung nahmen ſie ſehr wohl auf und thaten auch, was man verlangt hatte. Das Abendeſſen auf dem Gemeinſaal, welches in Brodt und Thee beſtand, wurde mit dem Geſang eines Verſes angefangen und auch ſo beſchloſſen.

Am 17ten July Vormittags, wurde den Chiefs auf ihre Anfrage zu wiſſen gethan, daß die Brüder Nachmittags ihre Worte hören wollten. Damit nun das ganze Volk, wie ſie es verlangt hatten, zugegen ſeyn konnte, verſammlete man ſich auf einer Anhöhe unter freyem Himmel. Die Mitte des Platzes ward mit einem blauen Tuch bedeckt, und zu beyden Seiten wurden Matten, auf der einen für die Chiefs und auf der andern für die Brüder, zum ſitzen gelegt. Die übrigen Nantikoks und Schawanoſen ſaſſen um ihre Chiefs, und die Indianer von Gnadenhütten um die Brüder herum. Die Weiber und Kinder aber ſchloſſen in eben der Ordnung einen Kreis in einiger Entfernung, wo man jedoch, weil die redenden Perſonen jedesmal aufſtanden, alles hören und verſtehen konnte. An beyden Seiten war ein Feuer angemacht, und ein Körbchen mit Taback ſtand in der Mitte.

Der Sprecher der Geſandtſchaft, ein alter Chief, Namens Joinnopiom, trug ſeine Sache mit großer Gravität, lebhaft und mit ausdruckvollen Geberden, in 5 verſchiedenen Reden vor. Bey jeder Rede hatte er einige Strings oder einen Belt of Wampom in der Hand, und ein jeder Satz ſeiner Rede wurde mit einem beyfälligen Zuruf auf der ein- oder der andern Seite beſchloſſen. Wenn er mit einem Haupttheil ſeines Vortrags fertig war, nahm ein anderer Chief, Namens White, den String oder Belt, und wiederholte die Rede in Engliſcher Sprache. Nach ihm nahm ihn der Nationalgehülfe Nathanael, und ſagte dieſelben Worte ſeinem Volk auf Mahikandiſch. Zuletzt that Spangenberg ein gleiches in Deutſcher Sprache.

In der erſten Rede machte der Sprecher den gewöhnlichen Eingang, daß nemlich die 2 Nationen der Nantikoks und Schawanoſen, die eins ſeyn, ihren Brüdern, den Mahikans aus Gnadenhütten, worunter ſie auch die Weiſ-

ſen von Bethlehem verſtünden, mit dieſem String die Augen und Ohren reinigen, rc. Darauf bezeugte er, es habe ihren Chiefs wohl gefallen, daß die Brüder mit ihren Freunden gerne von dem, der da droben iſt, reden wollten. Ihr junges Volk, ihre Weiber und Kinder wären es auch zufrieden, und den Kindern in Mutterleibe werde es lieb ſeyn, wenn ſie einmal auf die Welt kommen, daß ihre Chiefs dieſes zu ihrem Beſten gethan haben. Mit dieſem Zuſatz beſchloß er jede Rede.

In der zweyten ſagte er, daß ſie und die Mahikans, wegen der Entfernung ihrer Wohnorte, einander wären fremde worden; nun aber, da ſie einander in die Augen geſehen, erkennen ſie die Mahikans für ihren ältern Bruder.

Bey dem dritten Haupttheile ſeines Vortrags hatte er einen Belt in der Hand, in welchem 6 Reihen Wampom auf beſondere Art eingewirkt waren, dem gab er die Bedeutung, daß die Kette ihrer Brüderſchaft nimmer ſolle zerriſſen werden, ſo lange GOtt die Welt ſtehen läßt.

In der vierten Rede ſagte er zum Eingang: "Es iſt Schade, daß wir einander nicht verſtehen." Und doch gut, erwiederte Spangenberg, daß wir einander verſtehen; denn, daß es in etlichen Sprachen wiederholt wird, das dient dazu, daß wir uns alle Worte wohl merken und keines auf die Erde fallen laſſen.

Darauf erklärte der Sprecher, daß ſie ſich nun auf beyden Seiten als Brüder anſehen, daher wollen ſie einander in ihren Lebensbedürfniſſen nach Vermögen zu Hülfe kommen.

Hierauf erfolgte ein allgemeiner fröhlicher Beifall. Nachdem der Sprecher ſich geſetzt und eine dreyfache Schnur von Wampom hervorgeſucht hatte, ſtand er wieder auf, und faßte die erſte Schnur mit den Worten: "Nun habe ich alles geſagt, was ich habe ſagen wollen, und dieß iſt

das Ende der ganzen Rede." darauf ergrif er die 2 andern Schnüre und ſagte: "Mein Bruder Mahikan und mein Bruder von Bethlehem, ihr habt euch zuſammen geſezt, ihr ſeyd auch nur Einer. Von jezt an in 3 Monaten denken wir Bethlehem zu beſuchen; wir wollen aber 5 Tage vor unſerer Ankunft einen Boten ſchicken und euch im Namen der Chiefs unſere Ankunft zu wiſſen thun. Was ihr uns dieſes Frühjahr habt wiſſen laſſen, daß ihr uns Worte ſagen wollt von unſerm GOtt und HErrn, davon haben wir den Sechs Nationen Nachricht gegeben, haben ihnen auch von der Kette der Brüderſchaft, die wir mit einander haben, und unſerer Reiſe hieher Bericht ertheilt. Sie ſind damit wohl zufrieden und es iſt ihnen lieb." Dieſes alles wurde auf beyden Seiten mit einem freudigen Ausruf verſiegelt Hierauf erinnerte noch der Chief White: Daß zwar ihre Weiber und Kinder von Gnadenhütten nach Wajomick zurückgehen, er aber und noch etliche Chiefs doch ſchon dießmal in Bethlehem beſuchen würden.

Zwiſchen 5 und 6 Uhr Abends endigte ſich dieſe Verſammlung, und die Nantikoks und Schawanos nahmen ihre Mahlzeit ein. Nachher predigte ihnen Spangenberg in Engliſcher Sprache und erzählte ihnen die Geſchichte von JEſu Chriſto, dem Gekreuzigten, auf eine einfältige und kraftvolle Weiſe; ſie waren dabey ſehr aufmerkſam, und einer der Chiefs behielt nach der Predigt ſeine Leute da, und ſtellte nach ſeiner Art eine Wiederholung derſelben an. Des folgenden Tages war in Gnadenhütten alles Volk geſchäftig, das nöthige zu beſorgen; die Indianer-Schweſtern kochten für die ganze Verſammlung, damit alle zum Schluß der Bundesunterhandlung mit einander eſſen möchten. Einige ſuchten die Wampom zuſammen, die in Gnadenhütten aufzubringen waren, und machten die erforderlichen Strings und Belte zurechte; verſchiedene Brüder backten Brodt, weil

Tags vorher alles rein aufgegangen war. Unterdeſſen überlegten die Brüder von Bethlehem mit den Nationalgehülfen, was ſie auf den Antrag der Nantikoks und Schawanos antworten wollten, und legten hernach dieſe Antwort der ganzen Gemeine von Gnadenhütten zur Genehmigung vor. Sodann erfolgte der andere Theil der Bundesunterhandlung. Nachdem ſich die ganze Geſellſchaft wie Tages zuvor gelagert hatte, trat der Biſchof Spangenberg auf, und ſagte: "Brüder, ihr Chiefs von den Nantikoks und Schawanos, die ihr alle eins ſeyd! Ihr ſeyd mit eurem Volk einen weiten Weg gekommen; ihr habt unterwegs viel Hitze ausgeſtanden, und habt dabey großen Hunger gelitten; eure Füße ſind ſehr ermüdet und beſtäubet worden, der Schweiß iſt euch vom Leibe gelaufen, und als ihr zu uns gekommen ſeyd, ſo habt ihr mit dieſem String of Wampom — hier wies er ihnen den erſten String, den ſie gegeben hatten — unſre Augen ausgewiſcht, unſre Ohren gereiniget, unſern Schweiß abgetrocknet, unſern Hals glatt und unſer Inwendiges ſauber gemacht, daß alles Böſe heraus käme und das Gute Platz hätte. Und mit eben dieſem String habt ihr uns bezeugt, daß euch unſer Wort lieb ſey, welches wir im Frühjahr mit euch geredet haben. Ihr habt uns auch geſagt, daß eure jungen Leute, eure Weiber und Kinder, ja die Kinder im Mutterleibe ſich freuen würden, Worte von JEſu Chriſto zu hören. Auch habt ihr mit dieſem String geſagt, daß ihr und die Schawanos eins wäret, gleichwie wir weißen Brüder von Bethlehem und die braunen Brüder von Gnadenhütten. Brüder! nehmt dieſen String of Wampom" — hier hielt Spangenberg einen doppelten String in die Höhe — und fuhr fort: "Wir danken euch, daß ihr zu uns gekommen ſeyd; erquickt euch nun wieder; trocknet euren Schweiß ab; wiſchet den Staub von euren Füßen; eſſet euch wieder ſatt; ruhet euch aus; kühlt euch

ab

ab und ſeyd vergnügt bey uns! GOtt laſſe das Wort geſegnet ſeyn, welches wir euch und euren Kindern predigen werden." Der Chief White nahm hierauf gedachten String aus Spangenbergs Hand, und wiederholte dieſe, ſo wie alle folgende Reden in der Nantikoks Sprache, und die Indianer gaben bey jeder Periode ihren Beyfall mit lauter Stimme zu erkennen. Dann trat Spangenberg wieder auf mit dem erſten Belt of Wampom in der Hand, welchen die Nantikoks und Schawanos gegeben; und wiederholte die ganze Rede, welche Tags vorher dabey gehalten worden, und die Nantikoks und Schawanos bezeugten bey einem jeden Satze, mit einem ſehr lauten Tone, daß dieß ihre Worte wären: darauf hing Spangenberg beſagten Belt über ſeinen Arm, nahm einen andern in ſeine Hand, und ſagte: "Brüder! ihr Chiefs von den Nantikoks und Schawanos, die ihr alle eins ſeyd, es iſt uns eine große Freude, daß ihr eure und wir unſere Brüder wieder gefunden haben. Es ſoll dabey bleiben, wie ihr geſagt habt. Wir wollen nicht zwey, ſondern eins ſeyn. Wie ihr geſagt habt, ſo iſts; wir Brüder von Bethlehem und die Brüder von Gnadenhütten ſind eins. Das ſoll währen, ſo lange GOtt die Welt dauren läßt." Nachdem der Chief White alles in der Nantikoks Sprache wiederholt hatte, ſtand Spangenberg zum drittenmal auf, mit dem zweyten Belt in der Hand, den die Indianer gegeben hatten, that damit wie mit dem erſten; dann nahm er den Belt in die Hand, welcher zur Antwort dienen ſollte, und ſagte: "Brüder! ihr Chiefs der Nantikoks und Schawanos, die ihr eins ſeyd; wir, die vereinigten Brüder von Bethlehem und Gnadenhütten, wollen die Kette unverbrüchlich halten, kein Glied ſoll davon zerbrechen und kein Roſt ſoll ſie freſſen, dazu wird uns GOtt, von dem alles Gute kommt, Seine Gnade geben. Das ſoll bey uns und unſern Kindern ſo

fortgehen, ſo lange die Welt ſteht.” Nach der Wiederholung dieſer Rede ſtand er zum viertenmal auf, machte es mit den Strings of Wampom wie vorhin, und ſagte: “Brůder! ihr Chiefs von den Nantikoks und Schawanos, was ihr geſagt habt, iſt ganz nach unſerm Herzen. Es iſt uns eine Freude, wenn wir unſern Mitmenſchen dienen können. Wenn auch unſere Feinde unſerer Hůlfe bedůrfen, verſagen wir ſie ihnen nicht. Wenn wir alſo unſern lieben Brůdern, den Nantikoks und Schawanos dienen können, werden wir es gerne thun. Unſere Kinder ſind darin unſers Sinnes.” Als der Chief White mit der Wiederholung fertig war, ſtand Bruder Spangenberg zum fůnftenmale auf und ſagte, mit den gewöhnlichen Ceremonien: “Brůder! ihr Chiefs von den Nantikoks und Schawanos, wir ſagen euch Dank, daß ihr uns ſo viel habt ſagen wollen. Wir haben eure Worte alle aufgefaßt und keines auf die Erde fallen laſſen. Daß ihr uns von heute an in 3 Monaten in Bethlehem beſuchen wollt, iſt ſehr gut. Wenn Brůder einander oft beſuchen, ſo wird dadurch manchem Verdacht vorgebeugt, und es dient auch zur Erneuerung der Liebe unter einander. Daß ihr den Sechs Nationen habt wiſſen laſſen, was wir euch im Frůhjahr geſagt, nemlich, daß wir gern unſern GOtt und HErrn unter euch bekannt machen möchten, das iſt uns lieb. Es iſt gut, daß alles am Tage geſchiehet. Die Sechs Nationen ſind ſchon ſeit 10 Jahren unſere Brůder. Wir haben ſie auch ein paarmal in Onondago beſucht, und es ſind 2 von uns gegenwärtig, die droben geweſen ſind.” Zuletzt gab ihnen Spangenberg im Namen der Brůder ein zubereitetes Hirſchfell, damit ſollten ſie ihrer Kinder Schuhe, die vielleicht auf dem Wege zerriſſen wären, flicken; ſagte ihnen auch, daß 60 Bůſchel Mehl und 80 Pfund Taback zum Geſchenk fůr ſie da wären, welches ſie mit großen Freudenbezeugungen annahmen.

nahmen. Darauf wurde ihnen auf demſelben Platze das Eſſen zu den Füßen hingeſetzt. Sogleich ordneten die Chiefs einige Diener von ihren Leuten zur Vertheilung, und es ging dabey überaus ordentlich und ſtille zu. Nach dem Eſſen ſagte der alte Sprecher: Wir ſind recht zufrieden und dankbar, und werden dieſe Nacht wohl ruhen. Noch ehe ſie aus einander gingen, ſtand der Sprecher auf und hielt eine lange Rede an ſein Volk des Inhalts: Daß ſie alle Brüder von Bethlehem und Gnadenhütten als ihre Brüder anzuſehen und ihnen zu helfen hätten, wo ſie nur könnten. Der Schawano-Chief that ein gleiches bey ſeinem Volk, und ſo ging alles ſehr vergnügt wieder zu ſeinen Hütten.

Am 19ten July reiſete Spangenberg mit ſeiner Geſellſchaft wieder nach Bethlehem, und die Nantikoks und Schawanos entſchloſſen ſich faſt alle, ihre Chiefs dahin zu begleiten. Am 20ſten gingen ihnen einige Deputirte von Bethlehem entgegen und brachten ihnen etwas zur Erfriſchung. Sie aber ſchickten einen Botſchafter mit einem String of Wampom voraus, mit den Worten: "Bruder! ich komme dich zu beſuchen. Geſchäfte habe ich nicht; aber ich freue mich, dich in deinem Hauſe zu ſehen." Bald darauf kamen ſie gezogen, in einer recht artigen Ordnung. Die Mannsleute hatten ihr Gewehr verkehrt auf der Schulter, und ein alter Chief ging mit der Friedenspfeife voran, und ſang den Weg daher: Ich freue mich, daß ich die Brüder beſuchen darf. Gleich vor Bethlehem gab der Biſchof Spangenberg dem Chief die Hand, drehete ſich darauf um, und zog mit der ganzen Geſellſchaft durch Bethlehem, wo ſie unter Trompetenſchall von den Einwohnern bewillkommt, und in Hütten, welche man in der Geſchwindigkeit für ſie gebaut hatte, beherberget wurden. Hier blieben ſie nun etliche Tage und machten mit den Brüdern noch einen beſondern Freundſchaftsbund, mit eben ſolchen Feyerlichkeiten

und

und eben der Ordnung, wie in Gnadenhütten, nur daß hier die Verhandlung auf einem Saale geſchahe. Die Brüder ließen übrigens ihre vornehmſte Sorge ſeyn, dieſe arme Heiden mit ihrem guten Schöpfer und HErrn bekannt zu machen, der ſie mit Seinem eigenen Blute erkauft und erlöſet hat.

Spangenberg hielt ihnen abermals eine nachdrückliche Predigt; ſie wohnten zwey Taufhandlungen mit großer Bewegung bey, und ſahen die Einwohner von Bethlehem in ihrem ordentlichen und dabey vergnügten Gange, welches einen beſondern Eindruck auf ſie zu machen ſchien. Gelegentlich äußerte ſich einer ihrer älteſten Chiefs über ſeinen und ſeiner Leute Zuſtand, und ſagte: "Brüder! wir ſind über und über voll Sünde; habt Geduld mit uns! Ehe ein paar Jahr hingehen, wird es anders unter uns werden. Wir ſind wie ein Füllen, das noch nicht gezogen hat, und man wills einſpannen. Aber eure Worte gefallen uns wohl. Wir fühlen etwas im Herzen; obwol wir es nicht alle ſogleich verſtehen, ſo faſſen wir es endlich doch; nur geht es langſam mit uns."

Nachdem man ihnen nun noch von dem, mit den Iroſeſen gemachten, und durch den ſeligen Cammerhof erneuerten Bunde, Nachricht gegeben, und die darüber erhaltene Belte of Wampom vorgezeigt hatte, ſo gab man ihnen ſchlüßlich zu überlegen, wie es am beſten anzugreifen wäre, mit ihnen noch näher bekannt zu werden und ihnen das Evangelium zu verkündigen. Dieſen Auftrag nahmen ſie mit, und verſprachen in 3 Monaten die Antwort zu bringen. Darauf gab man ihnen noch von Seiten der Brüder etwas Taback, von Seiten der Schweſtern Zwirn, Bänder, Näh- und Stecknadeln, Scheeren, Fingerhüte, und dergleichen; von Seiten der Kinder aber kleine Brodte. Endlich wurde die ganze Verhandlung damit beſchloſſen, daß der Sprecher

ihre groſse Zufriedenheit und Dankbarkeit bezeigte, und die übrigen ſolches mit einem lauten Freudengeſchrey beſtätigten, worauf ſie am 25ſten July frölich ihre Straſse zogen.

Von dieſer Geſandtſchaft und deren Abſicht gab man der Landesregierung in Philadelphia unverzüglich Nachricht, welches um ſo nöthiger war, da ſchon im Jahre 1750 bald nach des ſeligen Cammerhofs Rückkunft von Onondago die Widerſacher der Brüder nicht geſäumt hatten, ſogar in öffentlichen Zeitungen über dieſe Reiſe zu den Irokeſen bittere Anmerkungen zu machen, und das Gouvernement zu allarmiren. Die vornehmſten Beſchuldigungen waren: Erſtlich; daſs Cammerhof die Indianer auf die Franzöſiſche Seite und alſo von der Engliſchen abziehen wollen. Zweytens; daſs er ihnen gerathen habe, kein Land mehr an die Engländer zu verkaufen; und Drittens: daſs er den Dollmetſcher der Regierung, Herrn Conrad Weiſser, bey ihnen in Miſscredit zu bringen geſucht. Ob nun gleich der Gouverneur von Penſylvanien, Herr Hamilton, ſchon damals durch den Bruder Cammerhof ſelbſt von dem völligen Ungrunde dieſer und anderer dergleichen Beſchuldigungen zu ſeiner gröſseſten Zufriedenheit überzeugt worden war, ſo ſchwiegen die öffentlichen Verläumder doch noch nicht, daher Spangenberg, als er im Sommer dieſes Jahres dem Herrn Gouverneur in Philadelphia aufwartete, ſich genöthigt ſahe, dieſer Sache abermals umſtändlich zu gedenken, und das Engliſche Gouvernement noch mehr zu beruhigen und aufs deutlichſte zu zeigen, daſs die Brüder nicht nur aus Pflicht und um des HErrn willen, ſondern auch um ihrer ſelbſt willen, demſelben mit kindlicher Liebe und Treue ergeben wären, und offenbar gegen ihre eigene Wohlfahrt und Sicherheit handeln würden, wenn ſie das Gegentheil ſich erlauben wollten; welches denn auch die gewünſchte Wirkung that.

An den großen Rath der Mahikander zu Weſtenhuck ſchickte man 2 Deputirte von Gnadenhütten, um demſelben ebenfalls von dem Beſuche der Nantikoks und Schawanoſen Kenntniß zu geben, worüber derſelbe ſeine Freude bezeigte, und zum Beweis ihrer Zufriedenheit ernannten ſie den Nationalgehülfen Abraham in Gnadenhütten zum Capitain, welches den Brüdern aber nicht angenehm war, weil ſie fürchteten, daß dieſer liebe Mann dadurch an ſeiner Seele Schaden leiden würde, wie auch geſchahe.

Der Abrede gemäß, welche der ſelige Bruder Cammerhof mit den Oberhäuptern der Irokeſen in Onondago genommen hatte, reiſeten die Brüder David Zeisberger und Gottfried Rundt zu Ende July dieſes Jahres in Begleitung des Bruders Martin Mack dahin ab, um eine Zeitlang daſelbſt zu wohnen. Ehe ſie aber noch hinkamen, begegnete ihnen eine Geſellſchaft von etwa 20 Chiefs der Oneider, welche bekanntlich mit zu den Irokeſen gehören, die ſich ihrer fernern Reiſe heftig widerſetzte, auch in Abſicht auf den mit den Brüdern in Onondago gemachten Bund ſich ganz unwiſſend ſtellte, und mehrmalen die Worte wiederholte: "Ihr ſeyd böſe Leute; wir ſind von weißen Leuten vor euch gewarnt worden, darum unterſteht euch nicht, einen Schritt weiter zu reiſen, ſonſt wird es euch übel gehen. Was braucht ihr die Sprache zu lernen? Dazu ſind andere Leute beſtellt." Die Brüder ließen ſich dadurch nicht abſchrecken, ſondern im Vertrauen auf die Hülfe des HErrn, baten ſie ſich von den Chiefs auf den andern Tag eine feyerliche Rathsverſammlung aus. In dieſer hielt der Miſſionarius David Zeisberger eine ſo kräftige Rede an ſie, daß ſie ganz anders Sinnes wurden, und den Brüdern, nachdem ſie die Strings of Wampom, welche ſie an den großen Rath in Onondago mit hatten, beſehen und deren Deutung vernommen hatten, gerne erlaubten, weiter zu reiſen, mit

dem

dem Ausdruck: "Wir ſehen, daß eure Sache nichts böſes iſt, ſondern daß eure Worte gut ſind." Denſelben Abend kamen die Brůder glůcklich in Onondago an, und wurden ſogleich in die Hůtte eines Chiefs einquartiert.

Bald darauf trugen ſie ihre Sache dem großen Rath vor, meldeten Cammerhofs Tod, erneuerten von ihrer Seite den vor 2 Jahren beſtätigten Bund und baten, daß der damals genommenen Abrede gemäß den Brůdern David Zeisberger und Gottfried Rundt nun erlaubt ſeyn möchte, unter ihnen zu wohnen und ihre Sprache zu lernen. Noch denſelben Tag ertheilte der große Rath den Brůdern die Antwort, daß ſie volle Freyheit hätten, unter ihnen zu wohnen und ihre Sprache zu lernen. Dabey bezeigten ſie ihr Leidweſen über den Verluſt eines ſolchen Mannes, wie Cammerhof, der die Indianer ſo lieb gehabt, und ſich als ein rechtſchaffener Mann bewieſen habe, in welchem kein Falſch geweſen ſey. Zum Schluß erneuerten ſie auch von ihrer Seite den Bund mit den Brůdern, und um anzuzeigen, wie feſt derſelbe ſey, druckte der Sprecher ſeine beyden Hände ſehr feſt an einander, und ſagte: "So ſind alle Chiefs geſinnt;" welches die übrigen kräftig bejaheten. Hier war alſo kein Widerſtand, vielmehr ſtritten ſich etliche der Sechs Nationen um die Ehre, die Brůder Zeisberger und Rundt zuerſt unter ſich zu haben. Dieſe ſuchten ſich denn, nachdem Martin Mack nach Bethlehem zurückgekehrt war, in Onondago etwas einzurichten, und genoſſen dabey von dem großen Rathe und den übrigen Einwohnern ſo viele Liebe, Hůlfe und Wohlthaten, daß ſie ganz erſtaunt darüber waren, und oftmals zu einander ſagten: Das thut der HErr, unſer treuer GOtt. Sie wohnten in dem Hauſe des Chiefs, und auf ausdrückliches Gutfinden des großen Raths, ſollten alle Rathsverſammlungen in dieſem Hauſe gehalten werden, damit die Brůder recht ſehen könnten, wie eine Sache nach ihrer Methode

thode behandelt würde. Auch ſollten den Brüdern alle übrigen Häuſer offen ſtehen, damit ſie Gelegenheit genug hätten, mit den Leuten zu reden und die Sprache zu lernen.

Sie lebten hier alſo in Liebe und Friede, beſuchten in den Häuſern und machten ſich die freundſchaftlichen Unterredungen mit den Indianern zu Nutze, das Wort des Lebens ihnen zu verkündigen. Uebrigens ſuchten ſie theils mit Aderlaſſen, theils mit anderer Hände Arbeit ihr Brodt zu verdienen. Fiel ihnen das Saufen der Indianer, welches dann und wann ſtark getrieben wurde, allzuläſtig, ſo gingen ſie in den Buſch, und hielten ſich da auf, bis der Lerm vorüber war.

Von Onondago aus beſuchten ſie im Lande der Tuskarores und der Cajuger; im letzteru aber fanden ſie von Seiten der weißen Leute großen Widerſtand, wurden von einem Rumhändler ſo gemißhandelt, daß die Indianer mit Gewalt ſeiner Wuth Einhalt thun mußten. Als die Brüder nach Onondago zurück kamen, fanden ſie, daß die Mannsleute ſich anſchickten, auf die Winterjagd zu gehn und faſt lauter Weibsleute zu Hauſe bleiben würden; ſie entſchloſſen ſich alſo ihren Aufenthalt an dieſem Orte für die Zeit zu beſchließen und wieder nach Bethlehem zu reiſen, woſelbſt ſie am 15ten December eintrafen.

In Meniolagomekah wohnte dieſes Jahr der Miſſionarius Grube mit ſeiner Frau in einer kleinen elenden Hütte, und hatten nebſt andern Beſchwerlichkeiten, von der damaligen Hungersnoth an ihrem Orte das ihrige mit zu erfahren, waren aber dabey innig vergnügt, weil das Wort GOttes in die Herzen Eingang fand.

In Pachgatgoch wurde der Gang immer lieblicher. Spangenberg beſuchte daſelbſt, predigte mit Beweiſung des Geiſtes und der Kraft, und ein Nationalgehülfe von Gnadenhütten überſetzte ſeine Rede mit großem Nachdruck.

Nach

Nach und nach kamen bey der Verkündigung des Evangelii der Zuhörer ſo viele, daß man ſich entſchließen mußte, ein neues Haus dazu zu bauen, welches zugleich das Schulhaus ſeyn ſollte. Sämmtliche Einwohner beförderten dieſen Bau aus allen Kräften, und arbeiteten mit Freuden, ſo daß die Miſſionarien mit gerührten Herzen die Gnade GOttes erkannten, wodurch dieſe ſonſt zur Faulheit ſo ſehr geneigte Menſchen dermaßen geändert worden, daß ſie auch das ſchwerſte mit Vergnügen auf ſich nahmen, wenn ſie nur wußten, daß es zum Dienſt JEſu gehörte. Mit Thränen dankte man GOtt bey der Einweihung dieſes Hauſes vornemlich auch dafür, daß nicht das mindeſte Mißvergnügen bey dem Bau deſſelben vorgekommen war. Was indeſſen an den Herzen der Indianer durch GOttes Geiſt geſchahe, davon hörte man manchmal liebliche Aeußerungen. So ſagten einmal verſchiedene zu einander: "Sonſt kamen wir zuſammen zum Saufen, Tanzen, Schlagen und andern Liederlichkeiten; nun freuen wir uns, daß uns der Heiland davon befreyet, und danken Ihm dafür, daß Er uns zu Sich gezogen hat." Joſua, Samuel und Martin, die zum überſetzen gebraucht wurden, beſchloſſen unter einander, daß wenn einer von ihnen ſich nicht recht warm in der Liebe zum Heilande fühlte, er es ſagen wolle, damit indeſſen ein anderer zum überſetzen genommen würde. Petrus ſagte: Wenn ich mich mit Gedanken, die ich ſonſt gehabt, wieder einlaſſe und mich dann zum Heilande wenden will, ſo iſts, als ob ein ſehr hoher Berg vor mir wäre, auf den ich kaum hinauf kommen kann.

Auch in Gnadenhütten machten die Aeußerungen der Brüder und Schweſtern und ſelbſt der Kinder den Miſſionarien viele Freude.

Laut der im vorigen Jahre genommenen Abrede kam im März 1753 abermals eine Geſandtſchaft der Nantikoks und

Schawanoſen über Gnadenhütten nach Bethlehem, beſtand aber dismal mit dem Gefolge nur aus 22 Perſonen. Bey letzterem hatte David Zeisberger die Freude, auch 3 Irokeſen zu finden, und darunter eine Frau, in deren Hütte er logirt hatte, welche ſich nicht weniger über ihn freute, zumal da er in ihrer Sprache mit ihr reden konnte. Bald darauf trafen auch von Gnadenhütten und Meniolagomekah viele Indianer-Brüder und Schweſtern in Bethlehem ein, um den Verhandlungen dieſer Geſandtſchaft mit beyzuwohnen. Die Abſicht derſelben war, den Brüdern, die ihnen während der Hungersnoth im vorigen Herbſte liebreich beygeſtanden, den Dank ihrer Nationen dafür abzuſtatten, indem ſie, wie ſie ſich ausdrückten, unfehlbar hätten verhungern müſſen, wenn die Brüder in Bethlehem ihnen nicht geholfen hätten. Zugleich meldeten ſie, daß ſie nach allen Ueberlegungen noch keinen Rath wüßten, wie ſie die Sprache der Brüder und dieſe die ihrige lernen könnten; auch zeigten ſie an, daß die Nantikoks auf Verlangen der Irokeſen Wajomik verlaſſen, und höher hinauf ziehen, aber gleichwol nicht unterlaſſen würden, die Freundſchaft mit den Brüdern zu unterhalten, und ſie zu beſuchen. Zugleich thaten ſie im Namen der Irokeſen den Vorſchlag, daß die Indianer von Gnadenhütten nunmehr nach Wajomik ziehen und daſelbſt wohnen möchten; doch ſollte es nicht mit Zwang geſchehen, ſondern nach ihrem freyen Willen; das Land aber würde dadurch nicht ihr Eigenthum, ſondern gehöre allemal den Irokeſen; wobey ſie noch inſtändigſt baten, daß man keine böſe Abſicht dabey vermuthen, ſondern vielmehr das Gegentheil glauben möchte. Die Brüder in Bethlehem ſollten die gläubigen Indianer von Gnadenhütten an der einen Hand, ſie hingegen wollten ſie an der andern feſt halten, und ſo ſollten ſie zwiſchen beyden in guter Sicherheit ſeyn. Bey dieſem letzten Vortrage verließ den Sprecher

ſeine

ſeine gewöhnliche Freymüthigkeit; er zitterte und bebte, weil er gewiß glaubte, daß dieſer Vorſchlag weder den Brüdern in Bethlehem noch denen in Gnadenhütten wohlgefällig ſeyn würde. Deſto größer war ſein und der übrigen Chiefs Vergnügen, als die Brüder in ihrer Antwort zu erkennen gaben, daß ſie zwar dagegen nichts einwenden wollten, aber auch mit Nachdruck darauf beſtänden, daß auf keiner Seite einiger Zwang dabey ſtatt haben dürfte. Gleichwol kam es einigen Brüdern etwas verdächtig vor, daß die Irokeſen unſre Indianer ohne die mindeſte ihnen gegebene Veranlaſſung zu einer ſolchen Veränderung einluden, und zwar nicht unmittelbar, ſondern durch die Nantikoks und Schawanoſen; ſie vermutheten, daß etwas bedenkliches dahinter ſtecke, und hatten nicht unrecht, ließen aber damals nichts davon merken. Die Gemeine in Gnadenhütten nahm indeſſen durch ihre Deputirten die Einladung an, und bedung ſich nur die Freyheit aus, ihre Lehrer, die Miſſionarien, mit ſich nehmen und bey ſich behalten zu dürfen. Schlüßlich wurde auf beyden Seiten ausgemacht, daß man böſe Reden und fliegende Hiſtorien von einander nicht glauben, ſondern, wenn die Sache von Wichtigkeit wäre, ſich bey einander darnach erkundigen, und nur das, was man auf dieſe Weiſe erführe, für wahr halten wollte. Bey dieſen Verhandlungen ging es eben ſo feyerlich zu, und man beobachtete auf beyden Seiten eben die Formalitäten, wie bey der vorjährigen Geſandtſchaft.

Bey den vielen Verſammlungen, die um dieſer Heiden willen faſt alle in Engliſcher Sprache gehalten wurden, und denen ſie mit großer Aufmerkſamkeit beywohnten, ſtiegen gar viele Seufzer zu GOtt unſerm Heilande auf, daß Er Sein Wort bey ihnen eine bleibende Frucht wolle bringen laſſen. Auch merkte man an ihnen, daß ſie das Wort von JEſu Marter und Tod nicht vergeblich hörten. Bey Be-

trachtung eines Bildes, welches unſern Erlöſer am Kreuz vorſtellte, waren ſie ſehr erſtaunt, und der eine ſagte zum andern: "Sieh nur, wie viele Wunden Er hat, und wie viel Blut herausfließet! Ich habe auch von den Brüdern gehört, daß Er ſehr betrübt geweſen und heftig gebetet, hernach aber ſo ſehr geſchwitzt hat, daß Ihm der Schweiß wie Blut vom Leibe gefloſſen iſt," u. ſ. w. Bey dieſer Erzählung ſtand der andere voll Verwunderung, und man konnte es ihm anſehen, daß er darüber in ein tiefes Nachdenken gerieth. Sehr vergnügt über ihren achttägigen Aufenthalt in Bethlehem reiſeten ſie zu Ende März wieder nach Wajomik zurück.

Inzwiſchen zeigte ſichs nachher, daß Beſuche dieſer Art der Indianer-Gemeine in Gnadenhütten mehr ſchädlich als nützlich waren. Nicht nur bekam das ganze Volk einen unzeitigen Gefallen an Bündniſſen mit andern Indianiſchen Nationen, ſondern es wurden auch dadurch manche Brüder, die in JEſum Chriſtum noch nicht recht gewurzelt und gegründet waren, wieder an ihre vorigen heidniſchen Gewohnheiten erinnert. Einige geriethen darüber in ſolche Verwirrung, daß ſie ſogar die Gemeine verließen und ſich ſelbſt in Jammer und Noth ſtürzten; andere, mit denen es nicht ſo weit ging, verloren doch ihr vergnügtes Weſen, wurden melancholiſch und ſchüchtern, und verdarben ſich Monate, wol gar Jahre, ehe ſie ſich wieder ganz raffen konnten. Bey dem empfindlichſten Schmerz der Miſſionarien über ſolche Vorgänge, diente ihnen das einigermaßen zum Troſt, daß diejenigen, die ſich von der Gemeine entfernten, doch nicht leicht widrig und feindſelig wurden, ſondern Achtung vor dem Worte GOttes, deſſen Kraft ſie gefühlt hatten, wie auch Liebe zu den Brüdern behielten. Man ſahe es, nach dem Ausdruck der Miſſionarien, recht augenſcheinlich, daß unſer Heiland ſich der Herzen aller Getauften wirklich

bemeiſtert hatte, und ſie, wenn ſie irre gingen, doch nicht los ließ, ſondern ein ſehr langes Seil der Geduld und Liebe für ſie hatte, wie ſich denn auch die mehreſten, entweder bald oder doch vor ihrem Ende durch den Geiſt GOttes wieder zurecht bringen ließen, und als begnadigte Seelen aus der Zeit gingen. Man durfte ſich alſo über den Gang der getauften Indianer nie zu ſehr freuen, aber auch nie zu ſehr betrüben.

Indeſſen muß man doch zum Lobe GOttes bezeugen, daß die mehreſten treu blieben, den Verſuchungen zum Böſen widerſtanden, und Chriſto im Glauben bis ans Ende anhingen. Unter dieſen bewieß ſich nicht nur die Liebe JEſu ſehr kräftig in ihren Verſammlungen, vornemlich bey Begehung der Feſttage, ſondern die Miſſionarien wurden auch gar oftmals bey den Beſuchen, die ſie in ihren Häuſern abſtatteten, durch ihre lieblichen Erklärungen über das Wohlſeyn ihres Herzens innig erfreut. So drückte ſich z. E. der Bruder Michael über ſein Wohnen in Gnadenhütten gegen ſeinen Lehrer mit dieſen Worten aus: "Ich bin in Schekomeko geweſen; da iſt mir der Heiland nachgegangen; von da ging ich nach Gnadenhütten, und der Heiland mit mir. Hier habe ich ſüße Worte vom Heilande gehört, die meinem Herzen ſo ſchön ſchmecken, und es ſelig machen. Die Worte höre ich noch täglich, und mein Herz erquickt ſich daran. Eher ſoll mein Leib in die Erde kommen, als daß mich jemand ſollte überreden können, Gnadenhütten zu verlaſſen." Eine Schweſter bezeugte einmal bey einem ſolchen Beſuch, daß ſie die Zeit her im Buſch und zu Hauſe mit dem Heilande Umgang gehabt; es ſey ihr ſehr wohl dabey geweſen, und ihr Herz ſey dadurch zärtlicher gegen Ihn und Seine Wunden geworden; ſie wolle den Umgang mit Ihm nie unterlaſſen. Eben ſo erfreulich äußerte ſich ein kleines Mädchen gegen den Miſſionarium, der es beſuchte: "Ich habe den

Heiland lieb; Er iſt in meinem Herzen; ich liebe Ihn, weil Er ſich ſo viel Wunden am Haupt, in Händen und Füßen und in der Seite für mich hat ſchlagen laſſen." Den Bruder Benjamin fand ein Miſſionarius über dem Geſchäfte, den Heiland am Kreuz auf einer Tafel abzumahlen, und unter das Bild hatte Er den Vers geſchrieben: Meine Wunden JEſu, meine ja meine! "Mein Herz iſt arm, ſagte ein anderer Bruder, es iſt aber ſo des Heilandes, und was ich habe, das habe ich von Ihm, ſonſt habe ich nichts; ich gehe mit dem Heiland immer um; mir iſt wohl bey Seinen Wunden; ich bin hungrig und durſtig und habe mich ſchon lange auf den großen Tag des Abendmahls gefreut. Sonſt bin ich ſelig; ich will gern des Heilands Eigenthum bleiben, und ich denke: Er wird mich auch ſo erhalten."

Aus dem getroſten Muthe, mit welchem die Sterbenden dem Tode entgegen gingen, ſahe man, daß ſie im Glauben des Sohnes GOttes gelebt hatten, und von einer lebendigen Hoffnung des ewigen Lebens beſeelt wurden. Darunter war in dieſem Jahre das Ende des Bruders Gottlieb, des Erſtlings aus der Nation der Delawaren, beſonders erfreulich. Kurz vor demſelben ſagte er zu dem Bruder Mack: "Ich werde nun bald zu meinem lieben Heilande gehen; darauf freue ich mich und das von Herzen, weil ich weiß und fühle, ich gehe als ein armer, durch Sein Blut verſöhnter Sünder heim." Unter dieſen Worten war ſein Herz ſo weich und ſeine Augen ſo voll Thränen, daß er zu reden aufhören mußte. Bald darauf entſchlief er unter der Einſegnung des gedachten Bruders ſehr ſanft und ſelig.

Auch bey Ungetauften zeigte ſich am Ende manchmal mehr Glaube an JEſum als man vermuthet hatte. Eine Mutter unter andern, die über den Zuſtand ihres ungetauften Sohnes, der an der Susquehannah, wo kein Miſſionarius zu erreichen war, todtkrank lag, bitterlich weinte und

klagte, wurde von ihm ſelbſt, da ſie ihn beſuchte, getröſtet: "Liebe Mutter, ſagte er, ich bin zwar ſehr krank und werde wol ſterben; aber weine doch nicht ſo ſehr; ich werde nicht verloren gehn; mir iſts gewiß im Herzen, daß ich zum Heiland, zu dem GOtt der Brüder komme, der die Wunden in Händen und Füßen hat." Worauf er mit Freudigkeit verſchied.

Am 22ſten April dieſes Jahrs reiſete der Bruder David Zeisberger abermals nach Onondago, nahm dießmal den Bruder Heinrich Frey zur Geſellſchaft mit, und beyde Brüder genoſſen daſelbſt aufs neue durchgängige Liebe und Freundſchaft, auch die herzlichſte Gaſtfreyheit, ſo lange die armen Indianer ſelbſt was hatten. Nichts beunruhigte ſie hier als der Krieg zwiſchen den Engländern und Franzoſen, wobey der große Rath ihnen zu erkennen gab, daß wenn derſelbe noch näher käme, es für ſie nicht gut ſeyn würde, in Onondago zu bleiben, man würde ſie aber in Zeiten warnen. Uebrigens beſuchten die Brüder von hier aus auch andere Gegenden, wobey ſie ſehr ſchwach und krank wurden, und von der damals herrſchenden Hungersnoth viel zu leiden hatten. Nachdem nun Zeisberger auch dießmal neben der Erlernung der Sprache alle Gelegenheiten ſich zu Nutze gemacht hatte, JEſum und Sein Heil hier bekannt zu machen, ſo reiſete er nach einem halbjährigen Aufenthalt auf Anrathen des großen Raths, um der Kriegsunruhen willen, mit ſeinem Geſellſchafter wieder nach Bethlehem.

Von Wechquatnach, woſelbſt wieder ein Häuflein gläubiger Indianer geſammlet war, wurden dieſelben nunmehr durch ihre Nachbarn verdrängt, und einige Getaufte zogen nach Wajomik, 34 aber nach Gnadenhütten, nachdem letztere vorher um Erlaubniß dazu gebeten, und nach vorgängiger Prüfung ihres wahren Sinnes dieſelbe erhalten hatten.

Mit Meniolagomekah trieb es der unfreundliche Beſitzer dieſes Jahr noch nicht ſo weit, wie es mit Wechquatnach gekommen war, und alles Widerſtandes ungeachtet ging der Segen des Evangelii daſelbſt immer weiter. Von Gnadenhütten begab ſich für gewöhnlich alle Sonntage ein Nationalgehülfe dahin, um als Dollmetſcher bey der Predigt zu dienen, die der Bruder Büninger damals nebſt der Schule zu beſorgen hatte. Bey letzterer machte ihm ein Bruder, Namens Nathanael, welchen er im Schreiben unterrichtete, einmal eine eigene Freude mit einem Briefe, den er in Einfalt des Herzens an unſern Heiland geſchrieben hatte, und der ſo lautete: "Mein lieber Heiland! mein Name heißet Nathanael; ich will Dir mein Herz ſagen; ich ſchreibe es hier in meinem Briefe: ich bin ſehr arm; ich habe Dir noch nicht mein ganzes Herz gegeben, und Du biſt doch für mich geſtorben. JEſu Chriſte! ich wünſchte, es wäre ſo, daß Du Dich über mich freuen könnteſt. Lieber Heiland! ich will ſo leben, wie es Dir gefällt." Unter denen, die zum Beſuch dahin kamen, ließ ſich ein alter zwey und ſiebenzigjähriger Mann in eine beſondere Unterredung mit dem Bruder Büninger ein, wobey er äußerte, daß er die meiſte Zeit unter den weißen Leuten in der Jerſey zugebracht, auch mit vielen von der Religion geſprochen habe. Es wären aber Presbyterianer, Quäcker, von der Engliſchen Kirche, Täufer und Brüder; er möchte doch wiſſen, welche von allen die beſte Religion ſey. Der Miſſionarius aber antwortete ihm, daß das ſeine Sache nicht ſey, darüber zu urtheilen; worauf es aber bey einem jeden Menſchen ankäme, das ſey das, JEſum Chriſtum, den Schöpfer aller Dinge, der um unſertwillen ein Menſch worden, für uns geſtorben und wieder auferſtanden, zu kennen, an Ihn zu gläuben und Ihn zu lieben. Wer das in ſeinem Herzen habe und fühle, der werde ſelig und habe hier ſchon das ewige Leben.

In

In Schomokin beſuchten die Brüder Martin Mack und Grube, auch von da aus an vielen Orten an der Susquehannah, und bemühten ſich, theils Verirrte wieder aufzuſuchen, theils wilde Indianer aus ihrem Sündenſchlafe zu erwecken. In eben dieſer Abſicht beſuchte der Bruder Grube ein andermal alleine von Schomokin aus in verſchiedenen Gegenden, und erfuhr dabey manche Bewahrung GOttes. An einem Orte kamen ſogar einige böſe Schawanoſen und Delawaren, ihm unwiſſend, zu ſeinem Hauswirth, und forderten ihn von ſeiner Hand, denn er ſey ein böſer Menſch, ein Verführer der Indianer, und ſie wollten ihn umbringen. Der Wirth aber verſetzte hierauf: Ihr irret euch an dem Menſchen; ich habe nichts Böſes von ihm geſehen; er iſt in meinem Hauſe, da will ich ihn ſchützen, und es ſoll ihm kein Menſch was zu Leide thun. Des andern Tages in aller Frühe führte er den Bruder Grube ein gut Stück Weges zu Waſſer nach Schomokin zu, ſagte ihm aber nichts von der Gefahr, in welcher er geweſen war. Dieſer Mann bekehrte ſich nachher zum HErrn, da man denn dieſe Geſchichte erſt von ihm erfuhr.

In den Jerſeys beſuchte der Bruder Chriſtian Frölich die zerſtreueten Neger an verſchiedenen Orten, wurde überall mit Freuden aufgenommen, predigte gegen 100 derſelben den gekreuzigten Heiland mit Eindruck auf ihre Herzen, und beſuchte ſie auch bey ihrer Arbeit. Auf dieſer Reiſe kam er nach Neuyork, hörte daſelbſt von einem Miſſethäter, der des andern Tages gehenkt werden ſollte, ging mit noch einem Bruder zu ihm ins Gefängniß, und prieß ihm mit einem warmen Herzen die Sünderliebe JEſu, wobey er ihn durch das Exempel des begnadigten Schächers am Kreuze, zu ermuntern ſuchte. Er hatte auch die Freude, daß dieſer arme dem Tode ſo nahe Mann das Wort des Troſtes mit vielen Thränen annahm.

Elfter Abſchnitt.

1754.

Anfang trauriger Unruhen. Viele Einwohner von Gnadenhütten verlaſſen dieſen Ort. Meniolagomekah wird geräumt. Die Unruhen legen ſich für eine Weile. Gnadenhütten wird auf einen andern Platz verſetzt. Martin Mack beſucht in Wajomik. Vermiſchte Nachrichten.

Bisher war der Zuſtand der Indianer-Gemeine bey aller Mangelhaftigkeit und mancherley Abwechſelungen, ins Ganze doch erfreulich, und auch ungeſtört geweſen; nun aber fingen Unruhen an, die traurige Folgen hatten. Die erſte Veranlaſſung dazu gab das in Bewegung kommende Wegziehen von Gnadenhütten nach Wajomik.

Aus verſchiedenen oben bereits angeführten Gründen hatten die Brüder in Bethlehem ſchon lange gewünſcht, daß die gläubigen Indianer ſich nach und nach in die dortige Gegend ziehen und daſelbſt feſt ſetzen möchten. Allmählig aber fing man an deutlich zu entdecken, daß die Wilden ſchon in der Stille damit umgingen, mit den Engländern zu brechen und ſich zur Franzöſiſchen Parthey zu ſchlagen. Vorher aber wollten ſie ihre Landsleute, die Indianer in Gnadenhütten, in Sicherheit bringen, damit ſie hernach in dieſer Gegend deſto ungehinderter über die weißen Leute herfallen könnten. Deswegen hatten die Irokeſen die Nantikoks von Wajomick weg näher zu ſich gerufen, damit ſie für die Indianer von Gnadenhütten einen ſchicklichen Platz bekämen, von welchem ſie um ſo mehr glaubten, daß er auch den Brüdern in Bethlehem lieb ſeyn würde, da ſchon vor 9 Jahren der Biſchof Spangenberg den gläubigen Indianern, die in Schekomeko wohnten, die Erlaubniß, dahin ziehen zu dürfen,

ſen, bey dem großen Rath in Onondago ausgewirkt hatte. Es ſchien alſo ein wohl überlegter Operationsplan der Wilden zu ſeyn, zu welchem die dringende Einladung der Indianer-Gemeine nach Wajomick zu ziehen, mit gehörte.

Nun konnten ſich freylich die Brüder in Bethlehem über gedachte Einladung nicht mehr freuen; noch weniger konnten die Miſſionarien ihre lieben Indianer ermuntern, derſelben zu folgen; und doch durften ſie ihnen auch nicht davon abrathen, weil ſolches leicht ſo hätte ausgelegt werden können, als ob die Gläubigen ihre Sclaven, und nicht mehr ſo frey wären, wie die wilden Indianer. Sie mußten es alſo der eigenen Entſchließung der Einwohner von Gnadenhütten anheimſtellen. Bey dieſen äußerte ſich nun wol eine große Abneigung, ihren Ort zu verlaſſen, zumal da ſie die eigentliche Abſicht der Wilden inne wurden, und befürchten mußten, daß dieſelben ſie mit der Zeit ihrer Lehrer zu berauben, und nach und nach aus allem Zuſammenhang mit den Brüdern heraus zu ſetzen ſuchen würden; verſchiedene aber ſetzten ſich über dieſe Bedenklichkeit endlich doch hinweg, und entſchloſſen ſich, nach Wajomick zu ziehen.

Abraham und Gideon waren dabey beſonders geſchäftig. Letzterer, der obengedachte ſonſt ſo genannte Tadeuskund, den die Brüder auf die Taufe ſo lange warten ließen, zeigte bald durch ſein ganzes Betragen, daß die Bedenklichkeit der Brüder nicht ungegründet geweſen war; er wankte wie ein Rohr bald auf die eine bald auf die andere Seite. Da er nun vollends erfuhr, daß die wilden Delawaren ihn zu ihrem Chief erſehen hatten, ſo trat er mit vielem Eifer auf des Abrahams Seite, welcher als Capitain der Mahikander darauf beſtand, daß, da die Indianer-Gemeine den Ruf nach Wajomick einmal angenommen hätte, ſie demſelben auch folgen müßte. Dieſe beyde ſuchten ſich alſo einen Anhang zu machen, womit es Anfangs ſchwer ging, indem

Männer

Männer und Weiber, Eltern und Kinder darüber in Uneinigkeit geriethen. Indeſſen glückte es ihnen am Ende doch dermaßen, daß ſie am 24ſten April mit 65 Perſonen, welchen hernach noch 5 folgten, von Gnadenhütten nach Wajomick zogen, ohne einen Lehrer mit zu nehmen. Die mehreſten zerfloſſen beym Abſchiede in Thränen, und verſprachen, daß ſie gleichwol JEſu Chriſto anhangen und Ihm treu bleiben wollten. Andere 15 zogen ſogar nach Neskopeko, wohin ſie nicht gerufen waren, und alle Vorſtellungen des gewiſſen Schadens, den ſie ſich dadurch zuzögen, waren fruchtlos. Die Miſſionarien entließen denn dieſe ſo wie jene mit einem innerlichen tiefgehenden Schmerz, konnten aber nebſt dem Aelteſten-Collegio in Bethlehem nichts dabey thun, als zuſehen, und denken: Der Feind meynet es wol böſe, GOtt aber kann es anders lenken, und auch da einmal etwas Gutes herausbringen.

Kaum hatte Gnadenhütten einen ſo großen Verluſt an Einwohnern erlitten, ſo wurde derſelbe großentheils wieder erſetzt. Der neue Beſitzer von Meniolagomekah beſtand nun feſt darauf, daß die Indianer das Land räumen ſollten. Das daſelbſt befindliche Häuflein gläubiger Indianer wandte ſich in dieſer Verlegenheit zu den Brüdern, die ihnen durch den Miſſionarius Mack wiſſen ließen, daß man bereit wäre, ſie insgeſamt in Gnadenhütten aufzunehmen. Ihre Freude darüber war unausſprechlich. "O! ſagten ſie zu einander, laßt uns nun gehen! unſre Brüder haben die Arme aufgethan, und heißen uns in unſrer Noth zu ihnen kommen." Nun eilten ſie, und zu Ende des Monats April zog das ganze Häuflein, 49 Perſonen ſtark in Gnadenhütten ein.

Hier ermannten ſich indeſſen die Nationalgehülfen aufs neue, das wahre Beſte ihres Volks zu ſuchen, erkannten ihr Zurückbleiben in der Liebe zu unſerm Heilande, folglich auch

auch in der Liebe und Einigkeit unter einander, wovon die Trägheit in Ausübung ihres Auftrages eine Folge geweſen, und verbanden ſich zu neuer Treue gegen den HErrn und die Gemeine.

Bald darauf mußte Gnadenhütten, theils weil das Land an der Mahony ausgenutzt war, theils um anderer Umſtände willen, auf einen andern Platz, an der Nordſeite der Lecha, verſetzt werden, wobey der Gehülfe Jakob ſich in Hinſicht auf den künftigen innern Gang der Gemeine eines artigen Gleichniſſes bediente: "Im Frühjahr, ſagte er, kommen die Schlangen aus dem Grunde, und da haben ſie noch die alte Winterhaut; ſie kriechen aber durch etwas enges durch, da ſchält ſich die alte Haut auf einmal ab, und ſie ſehn wieder ganz neu aus; ſo wünſche ich, daß wir alles womit wir die Zeit her unſern Heiland betrübt haben, in der alten Stadt laſſen, und in die neue nichts bringen mögen, worüber Er ſich nicht freuen kann."

Bey dieſer Verſetzung ſämtlicher Gebäude, das Gemeinhaus ausgenommen, kamen die Gemeinen in Bethlehem, Nazareth, Chriſtiansbrunn und Gnadenthal der Indianer-Gemeine liebreich zu Hülfe, theils mit Menſchen und Fuhrwerk, theils auch mit Geldbeyträgen, Victualien und dergleichen. Herzliche Liebe, Eintracht, Friede, Luſt und Fleiß förderten dieſe Arbeit dergeſtalt, daß ſchon am 4ten Juny die erſten 20 Häuſer bezogen, am 11ten nach einer Rede und unter Gebet und Flehen des Biſchofs Spangenberg der Grundſtein zu einem neuen Gemeinhauſe gelegt, und bald hernach auch die übrigen Häuſer fertig wurden, die man nun einzurichten ſuchte, daß in denſelben die Jugend beyderley Geſchlechts in der nöthigen und ſchicklichen Abſonderung von einander könnte gehalten werden. Zugleich waren die Wohnplätze ſo geordnet worden, daß die Mahikander die ihrigen beyſammen hatten, und eben ſo auch die Delawaren.

Die

Die Brüder in Bethlehem übernahmen das Land an der Mahony, und machten zum Beſten der Indianer-Gemeine eine Plantage daraus, ließen auch das alte Gemeinhaus zur Wohnung der Brüder und Schweſtern, welche die Plantage beſorgten, und zu einem Pilgerhauſe für die von Beſuchen zurückkommenden Heidenboten ſtehen. Auch wurde in dieſem Jahre vom 6ten bis 11ten Auguſt ein Synodus der Brüder hier gehalten, und in dem neuen Gnadenhütten das Gemeinhaus oder Kirche bey der Gelegenheit eingeweiht. Viele Nationalgehülfen wohnten dem Synodo bey, deſſen Hauptzweck mit war, den Zuſtand der Indianer-Gemeine vor dem HErrn zu beherzigen.

Gegen das Ende des Monats Juny, da gerade die Gewäſſer unerhört hoch angelaufen waren, fühlte ſich der Miſſionarius Martin Mack dennoch ſo gedrungen, die armen Indianer, die nach Wajomick gezogen waren, daſelbſt zu beſuchen, daß er die augenſcheinlichſte Lebensgefahr nicht achtete, ſondern ſich mit dem Bruder Gottfried Rösler getroſt auf die Reiſe begab. GOtt beſchämte auch ſeinen Glauben nicht, ließ ihn eine wundervolle Errettung nach der andern ſehen, und brachte ihn glücklich zu ihnen. Er fand zu ſeinem nicht geringen Troſte, daß ſie mit ihrem Herzen von Chriſto nicht abgewichen, ſondern ſogar einige, mit deren Betragen man in Gnadenhütten nicht hatte zufrieden ſeyn können, ihren wahren Zuſtand hier erkannt, ſich zu unſerm Heilande gewendet, und ein vergnügtes Herz bekommen hatten. Nun waren ſie auch darauf geſtellt einen Lehrer bey ſich zu haben, und wollten deswegen Deputirte nach Onondago ſchicken, und zugleich drauf antragen, daß die Irokeſen ihnen ein Stück Landes an der Susquehannah zu Erb und eigen überlaſſen möchten, damit ſie ungehindert als Kinder GOttes beyſammen wohnen könnten. Einige hatten auch ſchon unter den dortigen Wilden Zeugniſſe von

JEſu Chriſto abgelegt, daher der Miſſionarius auch dieſen, die bis daher beſonders viel in ihre heidniſche Opfer geſetzt hatten, willkommen war und um Worte des Lebens von ihnen gebeten wurde. "Ich bin der Mann, ſagte einer von ihnen, der dich gerne hören möchte, denn ich glaube, ich bin irre und nicht auf dem rechten Wege, bin ſchon lange ſehr unruhig, und möchte gern den rechten Weg wiſſen." Auf ähnliche Art erklärten ſich mehrere, und Mack that hier oftmals ſeinen Mund mit Freuden auf, zeigte ihnen den rechten Weg, und lud ſie alle mit einem warmen Herzen zu dem troſtreichen Genuſſe des Verſöhnungsopfers JEſu ein. Das erfreulichſte war ihm, verſchiedene noch von Schekomeko her verirrte Schafe hier zu finden, und ſie mit Liebe aufs neue anfaſſen zu können. Unangenehm aber war es ihm, in dortiger Gegend ein Indianiſches Buch anzutreffen, wovon die Wilden behaupteten, daß alles darin ſtünde, was ſie von GOtt, von der Welt, von der Jagd und dergleichen zu wiſſen nöthig hätten, welches allerdings etwas dazu beytragen konnte, die armen Wilden noch mehr zu verwirren. Uebrigens fand der Miſſionarius, daß an der Susquehannah alles voll Furcht und Angſt war, theils vor den Catawas, mit denen die Irokeſen wieder im Kriege befangen waren, theils vor den Franzoſen, die den Indianern mit Feuer und Schwerdt droheten, wenn ſie es nicht mit ihnen gegen die Engländer halten wollten; theils auch vor den Neuengländern, welche vermöge ihres, von der Krone von England erhaltenen Charters, auf Wajomick Anſpruch machten und ſich mit Gewalt da ſetzen wollten.

Bald nach Macks Rückkunft machten ſich auch die Brüder Grube und Gottfried Rundt auf, beſuchten wieder in Wajomick, gingen auch nach Neskopeko, und erſterer hielt in beyden Gegenden verſchiedene geſegnete Reden, die den Indianern ſo lieb waren, daß ſie ſich dieſelben

durch

durch den Dollmetſcher zum Theil zweymal wiederholen ließen.

Daß die Brüder bey ihrer Arbeit unter den Heiden hie und da noch Dollmetſcher brauchen mußten, war ihnen immer ein unangenehmer Umſtand. Deswegen hatte man es von vorne her darauf angetragen, für jede Nation, die man mit dem Evangelio zu bedienen hatte, einen oder etliche Brüder zu haben, die ihre Sprache lernten, und darum zogen auch in dieſem Jahre die zwey Studioſi Fabricius und Wedſtädt nach Gnadenhütten, erſterer die Delawariſche und der andere die Schawanoſiſche Sprache gründlich zu lernen. Fabricius brachte es in kurzem ſo weit, daß er Delawariſche Verſe machte, und Stücke aus der Bibel überſetzte. Ein gleiches that auch der Bruder Grube und hielt Delawariſche Singſchulen mit den Knaben und mit den Brüdern, wobey er ſelbſt in der Sprache weiter kam, indem die Indianer ihn, wo er gefehlt hatte, zurecht wieſen, dieſe aber lernten dabey Verſe und Melodien und einer von ihnen brachte ihm ſogar einmal einen Delawariſchen Vers, den er ſelbſt gedichtet und mit eigner Hand geſchrieben hatte. Bruder Schmick kam in der Mahikander-Sprache bald ſo weit, daß er in derſelben predigen konnte, überſetzte die Leidensgeſchichte unſers Heilandes, dann und wann auch Nachrichten von dem Zuſtande der bekehrten Grönländer und Neger, und machte auch Lieder. David Zeisberger konnte die Maquaiſche Sprache ſchon ziemlich fertig reden. Gleichwol blieb die Erlernung dieſer an ſich ſchon ſehr ſchweren Sprachen immer eine äußerſt mangelhafte Sache, weil gar keine Hülfsmittel dazu vorhanden waren.

In Pachgatgoch war der innere Gang des aus mehr als 100 Perſonen beſtehenden Häufleins in dieſem Jahre noch recht erfreulich. Sonderlich dankte man GOtt für die Offenherzigkeit, mit welcher die Indianer ihren Zuſtand dar-

darlegten. Einer unter andern bezeigte, "daß er nicht wiſſe, wie es ihm noch gehen werde, denn er fühle ſein Herz noch ungezogener, als ein unvernünftiges Thier, denn wenn ein Mann ein Pferd habe, das recht wild ſey, und er könne nur machen, daß es einmal Salz aus ſeiner Hand nehme, ſo komme es immer wieder zu ihm; er hingegen fühle ſich nicht ſo gegen den Heiland, der ihm Seine Gnade immer in der Hand vorhalte. Er habe auch ſchon einmal die Gnade aus Seiner Hand angenommen, aber ſein Herz wolle doch immer wieder von Ihm laufen, ja er laufe wirklich oft von Ihm weg, gerade wenn Er ihm Seine Gnade in der Hand vorhalte. So dumm wären die Indianer, daß ſie nicht einmal ſo viel Verſtand hätten, als das Vieh."

Von außen aber fing es hier ſchon gegen das Ende dieſes Jahrs an ſehr unruhig zu werden. Vier weiße Leute wurden in Stockbridge von unbekannten Indianern ermordet; in dem benachbarten Orte Schären (Sharen) gerieth darüber alles in Furcht, und der Magiſtrat ſchickte nach Pachgatgoch Befehl, daß kein Indianer ſich unterſtehen ſollte, ſich in ihrem Gebiete ſehen zu laſſen, wenn er nicht erſchoſſen ſeyn wollte; auch mußte man ſich, um des Argwohns willen, als ob man einen der Mörder in Schutz genommen hätte, von Seiten des gedachten Magiſtrats etliche unangenehme Unterſuchungen gefallen laſſen, da denn der Ungrund des Argwohns ſich bald zeigte.

Auch in dieſem Jahre begab ſich der Bruder David Zeisberger auf ſeinen Poſten unter den Irokeſen, nahm den Bruder Carl Friedrich zur Geſellſchaft mit, und hielt ſich dießmal beynahe ein ganzes Jahr lang unter ihnen auf. Der große Rath hielt abermals ſeine Verſammlung in dem Hauſe, wo die Brüder wohnten, deren eine bald nach ihrer Ankunft beſonders merkwürdig war. Sie betraf folgende von den Nantikoks empfangene Botſchaft: Sie, die Irokeſen,

möchten doch bedenken, woher es käme, daß jezt weniger Indianer wären, als vor dieſem. Das käme allein daher, daß ſie ſo viel Rum ſöffen. Sie möchtens doch nur etwa 4 Jahre verſuchen und nicht ſaufen, ſo würden ſie ſehen, daß ſie ſich in kurzer Zeit vermehren würden; auch würden ſie nicht ſo krank ſeyn und ſo früh ſterben; denn das käme allein vom Rum her; und daß die Indianer nicht zu rechter Zeit pflanzten, und deswegen ſo viel Hunger leiden müßten, käme ebenfalls allein vom vielen Saufen her.“ Dieſes ward ihnen denn durch einen hölzernen Brief noch ernſtlicher vorgeſtellt, auf welchem durch einige ſchwarze Striche angedeutet wurde, wie GOtt auch diejenigen ſehe, die ſich heimlich dem Trunk ergeben, und wie der Teufel nach dem Tode diejenigen plagen würde, die hier ſo viel geſoffen hätten.

So ernſthaft aber dieſe Indianiſche Vorſtellung war, ſo konnte der große Rath nach allen Ueberlegungen ſich doch nicht entſchließen, ſie anzunehmen, ſondern es blieb nach wie vor beym Saufen, welches den Brüdern oft ſo zur Laſt war, daß ſie es endlich auf den Bau einer eignen Wohnung antragen mußten, wozu ſie auch die Erlaubniß des großen Raths ohne Schwierigkeit erhielten. In dieſem ihren neuen Häuschen, welches wol das kleinſte aber ſchönſte Haus in Onondago war, fanden ſie es nun ſo erträglich, daß ſie ſich entſchloſſen, den Winter auf ihrem Poſten zu verbleiben. Dabey brachten ſie ſich im Aeußern mit Holzfällen, Beilſchleifen, und am meiſten damit durch, daß ſie für andere kleine Häuſer baueten, bekamen aber doch manchmal den Mangel an Lebensmitteln zu fühlen, da ſie denn auf die Jagd gingen, oder ſich im Buſche Wurzeln ſuchten, ihren Hunger zu ſtillen, wobey die Indianer ſich oft nicht wenig darüber wunderten, daß die Brüder es in ihrer Heimath ſo gut hätten haben können, und blos aus Liebe zu ihnen mit ſo ſchlechter Koſt vorlieb nahmen, oder gar Hunger litten.

Dieſe

Dieſe aber hielten ſich dafür ſehr reichlich entſchädigt, wenn ſie auch nur dann und wann in freundſchaftlichen Unterredungen den Heiden ihren Erlöſer nennen, und Seine Liebe zu den Menſchen ihnen anpreiſen konnten.

In dem neuen Gnadenhütten war unterdeſſen der innere Gang der Gemeine ſehr erwünſcht. Spangenberg, der von Europa, wohin er im vorigen Jahre gereiſet, wieder gekommen war, gab ſich viele Mühe, dieſelbe ins Ganze ſowol als auch jede ihrer Abtheilungen zu lehren, zu ermahnen und zu tröſten, unterrichtete die Eltern beſonders in Abſicht auf die rechte Kindererziehung und beſchäftigte ſich auch mit den Kindern auf eine lehrreiche Art. Auf dieſe ſeine Arbeit legte GOtt Seinen Segen, und die Miſſionarien waren ihm dafür ſehr dankbar. Sie hatten auch dieſes Jahr bey allem Schmerz über oberwähnte Vorfälle gar viele Freude, theils an beſuchenden wilden Indianern, deren nicht wenige durch die Kraft des Evangelii gewonnen wurden, theils an Sterbenden, die mit frohem Muthe aus der Zeit gingen. Unter Letzteren war ein liebes Kind von etwa 3 Jahren, das kurz vor ſeinem Verſcheiden ſeine Mutter weinen ſahe, und zu derſelben ſagte: "Du arme Mutter, warum weineſt du doch ſo? um mich darfſt du dich nicht grämen, ich gehe ja zum Heilande." Auch war das Ende eines mehr als hundertjährigen Bruders, Namens Jephtah, ſehr erbaulich, welcher mit ſeinen Kindern einen beweglichen Verlaß machte, und ſich von ihnen verſprechen ließ, bey Chriſto und Seiner Gemeine zu bleiben, und ſich durch nichts irre machen zu laſſen; worauf er ſeine Sehnſucht bezeigte, beym HErrn daheim zu ſeyn, und ſanft entſchlief. Er war ein angeſehener Indianer und der wahre Eigenthümer von einem großen Strich Landes im Neuyorkſchen Gouvernement geweſen, aber durch die weißen Leute verdrängt worden.

Von außen aber wurde Gnadenhütten immer wieder beunruhigt. Nicht nur hatten die Einwohner ſchon im Sommer dieſes Jahrs den Irokeſen zu Bezeigung ihrer Unterthänigkeit eine Taxe zahlen müſſen, ſondern ſie erhielten auch von denſelben gegen das Ende des Jahres eine beſondere Botſchaft, die oberwähnter alter Chief der Schawanoſen, Namens Paxnous, nebſt dem untreu gewordenen Gideon Tadeuskund ihnen überbrachte, des Inhalts: Das große Haupt, das iſt: der große Rath der Irokeſen, rede die Wahrheit, und lüge nicht; freue ſich zwar, daß ein Theil der Einwohner nach Wajomick gezogen, hebe aber hiemit auch die übrigen Mahikander und Delawaren auf, und ſetze ſie in Wajomick nieder; daſelbſt ſey ein Feuer für ſie angemacht, und da ſollten ſie pflanzen und an GOtt denken; und wenn ſie nicht hören wollten, ſo würde das große Haupt ihnen die Ohren mit einem glühenden Eiſen reinigen, das iſt: ihre Häuſer in Brand ſtecken und ihnen Kugeln durch den Kopf jagen; worauf Paxnous ſich inſonderheit zu den Miſſionarien wendete, und im Namen des großen Haupts ernſtlich von ihnen verlangte, daß ſie ihre Indianer nicht hindern möchten, nach Wajomick zu ziehen; der Weg dahin ſey ja klar, ſie könnten daher ihre Freunde daſelbſt beſuchen, bey ihnen bleiben, bis ſie müde wären, und dann wieder in ihr Land zurück kehren. Dieſe letzten Worte beſonders verurſachten bey den gläubigen Indianern viel Nachdenken und große Unzufriedenheit, weil ſie daraus ganz deutlich zu ſehen glaubten, daß die Irokeſen Gutes vorgaben, aber Böſes meynten; auch ertheilten ſie auf die Botſchaft keine weitere Antwort, als daß ſie ſelbige mit ihrem großen Rathe in Bethlehem überlegen wollten.

Zwölfter Abſchnitt.

1755.

Gnadenhütten wird aufs neue beunruhigt. Beſuche an der Susquehannah, in Pachgatgoch und Schomokin. Plötzlicher Ausbruch eines Wildenkrieges. Mordbrennerey bey Schomokin. Verworrener Zuſtand in Penſylvanien. Das Pilgerhaus an der Mahony wird von den Wilden überfallen. Elf Perſonen werden ermordet. Errettung der Gemeine von Gnadenhütten. Gefahrvolle Lage der Brüder in Bethlehem.

Unter ſolchen Umſtänden trat man in das Jahr 1755, welches eine beſonders merkwürdige mit Trübſal erfüllte Zeit war.

Je mehr die Einwohner von Gnadenhütten über vorerwähnte im Namen der Irokeſen erhaltene Botſchaft dachten und ſich mit einander beſprachen, deſto mehr äußerte ſich unter ihnen Unruhe und verſchiedene Denkungsart. Ein Theil wollte dem Rufe nach Wajomick folgen, der andere nicht. Die Gegner der Brüder, vornemlich die in Neskopeko, gaben ſich alle erſinnliche Mühe, die Parthie derer, die Gnadenhütten verlaſſen wollten, zu verſtärken, wobey ſie ihnen ſonderlich die erſchreckliche Gefahr vorſtellten, in welche ſie ſich begeben würden, wenn ſie den Irokeſen ungehorſam wären; und dieſe Vorſtellungen fanden nur zu viel Eingang, zumal da man die Drohung, daß die Ohren mit einem glühenden Eiſen gereinigt werden ſollten, nicht wohl vergeſſen konnte.

Inzwiſchen hatte man in Bethlehem die zuverläſſige Nachricht erhalten, daß die Einladung nach Wajomick nicht

von geſammten Irokeſen hergekommen, ſondern nur eine dieſer Sechs Nationen, nemlich die Oneider nebſt den wilden zum Kriege geneigten Delawaren und Mahikandern dieſen Anſchlag geſchmiedet und den Namen des großen Raths der Irokeſen dabey gemißbraucht hatte. Zugleich hatte man entdeckt, daß auch manche angeſehene Perſonen in Penſylvanien daran arbeiteten, die Gemeine von Gnadenhütten nach Wajomick zu verſetzen, weil ſie dadurch die Neuengländer zu hindern hofften, ſich dieſer Gegend, auf welche ſie oberwähntermaßen ſtarken Anſpruch machten, zu bemächtigen. Dazu kam, daß man mit Wehmuth erfahren hatte, wie der gute Gang unter denen, die nach Wajomick gezogen waren, nicht von Dauer geweſen, ſondern viele dieſer armen Menſchen eben ſo viel Schaden gethan als gelitten hatten. Dieſes zuſammen genommen machte die Brüder über das Wegziehen unſerer Indianer immer bedenklicher, und ob man gleich von der entdeckten Liſt der Oneider, Mahikander und Delawaren, wie auch von der Abſicht der Penſylvanier ihnen nichts ſagen durfte, ſo glaubte man doch nicht treu zu handeln, wenn man ſie ohne Warnung ließe. Das Collegium der Aelteſten in Bethlehem ſchickte in dieſer Abſicht zu Anfang des Februars die Brüder Chriſtian Heinrich Rauch, Nathanael Seidel und Chriſtian Seidel als Deputirte nach Gnadenhütten, wo ſie ſämmtliche erwachſene Getaufte zuſammen kommen ließen, und mit ihnen ſo vertraulich, herzlich und liebreich, wie eine zärtliche Mutter mit ihrem geliebten Kinde redeten. Sie erinnerten ſie an die ihnen ſo reichlich wiederfahrne Gnade GOttes unſers Heilandes, bezeigten ihnen den tiefen Schmerz der Brüdergemeine über ein jedes, das dieſe Gnade vergeblich empfinge, und ſich wieder zum Heidenthum verleiten ließe, ſchilderten ihnen das Unglück eines ſolchen, mit vorgekommenen traurigen Exempeln, ſuchten ihnen die gegenwärtige

Stunde der Verſuchung ins rechte Licht zu ſetzen, ſtellten ihnen die offenbare Seelengefahr, in die ſie gerathen würden, wenn ſie noch ferner denen Gehör gäben, die ausgegangen wären, ſie zu verführen, und aus einander zu reiſſen, und ſchloſſen mit der Erklärung, daß man durchaus niemanden das Wegziehen von Gnadenhütten verbieten, ſie aber vor Schaden und Unglück hiemit warnen, und ſich einmal darauf berufen wolle, ſolches in Zeiten gethan zu haben; worauf ſie mit der Gemeine vor GOtt niederfielen, und dieſelbe mit heißen Thränen Seiner Liebe, Erbarmung und Bewahrung empfahlen.

Dieſe Erklärung that bey den mehreſten eine gute Wirkung Verſchiedene, die nicht nur ſelbſt irre worden, ſondern auch andere zu verwirren geſucht hatten, erkannten ihre Vergehung und baten in verſammleter Gemeine um Verzeihung, die man ihnen mit Freuden ertheilte; wobey die Miſſionarien in ihren Berichten bemerken, daß man die mächtige Gnade GOttes nicht genug bewundern könne, die einen ſonſt ſo ſtarrköpfigen Indianer dahin bringt, daß er aus eigner Bewegung als ein gebeugter Sünder vor einer Menge Volks ſich hinſtellt und bey GOtt und Menſchen um Vergebung bittet. Etliche aber ließen ſich doch noch nicht bedeuten, weil ſie mehrerwähnte im Namen der Irokeſen gebrachte Botſchaft immer noch für ächt hielten und glaubten, daß ſie ihnen, wie Kinder den Eltern folgen ſollten. Indeſſen vereinigte man ſich doch ſo weit, daß man dem Paxnous, der am 11ten Februar mit noch 13 Perſonen wieder kam, und auf ſeine zu Ende vorigen Jahres angebrachte Worte Beſcheid haben wollte, mit einem Belt of Wampom in Bethlehem die Antwort ertheilte, daß die Brüder über das Anſinnen, daß die Indianer von Gnadenhütten nach Wajomick ziehen ſollten, mit den Irokeſen ſelbſt ſprechen wollten.

Paxnous, der nur als Geſandter handelte, war damit gern zufrieden, und machte bey dieſer Gelegenheit noch mehr Bekanntſchaft mit den Brüdern, als im vorigen Jahre; ſeine Frau aber die er mit hatte, wurde durch das Wort des Lebens, das ſie jetzt ſo reichlich zu hören bekam, von ihrem wahren Zuſtande ſo überzeugt, daß ſie um JEſu Gnade weinte und flehentlich um die Taufe bat. Ihr Mann, mit dem ſie ſchon 38 Jahre in zufriedener Ehe gelebt hatte, gab mit Vergnügen ſeine Einwilligung dazu, blieb deswegen noch länger in Bethlehem, und wohnte ſelbſt mit vieler Bewegung der Verſammlung bey, in welcher ſie vom Biſchof Spangenberg unter einem durchdringenden Gefühl von der Kraft GOttes, in JEſu Tod getauft wurde. Des folgenden Tages reiſeten beyde ſehr dankbar von Bethlehem wieder ab, wobey die Neugetaufte bezeigte, daß ſie ſich ſelbſt vorkomme wie ein neugebornes Kind, das der Heiland auf Seinen Schoos geſetzt habe. Friedrich Poſt ging mit ihnen nach Wajomick, um für die Zeit da zu wohnen, theils ſich der an der Susquehannah zerſtreut wohnenden Getauften anzunehmen, theils die zu ihrer Bedienung von Bethlehem oder Gnadenhütten kommenden Brüder zu beherbergen.

Nicht lange nachher kam abermals von Wajomick eine Botſchaft nach Gnadenhütten, wodurch den Einwohnern wiederum, und zwar zum letztenmale ſcharf befohlen ward, nach Wajomick zu ziehen. Dieſe aber antworteten nun mit vieler Unerſchrockenheit: "Es hat uns kein Menſch überredet, daß wir nach Gnadenhütten ziehen ſollten, ſondern unſer eigen Herz hat uns dazu überredet, und darum wollen wir auch da bleiben; denn da können wir Worte vom Heilande hören und in Ruhe und Friede leben." Ein Indianer-Bruder ſagte bey der Gelegenheit: "Was kann mir doch der große Capitain der vereinigten Nationen geben für mein Herz? Er wird ſich gewiß nicht um mich bekümmern, wie

mirs damit geht.” Ein anderer äußerte ſich ſo: “GOtt, der mich gemacht und erlöſet hat, der kann mich auch ſchüzzen, wenn Er will. Ich fürchte mich nicht vor dem Zorn der Menſchen; denn ohne des HErrn Willen kann mir kein Haar vom Haupte fallen.” Noch ein anderer bezeigte: “Wenn jemand ein Beil aufhübe und ſpräche: Laß ab vom Heilande und den Brüdern: ich würde es doch nicht können.” Auf ähnliche Art erklärten ſich die mehreſten und waren gutes Muths.

Nun war es für eine Weile von außen ſtille, in Gnadenhütten ging alles wieder in geſegneter Ordnung fort, und die Brüder machten ſich dieſen Zeitpunkt zu Nutze, theils auf Synodis und in andern Conferenzen die bey der Heidenſache zu befolgende Grundſätze zu erneuern, theils die an verſchiedenen Orten wohnenden getauften Indianer mit Wort und Sacrament durch Miſſionarien zu bedienen, und zugleich das Wort von der Verſöhnung, ſo viel ihnen nur möglich, auszubreiten.

Die Brüder Chriſtian Seidel und Heinrich Frey beſuchten zu dem Ende in Wajomick und Neskopeko. Bey ihrer Abreiſe vom letztern Orte erfuhren ſie eine beſondere Bewahrung. Etliche Indianer, denen die Verkündigung des Wortes GOttes zuwider war, lauerten ihnen auf dem Wege auf, den ſie gehen mußten, um ſie zu erſchlagen oder zu erſchießen; die Brüder aber verirrten ſich, und entkamen dadurch glücklich.

Chriſtian Seidel ging auch in dieſem Jahre zweymal nach Pachgatgoch, taufte daſelbſt verſchiedene, hielt das Abendmahl, beſuchte von da aus in Oblong, Salisbury, Schekomeko und Reinbeck, und ſein evangeliſches Zeugniß fand überall erwünſchten Eingang. Vorzüglich freute er ſich über die ſchöne kleine Gemeine GOttes in Pachgatgoch, die man wirklich ſo anſehen konnte, wie ſich einer der dortigen

getauften Indianer ausdrückte: "Ich denke, ſagte er, wir ſind ein Saamenkorn, das ein Mann in den Grund ſteckt; es liegt erſt eine Weile im Boden, dann gehts auf, wird bald behackt und behäufelt, krigt darauf Aehren und wird reif. So ein Saamenkörnlein hat der Heiland hier geſteckt; das Körnlein iſt aufgegangen und jetzt wird es gepflegt und gewartet; ich wünſche, daß wir alle gerathen und Früchte bringen mögen." Auch ihren Chriſtlichen Nachbarn waren ſie zur Erbauung Einer von ihnen z. E. unterhielt einen Separatiſten bis Mitternacht mit der Erzählung von ſeiner Erweckung und was GOtt an ſeiner Seele gethan hatte, jenem und ſeiner Familie zu großem Eindruck. Ein anderer, der von einer Geſellſchaft Chriſten wegen der Furcht vor dem Tode befragt wurde, antwortete: "Ich fürchte mich nicht, denn ich habe kein böſes Gewiſſen mehr. Mein Heiland iſt am Kreuze für mich geſtorben; ich gläube an Ihn, und werde ewig mit Ihm leben, das hat Er ſelbſt geſagt;" Worauf man ihn mit Verwunderung und mit den Worten entließ: "Du biſt ein aparter Indianer." Von außen aber wurde es in Pachgatgoch immer unruhiger. In der Nachbarſchaft war man voll Furcht vor den Franzoſen, und ſuchte daher auch in Pachgatgoch junge Mannſchaft gegen ſie zu werben, wozu ſich auch einige Getaufte zu ihrem großen Schaden verleiten ließen, und es hernach zu ſpät bereueten.

An dem weſtlichen Arm der Susquehannah, ſonderlich in Queniſchachſchachki, wo damals einige verirrte getaufte Indianer wohnten, beſuchte der Miſſionarius Grube, fand Widerſtand auf Seiten des dortigen Chiefs, unterließ aber doch nicht den Saamen des Evangelii auszuſtreuen.

Im Junio und Julio wurde Wajomick und die dortige Gegend an der Susquehannah abermals von den Brüdern Chriſtian Seidel und David Zeisberger, der von Onondago

zurück gekommen war, beſucht, und ſie ließen ſich weder durch Gefahr noch Beſchwerden abhalten, den armen Indianern, die ſich gerade damals in großer Hungersnoth befanden, die ihnen ſo nöthige Gnade JEſu deſto dringender anzupreiſen. Nach ihnen kam auch Martin Mack mit einem Nationalgehülfen von Gnadenhütten in dieſe Gegend, und verkündigte das Evangelium an vielen Orten in Mahikandiſcher Sprache mit großer Kraft. Einer ſolchen Predigt wohnte einmal ein Indianer mit außerordentlicher Aufmerkſamkeit bey, der über 60 Deutſche Meilen von Nordweſt hergekommen war, und nachher die Veranlaſſung zu dieſer Reiſe folgendermaßen erzählte: "Sein älteſter Bruder, der bey ihm wohne, ſey eine geraume Zeit Tag und Nacht ſehr bekümmert geweſen, wie er doch dazu kommen möchte, GOtt kennen zu lernen. Endlich habe er ſich ganz allein in den Buſch begeben, in Hoffnung, GOtt würde ihm eher bekannt werden, wenn er von allen Menſchen abgeſondert wäre. Nachdem er da viele Wochen in großer Bekümmerniß zugebracht, wäre ihm ein Mann von majeſtätiſchem Anſehen erſchienen, der hätte ihm geſagt, daß in Südoſten Indianer wohnen, die GOtt kennen und den Weg des Lebens wiſſen; er ſolle nun nach Hauſe gehen und den Leuten bekannt machen, was er geſehen und gehört hätte. Siehe, mein Freund! fuhr der Indianer fort, das iſt die Urſache, warum ich hieher gekommen bin; ich habe das von meinem Bruder gehört und mir wurde gleich ſo: ich will dahin gehen, vielleicht finde ich die Leute, wovon mein Bruder geſagt hat. Nun habe ich die Predigt gehört, und dieſe Worte haben meinem Herzen wohl gefallen." Er reiſete darauf mit großer Freude wieder nach Hauſe, um ſeinen Leuten zu verkündigen, was er entdeckt hatte.

Nicht lange nach Macks Rückkunft beſuchte der Miſſionarius Schmick nebſt ſeiner Frau und einem Nationalgehülfen

ſen die Gegenden an der Susquehannah, und die Erklärungen vieler Getauften und Ungetauften bewieſen deutlich, daß GOtt mit ihm war, und ſein Wort ſegnete. Auch in Schomokin, wo die Brüder im Aeußern immer mehr auszuſtehen hatten, ſo daß es ihnen faſt unerträglich wurde, verkündigten ſie gleichwol bey allen Gelegenheiten getroſt und freudig den Tod des HErrn, und wurden zu ihrer Ermunterung von Bethlehem aus beſucht.

In Gnadenhütten hatte man unterdeſſen einer erwünſchten Ruhe genoſſen; plötzlich aber verwandelte ſich dieſelbe in Furcht, Schrecken und unbeſchreibliche Noth. Ein grauſamer Wildenkrieg, eine Folge des damaligen Krieges zwiſchen den Engländern und Franzoſen, brach auf einmal in helle Flammen aus, und ſetzte viele Gegenden, ſonderlich aber ganz Penſylvanien in die äußerſte Angſt und Verwirrung.

Am 18ten October geſchahe die erſte Mordbrennerey, ohngefehr eine Deutſche Meile von Schomokin, woſelbſt franzöſiſche Indianer 6 Engliſche Plantagen überfielen, plünderten, verbrannten, und 14 Perſonen ermordeten. Hierdurch geriethen die damals in Schomokin wohnenden 3 Brüder, Kiefer, Rösler und Weſa in eine ſehr gefährliche Lage; weil ſie aber ihren Poſten nicht ohne den Rath der Brüder verlaſſen wollten, ſo ging der Bruder Weſa deswegen nach Bethlehem und Rösler begleitete ihn ein Stück Weges; als letzterer aber nach Schomokin zurück kehren wollte, wurde er von weißen Leuten angehalten, und ſahe ſich gezwungen, ſeinen Weg auch nach Bethlehem zu richten. Kiefer blieb alſo in Schomokin ganz allein; die Brüder Anton Schmidt und Heinrich Frey machten ſich aber unverzüglich von Bethlehem auf, ihn abzuholen, in Tulpehokin aber wurden ſie für Ueberläufer gehalten, nicht durchgelaſſen und kamen wieder zurück. Man ließ ſich aber dadurch

durch nicht abſchrecken, ſondern die Brüder Schmick und Heinrich Frey eilten nach Wajomick, mit einem Briefe an den Chief Paxnous, des Inhalts: "Schafft uns unſern Bruder, der in Schomokin iſt!" Dieſer fertigte auch ſogleich zwey von ſeinen Söhnen ab, und unterrichtete ſie, wie ſie es anſtellen ſollten, daß ſie den Bruder Kiefer in Freyheit ſetzten, wenn er auch ſchon in den Händen der Feinde wäre. Unterdeſſen hatte Kiefer ſich ſelbſt ganz allein von Schomokin weg und auf den Weg nach Wajomick begeben, und begegnete des Paxnous Söhnen, die ihn denn mit Freuden mit ſich zurück nahmen, und ihm von da ſicher nach Gnadenhütten halfen.

Nun erhielt man alle Tage Nachrichten von neuen Grauſamkeiten, die bald hie bald da, von den Wilden verübt worden. Das ganze Land war in Aufruhr, und die Leute wußten nicht, was ſie anfangen ſollten. Einige flohen nach Oſten, andere nach Weſten, und viele ſuchten da ihre Sicherheit, wo andere weggeflüchtet waren. Auch die Nachbaren der Brüder in Bethlehem und Gnadenhütten nahmen die Flucht, aus Furcht vor den Franzöſiſchen Indianern. Die Brüder aber waren mit einander verſtanden und völlig entſchloſſen, da zu bleiben, wo GOttes Hand ſie hingeſetzt hatte; Sein Friede umgab auch ihre Herzen und bewahrte ſie vor ängſtlicher Furcht.

Indeſſen verſäumte man nicht, alle nöthige Vorſicht zu gebrauchen, und weil nun die weißen Leute gegen alles, was Indianer hieß, aufgebracht waren, ſo verfügte man, daß die Einwohner in Gnadenhütten ſich vor den weißen Leuten, ſo wenig als möglich, ſehen ließen, auch kein Pulver und Bley kauften und zuſähen, wie ſie durchkämen, ohne auf die Jagd zu gehen, welches alles ſie ſich gern gefallen ließen.

Am 18ten November kamen von Wajomick einige Boten nach Gnadenhütten, thaten ſehr kläglich und ſagten: "Wir, die

die Freunde des Engliſchen Gouvernements, ſind in großer Furcht. Wir ſtehen in Gefahr, von ihren Feinden angegriffen zu werden, denn ſie ſind in großer Wuth. Wir fürchten uns auch vor den weißen Leuten, denn ſie werden denken, wir hätten eine Hand in den Mordthaten, welche hie und da ſind verübt worden. Darüber möchten wir nun gern mit dem Gouverneur in Philadelphia reden. Wie können wir aber zu ihm kommen, wenn wir nicht einen ſichern Geleitsbrief haben? Wir ſtehen in Gefahr, von den weiſſen Leuten umgebracht zu werden. Laßt uns doch wiſſen, wie wirs machen ſollen!" Hierauf aber konnten die Brüder in Bethlehem keine Antwort geben; denn ſie waren mit dieſen Indianern in gleichen Umſtänden, und wußten, daß die Wuth der Wilden gegen ſie vornemlich gerichtet war. Man ſchickte alſo zu den Gerichten der Grafſchaft Northhampton, und ließ ihnen die Botſchaft der Wajomicker wiſſen, worauf dieſelben auch einmüthig beſchloſſen, ihnen den verlangten Geleitsbrief zu geben. Aus dieſem Umſtande und andern Nachrichten, die man in denen Tagen erhielt, ließ ſich alſo ſchließen, daß Gnadenhütten, deſſen Einwohner eben auch von den Franzöſiſchen Indianern als Anhänger der Engliſchen Regierung betrachtet wurden, in der größten Gefahr war, von ihnen angefallen und zerſtört zu werden, wie denn auch, da die ſchreckenden Gerüchte ſchnell auf einander folgten, verſchiedene in Gnadenhütten dermaßen in Furcht geſetzt wurden, daß ſie in den Buſch flohen; die allermehrſten aber blieben im Orte, waren in den Willen des HErrn ergeben, und man hörte die lieblichſten Aeußerungen, wie ſie einander bis zum letzten Othemzuge nicht verlaſſen wollten; und wie bereit ſie waren, in den Tod zu gehen.

GOtt aber hatte es anders beſchloſſen. Ehe man ſichs verſahe, wurde das Pilgerhaus der Brüder an der Mahony,

deſſen

deſſen im vorigen Abſchnitte erwähnt worden, am 24ſten November Abends von feindlichen Indianern überfallen, verbrannt und 11 Perſonen ermordet, nemlich: der Bruder Gottlieb Anders und ſeine Frau nebſt ihrem fünfvierteljährigen Töchterlein; Martin Nitſchmann und ſeine Frau Suſanna; die verehlichte Schweſter Anna Catharina Senſemannin; der Witwer Leonhard Gattermeyer und die ledigen Brüder Georg Chriſtian Fabricius, Georg Schweigert, Martin Preſſer und Johann Friedrich Lesly. Sie ſaßen eben zu Tiſche, als ein ſtarkes Bellen der Hunde ſie aufmerkſam machte, daher der Bruder Senſemann zur Hinterthür hinausging, ſich nach der Urſach davon umzuſehen. Gleich darauf aber hörten ſie einen Schuß, und einige von ihnen eilten zur Hausthür, ſie aufzumachen. Hier aber ſtanden die Feinde mit dem Gewehre ſchon bereit, ſchoſſen, und Martin Nitſchmann blieb auf der Stelle. Seine Frau und noch etliche wurden verwundet, flohen mit den übrigen auf den Boden, und verſperrten die Treppe mit Bettſtellen. Der Bruder Partſch aber ſprang durch ein Hinterfenſter hinaus und entkam; auch der in einem andern Hauſe befindliche kranke Bruder Worbas, dem die Feinde eine Wache vor die Thür geſetzt hatten, ſprang zum Hinterfenſter hinaus und rettete ſich. Unterdeſſen verfolgten die Feinde die Brüder und Schweſtern, die auf den Boden geflüchtet waren, und gaben ſich viele Mühe, die Thür zu erbrechen; da ſie aber das nicht vermochten, ſteckten ſie das Haus in Brand, und es ſtand bald in Flammen. Der Knabe Sturgeous (Sturtſchius) ſprang von dem in Feuer ſtehenden Dache herab; eine Kugel hatte ſchon vor der Hinterthür ſeinen Backen geſtreift und ſeine Haare geſengt, auch war eine Seite ſeines Kopfes von den Flammen ſehr gerührt worden, gleichwol entlief er glücklich. Das machte der Schweſter Partſchin Muth, denſelben Sprung vom brennenden Dache herunter

zu

zu wagen; es glückte ihr, ſie entkam den Feinden, und ſolchergeſtalt wurde ihres Mannes Gebet erhört, der, indem er zum Fenſter hinaus ſprang, zu GOtt geſeufzet hatte, daß Er doch auch ſeine Frau erretten möchte. Nun ſprang auch Fabricius vom Dach glücklich herunter; indem er aber entlaufen wollte, erblickten ihn die Feinde und ſchoſſen ihn mit zwey Kugeln durch den Leib. Dieſer allein wurde unter ihren Händen wie ein Schlachtſchaaf behandelt, denn ſie hieben ihm ihre Beile in den Leib, ſkalpten ihn hernach und ließen ihn ſo liegen. Die übrigen wurden alle lebendig verbrannt, und der Bruder Senſemann, der zur Hinterthür hinausgegangen war, hatte den nicht zu beſchreibenden Schmerz ſeine geliebte Frau mit verbrennen zu ſehen. Die entſprungene Schweſter Partſchin hatte vor Angſt und Wehmuth nicht weit laufen können, ſondern ſich nahe am Hauſe auf einem Berge hinter einem Baum verſteckt. Von da ſahe ſie die Schweſter Senſemannin, als ſie ſchon in der Flamme ſtand, wie ſie ihre Hände zuſammen faltete, und hörte, wie ſie ausrief: Ey nun, lieber Heiland, das habe ich wol gedacht! Nachdem nun das Haus niedergebrannt war, zündeten die Mörder auch die Scheunen und Ställe an, womit ſowol Frucht und Heu, als auch das Vieh verbrannte. Zuletzt theilten ſie die Beute, brockten Brodt in Milch, ließen ſichs wohl ſchmecken, und gingen davon; welches alles gedachte Schweſter Partſchin noch mit anſahe.

Das war indeſſen die Rettung der Indianer Gemeine in Gnadenhütten; denn als man daſelbſt das Schießen hörte und die Flamme ſahe, auch bald darauf durch die entrunnenen Brüder die Urſach davon erfuhr, kamen zwar die Indianer Brüder zu den Miſſionarien gelaufen, und erboten ſich, die feindlichen Indianer unverzüglich anzugreifen; als dieſes ihnen aber widerrathen wurde, nahm alles die Flucht in den Buſch, und Gnadenhütten war in wenig

Minu-

Minuten leer. Einige, die vorher ſchon zu Bette geweſen, hatten in der Eile kaum ſo viel mitgenommen, daß ſie ſich bedecken konnten.

Inzwiſchen eilte der Bruder David Zeisberger, welcher ſo eben von Bethlehem in Gnadenhütten angekommen war, zu Pferde wieder zurück, um der anmarſchirten Engliſchen Miliz, die nur eine kleine Deutſche Meile davon lag, den Vorgang zu melden; dieſe aber hatte das Herz nicht, ſich in dunkler Nacht dahin auf den Marſch zu begeben.

Am 25ſten November früh um 3 Uhr kam Zeisberger mit der Trauerpoſt von der Ermordung ſo vieler Brüder und Schweſtern, in Bethlehem an, und ſchon um 5 Uhr wurde dieſelbe der verſammleten Gemeine bekannt gemacht; unter was für einem Gefühl, und mit welcher allgemeinen wehmuthsvollen Theilnehmung, das läßt ſich beſſer denken, als beſchreiben. Doch war es allen ſo, daß man dabey den Willen des HErrn demüthig verehrte, der denen, die Ihm anhangen und dienen, nicht verheiſſen hat, ſie mit der Noth der Erde zu verſchonen, ſondern vielmehr von ihnen erwartet, daß ſie die Trübſale, ſo ihre Mitmenſchen zu erfahren haben, auch gern und geduldig leiden, und ſich dabey ſo betragen, wie es Kindern GOttes geziemt. Bald nachher kamen auch die, den Mördern entrunnene Brüder Worbas, Partſch und deſſen Frau daſelbſt an, und ergänzten durch ihre Erzählung die herzangreifende Geſchichte.

Mittlerweile hatte ſich ein Theil der entflohenen Indianer-Gemeine theils zu dem ebenfalls entkommenen Bruder Senſemann, theils zu den Miſſionarien Martin Mack, Schmick und Grube und deren Frauen zuſammen gefunden, und ſich mit ihnen der Dunkelheit ungeachtet, auf den Weg nach Bethlehem begeben, woſelbſt ſie durch GOttes wunderbare Führung und Bewahrung glücklich anlangten. Der Bruder Scheboſch aber blieb ganz allein in Gnadenhütten,

 ging

ging des andern Tages daſelbſt in den Gaſſen auf und ab, und lockte damit viele von den übrigen Indianer-Brüdern und Schweſtern, die ſich in der Nähe im Buſche befanden, wieder herbey. Auch Martin Mack und Grube gingen wieder nach Gnadenhütten zu, um die, ſo ihnen von ihren Leuten noch fehlten, aufzuſuchen; denn ſie waren nicht nur in Gefahr, von den feindlichen Indianern, ſondern auch den weißen Leuten, die auf die Indianer heftig erbittert waren, getödtet zu werden. GOtt ließ es den Brüdern auch gelingen, die mehreſten wieder zu finden, worauf ſie, nebſt denen, die der Bruder Schebosch geſammlet hatte, voll Lob und Dank für des HErrn Güte und Treue in Bethlehem eintrafen, daſelbſt ſamt den übrigen, ſo gut als es ſeyn konnte, beherbergt und mit vieler Liebe beſorgt wurden. Wo die nun noch fehlenden Einwohner von Gnadenhütten hingekommen waren, wußte man nicht; man erfuhr aber nachher, daß ſie nach Wajomick geflüchtet waren, und ſich alle gerettet hatten.

Sobald die feindlichen Indianer aus der Gegend verſcheucht waren, ſuchte man die Gebeine der verbrannten Brüder und Schweſtern mit vieler Sorgfalt aus der Aſche zuſammen und begrub ſie unter unzähligen Thränen. Man dankte dabey dem HErrn von Herzen: daß die Leiber der Brüder und Schweſtern nicht waren geſchändet worden. Fabricius war von der Glut der Häuſer nur auf der einen Seite gebraten. Ein treuer Hund hatte ſich nachher zu ihm gelegt und ihn vor den wilden Thieren bewahrt, und blieb auch bey dem Körper, bis er zur Erde beſtattet war.

Die Brüder, die dieſen betrübten Vorgang nicht blos politiſch beaugten, ſondern dabey vielmehr die Wege des HErrn zu erkennen ſuchten, wurden gar bald überzeugt, daß Er durch Zulaſſung eines kleinen Uebels ein weit gröſſeres gnädiglich abgewendet hatte, indem es vorher auf

nichts

nichts geringeres angeſehen war, als das ganze, den Brüdern in Nordamerika anvertraute Werk GOttes zu zerſtören, und ſämmtliche dortige Brüdergemeinen auszurotten. Ein boshafter Menſch hatte, vielleicht ohne zu denken, daß es ſo ſchreckliche Folgen haben würde, einen Brief erdichtet, als wäre er von einem Franzöſiſchen Officier aus Quebeck geſchrieben, und von den Engländern aufgefangen worden; dieſer Brief wurde in allen Zeitungen bekannt gemacht. Der Inhalt war: "Daß die Franzoſen nicht zweifelten, ſie würden mit den Engländern bald fertig werden, denn ſie hätten nicht nur die Indianer auf ihrer Seite, ſondern die Brüder wären auch ihre guten Freunde, und würden ihnen treulich helfen." Dazu kam nun noch das ruhige ſtille Verhalten der Brüder und ihre durch Ergebenheit in GOttes Willen gewirkte Heiterkeit, womit ſie bey aller drohenden Gefahr ihre gewöhnlichen Geſchäfte unausgeſetzt verrichteten. Das veranlaßte bey andern Leuten die allgemeine Sage: "Wenn die Brüder es nicht mit den Franzoſen und den Indianern hielten, ſo würden ſie nicht ſo ruhig und ſtille ſeyn, in ihrem Berufe fortfahren, und ſo getroſt ausſehen." Der Pöbel wurde dadurch gegen die Brüder dergeſtalt aufgebracht, daß man einen Mobb befürchten mußte, das ſchrecklichſte, was man ſich vorſtellen kann, wenn man weiß, was der in Wuth geſetzte Pöbel in Engliſchen Ländern zu thun im Stande iſt; und die Landesregierung, ob ſie gleich die Brüder beſſer kannte, und an ihrer Unſchuld nicht zweifelte, hätte ſie gegen die Raſerey des Pöbels doch nicht ſchützen können. Reiſende Brüder waren auf den Straßen und in den Gaſthöfen ihres Lebens nicht mehr ſicher. Selbſt dem Biſchof Spangenberg wiederfuhr es, daß ein Gaſtwirth, bey dem er auf einer Reiſe eingekehrt war, ihn mit einem Scheit Holz auf der Stelle zu erſchlagen drohte, wobey er die Zeitung, in welcher der oberwähnte erdichtete Brief ab-

gedruckt war, in der Hand hatte. Spangenberg wollte ihn bedeuten, er erwiderte aber in großem Zorn: “Wenn es nicht wahr wäre, was da von den Brüdern ſteht, ſo würde man es ja nicht gedruckt haben.” In den Jerſeys wurde bereits durch Trommelſchlag bekannt gemacht, daß Bethlehem ſollte zu Grunde gerichtet werden, wobey man mit der fürchterlichen Aeußerung ganz laut war, daß in Bethlehem, Gnadenhütten und den übrigen Brüderorten ein Blutbad angerichtet werden ſollte, dergleichen man in Amerika noch nie geſehen und gehört hätte. Die Brüder erfuhren auch nachher mit Zuverläßigkeit, daß ein Haufe von etwa 100 Mann, die wirklich nach Bethlehem kamen, nichts anders zur Abſicht gehabt hatte, als zur Erregung eines Mobbs Gelegenheit zu ſuchen, woran ſie blos durch das freundliche und gaſtfreye Betragen der Einwohner, die von ihrer böſen Abſicht damals nichts wußten, gehindert worden. In allen Engliſchen Provinzen glaubte man immer feſter, daß die Brüder es mit den Franzoſen hielten, und man alſo einen Feind im Buſen trüge. Nun aber, da der Ueberfall an der Mahony geſchehen war und ruchtbar wurde, war es nicht anders, als ob den Leuten Schuppen von den Augen fielen. Noch ehe die Gebeine der ermordeten Brüder und Schweſtern begraben werden konnten, kamen viele hundert Menſchen, auch von entlegenen Orten dahin, ſahen die Zerſtörung der Häuſer und die theils verbrannten theils geſcalpten Leiber, und wurden dadurch auf einmal von der Unſchuld der Brüder völlig überführt. Vielen gingen dabey die Augen über, ſie ſchlugen an ihre Bruſt und etliche ſagten mit Wehmuth vor allem Volk: “Ach GOtt! wie hat ſich faſt alles an den Brüdern verſündigt und ihnen Schuld gegeben, ſie wären eins mit den Franzoſen und Indianern gegen die Engländer; ich ſelbſt — ſo redete bald dieſer bald jener — habe ſo hart gegen ſie gedacht: und nun wirds offenbar, daß

ſie

ſie nicht nur unſchuldig, ſondern in dieſer ganzen Gegend die erſten ſind, die ein Opfer der Grauſamkeit der Heiden werden. O! was für eine Schuld hätten wir auf uns laden können, wenn wir die Brüder in der Meinung, ſie wären unſere Feinde, mit Weib und Kind ausgerottet hätten."

Von dem an hatte der Läſterer in dem Theil den Stachel verloren, und die Brüder ſahen mit innigſter Dankbarkeit gegen den HErrn, wie dadurch, daß dem Feinde erlaubt worden, das Blut einer kleinen Anzahl Brüder und Schweſtern zu vergießen und ſie den Flammen zu überliefern, ſein eigentlicher Plan, die ganze Brüdergemeine der Wuth des betrogenen Pöbels preis zu geben, völlig zerſchnitten und vernichtet war. Und o! wie dankbar war man nun für die weiſe Fügung des HErrn, daß Gnadenhütten noch zu rechter Zeit von dem alten Platze auf den neuen verſetzt worden, denn ſonſt wäre vermuthlich, anſtatt der weißen Brüder und Schweſtern, die Indianer-Gemeine überfallen worden, woraus ein noch ſchrecklicheres Blutbad hätte erfolgen können. Jezt aber hatte man auch dieſen Troſt, daß niemand von den Brüdern ſeine Hand in das Blut der Feinde getaucht hatte, und alles vereinigte ſich um ſo mehr mit Freuden, in Gemeinſchaft mit dem Blute der ermordeten Brüder und Schweſtern nicht um Rache, ſondern um Begnadigung der Mörder zu GOtt zu ſchreyen.

Wer dieſe feindlichen Indianer geweſen, wußte man damals nicht gewiß, vermuthete aber, daß ſie theils zu den Schawanoſen gehörten, die ſonſt in Wajomick gewohnt hatten, und vor 10 Jahren ſchaarenweiſe zu den Franzoſen übergegangen waren, theils zu den Delawaren, die ſowol gegen das Engliſche Gouvernement, als auch gegen die Irokeſen, einen großen Haß hegten, dabey aber immer vorgaben, daß letztere ihnen das Beil in die Hände gegeben und ſie zum Kriege angeſtellt hätten.

Bey dieſen Umſtänden übergab die nach Bethlehem geflüchtete Indianer-Gemeine eine Bittſchrift an die Landesregierung, worin ſie ihre Geſinnung darlegte, und ſich dem Schutz der hohen Obrigkeit empfahl, deſſen ſie auch im December in einer gnädigen Antwort verſichert und angewieſen wurde, für die Zeit in Bethlehem zu bleiben. Und da ſie ſowol als die Miſſionarien ihre ganze Erndte und übrige Habſeligkeit in Gnadenhütten zurück gelaſſen hatten, ſo wurden von der Regierung einige Truppen dahin kommandirt, die Güter zu retten und zugleich die dortige Gegend zu dekken. Dieſe Mannſchaft aber ward daſelbſt am Neujahrstage 1756 von den Wilden angegriffen, und ganz Gnadenhütten nebſt der Mühle der Brüder und dem geſamten Vermögen der Indianer-Gemeine in die Aſche gelegt, die ſich alſo dadurch ſammt ihren Lehrern in völlige Armuth verſetzt ſahe.

In Bethlehem aber war nunmehr die Lage der Brüder, die eine ſolche Menge Indianer in ihrer Mitte wohnen hatten, äußerſt bedenklich, denn eines theils drangen die Wilden immerfort darauf, daß jene mit ihnen gegen die Engländer fechten ſollten, oder ſie wollten ſie mit eigner Hand umbringen, anderntheils ſtand eine ſonderbare Sorte von ſogenannten Chriſten, oder vielmehr Schwärmern, in dem Wahn, daß man die Indianer ſchlechterdings ausrotten müſſe, wenn man GOttes Zorn nicht auf ſich laden wolle, wie ehedem die Iſraeliten, als ſie die Canaaniter nicht vertilgten; daher ſie gegen die Bethlehemiſche Gemeine wegen des liebreichen Schutzes, den ſie unſern Indianern angedeihen ließ, äußerſt aufgebracht waren. Die Brüder und Schweſtern in Bethlehem mußten ſich alſo noch immer anſehen als Schaafe, die ſich ſollten ſchlachten laſſen. Wer ſich ſchlafen legte, dachte: wer weiß ob ich wieder aufſtehen werde! Väter und Mütter konnten ihre Kinder nicht ohne Thränen anſehen, wenn ſie ſich vorſtellten, wie es ihnen in den Händen der grauſamen

men Wilden ergehen würde. Indeſſen waren ſie dem HErrn zu allem ergeben; niemand wollte ſein Leben an einem andern Orte zu retten ſuchen, ſondern das allgemeine Hauptanliegen war, zu jeder Stunde fertig und bereit zu ſeyn, vor GOtt zu erſcheinen und in die ewige Ruhe einzugehen. Als ſie vollends hörten, daß nicht nur die Wilden geſagt hätten: "Wir wollen doch ſehen, ob der Brüder GOtt ſie von unſerm Beil erretten kann;" ſondern auch ein chriſtlicher Nachbar ſich ſo herausgelaſſen hatte: "Die Brüder haben immer ſo viel vom Heilande geredet und immer zu Ihm gebetet; nun wird man doch ſehen, ob Er ſie erretten kann:" ſo wurden ſie alle eins, getroſt zu GOtt zu flehen: "HErr, hilf uns, um Dein Selbſt und Deiner eignen Ehre willen!" Er erhörte ſie, und erfüllte ihre Herzen mit einer ganz beſondern Freudigkeit und dem kindlichſten Vertrauen zu Seiner Treue, ließ in allen Verſammlungen eine ſo mächtige Gnade walten und in der Gemeine durchgängig eine ſo zärtliche Bruderliebe regieren, daß alle Berichte von der damaligen Zeit ſich darüber nicht dankbar genug ausdrücken können.

Daß nun die Brüder mit unerſchrockenem Muth auf ihren Poſten blieben, diente ihren Nachbaren zum Schutz; denn wenn ſie gewichen wären, ſo hätte nichts mehr den Strom aufhalten können; das ganze Land von Bethlehem bis Philadelphia wäre den Wilden zum Raube ausgeſetzt geweſen, und ſogar in Philadelphia hätte ſich niemand für ſicher gehalten; daher ſelbſt das Gouvernement die Brüderorte nunmehr als eine Vormauer der ganzen Provinz anſahe. Man erfuhr auch nachher, daß in den Rathsverſammlungen der kriegführenden Indianer oftmals behauptet worden, daß, wenn ſie nur erſt die Brüder weg hätten, alles vor ihnen fliehen würde, und daß ſie deswegen verſchiedenemale die Brüderorte mit ihrer geſammten Macht angreifen wollen.

Bey dem getroſten Vertrauen aber, auf die Hülfe des HErrn, unterließen die Brüder nicht, zu Abwendung der Gefahr alle mögliche Anſtalten zu treffen. Man nahm die Kinder aus den entlegenen Anſtalten nach Bethlehem, umgab dieſen Ort mit Palliſaden, und hielt bey Tage ſowol als in der Nacht gute Wache, wozu ſich ſämtliche erwachſene Mannsleute, ſowol weiße als braune mit der herzlichſten Willigkeit gebrauchen ließen, ob es gleich mit nicht geringer Beſchwerde verknüpft war, indem manchmal in einer Nacht 40 Mann auf die Wache ziehen mußten, und den Tag über doch die nöthige Ruhe nicht haben konnten. An jedem der übrigen Plätze der Brüder befand ſich ein Mann, der Muth und Einſicht hatte, alles gehörig zu dirigiren, und überall ließ man ſcharfe Wache halten. Letzteres geſchahe hernach auch bey den Arbeiten auf dem Felde, da beſonders die Indianer-Brüder gute Dienſte thaten, und ſolches noch dazu als eine Gnade vom HErrn erkannten, deren ſie ſich nicht würdig hielten. "O! wer bin ich, ſagte einer von ihnen, daß ich GOttes Kinder bewachen ſoll? Ich armer Menſch, ich bins nicht werth. Aber wie kann ichs auch thun? Wache Du ſelbſt über ſie, Du lieber Heiland, denn Du allein kannſt es thun!"

Eine ſolche Wachſamkeit war eben ſo nöthig als von guter Wirkung, denn die Brüder waren damals, nach ihrem Ausdruck, wie mitten unter Wölfen, Panthern, Tygern und greulichen Hunden, indem die grauſamen Wilden noch immer fortfuhren mit Morden, Sengen und Brennen das Land zu verwüſten, und wo ſie hinkamen, ſo viel Schaden thaten als ſie nur konnten. Verſchiedene Orte, die von ihnen verheert und verbrannt wurden, lagen ſo nahe bey Bethlehem, daß man daſelbſt die Flammen deutlich ſehen konnte. Einige Mordbrenner kamen auch ſchon mit Brändern an Bethlehem angeſchlichen; andere verſuchten, brennende Lunten

ten auf die Dächer zu ſchießen; 5 bis 6 verſchiedenemale kamen die Wilden in der Nacht angezogen, dieſen und andere Plätze der Brüder zu überfallen; als aber ihre Spionen, die ſie allezeit voraus zu ſchicken pflegen, überall ſo gute Wache fanden, wurden ſie furchtſam und wichen zurück, wie man ſolches nachher von ihnen ſelbſt erfahren hat. So gar am Tage wollten die Wilden einmal ein Feld, auf welchem etwa 40 Schweſtern Flachs rupften, überfallen, und ſich ihrer bemächtigen, waren auch ſchon dichte bey ihnen, und lauerten, nach ihrer Gewohnheit auf dem Bauche liegend. Als ſie aber eben aufſpringen wollten, wurden ſie die Indianer-Brüder gewahr, die mit geladenem Gewehr um das Feld herum Wache hielten, und das verjagte ſie; daß es alſo nie zu einem Gefechte kam, worüber man jedesmal ein eigenes Dankfeſt hätte anſtellen mögen, weil die Brüder, die das Blut ihrer Feinde nicht vergießen wollten, doch eben ſo feſt entſchloſſen waren, die ihrer Wache anvertrauten Schweſtern und Kinder aus allen Kräften zu vertheidigen, da es denn nicht leicht ohne Blutvergießen abgegangen wäre, und auch mancher Feind ſein Leben hätte einbüßen können, welches einen unvergeßlichen Schmerz verurſacht haben würde.

Manches Unglück wurde auch durch Freunde, die GOtt den Brüdern unter den wilden Indianern geſchenkt hatte, abgewendet. So waren einmal 4 Soldaten, die in Easton gelegen hatten, von ihrem Regiment entlaufen, kamen zu den feindlichen Wilden, und erzählten ihnen, daß ſie von Bethlehem kämen, und ſelbſt geſehen hätten, wie die Brüder allen den Indianern, die von Gnadenhütten zu ihnen geflohen wären, die Köpfe abgehackt, dieſelben in Säcke gethan, auf Pferde gelegt, und nach Philadelphia geführt hätten, woſelbſt man ihnen für jeden Kopf 50 Spaniſche Thaler gegeben hätte. Nur 2 Indianer hätten ſie leben laſ-

ſen, die ſie als Partheygänger brauchen wollten. Durch dieſen Bericht wurden die Wilden ſo aufgebracht, daß, ob ſie gleich der Indianer-Gemeine nicht wohl wollten, ſich doch ſogleich ein großer Haufe aufmachte, in der Abſicht, die Brüder alle umzubringen, und ihre Häuſer zu zerſtören. Paxnous aber, der oben gedachte Chief der Schawanoſen, ein unter ſeinem Volke großer Mann, hörte von dieſem böſen Vorhaben, und ſchickte ihnen unverzüglich Boten nach, mit dem Befehl: "Thut den Brüdern nichts übels, ſie ſind gewiß unſchuldig; unterſucht es nur, ſo werdet ihrs ſo finden." Und als die Wilden gleichwol bey ihrem Vorſatz beharren wollten, ſandte er noch einen Boten mit einem ſtarken Belt of Wampom und dem geſchärften Befehl, daß ſie ſogleich umkehren ſollten, denn er wiſſe gewiß, daß die Leute, denen ſie Böſes zufügen wollten, gute Leute wären. Da gehorchten ihm viele, kehrten um, und die übrigen hielten ſich nun nicht für ſtark genug, die Brüder anzugreifen, die, wenn jene beyſammen geblieben wären, bey aller Wachſamkeit einer ſo großen Macht doch ſchwerlich hätten widerſtehen können. Auch geſchahe es, daß freundſchaftlich geſinnte Indianer, die ein böſes Vornehmen der Krieger erfahren hatten, die ganze Nacht liefen, um die Brüder zu warnen, wodurch denn jenes vereitelt wurde; anderer Beweiſe von dem gnädigen Aufſehen GOttes nicht zu gedenken.

Dieſe Standhaftigkeit und gute äußere Verfaſſung der Brüder machte, daß ihre geängſtigten Nachbarn in großer Menge ihre Zuflucht zu ihnen nahmen. Selbſt von entfernten Orten kamen Leute zu hunderten, ſonderlich Weiber und Kinder weinend und ſchreyend zu ihnen geflüchtet, viele ſo, wie ſie in der Nacht, ohne Kleider oder ſonſt etwas mit ſich nehmen zu können, aus ihren Wohnungen entflohen waren. Einmal geſchahe es, daß etliche Brüder von Bethlehem auf dem Wege waren, mit 3 Wagen aus einer Mühle jenſeits

der blauen Berge Frucht zu holen; ehe ſie aber hinkamen, begegnete ihnen ein Theil der Einwohner dieſer Gegend unter Heulen und Wehklagen, weil die Wilden daſelbſt eingefallen waren, gemordet und alles in Brand geſteckt hatten. Sogleich kehrten ſie mit ihren Wagen um, und brachten ſtatt der erwarteten Frucht eine Menge elender Leute die faſt nackend entſprungen waren. Man nahm denn alles, was nur auf irgend eine Art unterzubringen war, mit Freuden auf. Bethlehem, Nazareth, Friedensthal, Chriſtiansbrunn und die Roſe, waren in dieſer Zeit lauter Zufluchtsorte für arme Flüchtlinge, die durch die Mordbrennerey der Wilden in Jammer und Noth verſetzt worden; auch die von den Kindern geräumten Anſtaltshäuſer, desgleichen die Mühlen der Brüder wurden mit dazu gebraucht.

Solchergeſtalt hatte alſo die Weisheit GOttes es lieblich umgedreht, daß daſſelbe Brüdervolk, welches man vorher im Verdacht hatte, daß deſſen Vertrauen auf GOtt nicht Wahrheit ſey, und vielmehr ein heimliches Verſtändniß mit den Feinden dahinter ſtecke, nunmehr den Nothleidenden in der ganzen Gegend, deren viele es in Unwiſſenheit mit gelästert hatten, zur Errettung und Aushülfe in ihrem Elende diente.

Daß die Brüder unter ſolchen Umſtänden bey den auſſerordentlichen Ausgaben, die unvermeidlich waren, in eine gewaltige ökonomiſche Klemme kamen, iſt leicht zu erachten. Sie hatten gerade einen trocknen Sommer gehabt, und ihre Erndte war kaum halb ſo gut ausgefallen, wie ſonſt; der Verluſt, den ſie durch die Verwüſtung ihrer Plantage an der Mahony, des Gemeinorts Gnadenhütten und ihrer dabey befindlichen Mühle erlitten hatten, belief ſich ſehr hoch; überdem war ihnen durch die Wilden mehr als tauſend Büſchel Korn verbrannt worden, die ſie an einem andern Orte liegen gehabt; die Handthierungen waren durch die Unruhen

natür-

natürlicher Weiſe ins Stocken gerathen; die ganze nach Bethlehem geflüchtete und durchaus verarmte Indianer-Gemeine wurde in aller Abſicht von ihnen beſorgt; die von ſo vielen Orten zu ihnen gekommenen Flüchtlinge wurden alle beherbergt, beköſtigt, groſzentheils auch bekleidet, und die häufig durchmarſchirenden Truppen, manchmal mehr als tauſend in einer Woche, umſonſt geſpeiſt und getränkt. Aber auch in dieſem Stücke lieſzen die Brüder den Muth nicht ſinken, ſorgten jezt nur dafür, daſz keines über Mangel am Nothwendigen zu klagen Urſach haben möchte, rechneten übrigens auf unſers lieben Vaters im Himmel auſzerordentlichen Segen, wie auch auf das thätige Mitleiden der Brüdergemeinen in Europa, und beides blieb nicht aus.

Dreyzehnter Abſchnitt.

1756. 1757. 1758.

Zuſtand der Indianer-Gemeine in Bethlehem. Fortgang des Wildenkrieges. Anfang der Friedensunterhandlungen. Die Wilden ſetzen gleichwol ihre Mordbrennereyen noch fort. Zuſtand der Gemeine in Pachgatgoch und der getauften Indianer an der Susquehannah. Anbau von Nain. Die Kriegsunruhen entfernen ſich von den Penſylvaniſchen Grenzen. Vermiſchte Nachrichten.

Die Indianer-Gemeine befand ſich nun in Bethlehem ſo wohl, wie ein Kind in der Mutter Schooſz, war eine tägliche Freude der Bethlehemiſchen Gemeine, und genoſz von derſelben alle Liebe und Freundſchaft. Die Miſſionarien Mack, Grube und Schmick ſamt ihren Frauen bedienten ſie. Nachdem ſie bis daher ſehr enge und wol 70

Per-

Perſonen in einem Hauſe beyſammen gewohnt hatten, ſo baute man ihnen im Frühjahr noch 2 Sommerhütten und überdem eine beſondere Hütte zu ihren Verſammlungen, welche ſo wie die Schulen in möglichſter Ordnung gehalten wurden. Auch wohnten unſre Indianer oftmals den Verſammlungen der Bethlehemiſchen Gemeine bey, und Alte und Junge wuchſen in der Gnade JEſu Chriſti. Verſchiedene fanden ſich beſonders angeregt, mit Seel und Leib dem treuen Heilande zu dienen.

Ein harter Umſtand aber für unſre Indianer war, daß ſie nicht auf die Jagd gehen konnten, weil die Engliſche Regierung 150 Stück von Achten auf einen lebendigen Delawar, und 130 auf einen Scalp geſetzt hatte. Die Indianer in Bethlehem waren zwar ausdrücklich davon ausgenommen; wenn ſie ſich aber weit vom Orte hätten finden laſſen, ſo konnten ſie unter dem Vorwand, daß man ſie für feindliche Indianer gehalten, gar leicht auch von den gegen alle Indianer erbitterten weißen Leuten erſchoſſen werden; daher ſelbſt der Penſylvaniſche Gouverneur ſchriftlich ſie erſuchte, daß ſie ſich nicht weit von Bethlehem wegbegeben möchten. Das verſprachen ſie, und die Brüder hielten darüber, daß nicht dagegen gehandelt wurde: flebeten aber auch zum HErrn, daß Er nicht nur die ihnen anvertrauten Indianer bewahren, ſondern auch nicht zulaſſen möchte, daß irgend ein feindlicher Indianer von ihren Nachtwächtern erſchoſſen würde, weil ſich ſogleich das Gerüchte unter den Indianer-Nationen verbreitet haben würde, daß auch die Brüder ſich durch Kopfhäute von Indianern zu bereichern ſuchten. Und dieſes Gebet erhörte GOtt gnädiglich.

Indeſſen verdienten ſich doch die Indianer-Brüder etwas mit allerley Arbeit in und nahe bey dem Orte. Während der Erndte im Jahr 1756 waren ſie auf allen Brüderplätzen die Wächter der Schnitter. Die Schweſtern machten

ten Körbe, Beſen und andere Arbeit. Doch würde alles, was ſie ſich auf ſolche Weiſe erwarben, zu ihrem äußern Durchkommen bey weiten nicht hinlänglich geweſen ſeyn, wenn ſie nicht von den Brüder-Gemeinen wären unterſtützt worden.

Inzwiſchen ging das Unweſen der Wilden noch immer fort, daher der Gouverneur von Penſylvanien eine Proklamation ergehen ließ, worin er allen Indianern, die in den Feindſeligkeiten beharren wollten, förmlich den Krieg erklärte, diejenigen aber, die das Beil niederlegen wollten, zu einer Friedensunterhandlung zu ſich einlud. Der Oberſte Johnſon und Herr Croghan begaben ſich nach Onondago, mit den Irokeſen über den Frieden zu traktiren; in eben der Abſicht beſchickte der Gouverneur die Delawaren, die aber noch in einem ſehr hohen Tone ſprachen; desgleichen ſandte er eine Botſchaft zu den Indianern an der Susquehannah, mit welcher auf ausdrückliches Verlangen auch einer von den Indianer-Brüdern aus Bethlehem hinauf gehen mußte.

Viele nahmen die Einladung der Regierung an, und begaben ſich nach Bethlehem, wo ſie auf Erſuchen des Gouvernements freundlich aufgenommen und bewirthet wurden. Das Vertrauen zu den Brüdern ging nun ſo weit, daß ſowol die Engländer als auch die Indianer es zweymal aus aller Macht darauf antrugen, den Friedens-Congreß in Bethlehem zu halten. Das letztemal kam auch Herr Croghan mit einem Oberſten von den Onondagern dazu, und beſtand recht hart darauf, mit der Verſicherung, daß auch die Irokeſen es ſo beſchloſſen hätten. Als nun der Biſchof Spangenberg ihn gar nicht bewegen konnte, davon abzugehen, ſo bat er ihn endlich, daß man doch um der vielen in Bethlehem befindlichen Kinder willen ſolches nicht durchſetzen möchte, indem ſelbige bey der Gelegenheit vieles ſehen und hören würden, wodurch ihre bisher in der Unwiſſenheit

böſer

böſer Dinge erhaltenen zarten Seelen leicht geärgert werden könnten. Auf dieſe Vorſtellung ſahe man von Bethlehem ab, und hielt die Friedensunterhandlung in Easton, wohin man die Indianer, die dazu gekommen waren, ſicher geleitete. Der Capitain der Wilden aber, die das Haus der Brůder an der Mahony überfallen hatten, wurde auf dieſem Wege von mehrerwähntem Taddeuskund in einem heftigen Streit umgebracht.

In Easton aber wurde weiter nichts ausgerichtet, als daß die Indianer vom Engliſchen Gouvernement Geſchenke annahmen, und in einiger Zeit wieder zu kommen verſprachen. Taddeuskund, der ſich wie ein Indianer-König betrug, und mit Recht die Kriegstrompete genennt werden konnte, übernahm den Auftrag, zu allen den Völkern, die das Beil aufgehoben hatten, zu reiſen und ſie zu einem dauerhaften Frieden zu bewegen.

Bey Gelegenheit dieſer Unterhandlung und auch nachher hatte man in Bethlehem ſtarken Beſuch von fremden Indianern, die aber in Gebäuden, welche die Brůder auf der andern Seite der Lecha hatten, einquartirt wurden; und um der Sicherheit willen wurde ein jeder von dem Bethlehemiſchen Friedensrichter wegen der Abſicht ſeines Aufenthalts gerichtlich befragt. Dadurch erhielt man ſie im Reſpekt; verſchiedene aber waren doch mit ihrem Beſuche der Indianer-Gemeine zum Schaden. Sonderlich war es ſehr ſchmerzlich, daß der von den Brůdern getaufte Gideon Taddeuskund nicht nur der Hauptanführer der feindlichen Wilden geworden, ſondern ſich nun auch heimlich alle Mühe gab, unter unſern Indianern in Bethlehem Uneinigkeit zu ſtiften, und ſie von der Gemeinſchaft mit den Brůdern abwendig zu machen. Es gelang ihm aber damals noch nicht; ſogar ſeine eigne Frau, die auch getauft war, bezeigte, daß ſie zu JEſu Volk gehöre, und mit den Brůdern leben

und

und ſterben wollte. Andern hingegen diente ihr Beſuch und Aufenthalt ſo nahe bey Bethlehem zu ihrem ewigen Heil. Sie hörten das Wort, das Gnade und Verſöhnung predigt, erkannten ihre Sünden, ſchmeckten den Troſt des Evangelii, ſahen von der großen Wahrheit, daß JEſus Chriſtus Sünder ſelig macht, lebendige Beweiſe vor ihren Augen, und ſehnten ſich nach ihrer Gemeinſchaft.

Unter denen, die zu dieſer Zeit die Erlaubniß ſuchten und erhielten, bey den Brüdern wohnen zu dürfen, erklärte ſich einer beſonders nachdrücklich: "Nun, ſagte er, bin ich hier, und bitte, daß mir die Brüder erlauben mögen, hier zu bleiben; ich will nicht nur einige Tage oder Jahre bey den Brüdern ſeyn, ſondern ſo lange ich lebe, und wenn alle Brüder umgebracht werden ſollten, ſo will ich mich auch mit ihnen umbringen laſſen. Das iſt mein Sinn. Ich ſuche nicht mein Leben zu erhalten, wenn ich es auch könnte, und ſuche auch kein gutes Leben oder etwas dergleichen bey den Brüdern, ſondern nur das Leben für meine Seele." Darauf fing er an herzlich zu weinen und ſagte: "Nun wißt ihr, warum ich hieher gekommen bin." Erfreulich war auch die Erklärung einer Indianerin. "Ich bin, ſagte ſie, einige Tage ſehr betrübt geweſen und wünſche, daß der Heiland ſich über mich erbarmen und mir Glauben ſchenken wolle; ich betrachte die Schweſtern als das feine Mehl, ich aber bin nur wie Kleyen, und glaube, daß ich nicht ſelig werden noch zum Heilande kommen kann, wenn ich nicht mit Seinem Blute getauft und von allen meinen Sünden rein gewaſchen werde." Dieſe Gnade wiederfuhr ihr auch, ſo wie verſchiedenen andern. Selbſt von den Mordbrennern kamen viele, weil ſie in Hungersnoth waren, mit Weib und Kind nach Bethlehem, wo man ihnen, auf Erſuchen des Engliſchen Gouvernements für eine Weile jenſeit der Lecha einen Aufenthalt geſtattete. Da empfingen ſie

täglich das nöthige, und die Brüder tröſteten ſich damit, daß GOtt ihnen dadurch Gelegenheit verſchaffte, ihren Feinden wohl zu thun.

So freundlich man ſich aber ſowol von Seiten der Regierung als auch von Seiten der Brüder gegen die Wilden bewies, ſo mordeten ſie doch wieder in Allemängel, und ein von ihnen verlorner Spies verrieth es, daß es Leute von eben der Geſellſchaft waren, mit welcher man in Easton über den Frieden gehandelt hatte. Vornemlich beunruhigten jezt ihre ſtreifenden Partheyen die Grenzen, die Landſtraßen und ſolche Orte, wo ſie keinen Widerſtand zu befürchten hatten; daher auch die kleinen Landgemeinen der Brüder in Allemängel und Bethel an der Swatara nach langem geduldigen Aushalten endlich doch weichen, und erſtere nach Bethlehem, leztere nach Libanon flüchten mußten.

Bey einem jeden ſolchen Vorgange geriethen die Indianer in Bethlehem in neue Gefahr vor den weißen Leuten, deren viele ſich von ihrer friedlichen Geſinnung immer noch nicht überzeugen konnten. GOtt aber ſchützte ſie, und erhielt ihnen auch die Zuneigung der hohen Regierung, wie denn der Herr Gouverneur ſie am 17ten November 1756 ſelbſt beſuchte, ihre Wohnungen beſahe, über ihre Einrichtung ſein Vergnügen bezeigte, und ſich gegen ſie alle ſehr liebreich bewies.

Gegen das Ende des Jahres brachen die Blattern unter ihnen aus, und man machte ſogleich die Verfügung, daß alle, die ſich davon angeſteckt fühlten, auf die andere Seite der Lecha gebracht und daſelbſt gehörig gepflegt wurden.

Pachgatgoch war während dieſer Unruhen von den Brüdern nicht verlaſſen worden. Der Miſſionarius Jungmann nebſt ſeiner Frau, und die Brüder Eberhard und Utley wohnten daſelbſt, hielten den Gottesdienſt und die Schulen im Segen fort, und genoſſen den erbetenen Schutz ihrer Obrigkeit, welcher ſie auf Verlangen alle ihre Briefe gern

mittheilten, um dem heimlichen auch auf ſie gefallenen Verdachte, als ob ſie Anhänger der Franzoſen wären, keine Nahrung zu geben. Uebrigens fehlte es hier auch nicht an ſchmerzlichen Vorgängen. Verſchiedene Getaufte wichen vom Glauben an JEſum Chriſtum ab, und ergaben ſich wieder dem Dienſt der Sünde. Etliche derſelben kamen darüber elendiglich ums Leben. Einer ſtieß in der Trunkenheit an einen über den Feuer hängenden Keſſel mit Seife, womit er ſich den ganzen Leib verbrannte. Ein anderer erſtach ſeine Frau, verwundete noch einen Indianer tödtlich und erſtach endlich auch ſich ſelbſt. Solche ſchreckende Exempel verurſachten bey den übrigen ein tiefes Nachdenken und eine heilſame Ueberlegung, wie unglücklich ſich diejenigen machen, die GOttes Gnade mit Füßen treten.

Von Wajomick zogen im Jahr 1756 ſämtliche Indianer weg, und ließen ſich theils in- theils oberhalb Tiaogu nieder. Darunter waren verſchiedene von den Brüdern getaufte, die ſich zwar aus den Kriegshändeln ganz herausgehalten, an ihren Seelen aber in dieſer Zeit der allgemeinen Verwirrung nicht wenig Schaden gelitten hatten. Hier befanden ſie ſich nun lange in täglicher Lebensgefahr; auf der einen Seite blieben ſie ſtandhaft dabey, daß ſie zu den Brüdern gehörten, und an dem Kriege keinen Theil nehmen wollten, daher ihnen von den feindlichgeſinnten Indianern immerfort gedroht wurde, daß ſie ihnen das Beil in den Kopf hacken würden: auf der andern mußten ſie ſich vor den weißen Leuten fürchten, die um des auf einen jeden Delawar-Scalp geſetzten hohen Preiſes willen den ſämtlichen Indianern auflauerten und ſie zu tödten ſuchten, daher ſie auch an kein Wegziehen denken durften. Dabey hatten ſie große Hungersnoth auszuſtehen, waren ſo abgeriſſen, daß ſie ſich kaum bedecken konnten, und die Brüder ſahen zu ihrem Schmerz keine Möglichkeit, ihnen zu Hülfe zu kommen.

Im Januar 1757 wurde in Bethlehem eine öffentliche Predigt für die Indianer angefangen. Auch betete man mit ihnen die Kirchen-Litaney, die der Miſſionarius Schmick ins Mahikandiſche überſetzt hatte, wie denn überhaupt in dieſe, ſo wie in die Delawariſche Sprache vieles überſetzt wurde, ſelbſt zum Gebrauch der Schulen. Oft beſungen die Kinder den Heiland und Seine Wunden in Deutſchen, Mahikandiſchen und Delawariſchen Verſen ſehr lieblich.

Unterdeſſen hörte man immer wieder von Streifereyen der Wilden, die zu 20 bis 30 Mann aufs Morden ausgingen. Um deswillen erhielten einige unſrer Indianer in Bethlehem eine Botſchaft von ihren noch unbekehrten Freunden an der Susquehannah, daß ſie zu ihnen kommen möchten; ſie ſchickten ihnen aber die Antwort: "Wir wollen lieber mit den Brüdern, wenn der Heiland es haben will, ſterben und uns verbrennen laſſen, als Ihm untreu werden."

In dieſer Zeit ging Taddeuskund mit großen Haufen von Wilden ab und zu, unter dem Vorwande, am Frieden zu arbeiten, und beſuchte auch oft in Bethlehem; aber ſeine und anderer Wilden Abſichten gingen mehr darauf, die Indianer-Gemeine von Bethlehem nach Wajomick zu ziehen, und wie ſie weder durch Ueberredung, noch durch Drohungen ſie dazu bewegen konnten, ſo brachten ſie bey einer Friedensunterhandlung, die im April deſſelben Jahres zu Lancaſter gehalten ward, mit großer Dreiſtigkeit an, daß ihre Freunde in Bethlehem wie Gefangene gehalten würden, ja nicht einmal jagen dürften, und begehrten daher, daß man ſie nach Wajomick ziehen ließe. Darauf wurde nun zwar von Seiten der Regierung weiter nichts geantwortet, als daß die Indianer, als freye Leute, immer hinziehen könnten, wohin ſie wollten; die Brüder aber wurden doch dadurch, wie auch durch andere Umſtände veranlaßt, nunmehr darauf zu denken, der Indianer-Gemeine, die bis daher in Bethlehem gleichſam

campirt hatte, wieder einen eigenen Wohnſitz zu verſchaffen. Die Nationalgehülfen und übrigen Hausväter waren alle einmüthig dafür, daß ſie, weil ſie nicht nach väterlicher Weiſe, ſondern nach dem Sinne und den Geboten JEſu leben wollten, nothwendig für ſich allein und nicht unter andern Indianern wohnen müßten, wo ſie ſelbſt und ihre Kinder Schaden leiden könnten und würden, wie die Erfahrung ſchon hinlänglich gelehrt hätte. Hievon gab man ſodann dem Engliſchen Gouvernement die gehörige Kenntniß, und die Indianer-Gemeine wandte ſich noch inſonderheit an den Herrn Gouverneur, empfahl ſich ſeinem fernern Schutz und bat um die Erlaubniß, ſich in der Nähe von Bethlehem anbauen zu dürfen. Dieſe ihre Bitte wurde gnädig beantwortet, und man wies ihnen daher mit Bewilligung der Regierung ein den Brüdern zugehöriges Stück Land, das nur eine gute Engliſche Meile von Bethlehem gelegen war, zum Anbau eines eignen Gemeinortes an, welcher nachher Nain genannt wurde.

Mittlerweile zogen im May dieſes Jahres einige Familien, die von der Delawar-Nation waren, nach Gnadenthal, welches auch den Brüdern gehörte, und wurden daſelbſt von dem Bruder Grube bedient, der mit ſeiner Frau bey ihnen wohnte.

Am 10ten Juny ſetzte man den erſten Pfoſten zu Nain, deſſen Bau aber um der noch fortwährenden Kriegsunruhen willen nur langſam betrieben werden konnte. Inzwiſchen blieb die Indianer-Gemeine ſowol in Bethlehem als in Pachgatgoch in einem geſegneten Zuſtande. An beyden Orten hörten hunderte von Wilden das ſeligmachende Evangelium, und verſchiedene derſelben wurden getauft, worunter 2 waren, die mit bey den Mordbrennen geweſen, obgleich ſie nicht ſelbſt gemordet hatten.

Zu Ende des Jahres 1757 ſchien es nun in dieſen Gegenden wieder zu einem dauerhaften Frieden zu kommen.

Deſto

Deſto mehr hingegen hörte man von Unruhen an der Susquehannah, von wo die Franzoſen die Indianer an den Ohio zu ziehen geſucht hatten, damit ſie gemeinſchaftlich mit den Irokeſen gegen die Engländer agiren möchten. Viele hatten ſich auch dazu bereden laſſen. Selbſt der mehrgedachte Chief Paxnous und einige von den Brüdern Getaufte waren mit hinein verwickelt worden, und ob ſie gleich nicht zu Felde zogen, ſo geriethen ſie doch in großes Elend von allerley Art, woran die Indianer-Gemeine ſchmerzlichen Antheil nahm. Einige derſelben aber fanden ſich doch nachher wieder zurecht, erkannten ihre Abweichung, und verſchieden endlich im Vertrauen auf JEſu Verdienſt getröſtet und vergnügt; die übrigen kamen nach und nach wieder in den Schoos der Gemeine; darunter waren etliche ehemalige Einwohner von Gnadenhütten, die man wie halbgefreſſene Schaafe anſehen mußte, indem ſie ſich durch Untreuen tiefe Seelenwunden geſchlagen hatten; deſto mehr nahm man ſich ihrer nun mit Erbarmung und Liebe an, und es war nicht vergebens.

Ueberhaupt ſahe man im Jahr 1758 viele erfreuliche Spuren von der Treue des guten Hirten, der die verirrten Schäflein ſucht und ihnen nachgehet. Benjamin z. E. ließ einen Brief an die Indianer-Gemeine ſchreiben, bekannte ſeine Sünden und beweinte ſie bitterlich. Seine Frau Abigail erzählte, daß ſie ſehr oft allein in den Buſch gegangen ſey und den Heiland gebeten habe, daß Er ſie doch noch einmal zu Seinen Kindern bringen möchte; ſie habe eine ſehr ſchwere Zeit unter den Wilden gehabt, ſo lange ſie unter ihnen habe wohnen müſſen, und habe oft gedacht, ſie wohne unter den Teufeln; es ſey ihr aber auch klar geworden, daß der Heiland ſie in das Unglück nicht hätte gerathen laſſen, wenn ihr Herz zuvor rechtſchaffen geweſen wäre. Ihre Mutter ſagte: "Als ich hörte, daß ſo viele meiner lieben Brüder und Schweſtern von den böſen Wilden todt gemacht

worden, weinte ich ſehr, und war lange ſo betrübt, daß ich oft wünſchte, wenn ich doch bey ihnen geweſen wäre, und mich mit ihnen hätte todtſchlagen laſſen! Ich habe alle Tage und Wochen gezählt, und wenn 4 Wochen vorbey waren, ſo habe ich allemal einen Knoten gemacht, und ſo habe ich 20 Knoten gemacht; ſo lange mußte ich unter den böſen Menſchen ſeyn. Nun bitte ich die Gemeine von Herzen, mir alles zu vergeben, womit ich den Heiland und die Gemeine betrübt habe; nehmt mich doch wieder an; ich habe mich dem Heilande ganz ergeben; ſo lange ich noch lebe in der Welt, will ich nur Ihm leben!"

Das Vergnügen über die Rückkehr ſolcher verirrten Schäflein konnte wol nicht ärger verbittert werden, als wenn dagegen andere, die bis daher bey der größeſten Gefahr treu geblieben waren, ſich nun aus Nebenabſichten verleiten ließen, den ſeligen Zuſtand ihres Herzens mit Unruhe und Noth zu vertauſchen, wie ſich ſolches heuer zum Leidweſen der ganzen Gemeine mit dem ſonſt ſo brauchbar geweſenen Nationalgehülfen Auguſtus ereignete, den ſein Schwager, der mehrgedachte Taddeuskund, durch die Vorſpiegelung, daß er in Wajomick ein viel größerer Mann werden könnte, als er in Bethlehem wäre, ganz von der Einfältigkeit in Chriſto JEſu verrückte. Man gab ſich nun wol alle Mühe, nicht nur den Auguſtus mit Liebe zurecht zu weiſen, ſondern auch den Taddeuskund ſelbſt, der dieſes Jahr mit mehr als 100 ſeiner Leute eine lange Zeit bey Bethlehem wohnte, wieder auf den Weg des Lebens zu bringen; anfangs zeigte ſich auch ein guter Anſchein dazu; er erkannte ſeine ſchreckliche Vergehungen und war darüber bekümmert; "äuſſerlich, ſagte er einmal, habe ich alles, was ich nur verlangen kann; das hilft mir aber nichts, ich habe dabey doch immer ein unruhiges Herz; ich weiß mich noch wohl zu beſinnen, was das heißt, ſein Herz fühlen, aber ich habe alles

ver=

verloren." Auch ließ er die Brüder bitten, daß doch manchmal ein Lehrer auf der Seite der Lecha, wo er und die übrigen fremden Indianer einquartiert waren, predigen möchte, weil ſo viele von ihnen ſich ſchämten, in die Predigt nach Bethlehem zu gehen. Es ſchlug aber mit ihm bald wieder um, und alle Hoffnung zu ſeiner Sinnesänderung verlor ſich. Er unternahm nun ſogar, die ganze Indianer-Gemeine in ihrer Ruhe zu ſtören.

Die Gelegenheit dazu gaben die Friedensunterhandlungen, die endlich ſo weit gekommen, daß das Engliſche Gouvernement mit 300 Indianiſchen Deputirten, die im Namen von 10 Nationen erſchienen, zu Easton Friede machte, wobey, wie behauptet wurde, das mit eine geheime Bedingung geweſen ſeyn ſollte, daß das Gouvernement den Indianern an der Susquehannah eine Stadt bauen, ihnen Lehrer ſchikken und unterhalten ſollte, und daß die Indianer, die bey den Brüdern wohnten, auch dahin ziehen ſollten. Von Seiten der Regierung gelangte hievon an die Brüder nicht das mindeſte; Taddeuskund aber gab vor, daß er von derſelben den Auftrag erhalten hätte, alle Indianer, auch die von Bethlehem mit ſich nach Wajomick zu führen, und verlangte, daß ſie ſich dazu entſchließen ſollten; es würden ihnen an der Susquehannah Felder zum Pflanzen gepflügt, Häuſer gebaut und Brodt verſchafft werden; ſie ſollten auch ihre jetzigen Lehrer mitnehmen; die ſollten ungeſtört da wohnen; und er ſelbſt, Taddeuskund, wollte keinen andern Lehrer haben; auch ſollten ſie Freyheit haben, ſich einen Platz zu erwählen, wo ſie allein wohnen könnten. Die Indianer-Brüder aber gaben ihm zur Antwort: "daß ſie ſehr gern da wohnten, wo ſie jezt wären, denn es ginge ihren jungen Leuten, Weibern und Kindern da wohl; er möchte ihnen daher lieber helfen, daß ſie da ruhig bleiben könnten; ſie wollten ſich deshalb nicht von ihm trennen, ſondern gute

Freunde bleiben." Mit dieſer Antwort war Taddeuskund übel zufrieden, that ſehr wild, und reiſete, nach harten Drohungen, mit großem Unwillen nach Philadelphia ab.

Hier ſollte nun ein allgemeiner Friede mit den Indianer-Nationen geſchloſſen und zu demſelben auch diejenigen Indianer eingeladen werden, die von der Susquehannah an den Ohio gezogen waren, und an obgedachtem Friedensſchluß in Easton keinen Theil genommen hatten. Da nun die Regierung zu dieſer mit Lebensgefahr verknüpften Botſchaft, keinen Europäer finden konnte, ſo ließ ſich endlich der Bruder Friedrich Poſt, der im Wildenkriege von Wajomick nach Bethlehem geflüchtet war, bewegen, ſelbige zu übernehmen. Er brachte es auch, nachdem er zweymal an den Ohio gereiſet, bey den dortigen Wilden ſo weit, daß ſie ihre Deputirten zur Friedensunterhandlung ſchickten. Mit dieſen kam er am 1ſten July in Bethlehem an und ging von da nach Philadelphia, wohin auf Verlangen auch 3 Deputirte der Indianer-Gemeine ſich begaben, die der Miſſionarius Senſemann begleitete, und ihnen nachher das Zeugniß gab, daß ihr dem Sinne JEſu gemäßes Betragen auf die Herren der Regierung einen beſondern Eindruck gemacht habe.

Inzwiſchen ſuchte der arme Auguſtus die ganze Indianer-Gemeine zu überreden, daß alle Indianer, die noch unter den weißen Leuten wohnten, nach Wajomick ziehen müßten, ſonderlich aber die von Bethlehem. Ob nun gleich bey dem Friedensſchluß in Philadelphia dieſer Sache öffentlich gar nicht erwähnt wurde, ſo kam die Indianer-Gemeine darüber doch in Verlegenheit, weil er das Gouvernement immer ſo dreiſt mit hinein mengte. Ueberdem erhielt man ſichere Nachricht, daß verſchiedene heimliche Feinde der Heidenbekehrung unter der Hand ſehr thätig waren, die Indianer-Gemeinen in Bethlehem und Pachgatgoch gänzlich zu zerſtreuen. Als daher Taddeuskund von Philadelphia zurück

kam

kam und unſern Indianern ihre letzte Antwort mit Ungeſtüm abforderte, hielten ſie für rathſam, ihm folgende zu geben: "Wenn es wirklich eine von den Chiefs und dem Gouverneur beſchloſſene Sache iſt, daß wir nicht hier wohnen ſollen, ſo wollen wir an die Susquehanna ziehen, aber blos weil wir ſollen und müſſen; doch können wir dieſes Jahr noch nicht ziehen, weil wir viele Kinder und alte Leute haben."

Hieran mußte Taddeuskund ſich genügen laſſen, und man würde ſich über ſeine Abreiſe herzlich gefreut haben, wenn nicht der durch ihn verführte Auguſtus nebſt ſeiner ganzen Familie mit ihm gegangen wäre, und ſich ſolchergeſtalt von der Gemeine getrennt hätte. GOtt aber verhütete doch, daß ſolches auf andere den Einfluß nicht hatte, den man zuvor befürchtete. Vielmehr erklärten ſich verſchiedene ſehr ernſtlich, daß ſie nicht wegziehen würden, weil es ihnen in ihren Herzen nicht ſo wäre. "Ich kann nicht denken, ſagte unter andern Jakob, daß ich wo anders leben könnte, als bey der Gemeine. Ich bin nun 16 Jahre bey den Brüdern und ſehe mich an wie ein Kind, das ein halbes Jahr alt iſt; wenn zwey Hände das Kind unter die Arme faſſen, ſo kann es gehen, ſo bald ſie es aber los laſſen, ſo fällt es zu Boden; ſo ſehe ich mich an; die Brüder greifen mir unter die Arme, und führen mich gerade auf den Heiland zu; wenn ich von ihnen wegginge, ſo hätte ich keinen Führer mehr, da würde ich fallen." Um aber doch den Läſterern das Maul zu ſtopfen, wiederholte man etlichemal die Deklaration, daß ein jeder, der von Bethlehem wegziehen wollte, alle Freyheit dazu habe, und wer ſich nicht ordentlich aufführte, den werde man weggehen heißen.

Unter allen dieſen Umſtänden war es mit dem Anbau von Nain ſo weit gediehen, daß dieſer Ort im Herbſt bezogen und am 18ten October der Verſammlungsſaal eingeweiht werden konnte, worüber die Freude der Indianer

Gemeine überaus groß war. Hier wurde nun alles wieder eben ſo eingerichtet, wie es in Gnadenhütten geweſen war. Die gottesdienſtlichen Verſammlungen, zu deren Beſorgung auch oftmals Lehrer von Bethlehem kamen, waren ſehr geſegnet; über den äußern Ordnungen hielten die dazu geſetzten Männer, und auf die Schulen verwendete man großen Fleiß, wie man ſich den überhaupt die rechte Behandlung der Jugend, auch bey ihren Eltern, zu dieſer Zeit beſonders angelegen ſeyn ließ, wobey die Nationalgehülfen durch ihre treuherzigen Erinnerungen oft gute Dienſte thaten. Als z. E. einmal etliche Mütter in des Gehülfen Joſua Gegenwart ihre Kinder über Leichtſinn und Ungehorſam mit Naturhitze beſtraften, gab er ihnen eine ſehr ernſtliche Erinnerung und ſagte: "Ihr lieben Schweſtern! ich ſehe, daß ihr in Anſehung eurer Kinder in einem ganz verkehrten Sinne ſtehet. Das iſt nicht die Art der Brüder, mit den Kindern umzugehen und zu reden; woher haben denn die Kinder das Böſe und den Ungehorſam? ſie haben ja das alles von euch; daher ſollt ihr euch ſchämen und den Heiland um Vergebung und auch um Gnade bitten, daß ihr euren Kindern künftig ein beſſeres Exempel geben könnt; und wenn ihr dabey den Heiland um das Heil eurer Kinder mehr anrufet, ſo werdet ihr weit mehr bey ihnen ausrichten, denn ſie ſind jezt noch wie junge Bäume, aber ihr müßt die rechte Methode brauchen, ſie zu ziehen!" Dieſe Ermahnung nahmen die Mütter mit Beſchämung und Dankbarkeit an, und ſie hatte gute Folgen.

So wie vorher Bethlehem, ſo wurde nunmehr Nain von fremden Indianern häufig beſucht, wobey die Miſſionarien einmal mit 20 von Catholiſchen Prieſtern getauften Indianern, von der Nothwendigkeit des wahren und lebendigen Glaubens an JEſum ausführlich ſprachen und ihnen zeigten, wie ſehr derjenige ſich betriegt, der im Dienſte der Sünde lebt, und ſich damit tröſten will, daß er doch getauft iſt.

Bey

Bey den Beſuchenden befand ſich auch ein wilder junger Indianer, mit dem man ein beſonderes Mitleiden hatte. Er war eben in der Stube, als es zur Schule lautete, und ein Kind von 3 Jahren ſagte: ich will in die Schule gehen und Verſel ſingen. Da er das hörte, ſprach er zum Vater des Kindes: "ich habe es meiner Mutter noch nicht vergeben, daß ſie mich von den Brüdern genommen hat; mein Herz hatte etwas vom Heilande gefühlt, und ich habe, als ich weg war, die Kinder noch oft im Geiſte in der Schule ſitzen geſehen, und es war mir, als hörte ich ſie ſingen; aber wenn ich mich jezt anſehe, was für ein ſchlechtes Leben ich führe und wie verwildert ich bin, ſo denke ich, meine Mutter iſt Schuld daran. Es fällt mir wol eine Weile her gar manchmal ein, daß ich mich bekehren ſollte, ich kann mich aber nicht mehr zurechte finden, ich armer Menſch!"

Uebrigens kamen nun die Getauften, die im Jahr 1754 nach Wajomick gezogen, oder bey dem Ueberfall der Wilden an der Mahony, an die Susquehannah hinauf geflüchtet waren, faſt alle wieder zurück und wollten gern mit in Nain wohnen. Sie mußten ſich aber auf der andern Seite der Lecha aufhalten, bis man von ihrer vorgegebenen Reue und Herzensänderung genugſame Beweiſe hatte, da man ihnen dann die Wiederannahme nicht verſagte.

In dieſen Jahren erreichten gar viele Indianer-Brüder und Schweſtern das Ziel ihres Glaubens, und es kam dabey oftmals vor, daß Sterbende noch in ihren letzten Stunden ihre nächſten Blutsfreunde aufforderten, ihnen die Hand darauf zu geben, daß ſie unſerm Heilande bis ans Ende treu bleiben und auch die Gemeine nicht verlaſſen wollten, welches allemal einen tiefen Eindruck machte. Beſonders erbaulich war das Ende des alten Bruders Michael, den die Miſſionarien in ihren Berichten die Krone der Indianer-Gemeine zu nennen pflegten. In ſeiner Jugend war er ein

ver-

verſuchter und tapferer Kriegsmann, und hielt unter andern einmal in einem Gefechte 6 bis 8 Stunden muthig aus, da wol 20 Kugeln in den Baum geſchoſſen wurden, bey welchem er ſeinen Poſten hatte. Hernach war er einer der Erſtlinge, die ſich zum HErrn bekehrten, ward im Jahr 1742 getauft, und blieb von der Zeit an in einem ſeligen Gange, ohne viel Geräuſch, ohne viel Abwechſelung, wandelte Chriſto zur Ehre, war immer heiter, und verſchied auch mit großer Freudigkeit. Sein vergnügter Blick im Sarge machte mit den Figuren, die er von ſeiner Kriegszeit her auf dem Geſichte hatte, einen artigen Contraſt. Auf der rechten Seite an der Schläfe hatte er eine große Schlange, und in der Mitte der Unterlippe fing eine Stange an, die über die Naſe zwiſchen den Augen durch, bis über die Stirn hinauf aufs Haupt ging; an dieſer Stange befand ſich alle viertel Zoll eine runde Figur, wie ein Scalp; auf dem linken Backen hatte er 2 Spieße kreuzweiſe übereinander, und an dem Kinnbacken einen wilden Schweinskopf, alles ſehr ſauber gemacht.

Vierzehnter Abſchnitt.

1759. 1760. 1761. 1762.

Nain freut ſich des geſchloſſenen Friedens, und nimmt zu. Etwas von Pachgatgoch. Anbau von Wechquetank. Vermiſchte Nachrichten. Spangenberg geht nach Europa zurück. Trauriger Zuſtand in Pachgatgoch. Friedrich Poſts Unternehmung am Ohio mißlingt.

Nachdem die Franzoſen das Fort Duquesne, welches ſie erobert hatten, ſelbſt geſprengt, verbrannt und ſich von da weggezogen, die Engländer aber an den Platz ein

ein neues Fort, unter dem Namen Pittsburg gebauet hatten, änderte ſich, wie bekannt, die ganze Kriegsſcene in Nordamerika, und vom Anfange des Jahrs 1759 wurde Penſilvanien ſamt den benachbarten Provinzen von den Wilden nicht mehr beläſtigt, wofür GOtt an allen Orten der Brüder, vornemlich in Nain mit lautem Jubel gelobt, und inſonderheit auch dafür geprieſen wurde, daß Er nicht nur die Indianer-Gemeine bey den heftigſten Erſchütterungen und ſchärfſten Prüfungen beyſammen und ins ganze in Einem Sinne erhalten, ſondern ſelbſt unter den wilden Indianern mitten im Kriege Sein Gnadenwerk hatte fortgehen laſſen, indem immer welche durch Sein Wort aus dem Sündenſchlafe waren erweckt und in Seinem Namen getauft worden.

Nain nahm nun zu, und ward ein recht lieblicher Ort, bekam einen eigenen Gottesacker, und eine Glocke zum Geläute, welche die Einwohner von dem, was ſie ſich von ihrem Verdienſte erſpart hatten, ſelbſt bezahlten. Auch diejenigen Indianer, die ſonſt bey Nazareth gewohnt hatten, zogen dahin, und kamen in einen ſeligern Herzensgang. Für die ledigen Indianer-Brüder wurde ein eigenes Haus gebaut, worin der Bruder Rothe die beſondere Aufſicht über ſie hatte, mit dem ſie ſich dann fleißig über ihren Seelenzuſtand unterredeten; hier hatten ſie auch ihre Chorverſammlungen, und ſo wie er ihnen mit Lehre, Troſt und Ermahnung zu dienen ſuchte, ſo diente ihm hinwiederum ihr Umgang dazu, daß er die Delawar-Sprache leichter und geſchwinder erlernte.

Die Maſern, die im März des Jahres 1759 in Nain ausbrachen, verurſachten zwar, als etwas ungewohntes, im Anfange einen nicht geringen Schrecken; als aber von 47 Kranken kein einiges ſtarb, ſchämten ſich die Kleinmüthigen, daß ſie ſich mit der Anwandlung einer Furcht vor dem Tode eingelaſſen, da ſie doch durch das leibliche Entſchlafen

zu JEſu Chriſto, ihrem beſten Freunde, gekommen ſeyn würden.

Im äußern war dieſes Jahr ungemein geſegnet, Felder und Gärten trugen weit reichlicher, als man erwartet hatte, und die Jagd war ſehr austräglich, wobey zugleich ſo manche Bewahrung GOttes mit Lob und Dank erkannt wurde. Unter andern war der junge Indianer Joſua einmal in großer Lebensgefahr. Er ſchoß nach einen jungen Bären, auf deſſen jämmerliches Geſchrey die alte Bärin mit großem Gebrülle auf den Joſua herzugelaufen kam, aber durch ſein entſetzliches Geſchrey zurückgeſchreckt wurde, ſo daß er ihr glücklich entlief.

Unter den fremden Indianern, die in dieſem Jahre in Nain beſuchten, war der heidniſche Lehrer in Machwihiluſing, Namens Papunhank, beſonders merkwürdig. Er hatte ſeine heidniſche Sittenlehre viele Jahre mit großem Eifer getrieben; da er ſelbſt aber und ſeine Zuhörer dabey in die gröbſten Laſter immer tiefer fielen und in ihren Herzen unruhig blieben, ſo wurden viele ſeiner Leute zweifelhaft, ob er auch ein wahrer Lehrer wäre, und er ſelbſt geſtand ihnen aufrichtig, daß er das nicht thun könne, was er ſie lehre. Als er nun in Nain die Predigt von dem Glauben an JEſum den Gekreuzigten hörte, bezeugte er, daß er zwar bisher einen GOtt geglaubt habe, daß GOtt aber ein Menſch geworden und für die Menſchen geſtorben ſey, das ſey ihm verborgen geweſen, und er fange an zu glauben, daß ihm das fehle. Endlich brach er in Thränen aus und ſagte: "Ach GOtt, erbarme Dich über mich und hilf mir, daß Dein Tod meinem Herzen klar werde!" Er wohnte darauf in Bethlehem einer Taufhandlung bey, und äußerte ſich nachher gegen einen Bruder, wie es ihm dabey ſo zu muthe geweſen, daß er in ſeiner Sprache keine Worte finden könne, ſich darüber deutlich zu machen. Er wünſche nur, daß

ſich

ſich der GOtt, den der Lehrer vor der Taufe beſchrieben habe, ſeinem Herzen bald offenbaren möchte. In dieſer Geſinnung ging er wieder nach Hauſe, rief ſogleich ſeine Leute zuſammen, und machte ihnen ſeine Erfahrung mit großem Nachdruck bekannt. "Ihr lieben Leute, ſagte er dabey, ich habe euch bisher viel Gutes geſagt und einen guten Weg gelehrt; ich finde aber, daß es doch nicht der rechte iſt. Wenn wir wollen ſelig werden, ſo müſſen wir die Lehre der Brüder annehmen."

In Pachgatgoch hielt ſich dieſes Jahr der Miſſionarius Grube eine Weile auf, und ſeine öffentlichen Vorträge waren Einheimiſchen und Fremden zu großem Segen. Hier hatten die Miſſionarien auch Gelegenheit, mit ſeparatiſtiſchen Indianern bekannt zu werden, die von Presbyterianern getauft, hernach von ihnen wieder ausgeſtoßen worden, ſich nun zuſammen hielten und aus ihrer Mitte einen Prediger gewählt hatten, mit welchem einmal 17 Perſonen nach Pachgatgoch zum Beſuch kamen, daſelbſt täglich 3 bis 4 Verſammlungen hielten und ſich mit der Indianer-Gemeine viel zu thun machten, aber mit ihrem ganzen Weſen bewieſen, daß ſie bedaurenswürdige Menſchen waren.

Im Uebrigen wurde die Indianer-Gemeine in Pachgatgoch von den Werbern ſehr geplagt; viele junge Leute ließen ſich, durch ihre liebliche Vorſtellungen vom Kriegsleben, dazu verführen: andere bedienten ſich dieſer Gelegenheit, den weißen Leuten zu entgehen, denen ſie ſchuldig waren und nicht bezahlen konnten. So groß der Schmerz der Miſſionarien hierüber war, ſo konnten ſie doch, weil dieſe armen Leute im Namen der Landesregierung geworben wurden, nichts dabey thun, als ſie an die ihnen wiederfahrne Gnade GOttes wehmüthig erinnern, und für ſie beten, daß ſie aus dem Elende, in welches ſie ſo ohne Noth hinein rannten, einmal wieder erlöſet werden möchten. Nicht weniger

ſchmerz-

ſchmerzlich waren die heimlichen Bemühungen einiger chriſtlichen Nachbaren, die erweckten Indianer von der Taufe abzuhalten, wodurch es denn in dieſem Jahre vorkam, daß ein ſolcher ungetauft ſtarb, der vor etlichen Jahren ein Verlangen nach dieſer Gnade gehabt hatte.

In Nain fanden ſich unterdeſſen immer mehrere aus der Irre wieder herzu; ſo daß man aus Mangel des Platzes ſich genöthiget ſahe, die Indianer-Gemeine zu theilen. Zu dem Ende kaufte die Gemeine zu Bethlehem 1400 Acker Landes hinter den blauen Bergen, zum Anbau eines zweyten Miſſionsplatzes, welcher Wechquetank genannt wurde. Schon im April 1760 begab ſich der Miſſionarius Senſemann mit etwa 30 getauften Indianern dahin, denen nach und nach mehrere folgten. Der Bau ging gut und glücklich von ſtatten, und alles wurde hier eben ſo eingerichtet, wie in Nain. Am 28ſten April ward daſelbſt die erſte Verſammlung unter freyem Himmel gehalten, und der neue Ort der Gnade und dem Schutze GOttes empfohlen; am 6ten May konnte ſchon der Miſſionarius ſein aufgeblocktes Haus beziehen, und am 26ſten Juny ward auch as Verſammlungshaus oder die Kirche mit Loben und Danken eingeweihet. Wechquetank wurde dann vom Biſchof Spangenberg und andern Brüdern fleißig beſucht, und blieb überdem mit Nain in beſtändiger Verbindung und Gemeinſchaft.

An beyden Orten ging nun die öffentliche Verkündigung des Verſöhnungstodes JEſu, die Seelenpflege der Gemeinglieder, der Unterricht der Jugend, und die liebreiche Anfaſſung der häufig beſuchenden fremden Indianer in großem Segen fort. Unter letztern befand ſich abermals der im vorigen Jahre erwähnte Papunhank mit ſeiner Frau und noch 33 Perſonen, bey denen das, was in Nain an ihren Seelen geſchah, nicht vergeblich war. So herzlich man ſich darüber freute, ſo wenig war man mit den Nantikoks zufrieden,

die von Scheninge kamen, und abermals einen Verſuch machten, die Indianer-Gemeine an die Susquehannah zu ziehen, die ſolches aber ohne weiteres von ſich wies, und die Erklärung der Miſſionarien bekräftigte, daß niemand durch ſie am Wegziehen gehindert würde, und alſo ein jeder, der in Nain und Wechquetank bliebe, es darum thäte, weil es ihm ſelbſt ſo gefiele.

Im Auguſt dieſes Jahres kam die Nachricht von dem Tode des würdigen Herrn Grafen von Zinzendorf nach Bethlehem und würde auch in Nain, Wechquetank und Pachgatgoch öffentlich bekannt gemacht, wobey es ſich auf eine liebliche Weiſe zeigte, wie allgemein dieſer theure Knecht GOttes und treue Jünger JEſu unter den Indianern geliebt und geehrt war. Unzählige Thränen weinten ſie ihm nach, und dankten dabey dem guten Heilande für alle die Segen, die Er durch den Dienſt dieſes Seines ſo außerordentlich thätigen Knechtes auch ihnen hatte zufließen laſſen. "Ach, ſagte unter andern der alte Jacob, dieſe Nachricht thut mir ſehr wehe; ich habe den Mann GOttes in Oley bey meiner Taufe ſehr lieb gewonnen, und glaubte immer, ihn hier noch zu ſehen. Nun iſt die Hoffnung zu Ende; ſo lang ich aber lebe, werde ich ihn nicht vergeſſen." "Er war der erſte, ſagte die Eſther, der mir die Wunden JEſu in Schekomeko nannte und beſchrieb. Das fuhr damals gleich in mein Herz, ich fühlte Liebe zum Heilande und war auch ſogleich willig, mich Ihm ganz zu ergeben. Nun iſt er eher beym Heilande als ich, und kann Seine Wunden grüßen und küſſen," u. ſ. w. ſolche und dergleichen Aeußerungen hörte man gar viele von denen, die dieſen dem Dienſte JEſu ſo ganz ergebenen Herrn von Perſon gekannt, und den übrigen oft von ihm erzählt hatten.

An den Kindern erlebte man in dieſem Jahre manche Freude. Eine kleine Roſina, z. E., die als eine Wayſe von

einer alten ungetauften Verwandtin gepflegt wurde, ſagte die Nacht vor ihrem Verſcheiden zu derſelben: “ich bin nun getauft, liebe Großmutter, mit des Heilandes Blut, und werde bald zu Ihm gehen; ich bitte dich recht ſehr, laß dich auch bald mit des Heilandes Blute waſchen und ſelig machen, damit du ſo ſelig zu Ihm gehen könneſt, wie ich; ſonſt aber wirſt du nicht zum Heiland kommen.” Dieſe Predigt des Kindes gab der alten Frau einen ſolchen Eindruck, daß ſie über ſich ſelbſt ſehr bekümmert ward, ſich nach Vergebung der Sünden und Begnadigung zu JEſu Füßen ſehnte, und bald um die Taufe bat, die ihr auch nicht lange nachher angedient wurde. Ein kleiner Ludwig von 5 Jahren, deſſen Vater noch ungetauft und ein wilder Kriegsmann war, ermahnte denſelben oft, daß er ſich doch bekehren möchte, und brach endlich einmal in die Worte aus: “Vater! du machſt es ſehr ſchlecht, und wenn du nicht willſt anders werden, ſo gehe lieber aus dem Hauſe, ich kann dein böſes Leben nicht mehr anſehen.” Bald hernach entſchlief das Kind ſehr vergnügt. Die kleine Rahel glaubte eines Tages von niemand geſehn noch gehört zu werden, und that folgendes Gebet: “Lieber Heiland, nimm mich doch bald zu Dir, ich bin müde, hier länger zu leben; mein armes Herz verlangt bey Dir zu ſeyn; Du weißt auch, daß es für mich armes Kind viel beſſer iſt, wenn ich bey Dir bin.” Ein anderes Kind, Namens Sophia, die vermuthlich der Erzählung zugehört hatte, wie einem Indianer-Bruder auf der Jagd die Büchſe losgegangen, die Kugel durch den Mund gefahren und den einen Backen aufgeriſſen hatte, betete mit Thränen für ihren Vater, der auch auf der Jagd war, und ſagte: “Lieber Heiland! Du weißt, daß mein Vater im Buſch iſt; Du ſiehſt ihn auch alle Tage; ich bitte Dich, erhalte ihn geſund, und bringe ihn auch geſund wieder zu uns; ich will Dir dann auch vielen Dank ſagen.” Und dieſes Gebet ward erhört.

Der

Der Miſſionarius Schmick bediente im Jahr 1760 die Gemeine in Nain, Mack aber ging nach Pachgatgoch, löſte den Bruder Grube daſelbſt ab, und ſetzte deſſen geſegnete Arbeit treulich fort. Bey den daſelbſt noch fortwährenden Werbungen fragte einmal ein Engliſcher Capitain einen getauften Indianer, ob er ſich nicht wollte werben laſſen. Nein, ſagte dieſer, ich bin ſchon geworben. Wer iſt denn dein Capitain? Antwort: Ich habe einen ſehr guten und vortreflichen Capitain, das iſt JEſus Chriſtus, dem will ich ewig dienen und mein Leben aufopfern; worauf der Engliſche Capitain ganz beſchämt wegging.

Nain ward nun immer mehr im Lande bekannt, und gewann auch das Vertrauen und die Liebe ſeiner Europäiſchen Nachbarn, zumal da die Einwohner unverkennbare Beweiſe davon ablegten, daß ſie wahre Freunde der weißen Leute waren. Durch ihre Bemühung wurden verſchiedene weiße Kinder, die in dem vorigen Wildenkriege gefangen weggeführt und bey dem Friedensſchluſſe nicht wieder ausgeliefert worden, aus der Gefangenſchaft erlöſt, und ihren Eltern, die ſie ſchon als Todte beweint hatten, zu ihrer unbeſchreiblichen Freude wieder gebracht.

Im Februar 1761 kam ein weißer Mann mit Weinen und Wehklagen nach Nain und bat, daß ein paar Indianer-Brüder ihm und ſeiner Frau helfen möchten, ihr Tages vorher verlornes Töchterchen wieder aufzuſuchen. Sogleich machten ſich etliche Brüder auf, fanden bald des Kindes Fußſtapfen, und 2 Engliſche Meilen von der Eltern Hauſe auch das Kind ſelbſt, mit einem alten Röckchen bedeckt, zwar noch am Leben, von der Kälte aber faſt erſtarrt. Die frohen Eltern breiteten nun überall aus, was für geſchickte und dabey dienſtwillige Leute dieſe Indianer wären, und ſolche Vorkommenheiten machten, daß die Nähe einer Indianer-Stadt ihren weißen Nachbarn nicht

mehr fürchterlich war, vielmehr mit der Zeit recht angenehm wurde.

Im Auguſt 1761 hielt das Engliſche Gouvernement abermals in Easton eine Unterredung mit den Deputirten von vielen Indianer-Stämmen, und Nain hatte bey der Gelegenheit ſtarken Beſuch, ſowol von Taddeuskund und ſeiner Geſellſchaft, die wieder über hundert Perſonen ausmachte, als auch von vielen andern, wie man denn das ganze Jahr hindurch 652 fremde Indianer zählte, die hier beſuchten, und auch alle, mit Beyhülfe der Gemeine in Bethlehem, geſpeiſt und getränkt wurden. Da war dann hier, ſo wie in Wechquetank, wohin auch viele zum Beſuch kamen, die vornehmſte Beſchäftigung der Miſſionarien und der Nationalgehülfen, allen, die nur hören wollten, das Wort GOttes reichlich zu verkündigen, deſſen Kraft ſich auch an gar vielen aufs herrlichſte bewies. Bey dem mehrgedachten Papunhank aber fand man, daß er zwar ſeinen GOtt und Schöpfer gern kennen lernen, dabey aber doch auch gern ein Lehrer ſeines Volks bleiben und ſich ſelbſt und andere überreden wollte, daß ſein Glaube ſchon der rechte ſey. Der Bruder Schmick hielt daher für nöthig, ihm unter vier Augen die ganze reine Wahrheit zu ſagen, und wünſchte ihm am Ende ein vom heiligen Geiſte gewirktes Gefühl ſeines Elendes, ſeines Unglaubens, und ein ernſtliches Verlangen nach der Vergebung ſeiner Sünden, da er denn bald JEſum Chriſtum als ſeinen GOtt und HErrn und als ſeinen Verſöhner kennen lernen und die mächtige Kraft ſeines heiligen Blutes erfahren würde. Zu dieſer Unterredung kam der Nationalgehülfe Joachim, und ſagte hernach zum Papunhank: "Du redeſt ſo viel von deinem Glauben und haſt nichts; wenn man glaubt, ſo hat man auch. Dein Glaube iſt eben ſo, als wenn ich jezt glauben wollte oder ſollte, ich hätte Strümpfe an

meinen

meinen Füßen, und ich hätte doch keine, das wäre wunderlich!"

Im Herbſte 1761 erhielt man in Nain die ſchreckhafte Nachricht, daß in den Jerſeys ein Indianer von einem weiſſen Manne erſchlagen worden. Das ganze Land, dem die Grauſamkeiten des kaum beendigten Wildenkrieges noch in friſchem Andenken waren, wurde dadurch aufs neue in Furcht und Schrecken geſetzt. Auch Taddeuskund kam mit der traurigen Nachricht von Philadelphia, daß der Krieg bald wieder angehen würde, deſſen Veranlaſſung die Indianer lediglich den Chriſten und ihrem Rumhandel zuſchrieben. Viele Leute begaben ſich ſchon auf die Flucht, und auf Seiten der Brüder fing man an, um Wechquetank, welches der Gefahr am nächſten lag, ſehr beſorgt zu werden. Die Unruhen legten ſich aber für die Zeit wieder, und alles blieb in ſeinem gewöhnlichen Gange.

Im Frühjahr 1762 beſuchte der Miſſionarius David Zeisberger die wieder nach Wajomick gekommenen bekannten Indianer, ſonderlich den alten Abraham, der die Brüder hatte wiſſen laſſen, daß er krank ſey. Alles hörte wieder mit Begierde die ſanfte Stimme des Evangelii, und viele bejammerten ihren traurigen Zuſtand, in den ſie ſich gegen alle Warnungen der Brüder und ihres eigenen Herzens geſtürzt hatten. Der oberwähnte durch Taddeuskund verführte Auguſtus und ſeine Frau Auguſtina beſuchten darauf in Nain, redeten mit den Miſſionarien unter vielen Thränen über ihren unſeligen Gang, und wollten gern umkehren, wenn ſie nur von dem Heilande und den Brüdern wieder angenommen würden. Da nun ihre Reue ernſtlich war, vergab man ihnen herzlich gern, nahm ſie wieder als Glieder der Gemeine an, und GOttes tröſtende Gnade erfüllte ihre Herzen wieder mit Friede und Freude. So reiſeten ſie wieder nach Wajomick. Nach etlichen Monaten aber brach daſelbſt die Ruhr aus,

und die Kranken ſchickten ſogleich nach Bethlehem und baten um den Zuſpruch eines Bruders. David Zeisberger ging alſo wieder dahin, und hatte das Vergnügen, verſchiedene in ihren letzten Stunden zu tröſten und zu ſehen, daß ſie im Glauben an JEſum und Sein Verdienſt ſelig entſchliefen. Darunter war auch gedachter Auguſtus, der kurz vor ſeinem Ende ſeine Freunde zuſammen rufen ließ und zu ihnen ſagte: "Ihr wißt, daß ich, ſo lange ich hier geweſen, ſehr ſchlecht und unſelig, und auch äußerlich arm gelebt habe, weil ich ungehorſam und untreu worden war. Vergeſſet das alles, und denket nicht mehr daran, denn ich habe mich zum Heilande gewendet, um Gnade und Vergebung meiner Sünden gebeten, und der gute und liebe Heiland und auch die Brüder haben ſich meiner erbarmet und mir alle meine Sünden vergeben. Nun iſt mein armes, furchtſames Herz zufrieden geſtellt, und ich werde bald zum Heiland gehen; darum denkt nicht mehr an mein ſchlechtes Leben, folgt nicht meinem böſen Exempel, ſondern denkt an den Heiland und folgt Ihm und den Brüdern, ſo wird es euch gut gehen, ſonſt aber nicht." Darauf ſagte er noch: "Nun will ich mich wieder legen," und ſo wie er ſich legte, verſchied er. Seine Frau war ihm etliche Tage voran gegangen, und ihre Schweſter, des Taddeuskunds Frau, folgte ihnen recht ſelig nach. Ein anderer getaufter, Namens Daniel, ging unterdeſſen nach Nain und ſagte: daß ihn bey der Krankheit in Wajomick eine Furcht überfallen habe, daß er auch ſterben werde, darum habe er ſich entſchloſſen, nach Nain zu gehen, wo er, wenn er krank würde, doch täglich vom Heilande hören könnte; er legte ſich auch wirklich bald hernach an der Ruhr und war voll Verlangen nach JEſu Troſt und Gnade, wovon er auch in ſeinem Herzen eine göttliche Verſicherung bekam. Hierauf ward ſeine Sehnſucht, beym HErrn daheim zu ſeyn, ungemein groß und ſein Ende war ſehr erbaulich. So er-

rettete

rettete der gute Hirte dieſe arme Schaafe, um die man vor andern ſehr bekümmert geweſen, und deren Rückkehr man kaum mehr gehofft hatte.

In Nain zeigten ſich bey den fortwährenden Beſuchen fremder Indianer geſegnete Früchte von der Predigt des Evangelii, ſonderlich im Jahre 1762 da im Sommer wiederum zwiſchen dem Engliſchen Gouvernement und den Irokeſen, Delawaren und andern Indianern zu Lancaſter eine Unterhandlung gepflogen wurde, die faſt alle Nain beſuchten und das Wort vom Kreuz zum ewigen Heil ihrer Seelen zu hören bekamen. "Ach, ſagte einer von ihnen, ſo was habe ich noch nie gehört, daß unſer GOtt und Schöpfer die Sünder annimmt und ihnen gnädig ſeyn will, wenn ſie zu Ihm kommen, und daß ſie ſo, wie ſie ſind, mit allen ihren Sünden und mit ihrer Armuth zu Ihm kommen dürfen. Gottlob, daß ich her gekommen bin und dieß ſchöne und erfreuliche Wort gehört habe;" wobey er in ein lautes Weinen ausbrach. Ein anderer Nantikok, ein junger Menſch, der 4 Wochen lang in Nain den Verſammlungen fleißig beywohnte, hernach wieder nach Philadelphia ging, und daſelbſt ſtarb, ſagte vor ſeinem Ende zu ſeinen zwey Brüdern: "In Nain haben ſie den rechten Glauben, da habe ich oft gehört, daß unſer Schöpfer ein Menſch geworden und am Kreuze für unſere Sünden geſtorben iſt, daß man Ihn begraben hat, daß Er wieder auferſtanden und gen Himmel gefahren iſt, und daß, wer an Ihn glaubt, ſelig wird, und wenn man ſtirbt, zu Ihm kommt und ewig gut und ſelig lebt. Wenn ihr es gern hören wollt, ſo geht dahin, und wenn ich hier ſterbe, ſo laßt meine Gebeine in der Erde ruhen und holet ſie nicht weg, nach eurer Gewohnheit." Seine Brüder kamen auch bald nach Nain, erzählten es und ſetzten hinzu, daß ihr Bruder noch viel zu GOtt gebetet und Ihn um Gnade und Erbarmung angerufen habe, bis er geſtorben ſey.

In dieſem Jahre 1762 hatte die Indianer-Gemeine den Schmerz, daß der von ihr ſo ſehr geliebte Biſchof Spangenberg ſich für immer mit derſelben verabſcheidete, und ſeinem Rufe nach Europa folgte, nachdem er von 1736 an, und beſonders ſeit 1744 in Amerika mit großer Angelegenheit und unter ſichtbarem Segen dem HErrn gedient, und vornemlich an der braunen Heerde unvergeßliche Liebe und Treue aufs thätigſte bewieſen hatte. Die Biſchöfe Petrus Böhler und Nathanael Seidel übernahmen nun ſein Amt, das den Brüdern in Amerika anvertraute Werk GOttes ins ganze zu bedienen, und ließen ſich inſonderheit auch die Wohlfahrt unſrer Indianer mit herzlicher Sorgfalt angelegen ſeyn.

Unter den Mitgliedern dieſer Gemeine, die im Jahr 1762 mit ihren letzten Stunden bewieſen, daß ſie im Glauben des Sohnes GOttes gelebt hatten, war beſonders die Abigail mit ihrem lichten, fröhlichen Weſen und ihrem Verlangen, bey Chriſto zu ſeyn, allen, die ſie beſuchten, zu großer Erbauung. Unter andern ſagte ſie zu den Schweſtern: "Ich gehe gerade zu meinem lieben Heiland, der mich bis in den Tod geliebet hat; ich fühle Ihn in meinem Herzen; o wie froh und dankbar bin ich, daß Er mich arme Sünderin zu Gnaden angenommen hat." Sie ermahnte auch ihren Mann und ihre Freunde, ſich dem Heilande ganz zu ergeben und bey Ihm zu bleiben, und verſchied darauf ſehr vergnügt, im 25ſten Jahre ihres Alters. So ſelig entſchlief auch Petrus, der noch kurz vorher zu ſeinem ihn beſuchenden Lehrer ſagte: "Mein Leib iſt ſehr krank, aber mein Herz iſt geſund, und Tag und Nacht beym Heiland, ich gehe ſehr gern zu Ihm!"

Ein kleiner Abraham, noch nicht 4 Jahr alt, war während ſeiner Krankheit nicht nur geduldig und vergnügt, ſondern auch ſeinem Vater, deſſen Gemüth eben damals nicht heiter war, zum bleibenden Segen. Den Tag vor ſeinem

Ver-

Verſcheiden fragte er ihn: Vater, haſt du mich lieb? Ja, ſagte der Vater; das Kind wiederholte dieſe Frage und der Vater bekräftigte es wieder. Endlich fragte das Kind den Vater: Haſt du aber auch den Heiland lieb? Nein, ſagte der Vater, ich bin jezt ſehr arm und elend; — ja, wenn du den Heiland nicht lieb haſt, erwiederte das Kind, ſo haſt du mich gewiß auch nicht recht lieb. Die letzten Worte des Kindes waren: "Nun gehe ich zum Heilande." Ein anderes krankes Kind verlangte, ſo oft es lauten hörte, daß die Eltern es in die Verſammlung tragen möchten; und wenn dieſe ſagten: Du biſt ja krank, bleib doch liegen! ſo erwiederte das Kind: Nein, erſt in die Verſammlung, um etwas vom Heilande zu hören, hernach will ich mich wieder legen. In dieſer Sehnſucht nach dem großen Liebhaber der Kinder blieb es, bis ſeine Seele zu Ihm überging.

In Pachgatgoch erhielt ſich die Indianer-Gemeine noch im Jahre 1762 wiewol unter vielen Schwierigkeiten. Die allzuſtarke Nachbarſchaft der weißen Leute brachte ſie immer mehr ins Gedränge. Man zwackte ihnen von ihrem Lande ein Stück nach dem andern ab; ihr äußeres Beſtehen ward dadurch von Jahr zu Jahr ſchwerer, ſie geriethen in Schulden, und mußten ſich unter den weißen Leuten mehr und mehr zerſtreuen, um etwas zu verdienen; und was ſie gleichwol nicht bezahlen konnten, wurde mit ſolcher Strenge eingefordert, daß den armen Leuten ſogar ihr geringer Hausrath genommen wurde. Dieſes Betragen der weißen Leute machte die unbekehrten Indianer ſo muthwillig, daß ſie die gläubigen Indianer, denen ſie ohnehin gram waren, bald hie bald da, ſelbſt auf der Landſtraße anfielen, mißhandelten, und einige blutig ſchlugen. Die traurige Folge von dem allen war, daß verſchiedene Getaufte das Auge vom Heilande und ſeiner Hülfe abwandten und ſich mit Dingen einließen, die ihr Gemüth verfinſterten. Einige junge Leute

wurden ſogar zur Sünde verführt und ſtürzten ſich in groſſen Jammer. Das verurſachte bey der Gemeine ins Ganze ein niedergeſchlagenes Weſen, und ſelbſt der Miſſionarius wurde von einer gewiſſen Muthloſigkeit angewandelt. GOtt aber ermunterte ihn immer wieder, ſonderlich durch die bey der öffentlichen Verkündigung Seines Wortes waltende kräftige Gnade, wobey er manchmal eben ſo viel weiße Leute als Indianer zu aufmerkſamen Zuhörern hatte. Auch diente ihm das fortwährende gute Vernehmen mit der dortigen Obrigkeit zu nicht geringer Unterſtützung. Denn der Friedensrichter ermahnte ſelbſt bey aller Gelegenheit die Indianer-Gemeine, daß ſie ihrem Lehrer gehorſam ſeyn, und wenn etwas bedenkliches vorkäme, es allezeit ihm zuerſt ſagen und es ſeinem Gutfinden überlaſſen möchten, ob die Sache von der Art ſey, daß ſie der Obrigkeit vorgelegt werden müßte. Dadurch wurden viele Klagen abgewendet, indem die Miſſionarien immer dafür waren, daß ihre Pflegbefohlne nach der Vorſchrift des Apoſtels lieber Unrecht leiden als ſich vor Gericht darüber beklagen ſollten.

Am Ohio, woſelbſt ſich ſeit dem letzten Kriege noch einige von den Brüdern getaufte Indianer befanden, ließ ſich für die Zeit noch nichts anfangen. Doch wohnte der Bruder Friedrich Poſt, wiewol nach eigener Wahl, etwa 100 Engliſche Meilen hinter Pittsburg im Tuskaroratown, und hatte die Abſicht, unter dortigen Indianern eine Miſſion anzufangen; die Brüder wünſchten ihm GOttes Segen dazu, und als er ſie um einen Gehülfen bat, der ihm in ſeiner äuſſern Wirthſchaft beyſtehen, und dabey die Delawariſche Sprache lernen könnte, machten ſie es der Gemeine in Bethlehem bekannt, da denn der Bruder Johann Heckewälder ſich freywillig dazu entſchloß, ſich dahin begab, und auch wirklich die Sprache erlernte; Poſts Miſſionsabſicht aber wurde nicht erreicht.

Funfzehnter Abſchnitt.

1763.

Lieblicher Gang in Nain und Wechquetank. David Zeisbergers Beſuch in Machwihiluſing an der Susquehannah. Ausbruch eines abermaligen Wildenkrieges. Gefährliche Lage der Indianer-Gemeine in Nain und Wechquetank. Einfall der Wilden in ein Iriſches Settlement. Die Gemeine von Wechquetank flieht nach Nazareth. Nain iſt wie eingeſchloſſen. Die ganze Indianer-Gemeine wird nach Provinz-Eiland hinter Philadelphia in Sicherheit gebracht. Trauriger Vorfall in Caneſtoga und Lancaſter. Beunruhigung der Indianer-Gemeine auf Provinz-Eiland.

In den erſten Monaten des Jahres 1763 hatten die Gemeinen in Nain und Wechquetank eine beſonders angenehme Zeit. Im äußern richteten ſie ſich immer beſſer ein, bauten ſich mehr an, und man konnte ihre Orte nicht ohne Vergnügen anſehen. In Nain wurde überdem am 2ten März zur Freude der Gemeine der Grundſtein zu einem neuen und viel geräumigern Verſammlungshauſe gelegt, welches ſchon am 29ſten May eingeweiht werden konnte.

Das angenehmſte aber war die freundliche Gnadenheimſuchung GOttes unſers Heilandes, der ſich ſonderlich in der Paſſions- und Oſterzeit an den Herzen unſrer Indianer ſo mächtig bewies, daß ſie aufs neue ſich mit Seel und Leib Ihm zum ewigen Eigenthum hingaben. Faſt alle bezeugten, daß ſie in denen großen Tagen etwas unausſprechliches in ihren Herzen genoſſen hätten, und daß es ihnen ſo geweſen wäre, als ob der Heiland vor ihren Augen erſt wäre gekreuzigt worden. "Wir fühlen es, ſagte einer, daß wir Ihm

alle die Schmerzen verurſacht haben, aber wir ſind auch froh, daß Er alles überſtanden hat und nun ewig lebt.” Eine alte blinde Schweſter konnte ſich nicht dankbar genug darüber ausdrücken, wie der treue Heiland ihrer Seele ſo gnädig ſey, und wie Er ſich zu ihr herablaſſe, ihr alle Noth erträglich zu machen. Sobald ihr etwas zu ſchwer werden wolle, nahe Er ſich ihrem Herzen und zeige ihr im Geiſte Seine offne Seite und Seine durchbohrten Hände und Füße. Ach da verſchwindet mir alles, ſagte ſie, was mich in dem ſeligen Vergnügen ſtören wollte.

Bey dieſer allgemeinen Freude am HErrn an beyden Orten gedachte man auch fleißig an die noch in der Irre herumgehenden ehemaligen Mitglieder der Gemeine, die man gern alle, ſchon hier in der Zeit gerettet, getröſtet und vergnügt geſehen hätte. Deſto ſchmerzhafter war die Nachricht, die man im April erhielt, daß der ofterwähnte untreu gewordene Taddeuskund, ohne vorher zur Selbſterkenntniß gekommen zu ſeyn, in Wajomick durch ein in ſeinem Hauſe entſtandenes Feuer, ein elendes Ende genommen, worauf die beſoffenen Indianer ſein ganzes Dorf angeſteckt und in die Aſche gelegt hatten. Dagegen hatte man den Troſt, andere verirrte wieder herbey kommen zu ſehen. Darunter war die alte Sarah, Abrahams Witwe, die ſich mit ihrer Tochter und ihrem jüngſten Sohne von der Susquehannah nach Wechquetank wandte, und gar ſehr bat, ſie wieder anzunehmen. Sie bezeugte, daß ſie nicht gern die Gemeine verlaſſen, aber doch ihrem Manne hätte folgen müſſen. Er habe auch vor ſeinem Ende zu ihr geſagt: “ich bin ſchuldig, daß du hieher kommen biſt, vergib mirs; gehe du wieder zurück und bitte, daß ſich der Heiland und die Brüder deiner erbarmen und dich wieder annehmen.” Das geſchahe auch; die Einwohner von Wechquetank freuten ſich über ihre Umkehr, und bauten ihr ſogleich ein Häuschen.

Im

Im May 1763 that der Bruder David Zeisberger nebſt dem Indianer Anton eine Beſuchreiſe an der Susquehannah bis Machwihiluſing hinauf, von woher man Nachricht erhalten hatte, daß eine allgemeine Bekümmerniß ums Seligwerden unter den dortigen Indianern zu ſpüren, niemand aber da ſey, der denen, die Ruhe für ihre Herzen ſuchten, zu ſagen wüßte, wie ſie dazu gelangen könnten; denn Papunhank, der daſige heidniſche Lehrer, hatte bey ihnen allen Credit verloren. Ehe nun noch David Zeisberger dahin kam, begegnete ihm ein Einwohner von Machwihiluſing, Namens Job Schelloway, der gut Engliſch ſprechen konnte, und erzählte ihm, daß ſie ſchon 6 Tage Rath gehalten hätten, wie ſie einen wahren Lehrer bekommen könnten; ſie hätten ſich aber noch nicht weiter vereinigen können, als daß ſie den Papunhank nicht hören wollten, weil ſie glaubten, daß er ihnen nicht das rechte Wort GOttes predigte. Zeisberger, der nach dem Heil der armen Heiden ein brennendes Verlangen hatte, ſahe hieraus, daß er wie gerufen kam, eilte in den Ort hinein, ward von Papunhank liebreich aufgenommen und beherbergt, und hatte noch denſelben Abend die Freude, daß das ganze Dorf zuſammen kam und GOttes Wort von ihm zu hören begehrte. "Wir alle waren ſehr froh, ſagten ſie, als ihr hier eintratet, und wir ſagten zu einander: Da kommen die Leute, auf die wir ſchon lange gewartet haben, die werden uns den rechten Weg zeigen, auf dem wir ſelig werden können." Davon ging Zeisbergers Mund nun über, und er verkündigte mit großer Kraft das Wort der Verſöhnung. "Das iſt, ſagte er zum Schluß, die rechte reine und wahrhaftige Lehre; ſo ſtehts in der Bibel, ſo hab' ichs an meinem eignen Herzen erfahren; ich bin der Sache gewiß, und verſichere euch, daß kein anderer Weg zum Seligwerden iſt, als allein durch JEſum Chriſtum, der für uns ein Menſch geworden, ge-

ſtorben

ſtorben und wieder auferſtanden iſt.” Anton beſtätigte dieſes Wort auch mit ſeiner Erfahrung, und ließ ſich keine Müdigkeit hindern, bis ſpät in die Nacht die Kraft des Blutes JEſu Chriſti ſeinen Landsleuten anzupreiſen. Des andern Tages früh um 5 Uhr ward ſchon wieder eine Verſammlung gehalten, weil die Weibsleute gerade im Pflanzen begriffen waren, und gern erſt etwas hören wollten, ehe ſie an die Arbeit gingen. So ging es alle Tage fort, ſo lange der Beſuch währte. Diejenigen Indianer, die vor kurzem aus dieſem Dorfe etwa 20 Engliſche Meilen weiter hinauf gezogen waren, wurden durch Boten auch herbey geholt, hörten das Wort des Lebens mit großer Begierde, und Zeisberger erfuhr hier auf eine beſondere Weiſe, wie angenehm es iſt, ſolchen Seelen zu predigen, die durch den Geiſt GOttes ſchon aufgeregt ſind, ſich nach einem Heilande und Erretter umzuſehen. Und da er bemerkte, daß einige unter ihnen darauf verfallen waren, in eigner Kraft ein frommes Leben zu führen und gute Werke zu thun, um ſich den Himmel damit zu verdienen; ſo zeigte er ihnen in einer Rede, daß das nicht der rechte Weg ſey, zu GOtt zu gelangen, ſondern wir müßten einer wie der andere, erſt als verdammungswürdige Sünder zu JEſu kommen und unſer Herz durch Ihn ändern laſſen; alsdann könnten wir auch gute Werke zu GOttes Wohlgefallen ausüben, ja es ſey uns dann Luſt gutes zu thun.

Die ſelige Bewegung, die an dieſem Orte durch Zeisbergers Vorträge entſtand, war allgemein. Manche weinten Tag und Nacht um Troſt über ihre Sünden, und ſelbſt Papunhank wurde in den Verſammlungen ſo hingenommen, daß er, wie die andern, um JEſu Gnade ſchrie. Die Hausväter wurden endlich eins, die Brüder in Bethlehem feyerlich zu erſuchen, daß ſie ihnen einen Lehrer ſchicken möchten, der bey ihnen wohnte und ihnen das Evangelium verkündigte.

digte. Mit dieſem Auftrage reiſete Zeisberger nebſt ſeinem Gefährten vergnügt nach Bethlehem zurück, woſelbſt, nach reifer Ueberlegung, fürs beſte gehalten ward, daß er wieder nach Machwihiluſing ginge und für die Zeit als Miſſionarius daſelbſt wohnte. Er begab ſich bald mit Freuden auf die Reiſe. Eines Tages, als er ſeine Nachthütte befeſtigen wollte, hackte er ſich in den Fuß, und würde durch das ſtarke Bluten ohnmächtig. Der Nationalgehülfe Nathanael, der ihn begleitete, holte ſogleich ein ihm bekanntes Kraut, legte es auf die Wunde, und Zeisberger erholte ſich nicht nur von der Ohnmacht, ſondern ſeine Wunde heilte auch ſo geſchwind, daß es ihm unbegreiflich vorkam. Nach einer harten Reiſe kamen ſie in Machwihiluſing glücklich an, waren dem Papunhank und allen übrigen ſehr willkommen, und Zeisberger fand die Leute noch eben ſo hungrig nach dem Worte, das GOttes Liebe prediget, wie er ſie verlaſſen hatte.

Bald darauf kamen etliche wohldenkende Männer von einer andern chriſtlichen Geſinntheit, die von den Indianern an andern Orten zum Predigen eingeladen worden, auch nach Machwihiluſing. Zeisberger war freundlich gegen ſie, und ließ es gern geſchehen, daß ſie Verſammlungen hielten. Die Indianer aber veranſtalteten aus eigner Bewegung eine Rathsverſammlung aller Mannsleute, luden gedachte Männer dazu, und Papunhank erzählte ihnen ganz einfältig, wie es ihnen die Zeit her gegangen, und daß ſie nun die Brüder, die ihnen auf ihr Gebet von GOtt geſandt worden, zu ihren Lehrern angenommen hätten, bey deren Wort ſie auch ſo was beſonderes fühlten, daß ſie ihre Lehre nunmehr für die rechte hielten, und keine andere verlangten; womit jene denn auch zufrieden waren und dem Bruder Zeisberger guten Fortgang wünſchten, mit dem Beyfügen, daß er etwas großes unternommen und eine ſchwere Laſt ſich aufgebürdet

habe.

habe. Der Miſſionarius, der zu dieſem Entſchluſſe der Indianer nicht das mindeſte beygetragen, wurde dadurch aufs neue angeregt, den Glauben an JEſum Chriſtum, ihren Herzen unermüdet anzupreiſen. Dazu fanden ſich auch Zuhörer von Wajomick und andern Orten herbey, deren einige wol 100 und mehr Engliſche Meilen entfernt waren. Viele, die jezt nicht kommen konnten, entſchloſſen ſich ſchon, ſo bald als möglich auch dahin zu ziehen, um ſeinen Unterricht zu genießen, und es ſchien als ob unſer Heiland hier ſein Feuer und Heerd haben wollte. Papunhank, dieſer ſonſt von ſich ſelbſt ſo eingebildete Mann wurde in kurzer Zeit von der Kraft des Wortes vom Kreuz dermaßen durchdrungen, daß er alle eigne Gerechtigkeit gern fahren ließ, und nur über ſeine Sünden und über die ſchreckliche Verdorbenheit, die er bey ſich fand, weinte und wehklagte; jedermann ſahe es ihm an, daß etwas außerordentliches bey ihm vorging; er konnte weder eſſen noch trinken, redete endlich mit dem Bruder Zeisberger über ſein bisheriges Leben gründlich aus, bekannte ſeine Sünden, und bat dringend und demüthig um die Taufe, zu der er auch am 26ſten Juny gelangte. Vorher legte er mit vielen Thränen ein ſchönes Zeugniß vor allem Volke ab und erzählte, wie ihm der treue Heiland ſein groſſes Elend und Verderben zu fühlen gegeben. Er habe ihnen vor dieſem gepredigt und von ſich geglaubt, daß etwas gutes an ihm wäre, habe aber nicht gewußt, daß er ein ſo ſchlechter Menſch, ja der ärgſte Sünder unter ihnen allen ſey; ſie möchten ihm doch alles vergeben und vergeſſen, was er bisher gethan habe! Nach dieſer herzlichen Erklärung taufte Zeisberger dieſen Erſtling von Machwihiluſing mit innigſter Bewegung ſeines Herzens und unter einem ſo mächtigen Gefühl der Gegenwart GOttes, daß die ganze Verſammlung davon wie übernommen und mit Ehrfurcht erfüllt wurde. Der Täufling bekam den Namen Johannes, und war

nach=

nachher in ſeinem ganzen Weſen wirklich wie neugeboren. Ein anderer, der ſonſt Papunhanks Gegner geweſen war, gleich nach ihm getauft und Petrus genannt wurde, konnte nicht genug bezeigen, wie leicht ihm nun ſein Herz geworden, da es vorher ſo ſchwer geweſen, daß er es nicht habe ausſtehen können.

Zeisberger mußte aber, mitten aus ſeiner Freude über dieſen Segen des Evangelii, nach Bethlehem zurück berufen werden, weil man ſchon zu Anfang des Monats Juny daſelbſt fürchterliche Nachrichten bekam von den Feindſeligkeiten der Indianer an den Landſeen von Canada und am Ohio, woſelbſt ſie viele hundert weiße Leute ermordet hatten. Nun fielen ſie auch in Penſylvanien ein, und man erwartete eben ſo ſchauervolle Auftritte, als im Jahr 1755 geweſen waren. Die Schwärmer, deren ich in erwähntem Jahre gedacht habe, wachten nun wieder auf, breiteten überall aus, daß dieſer neue Krieg eine Strafe GOttes ſey, weil ſie, wie die Iſraeliten, nicht alle Canaaniter ausgerottet hätten, und wollten nun ſämmtliche Indianer ohne Unterſchied vertilgt wiſſen.

Die Einwohner von Nain und Wechquetank geriethen darüber in beſondere Verlegenheit. Alle Mannsleute, die zum Theil ſehr weit auf die Jagd gegangen waren, wurden ſogleich durch Boten zurück berufen. Auch ſchickten beyde Orte gemeinſchaftlich eine unterthänige Addreſſe an den Gouverneur von Penſylvanien, worin ſie ihren Abſcheu vor den Feindſeligkeiten der Wilden bezeugten und um Schutz baten, deſſen ſie auch von dieſem Herrn, ſo lange ſie ſich nicht in den Krieg miſchen würden, in den gütigſten Ausdrücken verſichert wurden.

Nun hieß es wol immer, daß die Irokeſen es nicht zulaſſen wollten, daß auf der Oſtſeite der Susquehannah gemordet würde; und da auch die Provinz Penſylvanien einige

Compagnien Soldaten angeworben hatte, die großentheils eben ſo gekleidet gingen wie die Indianer, und bis in die Gegend der Gemeinorte ſtreiften, ſo glaubte man, daß man von den feindlichen Indianern nicht ſo leicht überfallen werden könnte: allein gerade das, womit man ſich am meiſten beruhigen wollte, ward die Quelle unbeſchreiblicher Angſt und Noth. Es kamen nemlich 4 fremde Indianer vom Ohio, die alles gute vorgaben, in Bethlehem, Nain und Wechquetank beſuchen. Hintennach aber erfuhr man, daß ſie zu einer Bande Mörder gehörten, die einen Einfall thun, vorher aber ihre Verwandten aus Wechquetank wegholen wollten, und da ſie ſahen, daß ſo viele Soldaten im Buſch hin und her ſtreiften, eilten ſie mit Furcht und Zittern wieder davon. Darüber kamen unſere Indianer bey den Soldaten in den Verdacht, als ob ſie ein gefährliches Einverſtändniß mit den Feinden unterhielten Weil ſie nun vor einem Angriff auch von weißen Leuten nicht ſicher waren, ſo machten ſie unter ſich aus, daß ſie ſich gegen dieſe nicht wehren, den Wilden aber tapfer widerſtehen wollten. Auch ließen ſie ſichs, auf Verlangen der Befehlshaber der Truppen, gefallen, wenn ſie zu weißen Leuten gingen, ein beſonders Zeichen zu tragen, woran man ſie als friedliche Indianer erkennen wollte. Uebrigens richteten alle Nachbarn von Wechquetank ihr Auge auf dieſen Ort, den viele ihren einzigen Troſt nannten, blieben ruhig, ſo lange die Indianer-Gemeine nicht flüchtete, baten aber zu wiederholtenmalen, daß, wenn es dazu kommen ſollte, man es ſie ja ſogleich wiſſen laſſen möchte, weil ſie alsdenn auch die Flucht nehmen wollten.

Im Auguſt kamen Zacharias und ſeine Frau, die vor einiger Zeit ſich von der Gemeine in Wechquetank getrennt hatten, dahin wieder zum Beſuch, und thaten, was ſie konnten, den Einwohnern vor den weißen Leuten bange zu

machen.

machen. Eine Frau, Namens Zipora, ging auch wirklich mit ihnen fort. Bey dieſen armen Leuten aber traf das Wort recht zu: "Wer ſein Leben erhalten will, der wird es verlieren." Sie übernachteten an der Buchkabuchka, und da der Engliſche Capitain Wetterhold mit Soldaten da lag, ſo ſchliefen ſie auf dem Boden einer Scheuer ganz unbeſorgt; in der Nacht aber wurden ſie von eben dieſen Soldaten überfallen; die Zipora wurde auf die Dreſchflur herunter geſtürzt und todt geſchlagen; Zacharias entſprang; ſie ſetzten ihm aber nach und ermordeten ihn, desgleichen ſein kleines Kind und ſeine Frau, obgleich letztere vor ihnen auf die Knie fiel, und um ihr Leben bat.

Die Soldaten trauten nun unſern Indianern noch viel weniger, denn ſie vermutheten, daß des Zacharias 4 Brüder, die in Wechquetank wohnten, ſeinen Tod in Gemeinſchaft mit den übrigen Einwohnern des Ortes würden zu rächen ſuchen. Sie wollten ihnen daher nicht mehr erlauben auf die Jagd zu gehen und drohten dem erſten Indianer, den ſie im Buſche antreffen würden, den Tod; doch ließ ſich endlich der Capitain Wetterhold, durch die ſtandhafte und wiederholte Vorſtellungen des Miſſionarius Grube, davon abbringen. Das half für eine Weile und es war ein Glück für Wechquetank, daß es zu dieſer Zeit einen ſo wackern Miſſionarium hatte, der auf der einen Seite ſeine Indianer unabläßig tröſtete, zur Einigkeit vermahnte und feſt darauf beſtand, daß niemand ſich einfallen ließe, allein zu flüchten, indem ſie alle zuſammen bis zuletzt aushalten, und die Laſt des Wachens gemeinſchaftlich tragen müßten; auf der andern aber auch für ſeine Leute väterlich ſorgte, und ſichs nicht verdrießen ließ, zu ihrem Beſten mit den Befehlshabern der Miliz manchen harten Stand zu haben. Am ſchwerſten hatte ers mit einer Iriſchen Freycompagnie, die den Einwohnern ungeſcheut ankündigte, daß keiner ſich im

Buſche ſollte finden laſſen, der nicht auf der Stelle niedergeſchoſſen ſeyn wollte, und daß, wenn nur noch ein weißer Menſch in dieſer Gegend getödtet würde, das ganze Iriſche Settlement ſich aufmachen, und in Wechquetank alles umbringen würde, ohne dazu auf den Befehl des Gouverneurs oder des Friedensrichters zu warten.

Aehnliche Drohungen kamen nach Nain, und ob die armen Indianer gleich auch hier unter dem Schutz des Gouvernements ſtanden, und auf allen ihren Wegen, ſelbſt wenn ſie nur in der Nähe auf die Jagd gingen, mit gehörigen Päſſen verſehen waren, ſo war es doch allemal faſt ein Wunder, wenn ſie wohlbehalten nach Hauſe kamen. Sehr oft erſchreckte ſie ein blinder Lerm; am 8ten October aber zu Mitternacht erhielt man durch einen Boten die gewiſſe Nachricht, daß feindliche Wilde ein Iriſches Settlement, 8 Engliſche Meilen von Bethlehem gelegen, überfallen und den Capitain Wetterhold, ſeinen Lieutenant, etliche Soldaten und Herrn Stanton getödtet hatten, deſſen Frau durch unvorſichtige Reden über einige Indianer, die bey ihnen eingekehrt waren, Schuld an dieſem Unglück war, aber ihren Händen entkam.

Dieſe betrübte Begebenheit ſetzte unſre Indianer in Nain und Wechquetank ſamt ihren Lehrern in doppelte Gefahr, entweder von den Wilden, oder von den weißen Leuten, welche letztere nun gegen ſämmtliche Indianer äußerſt erbittert und wie unſinnig wurden, umgebracht zu werden. Sie konnten aber dabey nichts anders thun, als ſich ihrem treuen GOtt und HErrn zu allem Seinem Willen zu übergeben und die ihnen ſo nöthige Hülfe lediglich von Ihm zu erwarten. Indeſſen wurde an beyden Orten bey Nacht und Tage gute Wache gehalten. Die Indianer-Brüder hatten dabey einen getroſten Muth und ſagten: "Die böſen Leute ſind ja nur Würmchen gegen den Heiland; Er kann uns ſchon in Sei-

nen Schutz nehmen und eine Furcht über ſie kommen laſſen;" das geſchahe auch wirklich Tages darauf am 9ten October, da ſich 50 feindſelige weiße Männer auf der andern Seite der Lecha verſammlet hatten, Nain in derſelben Nacht zu überfallen und alles zu ermorden. Ein gut geſinnter Nachbar aber machte den Feinden ihr Vorhaben ſo bedenklich und gefährlich, daß ſie davon ablieſſen, und wieder nach Hauſe gingen. Dieſe gnädige und faſt wunderbare Errettung reitzte die Indianer-Gemeine, GOtt herzlich zu loben und Ihn für Seine Treue demüthig anzubeten.

An demſelben Tage, da es um Nain ſo mißlich ausſahe, kam auch nach Wechquetank eine Iriſche Freycompagnie, in der Abſicht, ſämmtliche daſige Indianer umzubringen, denen ſie mit ſchäumender Wuth Schuld gaben, daß ſie die Mordthat in ihrem Settlement begangen hätten. Grube hatte alles zu thun, ihnen zu wehren, und die Unmöglichkeit ihres Vorgebens zu beweiſen, indem er und ſeine Leute ſelbſt täglich in Gefahr wären, von den Wilden überfallen zu werden, und ſich alſo von ihrem Orte nicht verrücken dürften; ja er mußte, da die aufgebrachten Leute noch nicht davon abſtehen wollten, das an ihrem Orte von den Wilden vergoßne Blut an dieſen unſchuldigen Schaafen zu rächen, ſeine Zuflucht zu Wohlthaten nehmen und ihnen Eſſen und Trinken vorſetzen, wodurch er ſie endlich beſänftigte. Gleichwol lieſſen ſie ſich beym Weggehen verlauten, daß, wenn die Wechquetanker nicht bald wegzögen, ſie wieder kommen und ihr Vorhaben gewiß noch ausführen würden. Die Looſung des Tages: **GOtt hilft ihr frühe**, lag dem Bruder Grube dabey immer im Gemüthe, tröſtete ihn, und in der Abendverſammlung tröſtete er damit auch die geängſtete Gemeine, und ermunterte ſie, an GOttes Hülfe nicht zu zweifeln. Die darauf folgende Nacht wachte alles; man merkte Spionen um den Ort herum, ſahe auch ein Feuer das ein Lager an-

 zeigte,

zeigte, und erwartete einen Ueberfall, den GOtt aber vermuthlich durch den ſtarken Regen, der in dieſer ſtockfinſtern Nacht fiel, verhinderte.

Indeſſen ſahe man nun wol, daß es Verwegenheit ſeyn würde, die Flucht noch länger aufzuſchieben, und der Miſſionarius erhielt von Bethlehem die dringendſte Anweiſung, mit ſeiner ganzen Gemeine ungeſäumt aufzubrechen, und nach Nazareth zu eilen, von woher man ihnen einige Wagen entgegen ſenden wollte. Wie ſich aber alles zur Abreiſe ſchickte, hörte man in der Nähe vom Orte 10 Schüſſe. Unſere Indianer dachten, die Wilden hätten die Soldaten überfallen, und wollten den letztern zu Hülfe eilen. Da aber der Miſſionarius es ihnen nicht zuließ, machten ſie ſich im Orte zur Gegenwehr fertig und formirten einen großen Kreis. Als nun der Bruder Grube, während daß ſeine Frau die Schweſtern tröſtete, den Brüdern Muth zuſprach und ſie ermahnte, auf GOttes Hülfe zu harren, ſagte der Indianer Bruder Petrus zu ihm: "ja, das iſt gut, aber ſtehe du nicht vor mir, ſondern tritt hinter mich, denn ich will lieber, daß ich eher erſchoſſen werde, als du." Gleich darauf aber nahm die Parthie, gegen die man ſich wehren wollte, mit einem Indianiſchen Kriegsgeſchrey ihren Abmarſch, und man erfuhr nachher, daß es eine Compagnie Soldaten geweſen, die unſere Indianer aus dem Orte locken wollte, um mit ihnen zu fechten.

Nachdem hierauf die Wagen von Nazareth angekommen waren, ging der Abzug am 11ten October Mittags vor ſich, nicht ohne Betrübniß, daß ſie das ſchöne Wechquetank, wo ſie ſich mit ſo vieler Mühe angebaut hatten, ſo bald mit dem Rücken anſehen, und ihre ganze Erndte nebſt einem Theile ihres Viehes im Stiche laſſen mußten. Die Brüder hielten zu beyden Seiten des Weges im Buſche gute Wache, ſonderlich die Nacht, da ſie unter freyem Himmel lagen. Und

ſo brachte ſie GOtt am folgenden Tage glücklich nach Nazareth, zu großer Freude der dortigen Gemeine, die nun auch, wie im Jahr 1755 die Bethlehemiſche, eine Indianer-Gemeine auf eine Zeitlang zu beherbergen und zu verpflegen bekam, mit einem Liebesmahl dieſelbe gar herzlich empfing, und mit Kleidung ſehr reichlich beſchenkte.

Nach etlichen Tagen ward der Bruder Grube zum Gouverneur nach Philadelphia berufen, der ſich wegen der gegen die Brüder ausgeſtreuten harten Beſchuldigungen mit ihm beſprach, den Ungrund derſelben genugſam einſah, und ſich wie ein guter Vater äußerte, worüber unſre Indianer bey des Miſſionarius Rückkunft eine kindliche Freude bezeigten, und nun etliche Wochen eine angenehme Zeit der Erquickung hatten, in welcher ſie der Gemeine zur Erbauung und zum Vergnügen waren.

Die Gemeine in Nain war unterdeſſen wie eingeſchloſſen, zumal da das Morden und Brennen der Wilden immer fortging, und auch die Neuengländer in Wajomick bis auf 7 Mann von ihnen umgebracht worden, wodurch die Feindſchaft der weißen Leute gegen alles, was Indianer hieß, immer höher ſtieg, daher die Einwohner von Nain ſich ſogar in Bethlehem nicht mehr ſehen laſſen durften, indem die dahin kommenden Flüchtlinge ſie auch da anfielen und mit Steinen nach ihnen warfen. Sie mußten alſo alles, was ſie nothwendig brauchten, durch einen weißen Bruder von Bethlehem zu erhalten ſuchen. Kein Indianer-Bruder durfte es wagen nur nach Holz zu gehen oder nach ſeinem Vieh zu ſehen, ohne einen weißen Bruder oder einen Paß bey ſich zu haben, ſonſt war er in Gefahr, erſchoſſen zu werden. Zu Hauſe mußten ſie die ſchärfſte Wache Tag und Nacht fortſetzen, damit ſie ihre Verſammlungen ungeſtört halten, und die Schweſtern ihr Welſchkorn ſicher einerndten und des Nachts mit ihren Kindern ruhig ſchlafen könnten. Uebri-

gens nahmen ſie die Abrede, daß wenn ſie von weißen Leuten ſollten überfallen werden, ſo ſollten aufs erſte Zeichen mit der Glocke die Schweſtern ſich mit ihren Kindern auf dem Gemeinſaal und die übrigen Brüder und Knaben in etliche beſtimmte Häuſer begeben. Der Miſſionarius Schmick aber, der damals in Nain als Lehrer ſtand, ſollte den Leuten entgegen gehen und ſie von ihrem Vorhaben abzubringen ſuchen. Wenn aber die Wilden kämen, ſo wollten die Indianer-Brüder die erſten ſeyn, ihnen entgegen zu gehen, mit dem getroſten Glauben, daß der HErr ihnen beyſtehen und ihre Feinde überwinden würde.

Unter dieſen ſchweren Umſtänden hielten ſie 4 Wochen geduldig aus, obwol das viele Wachen und die Kälte des Nachts ſie nicht wenig angrif. Der Friede GOttes aber, und die Liebe, die unter ihnen regierte, erhielt ſie gelaſſen, munter und getroſt. Froh und dankbar aber war doch ein jedes, wenn eine Nacht vorbey war, daß man einander auf dem Saal wieder lebendig ſahe, und ſich mit dem theuren Worte GOttes gemeinſchaftlich aufs neue ſtärken und tröſten konnte.

Da ſie nun bey ſo guter Verfaſſung von keinem Feinde angegriffen wurden, fingen ſie ſchon an, ſich mit der Hoffnung zu ſchmeicheln, daß das Gouvernement ſich ihrer nachdrücklicher annehmen und ihnen an ihrem Orte mehr Ruhe und Sicherheit verſchaffen würde. Allein es ging ganz anders. Unvermuthet wurde der unſchuldige Indianer-Bruder Renatus, des alten ehrwürdigen Jakobs Sohn, als der Mörder des im Iriſchen Settlement getödteten Herrn Stantons, von deſſen Witwe mit einem Eide angeklagt, am 29ſten October von Nain nach Philadelphia abgeholt, und daſelbſt ins Gefängniß gelegt.

Man kann leicht denken, wie geſchwind ſich das Gerücht davon überall verbreitete, und was die arme Gemeine in

Nain von den in Wuth geſetzten weißen Leuten nun vollends zu erwarten hatte. Alles bereitete ſich daher auch zu einem grauſamen Tode. GOtt aber lenkte das Herz der Landesobrigkeit, ſich ihrer noch zu rechter Zeit anzunehmen. Am 6ten November kam ein Befehl vom Gouvernement, daß alle unſere Indianer von Nain und Wechquetank nach Philadelphia gebracht und daſelbſt geſchützt werden, vorher aber ihre Gewehre abliefern ſollten. Dieſes wurde noch denſelben Tag der Gemeine in Bethlehem ins Gebet empfohlen, daß GOtt unſer Heiland allen daraus zu befürchtenden Nachtheil für Sein unter den Heiden angefangenes Gnadenwerk abwenden und unſern Indianern Kraft ſchenken möchte, ſich als Gläubige zu beweiſen und ihre Seelen in Geduld zu faſſen. Als letztern hierauf in Nain der Wille der hohen Landesobrigkeit bekannt gemacht und ſie mit der Looſung des Tages: "Wenn ich mich fürchte, ſo hoffe ich auf Dich," getröſtet wurden, war das Weinen wol allgemein; doch ergaben ſie ſich in alles, und bezeigten, daß ſie gern hingehen wollten, wohin ſie ſollten; wenn aber ihre Lehrer nicht mit gingen, ſo wollten ſie ſich lieber da auf der Stelle todtſchlagen laſſen. Da ſie nun die Verſicherung erhielten, daß die Miſſionarien ſie nicht verlaſſen würden, machten ſie ſich am 7ten November reiſefertig, und die Gemeine in Bethlehem beſchenkte ſie mit vielen Kleidungsſtücken, die ſie auch ſehr nöthig brauchten. Sobald der Cherif, Herr Jennings, ankam, übergaben ihm die Brüder ihre Gewehre, mit einer Gelaſſenheit, die ein Beweis ihrer Sinnesänderung war, da ſonſt ein Indianer lieber ſeinen Kopf als ſeine Flinte hergibt.

Mittlerweile wurde auch den Wechquetankern in Nazareth der obrigkeitliche Befehl gemeldet, die ſich eben ſo erwünſcht dabey betrugen. Am 8ten November früh brachen ſie zu Wagen von Nazareth auf, und die daſige Gemeine ſahe ihnen mit weinenden Herzen und Augen nach, wie denn auch

ſie dieſen ihnen ſo geſegnet geweſenen Ruheplatz mit ſichtbarem Schmerz verließen. Zu Mittage kamen ſie in Bethlehem an, wurden auf den Gemeinſaal geführt und der Biſchof Petrus Böhler hielt ihnen eine tröſtliche Abſchiedsrede über die zupaſſende Looſung des Tages: "Richte Deinen Weg vor mir her." Worauf ſie eben auch von der Bethlehemiſchen Gemeine mit vieler Kleidung und Wäſche beſchenkt und mit theilnehmender Liebe entlaſſen wurden.

Unterdeſſen geſchahe an demſelben Tage Nachmittags auch der ſchmerzliche Aufbruch der Gemeine von Nain, die dieſen ihr ungemein lieben Ort, wo der HErr ſo fühlbar in ihrer Mitte gewandelt hatte, mit Wehmuth verließ, und unter ſtillen Weinen bis zur Lecha wanderte. Hier ſtießen die von Wechquetank zu ihnen, und ſo vereinigten ſich dieſe 2 Gemeinen wieder zu ihrer Pilgerſchaft, die ſie nun im Namen des HErrn unter häufigen Thränen der ihnen nachſehenden Bethlehemiſchen Gemeine antraten. Es war ein ſehr beweglicher Anblick, dieſes liebe Volk, und darunter ſo viele Alte, Kranke, Schwache, Schwangere und Säugende geduldig ſo hingehen zu ſehen, in banger Erwartung, was man nun mit ihnen vornehmen würde. Zu ihrem großen Troſte zogen ihre treuen Lehrer, die Brüder Grube und Schmick nebſt ihren Ehefrauen, desgleichen die Brüder David Zeisberger und Rothe mit ihnen; einige Brüder begleiteten ſie, und der Cherif ſorgte für ſie wie ein Vater für ſeine Kinder. Die Aelteſten, Schwächſten und die Kinder wurden nebſt der Bagage auf Wagen geführt, die übrigen gingen zu Fuß, und hatten bey ſtarkem Regen einen ſehr beſchwerlichen Weg. Viele wurden marode, einer fiel ſich den Arm aus dem Gelenke, und 2 Perſonen verloren ſich im finſtern von der Geſellſchaft. Ueberdem hatten ſie von dem feindſeligen Betragen der weißen Leute viel auszuſtehen, die ihnen auf der Straße begegneten, und ſie mit Schimpf- und

Scheltworten reichlich belegten. Als ſie durch Germantown paſſirten, verſammleten ſich viele ſolche unfreundliche Menſchen um ſie herum, und ſprachen von nichts als von verbrennen, henken und dergleichen Marter, die ihnen angethan werden ſollten; ja es hatte ſich eine gewiſſe Rotte an dieſem Orte verbunden, ſie bey ihrem Durchzuge zu mißhandeln, welches aber durch die einbrechende Nacht und den heftigen Regen verhindert wurde.

Als ſie am 11ten November zu den Baracken von Philadelphia kamen, in welche ſie auf Befehl der Regierung einquartiert werden ſollten; wurden ſie von den Soldaten, die da lagen, ſehr übel empfangen, und ihnen der Eintritt mit Gewalt verwehrt, ohne ſich an den Befehl des Gouverneurs zu kehren. Dadurch wurden unſere arme Indianer von 10 Uhr Vormittags bis 3 Uhr Nachmittags auf der Straße aufgehalten, in welcher Zeit ein fürchterlicher Pöbel ſich um ſie herum verſammlete, ſie grauſam läſterte, verſpottete, ihnen alle Mordthaten der Wilden Schuld gab, und ſie auf der Stelle niederzumachen drohete; welches auch wol geſchehen wäre, wenn unſere Indianer Scheltwort mit Scheltwort vergolten hätten. Sie ſchwiegen aber ſtille und tröſteten ſich, wie ſie nachher erzählten, mit JEſu Leiden, Spott und Hohn, und was Er um unſertwillen ausgeſtanden hat. Indeſſen blieb es den Miſſionarien, deren Bemühungen für ihr Volk hier nur mit Spott und Schmähungen abgewieſen wurden, immer ein Wunder GOttes, daß ſie durch dieſen gefährlichen Mobb nicht waren aufgerieben worden.

Da nun ſelbſt die Obrigkeit die Soldaten nicht vermochte, unſere Indianer in die Baracken einzulaſſen, ſo kam endlich nach 5 Stunden Befehl, daß letztere weiter marſchiren ſollten. Sie zogen alſo durch dieſe große Stadt hindurch; tauſende begleiteten ſie mit wildem Geſchrey, und ſie waren hier wirklich wie Schaafe unter den Wölfen. So wurden

ſie

ſie 6 Engliſche Meilen jenſeits Philadelphia auf Provinz-Eiland, eine im Fluß Delaware gelegene, durch einen Damm mit dem feſten Lande verbundene Inſel, gebracht, und in etliche daſelbſt befindliche große Gebäude einquartiert, welches ſie nachher als eine beſondere Vorſehung GOttes mit kindlichem Danke erkannten, indem damals in den Baracken an keine Ruhe für ſie zu denken geweſen wäre, daher ihnen auch die Looſung des Tages: **Ich will dich unterweiſen und dir den Weg zeigen, den du wandeln ſollſt**, ſehr merkwürdig war.

Hier richteten ſie ſich nun ſo erträglich ein, und die Miſſionarien machten ſo gute Ordnung, als die Umſtände es ihnen erlaubten, hielten täglich ihre Verſammlungen, die ihnen zu dieſer Zeit beſonders erquicklich waren, und übrigens ſuchte ein jedes ſich ſo nützlich als möglich zu beſchäftigen. Anfangs fehlte es ihnen zwar an Holz und Lebensmitteln, auf David Zeisbergers bittliche Vorſtellung aber ſorgte die Regierung, daß ſie alles nöthige bekamen, und auch in der Folge nie über Mangel zu klagen hatten. Auch fanden ſich unter den Einwohnern von Philadelphia, ſonderlich unter den Quäkern verſchiedene Menſchenfreunde, die ihnen durch Wohlthaten ihre außerordentliche Lage zu erleichtern ſuchten.

Während der Zeit da unſre Indianer hier zwar von Neugierigen aus Philadelphia fleißig beſucht wurden, übrigens aber doch zu ihrer Erholung einer erwünſchten Ruhe genoſſen, wurde der Miſſionsplatz Wechquetank von weißen Leuten niedergebrannt, und am 18ten November gegen Mitternacht auch in Bethlehem Feuer angelegt; die Oelmühle brannte ab und machte ein fürchterliches Feuer, ſo daß man nur mit großer Mühe das Waſſerwerk und dadurch die übrigen Gebäude des Orts retten konnte.

Zu Ende dieſes Monats kam Johannes Papunhank mit 21 Perſonen von Machwihiluſing nach Bethlehem, daſelbſt

Sicher-

Sicherheit zu ſuchen, wurde aber nach Philadelphia und von da nach einiger Zeit zu unſern Indianern gewieſen, denen zu Liebe der Bruder Friedrich Wilhelm von Marſchall von Bethlehem ſich damals in Philadelphia aufhielt, und ihr treuer Agent bey der Regierung war.

Daß dieſe verfolgte Gemeine ſich nunmehr hier unter dem Schutze der Landesobrigkeit befand, erkannte man immer mehr mit dem lebhafteſten Danke, vornemlich als man mit Abſcheu und Schrecken erfuhr, daß eine Anzahl friedlicher Indianer, die von langen Zeiten her mitten unter den weißen Leuten in Ruhe gewohnt hatten, am 14ten December in ihrem Dörflein bey Caneſtoga ohnweit Lancaſter von 57 Mann ſogenannter Chriſten aus Paxton mit Tages Anbruch überfallen, und ihrer 14 Perſonen in ihren Hütten ermordet worden. Die übrigen flohen nach Lancaſter, wo ſie vom Magiſtrat aufgenommen, und in das Arbeitshaus, ein ſtarkes und feſtes Gebäude, einquartiert wurden: die Mörder aber kamen ihnen nach, zogen am hellen Mittage in Lancaſter hinein, erbrachen das Arbeitshaus mit Gewalt, und obgleich die armen Indianer auf den Knien um ihr Leben baten, ſo ermordeten dieſe Barbaren ſie dennoch aufs grauſamſte, warfen ihre zerhackten Leiber auf die Straße, zogen mit einem gräßlichen Siegesgeſchrey davon, und droheten, daß es nun den Indianern auf Provinz-Eiland eben ſo ergehen ſollte.

Das Engliſche Gouvernement ließ zwar ſogleich eine nachdrückliche Proklamation gegen dieſen Greuel ergehen, verbot aufs ſchärfſte, die Indianer auf Provinz-Eiland anzutaſten, und verſprach denen 200 Pfund Sterling, die die zwey Anführer der Mörder greifen und zur gefänglichen Haft bringen würden. Allein es zeigte ſich bald, daß unglaublich viel andere Leute, und ſelbſt nicht wenig Einwohner von Philadelphia mit den Anführern in geheimer Verbindung

bindung ſtanden, und die Achtung gegen die Landesregierung war ſo gering, daß keiner von gedachten Anführern arretirt wurde, ob ſie gleich beyde bald nachher öffentlich in den Straßen von Philadelphia, ja vor den Thüren des Gouverneurs herumgingen, um ſeiner Macht Trotz zu bieten, welche derſelbe auch, aus Furcht vor einem allgemeinen Aufſtande, ſo wenig brauchen durfte, daß er ſich ſtellen mußte, als wüßte und merkte er nichts von ihnen. Dadurch wurden die Aufrührer immer dreiſter, ihre Anzahl vermehrte ſich, und es verbanden ſich in Paxton und andern Orten der Grafſchaft Lancaſter viele hundert Menſchen, nach Philadelphia zu marſchiren und nicht zu ruhen, bis auch die dort in Schutz genommene Indianer alle hingerichtet wären.

Am 29ſten December kam auch wirklich die Nachricht nach Philadelphia, daß eine ſtarke Parthie derſelben ſchon auf dem Marſch wäre, unſere Indianer zu überfallen, daher das Gouvernement die Miſſionarien augenblicklich davon benachrichtigte, gute Wache zu halten anrieth, und ihnen am 31ſten December früh, da die Gefahr näher zu kommen ſchien, etliche große Fahrzeuge zuſandte, mit dem Befehl, ſich mit ihrem Volke auf denſelben ungeſäumt auf die Flucht zu begeben. In kurzer Zeit war alles an Bord, und ſo ruderten ſie bis Leek-Eiland, wo ſie weitere Befehle abwarten wollten. Nach etlichen Stunden erhielten die Miſſionarien ein Schreiben vom Herrn Gouverneur, worin er ihnen meldete, daß alles nur ein blinder Lerm geweſen, ſie könnten alſo nach Provinz-Eiland zurückgehen, wo man ihnen ſo bald als möglich eine Bedeckung zugeben, auch die Fahrzeuge auf alle Fälle zu ihrem Gebrauch da laſſen wollte. So kehrten ſie mit Freuden zu ihrer vorigen Wohnung zurück, erquickten ſich noch gemeinſchaftlich an der ſchönen Looſung des Tages: **Der HErr iſt meine Stärke und mein Schild; auf Ihn hoffet mein Herz;** und beſchloſſen

dieſes

dieſes für ſie ſo merkwürdige Jahr der Prüfung und der Hülfe des HErrn zu Seinen Füßen mit Dank- und Freudenthränen.

Sechszehnter Abſchnitt.

1764. 1765.

Die Indianer-Gemeine ſoll zur Engliſchen Armee gebracht werden, wird aber auf dem halben Wege zurückgewieſen und in die Baracken bey Philadelphia einquartiert. Angſtvolle Tage daſelbſt, und fernerer theils geſegneter, theils mühſeliger Aufenthalt. Des Indianers Renatus Erlöſung aus der Gefangenſchaft. Es wird Friede. Abzug der Indianer-Gemeine aus den Baracken. Beſchwerliche Pilgerſchaft nach Machwihiluſing an der Suſquehannah.

Kaum hatte die Indianer-Gemeine zu Anfang des Jahres 1764 das heilige Abendmahl begangen, und ſich aufs neue verbunden, mit ihrem ganzen Leben und Wandel den Tod des HErrn zu verkündigen, ſo gingen die Unruhen ſchon wieder an.

Das Gouvernement hatte von den unmenſchlichen Abſichten der Aufrührer gewiſſere Nachrichten eingezogen, wollte die verfolgte Gemeine in beſſere Sicherheit bringen, und beſchloß daher, dieſelbe über Neuyork zur Königlichen Armee und inſonderheit zu dem General Sir William Johnſon, als des Königs Bevollmächtigten bey den Nördlichen Indianern abgehen zu laſſen. Am 4ten Januar Abends ſpät erhielten die Miſſionarien Befehl, ſich mit ihren Indianern zu dieſer Reiſe unverweilt anzuſchicken, und ſchon zu Mitternacht erfolgte der Aufbruch zu Waſſer, bis etwa 5 Engliſche

Meilen

Meilen von Philadelphia, wo ſie die Herren Ludwig und Jakob Weiß zu ihrer weitern Beförderung vor ſich fanden, und theils zu Wagen, theils zu Fuß am 5ten in aller Frühe faſt unbemerkt durch die Stadt bis zu dem daſigen Brüderhauſe kamen, von vielen Brüdern und Schweſtern mit herzlicher Liebe empfangen und auf dem Saale mit einem Frühſtück bewirthet wurden. Hier beſuchte ſie Herr Fox, der als Commiſſarius der Regierung ihren Transport zu dirigiren hatte, wurde durch den Anblick dieſer armen Exulanten ſehr gerührt, und ließ noch eine Anzahl wollene Decken unter ſie austheilen, damit ſie ſich gegen die ſcharfe Kälte beſſer ſchützen könnten. Hierauf wurden die Kranken, Blinden, Alten und Kinder nebſt der nöthigen Bagage auf Wagen geladen, und nun traten ſie mit ihren Lehrern unter einem ſo ſtarken Zulauf von Menſchen, daß ſie ſich kaum durchdrängen konnten, ihre weitere Reiſe in JEſu Namen an. Eine große Menge begleitete ſie unter ſchrecklichen Fluch- und Scheltworten bis vor die Stadt; doch legte niemand eine Hand an ſie. Verſchiedene Brüder gingen ein Stück Weges mit ihnen, und etliche Meilen von der Stadt ſtieß Capitain Robertſon nebſt 70 Mann Hochländer, oder Bergſchotten, die in der letzten Schlacht mit den Indianern geweſen waren, zu ihrer Bedeckung zu ihnen. Dieſe thaten Anfangs wild und ungezogen, und fielen ſonderlich den jungen Weibsleuten mit ihren Reden ſehr beſchwerlich, ließen ſich aber doch nach und nach in Zucht und Ordnung bringen. Als Commiſſarien der Regierung, die ſie mit allem nothwendigen verſorgte, reiſeten die Herren Fox und Logan bis Trenton mit ihnen, woſelbſt der letztere im Namen des Herrn Gouverneurs eine Rede an ſie hielt, ihnen wegen der in Caneſtoga und Lancaſter an den unſchuldigen Indianern begangenen Mordthat die Geſinnung des Gouvernements darlegte, und 2 Belts of Wampom übergab, die ſie den Irokeſen zu-

ſchicken

ſchicken ſollten. Der erſte ſollte ihnen ſagen, daß ſie Friede machen möchten, weil ſie den Krieg ohne Urſach angefangen hätten; der zweyte, mit welchem etliche Stücke ſchwarzes Tuch und einige Schnupftücher für die Freunde der an gedachten beyden Orten Erſchlagenen gegeben wurden, ſollte die Gräber derſelben bedecken, die Augen der Verwandten trocknen und anzeigen, daß der Gouverneur die Mörder zur Strafe ziehen wollte.

Nach dieſer Rede nahmen unſere Indianer von den beyden Herren Abſchied und dankten ihnen, und durch ſie dem Herrn Gouverneur für alle ihnen erzeigte Güte aufs demüthigſte. Von Trenton ging Herr Epty als Commiſſarius mit ihnen, und ſorgte für ihr gutes Fortkommen.

An allen den Orten, und ſonderlich in den Städten, wo unſre Pilger durchzogen, lief der Pöbel zuſammen, und führte ſich zum Theil ſehr unbändig auf. Doch verhütete GOtt alles Unglück, und brachte ſie ohne Schaden nach Amboy, woſelbſt 2 Schaluppen zu ihrer Ueberfahrt nach Neuyork fertig lagen. Als ſie ſich aber am 11ten Januar eben einſchiffen wollten, kam unvermuthet ein Staatsbote des Gouvernements von Neuyork mit dem ſtrengſten Befehl, daß unſre Indianer ſich nicht unterſtehen ſollten, einen Fuß ins Neuyorkiſche Gebiet zu ſetzen; auch Capitain Robertſon erhielt Ordre vom General Gage, die Indianer nicht weiter gehen zu laſſen, und allen Fährleuten wurde bey Strafe verboten, ſie über den Fluß zu ſetzen. Herr Epty meldete den Vorfall ſogleich nach Philadelphia und bat um Verhaltungsbefehle.

Inzwiſchen lag die pilgernde Gemeine in den Baracken von Amboy ſtille, erhielt einen angenehmen Zuſpruch von den Brüdern Nathanael Seidel aus Bethlehem, und Gambold aus Neuyork, hielt ihre tägliche Verſammlungen im Gefühl des Friedens GOttes, und wurde von einer Menge

Menſchen beſucht, denen der Miſſionarius Grube auf ihr Verlangen einmal unter freyem Himmel eine evangeliſche Predigt hielt. Die weißen Leute, die nun häufig in die Verſammlungen unſrer Indianer kamen, konnten ſich ſonderlich über ihr ſchönes Singen nicht genug wundern und bekamen eine ganz andere Idee von ihnen, als ſie vorher gehabt hatten. Ein Soldat brach gar einmal öffentlich in die Worte aus: "Wollte GOtt, es wären alle weiße Leute ſo gute Chriſten, wie dieſe Indianer ſind."

Auf erhaltenen Befehl des Gouverneurs von Philadelphia, traten unſere Pilger ihre Rückreiſe dahin am 18ten Januar mit herzlichem Vergnügen an, und glaubten kindlich, daß ihr Hin- und Herziehen aus weiſen Urſachen vom HErrn Selbſt beſchloſſen geweſen, daher ſie auch alle Beſchwerden, die ſonderlich bey der harten Winterszeit unvermeidlich waren, nicht achteten. Ihre bisherige Eskorte unter Capitain Robertſon wurde nun durch 170 Mann Königlicher Truppen von der Armee des Generals Gage unter Commando des Capitains Schloſſer abgelöſt, wovon ein Theil den Zug anführte, und der andere denſelben ſchloß. Dieſe Mannſchaft war eben von Niagara zurück gekommen, hatte am See Erie von den Wilden viel gelitten, und bezeigte ſich daher Anfangs gegen unſre Reiſende ſo feindſelig, daß man ſich unter ihrer Begleitung nichts Gutes verſprach. GOtt lenkte aber ihre Herzen gar bald, und verwandelte ihren Unwillen in ein recht freundliches Betragen, ſo daß ſie endlich gegen die Indianer ganz vertraulich wurden, und ihnen umſtändlich erzählten, was ſie alles in dem Wildenkriege ausgeſtanden hatten.

Auch auf dieſer Rückreiſe konnten unſre Pilger ihre tägliche Verſammlungen ungeſtört halten, da denn immer ein ſtarker Zulauf war, und viele weiße Leute mit Verwunderung und Erbauung zuhöreten. Bey Braunſchweig fanden

ſie

ſie es ſehr gefährlich, übers Eis zu kommen, und die Schwachen, Alten und Blinden mußten auf Händen und Füßen über den Fluß kriechen; niemand kam indeſſen zu Schaden, und die ganze Reiſe war glücklich. Am 24ſten Januar trafen ſie wieder in Philadelphia ein, wurden nunmehr in die Baracken einquartiert, und ließen da ihr erſtes ſeyn, GOttes Güte zu preiſen, und Ihn für alle auf dieſer ſonderbaren Reiſe von Ihm genoſſene Treue, Bewahrung und Hülfe, und vornemlich dafür anzubeten, daß ſie unter den verwilderten Soldaten keinen Schaden an ihren Seelen gelitten hatten.

Hier wurden ſie nun von den Soldaten Tag und Nacht bewacht, richteten ſich ordentlich ein, und hofften recht ruhig und ſicher zu ſeyn. Sie wurden aber nicht nur bald nach ihrer Ankunft von dem Pöbel, ſonderlich von dem jungen Volke aus der Stadt dermaßen überlaufen, daß die Wache ſie dagegen nicht ſchützen konnte, ſondern die Aufrührer ſuchten nun ihre böſen Anſchläge gegen ſie mit Gewalt auszuführen, marſchirten in großen Haufen auf Philadelphia los, und breiteten überall aus, daß ſie durch oberwähnte Proklamation des Gouvernements äußerſt beleidigt worden, und nun nicht ruhen wollten, bis man alle in Schutz genommene Indianer ihnen ausgeliefert hätte.

Auf dieſe Nachricht wurden die Wachen um die Baracken herum verdoppelt, und die Landesobrigkeit ſahe ſich endlich doch gezwungen, die nöthigen Anſtalten zu machen, um Gewalt mit Gewalt zu vertreiben. Zu dem Ende wurden am 3ten Februar 8 ſchwere Canonen vor den Baracken aufgepflanzt, und mitten auf dem Platze eine Bruſtwehr errichtet. Die Bürger, ſelbſt viele junge Quäcker, griffen zum Gewehr und begaben ſich zu den Baracken, um mit den daſelbſt liegenden Soldaten unſre armen Indianer zu vertheigen, die unterdeſſen in der größten Eile aus dem untern in

den obern Stock ziehen mußten. Der Herr Gouverneur ſelbſt beſuchte zu Mitternacht unſre Indianer auf ihren Stuben, ſprach ihnen Muth zu, und erfreute ſie mit ſeiner Leutſeligkeit ganz ungemein. Auch andere vornehme Leute kamen zu ihnen, und bezeigten ihre liebreiche Theilnehmung; einige blieben ſogar bey ihnen und ſuchten in den Baracken die Sicherheit, die ſie in der Stadt nicht zu haben glaubten.

Am 4ten Februar lief Nachricht ein, daß die Rebellen in großer Anzahl ſchon ganz nahe wären; alles machte ſich alſo zum Fechten fertig, und es entſtand ein gewaltiger Lärm. Man hörte etliche Schüße und die Soldaten machten ein fürchterliches Geſchrey; die achtzehnpfündigen Canonen wurden gelöſt, und erſchreckten unſre armen Indianer, die dergleichen nicht gewohnt waren, um ſo mehr, da ſie ſo nahe am Hauſe ſtanden, daß bey ihrer Abfeurung viele Fenſter zerſprangen. Indeſſen wagten ſich die Rebellen noch nicht ganz heran; es blieb bey der Angſt, und die Bürger zogen wieder ab. In der Nacht aber zwiſchen dem 5ten und 6ten erhielt man Nachricht von ihrer Annäherung, wodurch die ganze Stadt in Bewegung gerieth. Die Glocken wurden zu wiederholtenmalen geläutet, die Stadt erleuchtet, die Einwohner geweckt und aufs Rathhaus gefordert, Gewehre und Patronen ausgetheilt; zwey Compagnien Bürger rückten wieder in die Baracken ein, noch 4 Canonen wurden daſelbſt aufgeführt und der ganze Tag in der ſchrecklichſten Unruhe und beſtändiger Erwartung des Feindes zugebracht; wobey die Mitglieder der Brüdergemeine in Philadelphia von vielen übelberichteten Leuten, die die Schuld von allen dieſen Unruhen den Brüdern zuſchrieben, mit Schmähungen und Flüchen überhäuft wurden.

Unſre Indianer, die es wußten und es auch oft wiederholen hörten, wie blutdürſtig die Rebellen nach ihrem Leben trachteten, ſahen ſich nun ſo an, als ob ſie bereits auf der

Schlachtbank lågen, und verlieſſen ſich bey allen Anſtalten zu ihrer Vertheidigung, die ſie mit Dank erkannten, doch nicht auf Menſchen, ſondern lediglich auf die Hůlfe des HErrn. "Er kann uns helfen, wenn es Ihm gefållt; iſt es aber Sein Wille, ſo wollen wir jetzt auch gerne ſterben," ſo åuſſerten ſich die allermehreſten mit einer bewunderswůrdigen Gelaſſenheit und Ergebenheit. Einige aber unterſuchten ihre Herzen, waren bekůmmert darůber, daß ſie noch nicht mit rechter Gewißheit und Freudigkeit aus der Welt gehen kônnten, und wandten ſich damit zu unſerm Heilande, der auch dieſe Průfung ihren Herzen zum Segen dienen ließ; ſo daß die Miſſionarien den HErrn in der Stille herzlich dafůr lobten, daß die Bekehrung dieſer Heiden ſich zur Zeit der Trůbſal legitimirte, nicht als Menſchen- ſondern als Gottes-Werk.

Nach 4 ſchweren Tagen und Nåchten erfuhr man endlich, daß die Rebellen durch die zu ihrem Empfang gemachte ernſtliche Anſtalten furchtſam geworden, und nicht weiter vorrůckten. Es wurden daher einige Herren von der Regierung an die Aufrůhrer abgeſchickt, um von ihnen zu vernehmen, was ſie eigentlich begehrten; da ſie denn nach vielen ůbermůthigen Aeuſſerungen am Ende nur darauf beſtanden, daß unter unſern Indianern etliche Môrder wåren, die ſie bey Pittsburg geſehen håtten, und ausgeliefert haben wollten. Um ſie nun zu befriedigen, wurde einem der Anfůhrer erlaubt, in die Baracken zu kommen und die angeblichen Môrder anzuzeigen. Er kam, beſahe die Indianer Perſon vor Perſon, kannte aber keinen. Nun hieß es, daß die Quåcker 6 von unſern Indianern heimlich aus den Baracken geholt und verſteckt håtten. Auch das wurde aufs genaueſte unterſucht und falſch befunden; worauf die Rebellen abzogen und ihr Vorhaben fůr dasmal, wie ſie ſagten, aufgaben. Es zeigte ſich nachher deutlich genug, daß ihr eigent-

eigentlicher Plan geweſen war, erſt unſre Indianer zu ermorden, und wenn ſie dadurch alles in Furcht und Schrekken geſetzt hätten, alsdann das ganze Gouvernement umzuſtürzen, wovon denn ein unabſehlicher Jammer die Folge geweſen wäre.

Unſre Indianer in den Baracken waren nun voll Lobens und Dankens, daß GOtt ſie vor den Händen ihrer blutdürſtigen Feinde ſo gnädiglich bewahrt hatte, wobey die Miſſionarien bemerken, daß die Looſungen dieſer angſtvollen Tage ungemein zupaſſend geweſen. An den zwey ſchwerſten hieß die Looſung des erſtern: "Sey nur getroſt und ſehr freudig." und die des andern: "Es iſt dem HErrn nicht ſchwer, durch viel oder wenig zu helfen." Und am Tage des Abzugs der Rebellen hieß ſie: "Bis hieher hat uns der HErr geholfen."

Nun ging der Beſuch in den Baracken von neuem an, und wurde immer ſtärker. Leute von allerley Stand und Geſinntheit kamen aus der Stadt und der umliegenden Gegend, unſre Indianer zu ſehen, die jezt recht nach den Buchſtaben ein Schauſpiel vieler tauſend Menſchen ſeyn mußten, deren Urtheile ſehr verſchieden waren. Einige konnten es nicht bergen, daß ſie ihnen, wie überhaupt den Brüdern nicht wohl wollten; viele aber bezeigten eine wahre Theilnehmung an den Leiden, die ſie ausgeſtanden hatten und wünſchten ihnen Glück zu ihrer Errettung. Manchen war es unbegreiflich, wie die Miſſionarien unter ſo harten Umſtänden bey ihrem Volke hatten aushalten können, und es auch jezt noch nicht verließen; ihre Geduld und ihre Liebe zu ihren Pflegbefohlnen war ihnen ehrwürdig, und ſie wußten nicht, wie ſie ihre Hochachtung vor ſolchen treuen Dienern JEſu genug zu Tage legen ſollten. Auch wurden die Verſammlungen der Indianer, vornemlich Sonntags, ſo häufig beſucht, daß oft mehr als die Hälfte drauſſen vor den Thüren ſtehen mußten, und doch mit der größten Stille und

Auf-

Aufmerkſamkeit zuhörten. Viele blieben nur bey dem ſchönen Singen der Indianergemeine ſtehen; andern that der HErr das Herz auf, daß ſie das Wort der Verſöhnung annahmen, und es trug eine ſelige Frucht. Sonderlich waren viele Soldaten, die lange im Kriege geweſen, ſehr froh, daß ſie nach 6 bis 7 Jahren wieder einmal das ſüße Evangelium hören konnten. Nicht weniger hatten oberwähnte von Machwihiluſing mit Johannes Papunhank zu ihnen gezogene, wie auch die Indianer aus den Jerſeys, die ſich in den Schutz des Gouvernements begeben und ebenfalls in den Baracken einquartirt worden, hier die beſte Gelegenheit, das ſeligmachende Wort vom Kreuz zu hören, und die mehreſten wurden für JEſum gewonnen.

Nun wurden auch die 4 ledige Indianerinnen, die ſchon etliche Jahre im Schweſternhauſe zu Bethlehem gewohnt hatten, daſelbſt aber nicht mehr ſicher waren, in die Baracken gebracht, und von allen, die ſie ſahen, wegen ihres ſittſamen und heitern Weſens und verſtändigen Betragens bewundert. Selbſt die Soldaten hatten Achtung vor ihnen, und kamen ihrer Stube nicht zu nahe; wie man denn dieſen letztern das Zeugniß geben muß, daß ſie unſre Indianer zu aller Zeit mit Freundlichkeit behandelt haben, wobey das liebreiche und kluge Benehmen der Officiere nebſt der guten Mannszucht, die ſie hielten, nicht genug gerühmt werden kann.

Als man nun nach einem abermals mißlungenen Verſuch, die Indianer zur Engliſchen Armee zu bringen, wohl ſahe, daß an ein baldiges Wegziehen noch nicht zu denken war, fing der Bruder Grube mit den jungen Leuten eine Engliſche Schule an, wozu ſie große Luſt bezeigten, und überhaupt richtete man ſich auf einen langen Aufenthalt ſo gut als möglich ein. Die Miſſionarien hielten täglich 2 Verſammlungen, begingen öfters mit ihrer Gemeine das heilige Abendmahl, hatten auch die Freude, verſchiedene von denen, die

die hier an JEſum gläubig worden waren, in Seinen Tod zu taufen, und GOttes Gnade bewies ſich ins Ganze an der Gemeine ſehr kräftig. Auch im Aeuſſern ſorgte das Gouvernement für unſre Indianer immerfort recht väterlich, daß ſie keinen weſentlichen Mangel hatten, und der fortwährende ſtarke Beſuch, ſo beſchwerlich derſelbe auch manchmal war, diente doch dazu, daß viele vorher widrige Perſonen ganz anders gegen ſie geſinnt wurden, da ſie nicht nur ihre Unſchuld, ſondern auch das, was der HErr an ihren Seelen gethan hatte, zu Seinem Preiſe erkannten.

Gleichwol war ihre damalige Lage eine eigene Schule für ſie, die manchem unter ihnen ſchwerer fiel, als alle bisherige Trübſale. So ſehr man ihnen ihren Zuſtand zu erleichtern ſuchte, ſo kam es ihnen doch immer ſo vor, als wären ſie in einer Art von Gefängniß; die ſonſt gute Koſt, bey der ſie aber nicht hergekommen waren, ſagte ihnen ſo wenig zu, als der Mangel an nöthiger Leibesbewegung und an gehöriger Beſchäftigung: das enge Beyſammenwohnen wollte ihnen nach und nach unausſtehlich werden; die Mannsleute durften nicht in den Buſch, nicht auf die Jagd, ein Umſtand, der ihnen in der Natur zuwider war; der Geiſt der Freyheit und Unabhängigkeit erwachte, vorzüglich bey den jungen Leuten; ihrer viele wurden mißmuthig, und manche gar unzufrieden und aufſetzig. Einigen war auch der Umgang mit denen Indianern, die nicht zu den Brüdern gehörten, aber, wie geſagt, auch in den Baracken wohnten, zum ſichtbaren Schaden; ſo daß die Miſſionarien, denen die Mißvergnügten täglich ihre Klagen brachten, von denen aber auch das Gouvernement erwartete, daß ſie ihr Volk in Ordnung und Ruhe erhalten würden, zu dieſer Zeit wol ihre allerſchwerſte Periode hatten.

Schon zu Anfang des Monats März hatten unſre Indianer den Johannes Papunhank und noch einen aus ihrer

Mitte

Mitte als Friedensboten an die kriegführenden Indianer abgeſandt, ſie zu verſichern, daß ſie alle noch lebten, und ſie zu bewegen, das Beil niederzulegen. Aufgemuntert durch die Nachrichten, die ſie bey der Rückkunft dieſer Boten erhielten, wandten ſie ſich im May an die Regierung, und baten inſtändigſt, daß man ſie nur ſicher bis an die Grenze des Penſylvaniſchen Gouvernements bringen möchte, alsdann wollten ſie ſchon ſelbſt zuſehen, wie ſie ſich durchbrächten und zum General William Johnſon kämen. Da aber der Krieg mit den Wilden noch immer fortging, ſo konnte die Regierung dieſe Bitte nicht gewähren. Durch die abſchlägige Antwort wurden die Gemüther noch mehr niedergeſchlagen, und die Noth nahm zu. Dazu kam, daß im Sommer hitzige Fieber und die Blattern unter unſern Indianern ausbrachen, worüber verſchiedene ein ſolches Grauen anwandelte, daß ſie aus den Baracken entſpringen und in den Buſch laufen wollten.

Indeſſen ſegnete GOtt den anhaltenden liebreichen Zuſpruch der Miſſionarien ſo, daß die Mißvergnügten ſich endlich zum Ziele legten, und alle Unruhe ſich in Ergebenheit in den Willen des HErrn verwandelte. Und nun war es ein Vergnügen, die Kranken zu ſehen, deren Aeuſſerungen, die von ihrem lebendigen Glauben an JEſum und einer wahren Hoffnung des ewigen Lebens zeugten, vielen Beſuchenden zur Erbauung und zum Segen waren. Der menſchenfreundliche Herr Jakob Weiß in Philadelphia bewies dabey an dieſen Kranken auf alle Weiſe eine Liebe und Treue, die nur GOtt ihm lohnen kann.

Sechs und funfzig derſelben hatten das Glück, daß ihr Jammer, Trübſal und Elend bey der Gelegenheit zu einem ſeligen Ende kam. "Mit was für Freudigkeit, ſchrieben die Miſſionarien, und mit welcher Sehnſucht, ihren Heiland zu ſehen, die mehreſten von ihnen aus der Zeit gingen, können wir

gar nicht beſchreiben; wir ſahen mit Erſtaunen, was JEſu Blut an Sündern thun kann.” Der merkwürdigſte unter ihnen war der alte Jakob, der Vater des gefangen ſitzenden Renatus. Er war der letzte von den 3 Erſtlingen, die im Jahr 1742 zu Oley getauft wurden, blieb in einem ſeligen Gange, wurde von jedermann als ein Vater geliebt und geehrt, und war vergnügt und heiter. Der ſchmerzliche Vorgang mit ſeinem Sohne aber grif ihn heftig an. Er wußte, daß derſelbe unſchuldig litte, und war ſehr um ihn beſorgt, ob er nicht im Gefängniß an der Treue und Gerechtigkeit GOttes ſeines Heilandes irre werden, und ſich wol gar durch böſe Menſchen zum Trunk verleiten laſſen möchte; er ging daher lieber zu ihm in den Kerker, war die mehreſte Zeit bey ihm, und verſchied an den Blattern mit getroſtem Muthe. Die Brüder in Philadelphia wollten ihn gerne auf ihren Gottesacker begraben, das Grab war auch ſchon gemacht, boshafte Leute aber warfen daſſelbe in der Nacht wieder zu, daher die Leiche auf dem allgemeinen Begräbnißplatze unter des Miſſionarii Schmicks Liturgie zu ihrer Ruhe gebracht wurde. Die Leiber der übrigen Entſchlafenen wurden ſämtlich auf einem den Quäkern zugehörigen Gottesacker, der Töpfersacker genannt, beerdiget. Acht Tage nach dem alten Jakob verſchied auch ſeine Schwiegertochter, und bald darauf auch ihr Söhnlein. Als nun der arme Renatus das alles ſo hinter einander erfuhr, weinte er bitterlich, und ſagte: “Das iſt doch zu ſchwer für mich, daß ich meinen Vater, meine Frau und mein Kind verloren habe und ſelbſt gefangen ſitzen muß.”

Zur rechten Stunde aber erbarmte ſich der HErr auch dieſes Elenden, und erlöſte ihn aus ſeinen Banden, in welchen er dann und wann von den Miſſionarien beſucht worden war, und ſeine Zeit am liebſten mit Leſen in einem Geſangbuche, welches man ihm zu ſeinem Troſte gelaſſen, verbracht hatte. Nach einer 8 monatlichen Gefangenſchaft

und nach vielen Unterſuchungen und mit neuen Eidſchwüren betheuerten Beſchuldigungen, daß er den oberwähnten Herrn Stanton im Iriſchen Settlement getödtet habe, ward er am 14ten Juny unter Bedeckung von Philadelphia nach Caſton zum endlichen Blutgerichte abgeführt, wohin auch die ſämtlichen Zeugen für und wider ihn beſchieden wurden. Unter erſtern war der Miſſionarius Schmick, den der Bruder Rothe dahin begleitete. Am 19ten Juny ging das Verhör an, und nachdem die Sache, nach Engliſchem Gebrauch, der Jury oder den 12 Geſchwornen zum Endurtheil übergeben worden und ſie eine ganze Nacht darüber geſeſſen hatten, ward des Renatus völlige Unſchuld einmüthig von ihnen erkannt, und der Richter ſprach am 21ſten Juny das Urtheil: **Er iſt unſchuldig**; worauf er denn auch ſogleich in Freyheit geſetzt wurde. Merkwürdig war die Looſung des Tages: **GOtt gedachte es gut zu machen, daß Er thät, wie es jetzt am Tage iſt, zu erhalten viel Volks.** So war es in der That. Durch dieſen Ausſpruch des Gerichts wurde die Abſicht der Feinde der gläubigen Indianer, ſie nemlich alle dadurch ins Unglück zu bringen, und der Brüder Arbeit unter ihnen verdächtig zu machen, vereitelt, und die Brüder dankten GOtt von Herzen für dieſen Ausgang der Sache, wodurch auch der Gerichtshof bey ſämmtlichen Indianern legitimirt wurde, die ſonſten von der Gerechtigkeitsliebe der Chriſtlichen Obrigkeit eine ſchlechte Idee behalten hätten.

Am 4ten July hatten unſre Indianer die Freude, ihren ſolange Zeit beweinten Renatus in den Baracken ankommen zu ſehen, und wußten nicht, wie ſie ihre Dankbarkeit gegen GOtt für die gnädige Errettung ſeines Lebens genug zu erkennen geben ſollten; am meiſten aber ging ſein eigner Mund von dem Lobe ſeines Erbarmers über, wovon ſein Herz ſo voll war.

Im

Im Herbſt dieſes Jahres ſuchten unſre eingeſchloſſene Pilger aufs neue, aus ihren engen Schranken herauszukommen, und einige der älteſten und bewährteſten Männer erhielten auch von der Regierung Päſſe, an die Susquehannah zu gehen; den übrigen aber konnte die Ausflucht noch nicht erlaubt werden, worüber das wieder aufſteigende Mißvergnügen einiger jungen Leute den Miſſionarien neue Noth und Kummer machte, die überdem ſelbſt mit Krankheiten zu kämpfen hatten; nach ihrem eigenen Ausdruck aber alles ſchwere vergaſſen, ſo oft ſie bedachten, wie ſich unſer HErr und Heiland Tag und Nacht um unſertwillen mühen müſſen und ſogar ſich ſelbſt für uns dargegeben hat.

Unterdeſſen wurde eifrig an Beylegung der Indianer-Kriegsunruhen gearbeitet. Die Irokeſen verſöhnten ſich mit den Engliſchen Colonien, und nöthigten die übrigen kriegführenden Indianer, die Waffen niederzulegen und Friede zu machen.

Der 4te December war der längſt gewünſchte Tag, da die Nachricht davon nach Philadelphia kam, worauf auch am 6ten die Proclamation des Gouverneurs, daß keine Feindſeligkeiten mehr gegen die Indianer ausgeübt werden ſollten, in der Zeitung ſtand, welches eine Menge Stadtleute unſern Indianern bald bekannt machte, die unbeſchreiblich froh darüber waren und mit Herz und Mund den HErrn prieſen, dem alle Gewalt gegeben iſt im Himmel und auf Erden. Bald nachher kamen auch die Indianer-Brüder, die an der Susquehannah geweſen, nach Philadelphia zurück, und brachten umſtändliche Nachrichten von dem Elende, das die dortigen Indianer während des Krieges, an dem ſie nicht hatten Theil nehmen wollen, ausgeſtanden hatten. "Wir haben gedacht, ſagte Joſua, daß wir es in den Baracken ſehr ſchwer hätten, allein das iſt noch kein Vergleich mit dem, was die Indianer im Buſch

gelitten

gelitten haben, und wir erkennen es jetzo, daß der Heiland ſelbſt unſre Umſtände gelenkt und geordnet hat, ſo wie es unſre Lehrer uns oft geſagt haben."

Die Gemeine in Pachgatgoch, deren Umſtände ſchon im Jahr 1762 ſehr mißlich ausſahen, war ebenfalls während der Kriegsunruhen immer mehr gedrängt, endlich gar zerſtreut und nichts übrig gelaſſen worden, als die Hoffnung, daß die Mitglieder derſelben ſich mit der Zeit wieder herzufinden würden.

Nachdem nun die Ruhe ſo ziemlich wieder hergeſtellt worden, dachte man in Bethlehem mit großer Angelegenheit über den künftigen Aufenthalt der gläubigen Indianer; und da man, ſolang ſie in der Nähe der weißen Leute wohnten, auf keinen dauerhaften Frieden für ſie rechnen konnte, ſo rieth man ihnen, ſich im Indianerlande an der Susquehannah niederzulaſſen, und ſie entſchloſſen ſich, vors erſte nach Machwihiluſing, welches im Kriege von ſeinen Einwohnern verlaſſen worden, wo aber doch noch alte Hütten ſtanden, zu ziehen. Dem gemäß bemühten ſich nunmehr die Miſſionarien ſammt den Nationalgehülfen beym Gouvernement, ſo wie dieſes bey dem General Johnſon, ihnen den Weg dahin zu bahnen; und damit kam es denn auch ſo weit, daß ihnen am 27ſten Februar 1765 zu ihrer unausſprechlichen Freude die Erlaubniß, abzureiſen, angekündigt wurde, wozu ſie ſich in den folgenden Tagen anſchickten, und von der Regierung mit dem nothwendigen liebreich unterſtützt wurden, bey welcher Herr Fox noch überdem auswirkte, daß unſre Indianer auch droben an der Susquehannah, ſolang bis ihr dort erſt zu pflanzendes Welſchkorn reif ſeyn würde, Mehl zu Brodt bekommen und ſich ſolches von dem auf der Brandſtelle von Gnadenhütten erbauten Fort Allen holen ſollten, welches ihnen eine ſehr große Wohlthat war.

Mitt-

Mittlerweile kam der Miſſionarius Grube, der im vorigen Jahre Kränklichkeit halber nach Bethlehem hatte zurückkehren müßen, von daher wieder nach Philadelphia, ſein liebes Volk in den Baracken noch einmal zu ſehen, und brachte den Miſſionarien Schmick und David Zeisberger den Ruf, zum Dienſt der Indianer-Gemeine mit an die Susquehannah zu ziehen, den ſie auch mit herzlicher Willigkeit annahmen, und die Zuſtimmung der Regierung ſogleich erhielten. Hierauf übergaben unſre Indianer am 18ten Merz dem Herrn Gouverneur folgende von ihnen ſelbſt entworfene Dank-Adreſſe: "Wir, die Indianer in den Baracken gedenken nun mit unſern Weibern und Kindern wieder in unſer Land zu ziehen und kommen daher, Abſchied von dir zu nehmen und dir herzlich Dank zu ſagen. Wir alle erkennen von Herzen deine große Liebe und Freundſchaft, die du uns, ſonderlich in den letzten Kriegszeiten erwieſen haſt; denn wir waren in großer Gefahr unſers Lebens. Du haſt uns in Schutz genommen und uns gegen unſre Feinde vertheidigt, ſo daß wir haben in Friede hier wohnen können. Dazu haſt du auch wie ein Vater mit Speiſe und Kleidung für uns geſorgt. In unſrer Krankheit haſt du uns verpflegen und unſre Todten begraben laſſen. Zu unſrer Freude haben wir auch gehört, daß du fernerhin uns mit Mehl beſorgen willſt, bis wir unſer eignes Welſchkorn eſſen können. Wir ſind auch dafür beſonders dankbar, daß wir in unſern ſchweren Umſtänden unſre Lehrer bey uns haben konnten, die uns täglich in GOttes Wort unterrichtet haben. Dieſe ſind es, die uns den rechten Weg zur Seligkeit gezeigt haben, daß wir mit unſerm Schöpfer bekannt geworden ſind und alle Menſchen lieben können. Es iſt uns daher ſehr lieb, daß unſre Lehrer Schmick und David Zeisberger mit uns ins Indianerland ziehen werden, um uns ferner in der Erkenntniß unſrer

Selig-

Seligkeit zu unterrichten. Deine Liebe, Schutz und Wohlthaten ſind uns groß, und werden von uns nicht vergeſſen werden, ſondern wir werden ſie mit uns in unſern Herzen tragen und andern Indianern davon erzählen. Wir werden ſolang wir leben, treue Freunde der Engländer bleiben. Noch eins bitten wir, daß du uns auf unſern langen und beſchwerlichen Weg etwas Pulver und Bley geben wolleſt, damit wir zu unſerm Unterhalt etwas ſchieſſen können. Zuletzt wünſchen wir, daß unſer GOtt dich ſegnen möge! Wir Endesunterſchriebene thun dieſes im Namen aller Männer und Weiber und Kinder, und verbleiben deine treuen Freunde Johannes Papunhank, Joſua, Anton, Sem Evans."

Dieſe ſchriftliche Dankſagung wurde ſehr gnädig aufgenommen, worauf die Miſſionarien noch inſonderheit dem würdigen Herrn Gouverneur ſowol als dem braven Herrn Fox, der ſich als Commiſſarius der Regierung unſrer Indianer vom Anfange bis zu Ende mit unabläſſiger Sorgfalt und Treue angenommen hatte, den wärmſten Dank abſtatteten, wobey der letztere mit naſſen Augen ſagte: "Ich habe gerne gethan, was ich konnte, weil ich wußte, daß es unſchuldige Leute ſind." Auch dankte ihm noch der Nationalgehülfe Joſua im Namen aller ſeiner Brüder und Schweſtern, welches Herr Fox ſehr wohl aufnahm.

Am 20ſten Merz, da die Loosung hieß: "Abraham ſtand des Morgens frühe auf und ging an den Ort, davon ihm GOtt geboten hatte," erfolgte endlich die frohe Abreiſe von den Philadelphiſchen Baracken, in Beyſeyn und unter den Segenswünſchen einiger Freunde aus der Stadt, übrigens aber in erwünſchter Stille, und unſerm lieben Vater im Himmel wurde für alle die ſechzehn Monate hindurch ſo reichlich von Ihm genoſſene Liebe, Gnade, Bewahrung und Hülfe tauſendfacher Dank gebracht.

Nach einer beſchwerlichen, doch glücklichen Reiſe traf die pilgernde Gemeine wieder in Nain ein, wurde von der Bethlehemſchen Gemeine mit zärtlicher Liebe empfangen und ruhte an dieſem den vorigen Einwohnern ſo angenehmen Orte eine Weile aus, da denn die täglichen Verſammlungen in der gewöhnlichen Ordnung und zu ihrem großen Troſte gehalten wurden.

Nachdem nun alles nöthige bedacht und regulirt worden, auch einige Indianer ihre Häuſer in Nain an die Brüder in Bethlehem verkauft hatten, ſo hielt der Biſchof Nathanael Seidel mit der Indianer-Gemeine in Beyſeyn eines Theils der Bethlehemſchen Gemeine einen feyerlichen und ſehr rührenden Abſchied, der Miſſionarius Grube aber hielt noch die letzte Verſammlung in Nain, empfahl die braune Heerde dem guten Hirten, der auch für dieſe Schaafe Sein Leben gelaſſen hat, und beſchloß damit ſeine 13 jährige geſegnete Arbeit unter dieſem lieben Volke.

Am 3ten April brachen unſre Pilger in JEſu Namen wieder auf, und zogen durch Bethlehem, um dieſe ihre vieljährige treue Nachbarn und mit ihnen ſo genau verbundene Brüder und Schweſtern nochmals zum Abſchiede zu grüſſen, wobey auf beyden Seiten viele Thränen der Liebe und Freundſchaft floſſen. Von wegen der Landesregierung hatten ſich zu ihrer Bedeckung bis zu einer beſtimmten Gegend der Friedensrichter Moore, der Oberſcherif Kuhlin, der Lieutenant Hundſecker und Herr Epty aus Philadelphia eingefunden, deren Namen ich hier gerne aufzeichne, weil ihre an unſern Indianern auf dieſer Reiſe bewieſene Treue nicht vergeſſen werden ſollte. Desgleichen gingen einige Brüder von Bethlehem zur Begleitung mit.

Zu ihrer Erleichterung hatten ſie für ihre Kranken, Schwachen und Kinder, wie auch für die Bagage, Wagen bekommen. Uebrigens aber war es eine überaus harte und angrei-

angreifende Pilgerſchaft. Wegen der des Friedens ungeachtet noch fortwährenden Widrigkeit vieler weißen Leute mußten ſie einen großen und beſchwerlichen Umweg nehmen. Es regnete oft und viel, und ſchneite auch dann und wann. Das Nachtlager wurde mehrentheils im Buſch genommen, da jede Familie ſich eine Hütte bauen und die ganze Nacht ein Feuer unterhalten mußte. Manchmal übernachteten ſie mitten in Sümpfen, weil weit und breit kein anderer Boden zu finden war. Der Unterhalt mußte größtentheils auf der Jagd erſt geſucht werden. Ueber die hohen, ſteilen und ſteinigten Berge mußte eins dem andern die Laſten, die nicht auf den Wagen befindlich waren, tragen helfen, und alſo den Weg mehr als einmal machen. In einigen Gegenden mußte der Weg erſt durchgehauen werden, einmal unter andern 5 Engliſche Meilen lang. Durch die vielen Flüſſe und Bäche wateten die Brüder hindurch, für die Schweſtern und Kinder fälleten ſie Bäume, die ſie queer über legten, deren aber viele und einmal 25 nacheinander von dem reiſſenden Strome mitgenommen wurden, ehe man ſie genutzt hatte. Einige Gewäſſer waren ſo breit und tief, daß ſie ſtille liegen, und zur Ueberfahrt erſt Boote machen mußten. Das ſchwerſte war der Hunger, wenn ſie in Gegenden kamen, wo weder Jagd noch Fiſchfang war; da theilten denn diejenigen, die noch etwas hatten, denen mit, die nichts hatten. Endlich ging auch ihr Mehl aus, und es war ein trauriger Anblick, als ihnen die letzte Portion davon ausgetheilt wurde. Oft waren ſie froh, wenn ſie nur wilde Erdäpfel finden konnten, deren unangenehmer Geſchmack durch die Gewalt des Hungers verſüßt wurde. Die Kinder, die vor Hunger weinten, etwas zu beruhigen, ſchäleten ſie Caſtanienbäume und gaben ihnen den ſüßen Saft zu lecken, mit dem ſich auch Erwachſene zu erquicken ſuchten. Nicht ſelten mußten ſie ihren Durſt aus trüben Pfützen ſtillen. Etliche Perſonen ent-

ſchliefen auf der Reiſe, und ihre Gebeine mußten im Buſche begraben werden. In einer Nacht beunruhigte ſie ein groſſes Buſchfeuer, das um ſie herum von 10 bis nach Mitternacht um 1 Uhr brannte. Als ſie an die Susquehannah gekommen waren, erhielten ſie von Lechawachneck Boote zu ihrem Fortkommen, und einige von ihnen gingen nach Machwihiluſing voraus und brachten auch von daher etliche Boote; viele aber mußten doch, weil die Boote nicht zulangten, den Marſch am Ufer zu Fuße fortſetzen, und hatten unter ſtarkem Regen, über ſteile und ſteinigte Berge manchen ſauren Tritt. Das alles aber wurde ihnen durch das in ihren täglichen Verſammlungen waltende troſtreiche Gefühl der Gegenwart GOttes ſehr erleichtert. Sie hielten dieſelben Abends unter freyem Himmel um ein Feuer herum, feyerten auf dieſem Wege die Charwoche, weideten in der verſöhnenden Marter JEſu, freueten ſich am Oſtertage Seiner herrlichen Auferſtehung, erinnerten ſich dabey mit beſonderer Zärtlichkeit ihrer 56 in Philadelphia ſelig entſchlafenen Brüder, Schweſtern und Kinder, und tröſteten ſich mit der Hoffnung, auch dahin zu gelangen, wo man den HErrn von Angeſicht ſiehet, und ohne Sünde Ihn lobet. Seine ſie überall begleitende Nähe erhielt ſie bey allen Beſchwerden vergnügt und heiter, und als ſie am 9ten May nach einer Reiſe von 5 Wochen in Machwihiluſing glücklich anlangten, vergaßen ſie gerne alles Leides, über der Freude, den Ort ihrer Beſtimmung erreicht zu haben.

So endigte ſich die rauhe Pilgerſchaft der Indianer-Gemeine, die mit der Flucht von Wechquetank und Nain ihren Anfang genommen hatte, und alle bezeugten wie Ein Mann: Hätte nicht GOtt ſelbſt Seine Flügel über uns gebreitet, wir wären nicht durchgekommen; Ihm gebührt die Ehre!

Ge-

Geſchichte

der Miſſion unter den Nord-Amerikaniſchen Indianern.

Dritter Theil.

Erſter Abſchnitt.

1765. 1766.

Lieblicher Anfang von Friedenshütten an der Susquehannah. David Zeisbergers Reiſen nach Cajugu und Onondago. Die Indianer-Gemeine genießt Ruhe, geht und bauet ſich.

Wie es einem iſt, wenn man nach einem harten und langen Sturme den gewünſchten Hafen erreicht hat, ſo war es jezt unſern Indianern und ihren treuen Lehrern. Gern dachten ſie nicht mehr der gehabten Angſt und Noth, und wünſchten jezt nur, aus Dankbarkeit dem gnädigen und treuen HErrn zu Ehren zu leben, der ihnen ſo weit geholfen hatte, daß ihr Fuß wieder ruhen konnte. Mit frohem Muthe machten ſie ſich an die Arbeit, erwählten mit guter Ueberlegung einen ſchicklichen Platz an der Susquehannah, und baueten auf demſelben einen recht ſchönen Gemeinort, welcher Friedenshütten genannt wurde. Als derſelbe fertig war, beſtand er aus mehr als 40 auf Europäiſche Art beſchlagenen, mit Schindeln gedeckten, und mit Fenſtern und Schornſteinen verſehenen Blockhäuſern, und 13 Hütten. Dazu kam das zwar kleine doch bequeme Wohnhaus der Miſſionarien, desgleichen eine recht artige ebenfalls mit Schindeln gedeckte Kirche, die in der Mitte der über 80 Fuß breiten Gaſſe ſtand. Bey den Häuſern waren ſchöne Gärten angelegt, und zwiſchen dem Ort und dem Fluſſe, auf

welchem faſt jede Familie ihr eigenes Boot hatte, ſahe man 250 Morgen ſehr ordentlich eingezäumte Welſchkornfelder. Auf der andern Seite des Ortes lag in einiger Entfernung der Gottesacker.

Während des Anbaues dieſes Orts waren die Kranken, Schwachen und Kinder in den vorgefundenen hölzernen Hütten einquartiert; die übrigen campirten in Feldhütten von Baumrinde, und der Gottesdienſt wurde bey trockenem Wetter unter freyem Himmel gehalten, bey naſſem aber fürs allgemeine ausgeſetzt, und nur Geſellſchaftsweiſe in den Hütten die Güte und Treue des HErrn beſungen. Sein Friede, und die unter unſern Indianern regierende Liebe und Einigkeit ſtärkte ſie auch zur Arbeit, und man konnte ihre wohl überlegte Geſchäftigkeit nicht ohne inniges Vergnügen anſehen. Sie waren wie die Bienen; ein jedes wußte, was es zu thun hatte, und that es ungeheißen. Ein Theil war fleiſſig am Bau; der andere mit Urbarmachung des Landes; der dritte auf der Jagd und Fiſcherey, um die erforderliche Nahrung zu verſchaffen; der vierte hatte wieder andere nöthige Verrichtungen; auch die Miſſionarien legten Hand an, und bearbeiteten ihre Felder und Gärten ſelbſt.

Unterdeſſen ging unſern Indianern ihr von den Nachbarn gekauftes Brodt aus, daher eine Geſellſchaft von 40 Perſonen ſich auf den Weg machte, einen Theil des ihnen von der Penſylvaniſchen Regierung geſchenkten Mehls von Fort Allen abzuholen. Sie mußten aber auf dem halben Wege umkehren, weil ihnen die Nachricht entgegen kam, daß die weißen Leute im Iriſchen Settlement aufs neue erbittert wären, indem vor kurzem wieder 2 Männer ermordet worden, deren Tod man unſern Indianern Schuld gäbe, ob es gleich unmöglich war, daß ſie daran den mindeſten Antheil hätten haben können. Alſo mußten nun Wurzeln und Kräuter die Stelle des Brodts erſetzen, bis die Nach-

richt

richt einlief, daß der Friede mit ſämmtlichen Indianer-Nationen durch den General Sir William Johnſon im Namen des Königs von England geſchloſſen worden, wodurch man Luft bekam, obgedachtes Mehl zu holen, daher ſich faſt alle Mannsleute zu zweymalen aufmachten, alles glücklich nach Friedenshütten brachten und die Engliſche Regierung für ihre Güte herzlich ſegneten. Dieſe Hülfe war hinlänglich bis zu ihrer erſten Welſchkornerndte, die ſo reichlich ausfiel, daß es ihnen an Platz fehlte, alles aufzuheben, was GOttes milde Hand gegeben hatte.

Als man nun mit dem Anbau von Friedenshütten ſo weit gekommen war, daß man die nöthigen Gemeinordnungen und Ortsſtatuten erneuern und feſtſetzen konnte, ſo geſchahe ſolches feyerlich, zu allgemeiner Zufriedenheit; und ins Ganze ward alles eben ſo eingerichtet, wie vormals in Gnadenhütten, Nain und Wechquetank. Was aber den innern Zuſtand der Gemeine betrifft, ſo war es nicht anders, als ob unſer HErr JEſus Chriſtus Seine Gnade verdoppelt, und ſich vorgenommen hätte, dieſe Seine braune Heerde mehr als jemals zu ſegnen. Sein Wandeln in ihrer Mitte bey der Verkündigung Seines köſtlichen Evangelii, bey Begehung der Sacramente und bey den übrigen Verſammlungen war ſo ausgezeichnet, ſo fühlbar, und oft ſo kräftig zu ſpüren, daß die Miſſionarien gar vielmals mit tiefer Beugung ausrufen mußten: Wie hat Er die Leute ſo lieb, und wie groß iſt Seine Luſt unter dieſen Menſchenkindern zu wohnen!

Am 20ſten October 1765 war hier die erſte Taufhandlung, da der Frau des Sakima dieſe Gnade wiederfuhr, die ſich nachher ſo erklärte, daß man ſich herzlich darüber freuen konnte. "Es iſt mir, ſagte ſie, ſehr wohl, und ich bin recht ſelig nach der Taufe; ich denke aber nicht, daß nun alles gut iſt und daß ich ſchon genug habe, ſondern mein

Herz verlangt immer noch mehr nach dem Heilande: ich kenne Ihn noch lange nicht genug.” Ihr ungetaufter Mann war bey ihrer Taufe mit zugegen, konnte es vor Weinen kaum anſehen, und lief gleich nach derſelben in den Buſch, um ſich auszuweinen; als er aber nach Hauſe kam und ſeine Frau grüßte, brach er wieder aufs neue in Thränen aus und ſagte: “O! wie freu ich mich, daß du mit des Heilands Blute gewaſchen biſt! Wenn wird es mir auch ſo gut werden?” Und noch vor Ende des Jahres, am erſten Chriſttage, ward es ihm eben ſo gut, wobey eine ſo durchgängige Bewegung war, daß die ganze Verſammlung mit dem Täufling und dem Täufer weinte, und ſolchergeſtalt ihre Freude und ihre Dankbarkeit gegen den guten HErrn, der die Sünder ſo freundlich annimmt, zu Tage legte. Viele Ungetaufte wurden dabey ſo kräftig angefaßt, daß ſie ſich nach eben dieſer Gnade von Herzen ſehnten. “Wenn ich, ſagte einer derſelben, das Taufwaſſer jezt auf den Saal bringen ſähe, und der Bruder, der die Taufe verrichtet, ſpräche: Nun, wer jezt gern getauft ſeyn will, der komme her! ſo iſt mirs ſo, daß ich der erſte ſeyn wollte!”

Johannes Papunhank, der erſte, der an dieſem Orte, als derſelbe noch Machwihiluſing hieß, getauft worden, war auch der erſte, der hier zum erſtmaligen Genuß des Leibes und Blutes JEſu im heiligen Abendmahl gelangte, und es bewies ſich immer deutlicher, daß ſeine Bekehrung ein Werk GOttes war. Seine vormalige weitläuftige Bekanntſchaft, noch mehr aber der Ruf von Friedenshütten, zog nun häufigen Beſuch von fremden Indianern herbey, und die Miſſionarien, denen der Bruder Rothe von Bethlehem im Auguſt dieſes Jahres als Gehülfe zugegeben wurde, hatten die erwünſchteſte Gelegenheit, das erbarmungsvolle Herz JEſu einer Menge von Sündern anzupreiſen, deren gar viele dieſes troſtreiche Wort annahmen und mit Friede und Freude

im

im heiligen Geiſte erfüllt wurden. Manche, die nicht ſogleich alles recht hatten verſtehen können, baten die Nationalgehülfen um Wiederholung der Predigt, die es denn auch nicht daran fehlen ließen, und ſelbſt dabey die Kraft des gehörten Evangelii aufs neue genoſſen.

Unter dieſen Beſuchenden waren viele Cajuger, die zu den Sechs Nationen oder Irokeſen gehören, und zum Reiche GOttes geſchickter, aufrichtiger und in Staatsſachen nicht ſo ſehr verwickelt zu ſeyn ſchienen, als die übrigen Irokeſen. Man bemerkte dabey mit Vergnügen, daß der wiederholte Aufenthalt des Bruders David Zeisberger in Onondago eine große Liebe zu den Brüdern gewirkt hatte. Als dieſer Bruder einmal von Friedenshütten verreiſt war, kamen etliche Cajuger dahin zum Beſuch, und der Miſſionarius Schmick fragte ſie: ob ſie den Zeisberger kennten? Kaum hörten ſie ſeinen Namen, ſo bezeigten ſie eine große Freude, legten 2 Finger zuſammen und ſagten: Wir ſind ganz eins; biſt du auch eins mit ihm? Antwort: Ja, wir ſind Brüder. Biſt du denn auch von den Brüdern aus Bethlehem? Antwort: Ja, das ſind meine Brüder. Nun ſo mußt du, rieſen ſie freundſchaftlich, zu uns kommen und dir ein Haus bey uns bauen. Sie kamen darauf auch in die Verſammlung, ſahen und hörten, was ihnen noch nie vorgekommen war, und wurden durch die Liebe JEſu Chriſti kräftig angefaßt.

Auch außer denen zu dem öffentlichen Gottesdienſte feſtgeſetzten Stunden mußten die Miſſionarien gar oft ihren Mund aufthun und von der uns erſchienenen Gnade des HErrn predigen, denn die Beſuchenden kamen ihnen ins Haus, baten um noch mehrere Worte zum Troſt für ihre Herzen, und es war, als wenn ſie ſich nicht ſatt hören könnten, ſo daß ſie manchmal den Miſſionarien keine Zeit zum Eſſen ließen. Ein ſogenannter Hexenmeiſter, der in der

Nähe von Friedenshütten wohnte, ſich aber nicht getraute, in die Kirche zu kommen, ſondern hauſſen am Fenſter horchte, ſagte nachher zu einem Indianer-Bruder: "Ich bin wol ein ſehr böſer Menſch, das weiß ich, und habe viele Sünden auf mir, ja ich bin ſo mit Sünden beladen, daß ich ganz krumm gehen muß; wenn ich aber nur wüßte, daß mich der Heiland annehmen und mir helfen wollte, ſo würde ich dennoch zu Ihm gehen und Ihn darum bitten."

Damit nun unſre Indianer an dieſem neuen Orte ſicher und in ungeſtörter Ruhe leben könnten, ſo hatten ſie bald nach ihrer Ankunft an den in Cajugu wohnenden Gevollmächtigten der Irokeſen, die die Oberherrſchaft über das Land an der Susquehannah behaupteten, einen Boten mit einem String of Wampom abgeſandt, um ihren Onkles zu melden, wie freundlich das Penſylvaniſche Gouvernement ſie gegen die Wuth der feindlichen weißen Leute in Schutz genommen und über ein Jahr lang mit allem nöthigen verſorgt habe, und daß ſie mit deſſen Zuſtimmung an die Susquehannah gezogen wären und ſich eine Gegend erwählt hätten, wo ſie, wenn ihre Onkles es genehmigten, ſich anbauen und mit ihren Weibern und Kindern in Friede wohnen wollten; zugleich baten ſie um Erlaubniß, Brüder von Bethlehem als ihre Lehrer bey ſich zu haben, die ihnen, wie ſchon viele Jahre geſchehen, die guten Worte von ihrem GOtt und Schöpfer ſagten, ſie und ihre Kinder, ja alle Indianer lieb hätten, und ſie in dem Wege zur Seligkeit gern unterrichteten, ohne welchen Dienſt ſie für ſich allein nicht leben, noch zurechte kommen könnten. Dieſes Anbringen nahm der Chief in Cajugu an, theilte es dem großen Rathe in Onondago mit, und nach erhaltener Antwort entbot er etliche Deputirte von Friedenshütten zu ſich, die er denn im Namen der Irokeſen ſehr freundlich empfing, mit den gewöhnlichen Ceremonien über den Verluſt ihrer Freunde

de in Philadelphia tröſtete, und ihnen den nunmehr geſchloſſenen Frieden ankündigte, auf das eigentliche Geſuch unſrer Indianer aber die unerwartete Antwort gab, daß der von ihnen erwählte Platz für ſie nicht gut ſey, weil alles in derſelben Gegend mit Blut befleckt worden; darum wolle er ſie nehmen und an einen andern Ort, nemlich am obern Ende vom Cajuger See hinſetzen, das würde ein beſſerer Ort für ſie ſeyn. Ihre Lehrer könnten ſie mitbringen, und was ihren Glauben beträfe, ſo könnten ſie glauben, was ſie wollten, und ihren Gottesdienſt ungeſtört fort halten; es ſolle ihnen niemand etwas in den Weg legen, oder ſie davon abhalten. So wohl gemeynet der Vorſchlag, an den Cajuger-See zu ziehen, ſeyn mochte, ſo gefiel er unſern Indianern doch nicht, weil es der dortigen Gegend an Jagd fehlte, ohne die ſie nicht beſtehen konnten. Sie zögerten alſo mit der Antwort, obgleich ihre Deputirten dem Chief in Cajugu Hoffnung gemacht hatten, daß er dieſelbe erhalten ſollte, wenn das Welſchkorn reif wäre. Er ſchickte daher im Frühjahr 1766 eine Botſchaft nach Friedenshütten mit den Worten: "Er wiſſe nicht, was die daſigen Indianer für Welſchkorn hätten; ſie hätten ihm Antwort verſprochen, wenn es reif ſeyn würde; das ſeinige ſey ſchon lange reif und beynahe verzehrt, und er dächte bald wieder zu pflanzen; ſie ſollten hübſch ihr Verſprechen halten." Da ſichs nun unterdeſſen deutlich genug gezeigt hatte, daß unſre Indianer am liebſten in Friedenshütten blieben, ſo wurden 4 Deputirte erwählt, mit welchen der Miſſionarius David Zeisberger am 23ſten April nach Cajugu abreiſete, wo ſie am 30ſten ankamen, und bey dem Chief ſelber, den der Bruder Zeisberger von Onondago her ſehr wohl kannte, einkehrten. Er nahm ſeine Gäſte zwar liebreich auf, ſchien aber mit ihrem Auftrage nicht ſehr zufrieden zu ſeyn, und äußerte ſich überhaupt über die Arbeit der Brüder unter ſei-

nen

nen Landsleuten etwas verächtlich, weil er, wie er ſagte, in Canada viele getaufte Indianer geſehen, im Leben und Wandel aber zwiſchen ihnen und den ungetauften gar keinen Unterſchied gefunden habe. Das machte die Deputirten bedenklich, ihre Sache dem Rathe vorzutragen; Zeisberger aber ſprach ihnen Muth zu und verſicherte ſie, daß GOtt auch in dieſem Rathe zugegen ſeyn, und alles nach Seinem Willen lenken würde. So erfuhren ſie es auch, denn ihr Vortrag machte den erwünſchteſten Eindruck. Der Hauptinhalt deſſelben war, "daß ſie ehedem von GOtt nichts gewußt, nun aber Ihn als ihren Schöpfer und Erlöſer kennen gelernt, Leben und Seligkeit ins Herz bekommen, und Ihn ſehr lieb hätten, weil Er ſie ſo ſehr liebte; darum könnten und wollten ſie auch nicht mehr ſo leben, wie die Indianer ſonſt zu leben pflegten, ſondern hätten, weil ſie ihre Luſt und ihr Vergnügen an unſerm Heilande gefunden, dem ſündlichen Weſen ganz entſagt und wollten ſich vielmehr nach GOttes Wort verhalten, das ſie daher fleißig hören müßten, um deswillen täglich zweymal zuſammen kämen, und ſich von ihren Lehrern unterrichten ließen; ihre Kinder ſuchten ſie vor den böſen Dingen zu bewahren; mit dem Kriege wollten ſie nichts zu thun haben, ſondern mit jedermann in Friede leben, und eben ſo wenig wollten ſie ſich in die Regierungsſachen mengen. Aus allen dieſen Gründen könnten ſie nicht füglich nahe bey einem andern Indianer-Dorfe wohnen, und da die Lage von Friedenshütten ihren Abſichten gemäß ſey, ſie ſich auch daſelbſt ſchon angebaut hätten, ſo bäten ſie, daß man ſie an dieſem Orte bleiben ließe." Da die Cajuger die Sprache der Deputirten ſo wenig als dieſe jener ihre verſtanden, und der Dollmetſcher des Raths bey dieſem Vortrage, dergleichen er noch nie gehört hatte, ſtekken blieb, ſo mußte der Miſſionarius, der ſowol Delawariſch als Cajugiſch ſprechen konnte, auf Erſuchen des Raths dollmetſchen,

metſchen, welches er auch mit Vergnügen that, und nachher im Namen der weißen Brüder folgendes hinzufügte: "Bruder, du haſt nun deiner Couſins Anliegen und Bitte gehört; du ſiehſt, daß ſie eine gute Sache haben, und du liebſt ja das Gute. Du haſt ſie in deine Arme genommen; das iſt viel, daß du das gethan haſt; ich und meine Brüder ſind ſehr dankbar dafür; laß nun aber doch deine Geneigtheit gegen ſie noch weiter gehen, und gewähre ihnen ihre Bitte, damit ich und meine Brüder in Bethlehem uns mit deinen Couſins über dich freuen können. Ihr habt ja Land genug, gebt doch euren Couſins, die an GOtt gläubig werden, ein Stückchen, wo ſie in Ruhe und Friede leben können!" Dieſe Fürſprache trug denn auch das ihrige dazu bey, daß der Rath ihnen nicht nur alles zugeſtand, was ſie begehrt hatten, ſondern aus eigener Bewegung eine weit größere Strecke Landes, als ſie verlangt hatten, bis über Tiaogu hinauf einräumte, das ſie als das ihrige anſehen und benuzzen, andere Indianer aber, die nicht zu ihnen gehörten, auf demſelben nicht ſollten wohnen laſſen. Auch wurde ihnen erlaubt, ihre Lehrer zu haben, und ſie ermahnt, denſelbigen gehorſam zu ſeyn, worauf man noch die Abrede nahm, die nirgends zu oft erneuert werden kann, daß, da ſo viele Lügen herumgetragen würden, der eine Theil nie etwas ſchlechtes von dem andern glauben ſollte, bis es gehörig unterſucht worden.

Die Deputirten waren über dieſen unverhofften Ausgang der Sache vor Freuden faſt außer ſich, und als nach ihrer Rückkunft der verſammleten Gemeine davon Nachricht gegeben wurde, war das allgemeine Vergnügen darüber ſo groß, daß man hin und wieder ausrufen hörte: das hat der HErr gethan; nun können wir recht ſehen, daß Er uns lieb hat.

Dieſe Freude wurde aber nach einiger Zeit durch einen Irokeſen von Zeninge wieder zerſtört, der nach Friedens-

hütten

hütten kam, und umſtändlich erzählte, wie die Irokeſen in Zeninge einen großen Rath, dem er ſelbſt mit beygewohnt, gehalten, und den Chief von Cajugu zur Rede geſtellt hätten, warum er den Indianern in Friedenshütten für ſich und ohne ihre Zuſtimmung das Land eingeräumt habe; er wiſſe ja wohl, daß der Platz andern Indianern gegeben worden, die ſich nur in dem letzten Kriege verſtreut hätten; wenn die nun wiederkommen ſollten, ihre vorige Wohnung aufzuſuchen, ſo würden ſie unſere Indianer nur plagen; worauf der Chief von Cajugu ſich ſo entſchuldigt habe, daß er aus Mitleiden, und weil ihm ſein Herz wehe gethan, die Bitte der Deputirten nicht habe abſchlagen können; dieſelbe aber dem großen Rathe vorher mitzutheilen, ſey die Zeit zu kurz geweſen.

Da man nun immer in der Meynung geſtanden, daß der Chief in Cajugu alles in gutem Einverſtändniß mit dem großen Rathe gethan hätte, die Erzählung des Zeningers aber den Schein der Wahrheit hatte, und üble Folgen davon zu befürchten waren, ſo reiſete Zeisberger deshalb nach Bethlehem, woſelbſt man die Sache ſo wichtig fand, daß man ihm den Rath gab, ſelbſt nach Onondago zu gehen, um recht hinter die Wahrheit zu kommen, und zugleich ſeine alte Bekanntſchaft und Freundſchaft mit den Irokeſen zu erneuren. Zeisberger war dazu willig, nahm den Bruder Gottlob Senſemann von Bethlehem mit ſich, und reiſete mit ihm und einen Indianer Bruder in der Mitte des Octobers 1766 von Friedenshütten ab.

In Zeninge verſuchten ſie, bey den Einwohnern ein Wort von unſerm Heilande anzubringen, fanden aber keinen Hunger darnach, vielmehr äußerte ihr Chief, daß, ob ſie gleich keine Predigten und kein Wort GOttes hörten, ſie doch noch die beſten unter den Indianern wären, indem niemand ihnen etwas böſes nachreden könne. Das erfuhren die Brü-

der aber ganz anders, zu deren nicht geringen Beläſtigung ſie noch an dem nemlichen Tage dermaßen ins Saufen geriethen, daß es nicht ohne Eckel anzuſehen war.

Nach einer überaus harten Reiſe, die ſie theils zu Waſſer, theils zu Lande machten, trafen ſie am 26ſten October in Onondago ein, und wurden in demſelben Haus, wo Zeisberger ehedem gewohnt hatte, freundlich aufgenommen. Auf ihre Bitte verſammlete ſich der große Rath gleich des folgenden Tages, ließ ihnen zu Ehren die Engliſche Flagge auf dem Rathhauſe wehen, und hörte den Vortrag des Bruder Zeisbergers ſehr aufmerkſam an, worin er von der Arbeit der Brüder unter den Heiden, und ihrer Abſicht dabey, von dem Ergehen der Indianer-Gemeine, vornemlich aber von den bisherigen Verhandlungen mit dem Chief in Cajugu umſtändliche Nachricht gab, und mit dem Antrage beſchloß, daß der große Rath der Irokeſen ſich nun aufrichtig und deutlich erklären möchte, ob alles das, was gedachter Chief gethan und den Deputirten von Friedenshütten zugeſprochen, mit deſſen Vorwiſſen und völligen Genehmigung geſchehen ſey, oder ob jener ſolches nur für ſich gethan habe? Die Chiefs erkundigten ſich hierauf ſehr genau nach der ganzen Einrichtung und Verfaſſung von Friedenshütten, und bezeigten dabey ihre beſondere Liebe zu dem Bruder Zeisberger, den ſie als einen Irokeſen betrachteten, wobey dieſer nicht unterließ, ſie ſeiner Gegenliebe, noch mehr aber der großen Liebe ihres Schöpfers und Erlöſers aufs herzlichſte zu verſichern; die Antwort auf ſein Anbringen aber ſchoben ſie nach ihrer Gewohnheit auf, bis ſie ſich darüber würden berathſchlagt haben.

Dieſe Zwiſchenzeit benutzten die Brüder, eine Reiſe nach Cujugu zu thun, auf welcher ſie von Glück zu ſagen hatten, daß ſie über den Ausfluß eines großen Landſees, der ſehr tief war, vermittelſt zweyer dünner darüber liegenden

Bäu-

Bäume, die ſich unter ihren Füßen dermaßen bogen, daß ſie bis an die Knie im Waſſer gehen mußten, glücklich hinüberkamen.

In Cajugu unterredeten ſie ſich freundſchaftlich mit mehrerwähntem Chief daſelbſt, erfuhren den Ungrund der obgedachten von Zeninge erhaltenen beunruhigenden Nachricht, bedeuteten ihn ebenfalls über verſchiedene Lügen, die ihm von Widerſachern der Brüder zugetragen worden, und eilten nach Onondago zurück, woſelbſt ſie nun auch mit den gewöhnlichen Feyerlichkeiten die Antwort des großen Raths erhielten, die ihrem Inhalte nach darin beſtand, daß der Chief in Cajugu allerdings ihr Gevollmächtigter und Aufſeher über die ganze dortige Gegend an der Susquehannah ſey; daß alles, was er mit den Deputirten von Friedenshütten verhandelt, mit völliger Zuſtimmung des ganzen großen Rathes geſchehen, als welchem es recht lieb ſey, daß die Indianer Gemeine ſich in Friedenshütten niedergelaſſen, woſelbſt der große Rath ein Rathsfeuer habe, welches alſo nunmehr unſern Indianern anvertraut und keine geringe Sache ſey; daß der große Rath es auch völlig genehmige, daß weiße Brüder als Lehrer unter den Indianern an der Susquehannah wohnten, und ſie im Guten unterrichteten, welches beſonders die Delawaren ſehr nöthig hätten, weil ſie, wie man im letzten Kriege geſehen, vorzüglich zum Böſen geneigt wären; daß es dem großen Rathe auch lieb ſey, wenn es mit der Verfaſſung und dem Gottesdienſte der Gemeine in Friedenshütten ſo fortgehalten würde, wie bisher; "Und wenn eure Indianer, unſre Couſins, hieß es zuletzt, etwas mit uns zu reden oder uns vorzutragen haben, ſo ſoll es ihnen allezeit frey ſtehen, mit nns zu ſelber ſprechen und ihre Sachen bey uns anzubringen, ohne einen andern Chief zu brauchen, der nicht eben des Sinnes iſt, den ſie haben."

Durch

Durch dieſe wohl überlegte Erklärung des großen Rathes der Irokeſen erhielten die Brüder alſo zum erſtenmale eine geſetzmäßige Freyheit, im eigentlichen Indianerlande das Evangelium zu verkündigen. Bey dem großen Rathe ſelbſt aber ſchien noch kein Verlangen darnach ſtatt zu haben; vielmehr erzählte ein Mitglied deſſelben dem Bruder David Zeisberger, daß vor einiger Zeit ein Prediger aus Neuengland dahin gekommen wäre, und ſich erboten hätte, bey ihnen zu wohnen und ihnen zu predigen; ſie hätten ihn aber mit der Antwort abgefertiget: "Wenn ſie drum verlegen ſeyn würden, wollten ſie es ihm zu wiſſen thun, vor jetzo aber könne er nur wieder nach Hauſe gehen." Dieſe Erzählung ſollte ohne Zweifel für die Brüder ein Wink ſeyn, mit ihren Bemühungen nicht allzutief ins Irokeſenland zu dringen. Die Brüder Zeisberger und Senſemann dankten GOtt für die glückliche Ausführung ihres Auftrags, und machten bey ihrer Rückkunft mit der Erzählung davon der Gemeine in Friedenshütten eine ſehr große Freude.

Hier war nun auch im Jahr 1766 der innere und äußere Gang ungemein geſegnet, und der Beſuch von fremden Indianern außerordentlich ſtark, die ſich nicht nur an der äußern Einrichtung von Friedenshütten erbauten, und einmüthig bezeugten, daß es die ſchönſte und ordentlichſte Indianerſtadt ſey, die ſie noch je geſehen hätten, ſondern auch das Wort GOttes mit großer Aufmerkſamkeit anhörten, wobey man oft mit Erſtaunen wahrnahm, wie kräftig es ſich an ihrer vielen bewies. Manchmal war die Bewegung in den Verſammlungen ſo groß, und das Weinen wurde ſo allgemein und laut, daß die Miſſionarien inne halten mußten, und ihren eigenen Thränen freyen Lauf laſſen. Bey manchen wurde bemerkt, daß ſie, wenn ſie zum erſtenmale das Evangelium hörten, ſo gewaltig davon angegriffen wurden, daß ſie an allen Gliedern zitterten und bebten,

als wenn ihre ganze Natur ſich vor der Kraft Chriſti entſetzte. Nach und nach verlohr ſich dieſes heftige Zittern, und verwandelte ſich gemeiniglich in Seufzer, Thränen und Klagen über das Gefühl ihres Elendes, da denn das Wort der Verſöhnung ihren Herzen immer ſüſſer ſchmeckte, worauf ſich gemeiniglich auch balde das Verlangen äußerte, bey den Gläubigen zu wohnen. Ein Mann, zum Exempel, der mit ſeiner Frau während der Charwoche und des Oſterfeſtes in Friedenshütten geweſen war, beſprach ſich nachher mit derſelben über alles das, was ihnen in dieſen Tagen von unſerm Heilande und ſeiner Liebe zu den Menſchen geſagt und vorgeleſen worden. "So was, ſprach die Frau, habe ich noch nicht gehört; und was ich dabey gefühlt habe, das kann ich nicht ausſprechen, aber mein Herz hat ſehr geweint." Hierauf fragte ſie der Mann: Was iſt nun dein Verlangen? ich möchte es gerne wiſſen. "Das iſt mir lieb, erwiederte ſie, daß du mich fragſt; ich warte nur auf dich, denn ich will gerne den Heiland lieben und an Ihn glauben, aber ohne dich würde es mir doch ſchwer ſeyn. Alleine kann ich hier nicht wohnen, und dich kann ich auch nicht verlaſſen." Der Mann antwortete: Ich will dir nicht im Wege ſeyn; denn wenn ich dich davon abhielte, und du gingeſt verloren, ſo zöge ich auch deine Sünde auf mich, und ich habe deren ſelber genug. Dafür behüte mich GOtt! Wir wollen lieber beyde um Erlaubniß bitten, hier wohnen zu dürfen, damit wir täglich vom Heiland hören, Ihn lieb gewinnen und beyde ſelige Menſchen werden. Dieſe Unterredung erzählten ſie hernach ſelbſt, brachten auch ihre Bitte unverzüglich an, und ſie ward ihnen gewährt. Die Schweſter dieſer Frau äußerte ſich beſonders darüber, wie es ihr beym Verleſen der Paſſionsgeſchichte geweſen, und ſagte: "Alle Marter, Angſt und Noth, die Wunden, das Blutvergießen und den Tod, habe ich dem Heiland mit meinen

nen Sünden verurſacht; ſo ſagte mir mein Herz. Und da ich hörte, daß Er alles das für mich gethan hat, um mich Sündenkind vom Satan, von der Sünde und vom ewigen Tode zu erlöſen, und mir das Leben zu geben; ſo ſagte mir mein Herz: „Den mußt du ſuchen lieb zu krigen, und an Ihn glauben, damit du ſelig wirſt, ſonſt gehſt du verloren ewiglich.“ „Ich erſchrecke manchmal, bezeugte ein anderer, vor mir ſelber, wenn ich bedenke, daß ich bald ein ganzes Jahr vom Heiland gehört habe, und noch nicht den wahren ſeligmachenden Glauben beſitze.“

Bey ſolchen Gelegenheiten waren die Nationalgehülfen ſehr geſchäftig und recht in ihrem Element. Nichts freute ſie mehr, als wenn Beſuchende durch ihre Aeußerungen ihnen gleichſam den Mund öffneten, und Zeugniſſe der Wahrheit ablockten. Der Gehülfe Joſeph, z. E., ſprach eines Tages mit der Frau des Delawar-Chiefs Newallike von der Sünderliebe unſers Heilandes, die er an ſeinem eigenen Herzen erfahren hätte und täglich fühlte. „Das kann ſeyn, antwortete ſie, ich aber kann keine Vergebung meiner Sünden erhalten, denn ich habe ſehr viel geſündigt.“ Joſeph erwiederte: „O ja, genug Vergebung kannſt du beym Heilande bekommen; das iſt gewiß. Ich habe anfänglich auch ſo gedacht wie du, es aber doch anders gefunden und erfahren. Der Heiland hat mir alle und zwar ſehr viele Sünden vergeben. Er iſt noch derſelbe gute Heiland, der auch für deine Sünden geſtorben iſt, und Sein Blut am Kreuzesholze vergoſſen hat; wenn du das nur wirſt glauben können, ſo wirſt du auch Seine Liebe und die Vergebung aller deiner Sünden zu fühlen krigen.“ Ein anderer Beſuchender, der die Anwartſchaft hatte, Capitain zu werden, den darüber erhaltenen Belt of Wampom aber aus eigener Bewegung wieder zurück gab, erklärte ſich darüber zu herzlichem Vergnügen der Gehülfen, und ſagte: „Ich bin be-

kümmert um meine Seligkeit; meine Sünden, deren ich viele begangen habe, drücken mich; manchmal habe ich gedacht, für mich iſt wol keine Hülfe; aber da ich gehört, daß der Heiland auch die gröſſeſten Sünder annimmt, ſo habe ich noch Hoffnung zu meiner Errettung. Ich habe den Heiland gebeten: Erbarme Dich doch über mich, und laß mich fühlen, daß noch Gnade für mich iſt! Er hat mich erhört, und ſich mit Seinen Wunden vor mein Herz geſtellt; die Wunden habe ich Ihm mit meinen Sünden gemacht; weinen mußte ich darüber. Ich ſagte darauf: Lieber Heiland! durch Deine Wunden möchte ich geſund und ſelig gemacht und durch dein Blut von Sünden abgewaſchen werden! Nach dieſem iſt mir oft eingefallen, und ich habe es auch gefühlt, daß, wenn ich mich zum Heiland bekehren will, ich mich vorher von der Welt los machen muß; deswegen gab ich den Belt of Wampom wieder zurück. Ich verlange keine ſolche Indianer-Ehre; wenn ich nur die Ehre krige, und Gnade beym Heiland finde, Vergebung meiner Sünden erlange, zu Seinem Kinde angenommen werde, und unter Seinem Volke ſelig leben kann; das iſt mein Verlangen." Ein fremder Indianer fragte den Gehülfen Abraham viel und mancherley, aber nichts, das ſeiner Seele zum Segen hätte ſeyn können, daher dieſer nach einer Weile zu ihm ſagte: "Ich muß mich ſehr über dich wundern; du biſt ſo begierig, alles zu wiſſen; nach einer Sache aber fragſt du gar nicht: Kennſt du deinen Schöpfer? Das iſt das Nothwendigſte. Bekümmere dich darum, ſo wirſt du noch viele Sachen erfahren, die du nicht weißt."

Von denen, die während der Kriegsunruhen in die Irre gerathen waren, fanden ſich hier viele wieder herzu, und man nahm ſie gerne wieder auf, zumal wenn ſie nach JEſu Gnade ſo verlangend waren, wie ſich einer derſelben erklärte: "Es iſt mir, ſagte er, gerade ſo, wie einem, der im Waſ-

ſer ſteht, und alle Augenblicke ſein Leben verlieren ſoll, wenn mir nicht vom Heiland und der Gemeine durch Vergebung meiner Sünden geholfen wird." Unter den Erweckten, die um die Taufe baten, zeichnete ſich ein junger Nantikok beſonders aus: "Ich habe heute, ſagte er einmal, etwas auſſerordentliches in meinem Herzen gefühlt; ich habe ein groſſes Verlangen ſelig zu werden, aber ich bin ein Knecht des Satans, und es iſt mir, als hielte er mich gebunden, und wollte mich nicht los laſſen, und doch möchte ich gerne von ihm los ſeyn; ich will ein Eigenthum des Heilands werden." Ein andermal brach er unter einer Fluth von Thränen in folgende Worte aus: "Brüder, erbarmt euch doch meiner! ich bin der elendeſte Menſch, der auf der Welt ſeyn kann; ſeit geſtern Morgen fühle ich nichts als Angſt, Unruhe und Schmerzen; ich kann kein Plätzchen finden, wo es mir nur einigermaßen erträglich wäre. Dieſen ganzen Nachmittag habe ich da gelegen wie todt; es iſt keine Kraft mehr in mir, ich bin ganz ausgemergelt. Erbarmt euch doch meiner, waſcht mich mit des Heilands Blut von meinen Sünden; das wird mir helfen, und ich werde Ruhe in meinem Herzen krigen." Da aber mit der Taufe das Wohnen in Friedenshütten zuſammenhing, ſo konnte man ſich nicht ſogleich dazu entſchlieſsen, indem man bey den Nantikoks um deswillen ſehr bedenklich war, weil bey dieſer Nation, wie im erſten Theil angezeigt worden, der ſonderbare Gebrauch eingeführt iſt, daß, wenn einer von ihnen ſtirbt und begraben wird, es ſey wo es wolle, die Verwandten deſſelben dahin kommen, ſeine Leiche ausgraben, alles Fleiſch von den Gebeinen herunterſchneiden, und letztere mit ſich nehmen. Gleichwol konnte man es endlich doch nicht übers Herz bringen, dieſen bekümmerten Sünder vergeblich bitten zu laſſen; er ward alſo als der Erſtling aus der Nation der Nantikoks zu ſeinem unausſprechli-

chen Troſte von Bruder David Zeisberger getauft und Samuel genannt.

Die ſichtbare Veränderung, welche in allem Betracht mit denen vorging, die an JEſum gläubig und getauft wurden, war den Beſuchenden oft unbegreiflich, und lockte vielen das Bekenntniß ab, daß das Wort der Brüder nothwendig Wahrheit ſeyn müßte, weil es ſonſt unmöglich wäre, daß durch die Annehmung deſſelben eine ſo willige Verleugnung der weltlichen Lüſte und Eitelkeiten, und zugleich ein ſo vergnügtes und heiteres Weſen bewirkt werden könnte.

So gerne man es ihnen aber gönnte, ſolche lebendige und unwiderlegbare Beweiſe für die Wahrheit des Wortes der Verſöhnung mit Augen zu ſehen; ſo verurſachte doch der Umſtand, daß verſchiedene Fremde ſich eine lange Zeit in Friedenshütten aufhielten, ohne daß man wußte, was man an ihnen hatte, manchen Kummer, weil man allerley Unheil, vornemlich Verführung der Jugend, davon befürchten mußte. Die Miſſionarien entſchloſſen ſich alſo, eine Einrichtung zu machen, die immerfort beſtehen könnte. Zu dem Ende erwählten ſie einige der älteſten und bewährteſten Mitglieder der Gemeine, und gaben ihnen den Auftrag, alle fremde Indianer, vorzüglich ſolche, die in Friedenshütten wohnen wollten, gemeinſchaftlich zu ſprechen, ihren Sinn zu vernehmen, und ihnen auf eine liebreiche aber zugleich ſtandhafte Weiſe zu erklären, daß alle, deren Ernſt es nicht ſey, ſich zu unſerm GOtt und Heilande zu bekehren, an dieſem Orte durchaus nicht wohnen, auch nicht Monate lang ſich aufhalten könnten. Das geſchahe, und es war nicht ohne Erbauung anzuſehen und anzuhören, wie treu, verſtändig und unerſchrocken dieſe Männer bey Befolgung ihres Auftrags verfuhren, und wie ſie allzeit ohne Anſehen der Perſon gerade durchgingen, und auch ihrer eigenen Blutsfreunde ſo wenig ſchonten, wie anderer. Das hatte die

gute

gute Wirkung, daß man einige bedenkliche Leute los ward, unter andern einen ſogenannten Doctor, der ein Nantikok war, und durch ſeine böſe Kunſtgriffe ſchon manchen von ſeiner Nation ums Leben gebracht, und hier, wie es ſchien, ähnliche Abſichten hatte.

Eine andere Verlegenheit entſtand über den Rumhandel, den manchmal fremde Indianer auch in Friedenshütten treiben wollten, und man ſahe ſich genöthigt, die Ordnung zu machen, daß die Fremdendiener ſolche Handelsleute gleich bey ihrer Ankunft befragten, ob ſie über Nacht da bleiben wollten? Bejaheten ſie ſolches, ſo nahmen jene ihren Rum in Verwahrung, den ſie hernach bey ihrer Abreiſe wieder bekamen. Wer dieſe Ordnung ſich nicht wollte gefallen laſſen, dem ward angedeutet, daß er ſich ſogleich von den Grenzen des Ortes entfernen müßte; und darüber hielt man ſehr ſtrenge.

Die gröſſeſte Noth verurſachten die weißen Handelsleute, die nicht nur ihr Gewerbe hier treiben, ſondern Friedenshütten ſo gar zu einer Niederlage machen wollten, wie ſichs denn in dieſem Jahre 1766 ereignete, daß eine ganze Geſellſchaft ſolcher Leute, die von Paxton gekommen waren, ſich daſelbſt einzuniſten ſuchte, und manchmal etliche Wochen hinter einander da lag, wodurch viel Leichtſinn unter das junge Volk gebracht wurde. Hier konnten die Miſſionarien ſelbſt nicht thätig ſeyn, um nicht als Richter des Volks vor den weißen Leuten zu erſcheinen. Sie überlieſſen es alſo den National-Gehülfen, deren Sache es war, über der äußern Ordnung zu halten, denen das Unweſen auch endlich ſo nahe ging, daß ſie unter ſich beſchloſſen, demſelben herzhaft entgegen zu gehen. Sie verſammleten ſich alſo, ließen die Paxtoner vor ſich kommen, und der Gehülfe Anton kündigte ihnen in aller Namen an, wie man inskünftige nicht geſtatten könne, daß ſie dieſen Platz zu ihrem Handelsplatze machten;

ten; ſie ſollten hier keine Niederlage haben, nicht länger als zwey bis drey Tage bleiben, und alsdann wieder abziehen. Die Handelsleute wurden zum Theil böſe darüber; die Gehülfen aber blieben bey ihrer Erklärung, und jene mußten gehorchen, welches um ſo nöthiger war, da auch die Irokeſen ſchon etlichemal unſern Indianern eingeſchärft hatten, daß dergleichen in Friedenshütten nicht geduldet werden ſollte.

In dieſem Jahre kam eine feyerliche Botſchaft von den Delawaren in Goſchgoſchünk am Ohio, von den Delamattenoos und von den Gachpas, für ſich und noch Dreyzehn Völkerſchaften, nach Friedenshütten, die über Zeninge nach Onondago und von da wieder nach Hauſe ging. Die Abſicht derſelben war, einen vollſtändigen Frieden unter den Indianer-Nationen aufzurichten. Es wurden alſo alle diejenigen, an welche ſie gelangte, eingeladen, mit anzufaſſen, und wer es nicht thun wollte, ſollte als ein Feind angeſehen werden. Unſere Indianer ſchickten daher einen String of Wampom mit, zu Bezeugung und Bekräftigung ihres Verlangens, an dem Frieden Theil zu haben.

Verſchiedenemale erhielten ſie auch Botſchaften, wodurch ihnen die Armuth und Hungersnoth ganzer Völkerſchaften zu thätiger Theilnehmung gemeldet, oder bevorſtehende Durchreiſen großer Geſellſchaften, die Beherbergung und Bewirthung verlangten, angekündigt wurden, und ihre herzliche Bereitwilligkeit, ihren Mitmenſchen zu dienen und zu helfen, ward dadurch bald weit und breit bekannt.

Durch ſolche liebreiche Dienſte geriethen ſie ſelbſt manchmal in großen Mangel, genoſſen aber auch dabey des Vorrechts der Kinder GOttes, ſich nicht mit ängſtlichen Sorgen der Nahrung zu plagen, ſondern ſich an wenigem genügen zu laſſen, und täglich aus der Hand des guten Vaters im Himmel zu leben, der keines Seiner Kinder vergißt. Bey einer ſolchen Gelegenheit ſagte eine bedürftige Mutter, einmal:

einmal: "Ich dachte bey mir ſelbſt: ich bin doch leiblich ſehr arm, und habe faſt nichts, und wo ſoll ich etwas für mich und mein Kind hernehmen? Es wurde mir aber bey dem Gedanken nicht wohl im Herzen. So bald ichs fühlte, ſagte ich: Lieber Heiland! vergib mir, daß ich ſo ans Leibliche denke; Du biſt ja ſelber ſehr arm in der Welt geweſen, und haſt es nicht einmal ſo gut gehabt, als ich es noch habe. Das hat mich gleich getröſtet und mein Herz zufrieden geſtellt."

Außer der Noth, die unſern Indianern durch allzuſtarken Zuſpruch verurſacht wurde, thaten im Jahr 1766 auch die Heuſchrecken auf den Feldern und in den Gärten großen Schaden; ihrer waren nach dem Bericht der Miſſionarien viel Tauſendmaltauſend.

Uebrigens war ein Hauptartikel zum äußern Durchkommen unſerer Indianer die Hirſch- Elk- und Bären-Jagd, desgleichen der Biber- Fuchs- und Racoon-Fang. Da die Brüder ſich aber um deswillen oft ganze Tagereiſen und weiter entfernen mußten, ſo hielten die Miſſionarien für ihre Pflicht, ſie zu warnen, ſich nicht in ſolche Gegenden zu begeben, wo ſie durch unnützen Umgang mit wilden Indianern an ihren Herzen Schaden leiden könnten, wovon man ſchon traurige Beyſpiele erlebt hatte. Eine andere zum äußern Beſtehen nothwendige Arbeit war das im erſten Theil beſchriebene Zuckerkochen, wobey im Gemeinrathe die Ordnung gemacht ward, daß diejenigen, die ſich damit beſchäftigten, ſo viel möglich zuſammen an Einen Ort gehen ſollten, damit ſie im Fall der Noth einander beyſtehen, und auch dann und wann ihre Verſammlungen haben könnten. Wer dieſem Rathe nicht folgte, gerieth manchmal in Gefahr, und ſahe ſich dann ohne Hülfe, wie es unter andern einer Indianerin ging, die ſich von den übrigen entfernt hatte; in einer Nacht trat unvermuthet eine Bach aus, und überſchwemmete die ganze Gegend dergeſtalt, daß ſie mit ihrer

kleinen Tochter auf das Dach ihrer Hütte flüchten und da bleiben mußte, bis das Waſſer gefallen war, worüber ſie bald verhungert wären.

Zweyter Abſchnitt.

1767. 1768.

Etwas von Friedenshütten. David Zeisbergers Reiſe nach Goſchgoſchünk am Ohio. Anſchein zu einem neuen Wildenkriege, der noch glücklich abgewendet wird. Zeisberger reiſet abermals nach Goſchgoſchünk, eine Miſſion daſelbſt einzurichten, findet erſt guten Eingang, hernach heftigen Widerſtand.

Friedenshütten nahm dermaßen zu, und es fanden ſich zur Predigt des Evangelii ſo viele Zuhörer ein, daß ſchon am 2ten Januar 1767 der Anfang gemacht werden mußte, eine neue und weit geräumigere Kirche zu bauen, die ſchon am 18ten Febr. unter großer Bewegung der dankbaren Gemeine eingeweihet und der ganze Ort aufs neue dem HErrn zum Segnen und zur Bewahrung vor allem Böſen flehentlich empfohlen ward.

Die dahin kommenden fremden Indianer waren von allerley Nationen, vornemlich Mohaks, Cajuger, Senneker, Tutelaren, Delawaren, Mahikander, Wampanoſen, Nantikoks und Tuskarores. Viele derſelben trieb zwar bloß die damalige große Hungersnoth nach Friedenshütten; andere nahmen auf ihren Wanderungen weiter hinauf ins Indianerland ihren Weg am liebſten durch dieſen Ort, deſſen Gaſtfreyheit berühmt war, wie ſich denn in dieſem Jahre unter andern fünf und ſiebenzig Tuskarores aus Carolina,

dann wieder ſieben und funfzig Nantikoks aus Maryland ganz verhungert auf einmal einfanden und Wochen lang und länger da blieben. Bey der Gelegenheit aber bekamen ſie zugleich Worte des ewigen Lebens zu hören, die vielen durchs Herz gingen; und gar mancher dankte GOtt nachher für die Hungersnoth, weil er ohne dieſelbe Friedenshütten nicht aufgeſucht, und alſo auch das ſeligmachende Evangelium nicht gehört hätte. Um deswillen blieben unſre Indianer allzeit geneigt, die Hungrigen zu ſpeiſen, und überſahen den Mißbrauch, den einige von ihrer Gutwilligkeit machten, die manchmal eine lange Zeit von ihrem Vorrathe zehrten, dabey faul und lüderlich waren, und auch GOttes Wort nicht hören mochten.

Uebrigens fehlte es auch hier nicht an Widerſachern, die ihren Groll beſonders auf die Miſſionarien warfen, weil ſie glaubten, dieſe wären ganz alleine Schuld daran, daß unſre Indianer ſich von ihnen abſonderten, ein apartes Volk ſeyn, von den eigenthümlichen Dingen der Indianer nichts mehr mit machen, und ſich noch dazu immer weiter ausbreiten wollten. Vor allen bezeigten ſich die Nantikoks in Scheninge ſehr böſe, und droheten namentlich den Bruder Schmick zu tödten, weil er, nach ihrem Ausdruck, ſchon ſo viele Indianer in ſeinen Armen hätte, ſie veſt hielte, noch immer mehrere zu bekommen ſuchte, und ſie dadurch ihre Freunde verlören. Ihm war dabey die Looſung des Tages, an welchem er die Nachricht von dieſer Drohung erhielt, merkwürdig und tröſtlich. Sie hieß; **Der HErr iſt mit mir, darum fürchte ich mich nicht: was können mir Menſchen thun?**

Gegen Pfingſten dieſes Jahres brachen die Blattern in Friedenshütten aus, da man ſich denn der in Bethlehem bey den Maſern beobachteten Methode wiederum bediente, die Kranken auf die andere Seite des Fluſſes in daſelbſt befind=

befindliche Häuſer brachte, und ihnen Wärter zugab, die ihrer gehörig pflegten. Dieſe konnten hernach nicht genug erzählen, was für große Barmherzigkeit GOtt an ihnen und an den Kranken bewieſen, wie ſelig ſie alle Tage in Seiner Nähe geweſen, und welchen Troſt ſie bey der Weide in Seinem Worte gemeinſchaftlich empfunden hatten.

Im Herbſte dieſes Jahrs 1767 that der Miſſionarius David Zeisberger eine Reiſe an den Ohio, von woher man einige Nachrichten erhalten hatte, als ob in dortiger Gegend Indianer wohnten, die begierig wären, das Evangelium zu hören. Er nahm die National-Gehülfen Anton und Johannes Papunhanck mit, reiſte am 30ſten September von Friedenshütten ab, und wurde von den herzlichſten Segenswünſchen der Gemeine auf dieſer gefährlichen Pilgerſchaft begleitet. Er ging über Tiaogu, durch das Land der Delawaren, und einen Theil des Senneker-Landes, und ſeine Hauptabſicht war, die Indianer-Stadt Goſchgoſchünk am Ohio zu beſuchen, von deren Einwohnern er zwar unterwegs lauter ſchlechte Beſchreibungen erhielt, ſich aber dadurch ſo wenig abſchrecken ließ, als durch die Beſchwerlichkeiten der Reiſe, die einem Europäer faſt unglaublich vorkommen. Er hatte mit ſeinen Gefährten meilenlange Flächen durchzupaſſiren, die mit ſo hohem Gras bewachſen waren, daß es einem Reuter über den Kopf hinaus ging; wenn es denn vom Regen oder Thau naß war, ſo wurden unſre Reiſende dermaßen durchnäßt, daß nichts trockenes an ihnen blieb; und ſolcher Flächen kamen ihnen gar viele vor.

Am 6ten October erreichten ſie die nunmehro verlaſſene Indianer-Stadt, bis wohin Friedrich Poſt im vorletzten Kriege gekommen war. Und nun kam Zeisberger in Gegenden, wo man nach der Behauptung der Indianer noch keinen weißen Menſchen geſehen hatte. Um die Quelle des Ohio herum erblickte er zu ſeinem Vergnügen den erſten

Tannen-

Tannenbuſch in Nord-Amerika. Auch ſeine zween Indianiſche Gefährten kannten dieſe Art Holz gar nicht.

Je weiter unſre Reiſende kamen, deſto grauſenvoller fanden ſie die Wildniß, durch die ſie ſich mit unbeſchreiblicher Mühe hindurch arbeiten mußten, und nach einem viertägigen Marſch durch ſolche Gegenden, die der Miſſionarius nicht ſo ſchreckenvoll und grauerlich beſchreiben konnte, als ſie wirklich waren, trafen ſie die erſte Hütte im Buſch an, worunter ſie übernachteten, denn bisher hatten ſie immer unter freyem Himmel geſchlafen, ſich nur in ihre wollene Decken gehüllt, und bey dem faſt immer anhaltenden Regenwetter viel ausgeſtanden.

Als ſie hierauf in ein Sennecker Dorf kamen, machte die ungewohnte Erſcheinung eines weißen Mannes großes Aufſehen. Ein Sennecker ſetzte ſich ſogleich zu Pferde, jagte bis in das nächſte gröſſere wenigſtens ſechs deutſche Meilen von da entlegene Dorf, um dem dortigen Chief das Abentheuer zu melden. Zeisberger erwartete ſich alſo daſelbſt einen beſondern Empfang, und ward auch bey ſeiner Ankunft von dem Chief ſehr ernſthaft bewillkommt. Sein freundliches Betragen aber vermochte doch ſo viel, daß der Chief ihn in ſein Haus führte und ihm Eſſen vorſetzte. Hierauf erfolgte eine zweyſtündige Unterredung, in welcher der Chief ihm ſein Befremden über ſeine Reiſe, da noch kein weißer Menſch dieſen Weg gekommen, zu erkennen gab, und die Abſicht derſelben genau wiſſen wollte. Der Miſſionarius bediente ſich der guten Gelegenheit, ihm das Evangelium zu verkündigen. Der Chief aber behauptete aufs ſtärkſte, daß ein ſolches Wort GOttes für die Indianer gar nicht gehöre. "Wenn das wahr iſt, ſagte er unter andern, daß der Schöpfer Himmels und der Erden auf die Welt gekommen und ein Menſch worden iſt, und ſo viel gelitten hat, ſo ſind die Indianer gewiß nicht ſchuld an Seinem Tode,

ſondern

ſondern die weißen Leute; dieſen alleine hat GOtt die Schrift gegeben; die Indianer aber hat Er anders geſchaffen; Er hat ihnen das Wild zu ihrer Nahrung gegeben, das müſſen ſie im Buſch aufſuchen, das iſt ihre Handthierung; von der Schrift wiſſen ſie nichts, die können ſie auch nicht lernen; das iſt viel zu ſchwer für ſie." Dieſe und mehrere Reden aber beantwortete ihm der Miſſionarius mit ſolchem Nachdruck, daß er endlich nachgab, ganz freundſchaftlich ward, und geſtand, daß er den Bruder Zeisberger für einen Spion der weißen Leute gehalten habe; darum habe er anfänglich ſo hart mit ihm geredet. Da er aber nun von der Güte ſeines Vorhabens überzeugt ſey, ſo wolle er ihn an der Fortſetzung ſeiner Reiſe nach Goſchgoſchünk nicht hindern, warnte ihn aber faſt ängſtlich vor den Einwohnern dieſes Orts, die an Bosheit und Mordſucht ihres gleichen nicht haben ſollten. Zeisberger bezeugte ihm, daß wenn dem ſo wäre, dieſe Leute es um ſo nöthiger hätten, das Wort von ihrem Erlöſer zu hören, und daß er auf alle Fälle ſich vor ihnen nicht fürchte, weil ſie ihm ohne den Willen ſeines GOttes, an den er glaube, nichts thun könnten.

Er kam darauf mit ſeinen Gefährten in ein anderes Sennecker Dorf, wo gerade ein großes Feſt begangen wurde. Da mußte er, um nicht Argwohn gegen ſich zu erregen, als ob er die Indianer verachtete, ſichs gefallen laſſen, auf dringende Einladung ihren 2 Feſtmahlzeiten beyzuwohnen. Hier war alſo für ihn keine Zeit, GOttes Wort zu predigen; deſto mehr flehete er in ſeinem Herzen zu unſerm Heilande, daß Er es dieſe arme Heiden bald wolle erfahren laſſen, was das heißt, **Freude haben am HErrn!**

Am 16ten October trafen unſre Reiſende endlich in Goſchgoſchünk ein, wurden zu ihrer Verwunderung ſehr liebreich

liebreich empfangen, und von einem Verwandten des Johannes Papunhank freundlich beherberget.

Goſchgoſchünk, eine Stadt der Delawaren, beſtand aus 3 am Ohio liegenden Dörfern. In dem Mittelſten war der Miſſionarius eingekehrt, und ließ bald nach ſeiner Ankunft durch ſeine Reiſegefährten die Einwohner erſuchen, daß ſie ſich ſamt den Bewohnern der andern beyden Dörfer verſammeln möchten, weil er ihnen Worte zu ſagen habe. Zu ſeinem Vergnügen fand er hier viele, die ihn kannten, indem ſie während ſeines Beſuchs in Machwihiluſing im Jahr 1763 eben daſelbſt geweſen und ſeinen Predigten beygewohnt hatten. Dieſe hatten ſich damals auch die äußere Ordnung der Brüder gemerkt, und als die Einwohner ſich verſammleten, hielten ſie darüber, daß nicht Manns- und Weibsleute durcheinander, ſondern jedes Geſchlecht für ſich ſaß. Hierauf meldete ihnen der Miſſionarius, daß er in keiner andern Abſicht gekommen ſey, als ihnen die große und gute Botſchaft zu bringen, wie ſie aus der Finſterniß zum Lichte, in wahre Gemeinſchaft mit GOtt und zum Genuß der ewigen Seligkeit durch den Glauben an JEſum gelangen könnten. Es war ihm, nach ſeinem Berichte, bey dieſem erſten evangeliſchen Zeugniſſe in dieſer wilden Gegend ſehr wohl in ſeinem Herzen, und er konnte den Tod JEſu, der unſer Leben iſt, mit Freudigkeit verkündigen. Indianer, die das Evangelium zum erſtenmale hörten, wurden wohl oft bey ſolchen ihnen ganz neuen Vorträgen eine beſondere Kraft GOttes inne, die Worte und Ausdrücke aber waren ihnen ſchwer zu verſtehen, daher baten ſie gemeiniglich ſelbſt um mehrmalige Wiederholung. So ging es auch hier; Anton und Johannes mußten bis ſpät in die Nacht Zeisbergers Botſchaft erklären und deutlich machen; dabey zeugten ſie recht getroſt gegen das heidniſche Weſen, Aberglauben und Unglauben, und ſtellten ſich ſelbſt dar als

leben-

lebendige Beweiſe von der Kraft des Blutes JEſu Chriſti.

Goſchgoſchünk war nun voll Freude über den erhaltenen Beſuch. Viele konnten ſich, nach Zeisbergers Ausdruck, an der Nachricht, daß die Sünder einen Heiland haben, nicht ſatt hören. Verſchiedene riefen dabey einmal über das andere aus: "Ja, es iſt gewiß ſo, wie wir jetzt gehört haben; das iſt der rechte Weg zur Seligkeit!" Ein blinder Chief, Namens Allemewi war beſonders angefaßt, desgleichen eine Einhundert und zwanzig jährige Frau, die ſich aus dem untern Dorfe ins Mitteldorf hatte tragen laſſen, um auch noch die guten Worte von ihrem Schöpfer und Erlöſer zu hören.

Bey alle dem fand Zeisberger doch, daß die ſchlechte Beſchreibung, die der obgedachte Chief im Sennecker Dorfe ihm von Goſchgoſchünk gemacht hatte, nur allzu gegründet war. Noch nirgends hatte er ein ſo greuelvolles Heidenthum geſehen. "Hier, ſchrieb er, hat der Satan eine große Macht; hier ſitzt er auf dem Throne, wird von den Heiden angebetet, und hat ſein Werk in den Kindern der Finſterniß." Was ihn aber am meiſten ſchmerzte, war der ſchändliche Mißbrauch, der bey dem abſcheulichſten Teufelsdienſte mit dem heiligen Namen GOttes getrieben wurde. Dieſes rührte von den Indianiſchen Predigern her, deren ich im erſten Theil gedacht habe, die viel von GOtt redeten, und bey den ärgſten Abgöttereyen behaupteten, daß alles, was ſie thäten, zu Seiner Ehre, auch wohl auf Sein Geheiß geſchehe.

Ein ſolcher Prediger, Namens Wangomen, befand ſich auch hier in Goſchgoſchünk, der oftmals öffentlich in der Verſammlung zu ſeinen Leuten geſagt hatte, daß er in der Seite GOttes wie zu Hauſe ſey; da gehe er aus und ein, und ſey daſelbſt ſo ſicher geborgen, daß ihm weder die Sünde noch der Satan etwas ſchaden könnten, von dem GOtt aber,

den die Brüder predigten, der Menſch geworden und am Kreuze geſtorben ſeyn ſollte, wiſſe er nichts, erkenne ihn auch nicht für den rechten GOtt, und dergleichen mehr. Natürlicherweiſe war dieſem der Beſuch des Bruder Zeisbergers äußerſt zuwider. Gleichwol wohnte er allen Verſammlungen ſtille und aufmerkſam bey, beſprach ſich auch oftmals mit Zeisberger und deſſen Reiſegefährten ſehr umſtändlich, und es ſchien, als ob er durch ihre überzeugende Zeugniſſe der Wahrheit wenigſtens muthlos gemacht würde, ſein falſches Predigen fortzuſetzen und dem Evangelio zu widerſtehen. Das zeigte ſich aber am Ende doch anders; denn als der Miſſionarius vor ſeiner Abreiſe ſämmtliche erwachſene Mannsleute zuſammenkommen ließ und ſie fragte, ob ſie einen ſolchen Zuſpruch gerne wieder haben wollten? ſo bejaheten dieſe Frage alle übrige einhellig, nur Wangomen ſchwieg ſtille; und als die andern in ihn drangen, daß er ſich auch erklären möchte, fing er öffentlich an zu diſputiren, durch einen Abriß auf der Erde zu zeigen, daß zween Wege zur Seligkeit wären, und daß der Weg der Indianer gerader und geſchwinder zu GOtt führe, als der Weg der weiſſen Leute. Zeisberger ſuchte ihn auch jetzt noch auf eine ſanftmüthige Art zu bedeuten; Wangomen aber wurde deſto dreiſter, und behauptete, daß er GOtt ſchon viele Jahre kenne, und einen vertrauten Umgang mit Ihm habe: daß aber GOtt Menſch worden ſey, und Sein Blut vergoſſen habe, davon wiſſe er nichts, das müſſe alſo nicht der rechte GOtt ſeyn, ſonſt müßte ers auch wiſſen. Darauf bezeugte ihm Zeisberger mit großer Kraft: Der Gott, den er (Wangomen) unter den Indianern predige, und deſſen Knecht er wäre, ſey der Teufel, der ſey der Vater der Lügen, u. ſ. w. Hierauf erwiederte Wangomen etwas kleinlaut: aber ich kann deine Lehre nicht verſtehen; ſie iſt mir ganz was neues und kommt mir fremde vor. "Ich will dir ſagen, verſetzte

Zeisberger, wie das kommt: Der Satan iſt der Fürſt der Finſterniß, wo er iſt, da iſt nichts als Finſterniß; und der wohnt in dir, darum biſt du auch ganz verfinſtert, daß du nichts von GOtt und Seinem Worte verſtehen kannſt. Wenn du aber umkehrſt, und kommſt zum Heilande als ein armer, elender und verlorner Mensch, und rufſt Ihn um Gnade und Barmherzigkeit an, ſo möchte Er ſich deiner noch erbarmen, und dich aus der Gewalt des Satans erlöſen; alsdann iſt es erſt eine Möglichkeit, daß du etwas von GOtt und Seinem Worte verſtehen lernſt; jetzt aber iſt es nicht möglich. Noch iſt es Zeit; der Heiland gibt dir noch Friſt; wenn du dich zu Ihm wendeſt, ſo kann dir noch geholfen werden. Aber ſäume nicht, ſondern eile, und errette deine arme Seele!" Nach dieſer feurigen und doch aus einem liebhabenden Herzen gequollenen Ermahnung, war Wangomen wie geſchlagen, bekannte, daß er auch arm ſey, und bat ebenfalls um einen abermaligen Beſuch. Endlich faßten die Indianer ſogar in ihrem Rathe, dem auch Wangomen beywohnte, den Entſchluß, bey den Brüdern um einen beſtändigen Prediger anzuhalten, und gaben dieſe Bitte dem Miſſionarius mit, welcher hierauf noch etliche Verſammlungen hielt, wobey der Geiſt GOttes ſich ſo kräftig an den Herzen bewies, daß viele Thränen um JEſu Gnade vergoſſen wurden. Herzlich froh darüber und dankbar für GOttes mächtige Durchhülfe, trat er mit ſeinen Gefährten die Rückreiſe an, war bey Hunger, Näſſe und Kälte innig vergnügt, traf am 5ten November in Friedenshütten wieder ein, und erweckte daſelbſt durch ſeine Erzählung von dieſem Beſuche ein freudiges Lob GOttes; darauf reiſte er nach Bethlehem ab, um von dem Zuſtande am Ohio Bericht zu erſtatten.

Im Februar 1768 wurde Friedenshütten ſchon wieder erſchreckt, indem die betrübte Nachricht einlief, daß ein

weiſſer Mann, Namens Stumpf, in der Gegend von Schomokin 10 Indianer, nemlich 4 Männer, 4 Weiber und 2 Kinder ermordet hatte. Unſere Indianer kamen darüber in große Verlegenheit, weil ſie neue Unruhen unter den Indianer-Nationen dieſer Mordthat wegen befürchteten. Vornemlich aber waren ſie um ihre lieben Lehrer bekümmert, die jetzt allerdings Gefahr liefen, ein Opfer der Rachſucht der Wilden zu werden, und ſich wie Vogelfrey anſehen mußten, indem die Wilden in ſolchen Fällen gar nicht zu fragen pflegen, ob jemand ſchuldig oder unſchuldig iſt; hat er eine weiße Haut, ſo iſt das ein hinlänglicher Bewegungsgrund, Mordthaten, die durch weiße Leute an Indianern verübt worden, an ihm zu rächen. Unſre Indianer machten daher aus, ihre Lehrer nie alleine zu laſſen, ſondern um ſie herum beſtändig gute Wache zu halten. Inzwiſchen war der traurige Vorgang ſowol an das Engliſche Gouvernement, als auch an den General Sir William Johnſon gemeldet worden. Erſteres erließ ſogleich zwey Proclamationen, ſetzte darin 200 Pfund Sterling auf den Kopf des Mörders der 10 Indianer, verſprach, ihn, ſobald man ſeiner habhaft würde, am Leben zu ſtrafen, und ſchickte dieſe Erklärung mit zween Belts of Wampom an ſämtliche Indianer an der Susquehannah, damit ſie den Frieden und die Freundſchaft nicht brechen möchten. Dieſe Botſchaft kam auch nach Friedenshütten, wurde von dem Miſſionario, auf ausdrückliches Verlangen des Gouverneurs von Penſylvanien, unſern Indianern öffentlich mitgetheilt, und ſodann weiter befördert. Hierauf kam von Sir William Johnſon noch eine beſondere Botſchaft an unſre Indianer, worinn er ſie erſuchte, daß, wenn ſie Anverwandte der unterhalb Schomokin ermordeten Indianer wüßten, ſie ſelbige zu ihm ſchicken möchten, damit er ihre Thränen abtrocknen, ihr betrübtes Herz ſtillen, und ſie über alles befriedigen könne.

Gedachter General lud zu gleicher Zeit die Chiefs der Irokeſen und der übrigen Indianer-Nationen an der Susquehannah und am Ohio zu einer freundſchaftlichen Unterredung zu ſich ein. Hierzu ſollte auch Friedenshütten Deputirte ſchicken, und wurde von verſchiedenen benachbarten Chiefs etlichemal ernſtlich dazu aufgefordert. Unſere Indianer aber hatten dazu keine Neigung, theils, weil ſie ſich überhaupt nicht gerne in politiſche Dinge mengen wollten, theils, weil die Erfahrung gelehrt hatte, daß dergleichen Reiſen und Verrichtungen den Deputirten ſelbſt gemeiniglich mehr ſchädlich als nützlich geweſen. Sie gaben alſo lieber dem Cajuger-Chief Vollmacht, auch in ihrem Namen zu erſcheinen, zu reden und zu handeln. Dieſe Gelegenheit ergriffen die Widerſacher, unſre Indianer zu plagen, indem ſie ihnen nach einiger Zeit die gewiſſe Nachricht brachten, daß ſie, wegen ihrer Weigerung, Deputirte zu ſenden, vom General Johnſon ſowol als von ſämtlichen Chiefs für Feinde gehalten würden, daher beſchloſſen worden, ſie auszurotten und ihren Ort zu zerſtören. So unwahrſcheinlich dieſes Vorgeben war, ſo entſtand dadurch doch in Friedenshütten eine nicht geringe Unruhe, und der Miſſionarius Schmick hatte viel zu thun, die Gemüther zu beruhigen. Es gelang ihm aber doch, und man erfuhr denn auch bald, daß erwähnter General, weit entfernt, mit unſern Indianern unzufrieden zu ſeyn, ſie vielmehr öffentlich gelobt, und viele ſolche Indianer-Städte, wie Friedenshütten, zu haben gewünſcht, auch die Chiefs der Irokeſen große Hochachtung gegen dieſen Ort bezeigt hatten.

Da nun durch beſagte Zuſammenkunft bey dem General Johnſon, der Friede und die Freundſchaft zwiſchen den Engländern und den Indianern aufs neue beſtätigt worden, auch die Irokeſen mit den Cherokeſen Friede gemacht hatten, ſo verſchwand die Furcht vor einem abermaligen Kriege; alles

alles ward wieder ruhig, und der ſogenannte König der Cherokeſen wurde in Begleitung eines Oneider-Chiefs durch das Land der Irokeſen feyerlich herumgeführt, als Freund gezeigt, und kam auf ſolche Weiſe auch nach Friedenshütten.

Bey dieſer Gelegenheit äußerte der Oneider Chief ſeine und des ganzen großen Raths in Onondago herzliche Freude darüber, daß unſre Indianer GOtt kennen lernten und Lehrer bey ſich hätten, die ſie in den Wegen GOttes unterrichteten, und ermahnte ſie, davon nicht abzugehen, ſondern dabey zu bleiben. Hierzu gab er einen String of Wampom; worauf unſre Indianer durch einen andern String ihm und ſeiner Geſellſchaft bezeugten, daß das ihr innigſtes Verlangen ſey, GOtt ihren Schöpfer und Heiland alle Tage beſſer zu kennen und zu lieben, mit dem angelegentlichen Wunſche, daß alle Nationen eben ſo mit ihrem GOtt und Schöpfer bekannt werden möchten; da würde auch immer Friede und Liebe unter allen regieren.

Was unſre Indianer aber in ihrer damaligen Freude über den erneuerten Frieden ſtörte und nicht wenig befremdete, war die unvermuthete Nachricht, die ſie zu gleicher Zeit erhielten, daß die Irokeſen alles Land auf der Oſtſeite des Ohio, worin die Gegend von Friedenshütten mit begriffen war, an die Engländer verkauft hatten, wovon man neue Unruhen erwarten mußte, wie ſich ſolches auch nachher gezeigt hat.

Unterdeſſen waren die Indianer in Goſchgoſchünk am Ohio durch einen etwa eine Tagereiſe von da wohnenden heidniſchen Lehrer veranlaßt worden, eine Botſchaft nach Friedenshütten abzuſenden. Dieſer hatte von dem vorjährigen Beſuch des Bruder David Zeisbergers gehört, ſich genau nach ſeiner Lehre erkundigt, und da ihm niemand die gewünſchte Auskunft geben können, ſeine Betrübniß darüber bezeigt, mit dem Beyfügen, daß er zwar auch ein Prediger

 ſey,

ſey, aber alles, was er ſage, ſey nicht recht und nicht wahr; er habe auch ſchon viele andere Prediger gehört, die aber auch nicht die Wahrheit predigten. Das habe er durch einen Traum erfahren, in welchem er jemand geſehen, der zu ihm geſagt habe, daß ſie alle nicht recht lehrten. Um deswillen wünſche er gar zu ſehr, die Lehre der Brüder zu hören weil es wohl ſeyn könne daß das nun der rechte Weg zu GOtt wäre. Die abgeſandten Boten baten daher dringend, daß bald wieder ein Beſuch oder lieber der verlangte beſtändige Prediger nach Goſchgoſchünk kommen möchte.

Mittlerweile war in Bethlehem ſchon beſchloſſen worden, daß Zeisberger ſich abermals dahin begeben, den Bruder Gottlob Senſemann von Bethlehem nebſt etlichen Indianer Familien von Friedenshütten mitnehmen, eine Weile daſelbſt wohnen, und wo möglich eine neue Miſſion einrichten ſollte. Er und Senſemann reiſten alſo im April 1768 von Bethlehem ab, und der Bruder Ettwein, jetziger Biſchof, begleitete ſie bis Friedenshütten, woſelbſt ſie vorgedachte Boten noch antrafen, die nun mit der Nachricht, daß die Brüder ſich ſchon auf dem Wege nach Goſchgoſchünk befänden, fröhlich dahin zurück eilten Unſre Pilger aber brachen nebſt den Indianer-Brüdern Anton, Abraham und Petrus und deren Familien am 9ten May in GOttes Namen auf, und machten dieſe Reiſe theils zu Waſſer auf der Susquehannah, der Tiaogu und dem Ohio, theils zu Lande. Sie waren aber nicht lange unterwegs, ſo erkannten ſie es als einen Fehler, daß ſie die Irokeſen von dieſer Reiſe nicht gehörig benachrichtigt und ihre Zuſtimmung vorher eingeholt hatten. Schon bey Tiaogu eilten ihnen 20 Hauptleute nach, und wollten ihnen mit einem Belt of Wampom im Namen der Irokeſen die Reiſe an den Ohio verbieten und ſie zum Umkehren zwingen. Zeisberger aber nahm es muthig mit ihnen auf, unterrichtete ſie von der Abſicht der

Reiſe, gab ihnen ihren Belt zurück, und verſicherte ſie, daß er ſelbſt dafür ſorgen wolle, daß alles, was man den Iro-keſen ſchuldig ſey, beobachtet werde, womit ſie ſich denn endlich beruhigen ließen. Auch nach Friedenshütten kam deswegen eine Botſchaft von dem Cajuger-Chief, der aber ſelbſt bald hernach an dieſem Orte beſuchte, und ſich, da man es als ein Verſehen erkannte, und ihn um Vergebung bat, gar leicht bedeuten ließ. Unſre Pilger ſetzten indeſſen ihre Reiſe getroſt fort. Die zu Lande gingen, mußten etliche Tage durch lauter Buſchfeuer wandern, welches die Luft ſehr heiß machte, und deſſen Dampf und Rauch ungemein beſchwerlich war. Verſchiedene Nächte verdarben ihnen die Wölfe, nicht nur durch ihr Geheule, ſondern auch durch ihre Dreiſtigkeit, indem ſie oft ſo nahe zu ihrem Feuer kamen, daß ſie mit Feuerbränden nach ihnen werfen mußten. Es ging übrigens alles gut. Nach einer beynahe 5 wöchentlichen Reiſe kamen ſie am 9ten Juny in Goſchgoſchünk an, von wo aus man ihnen ein Boot mit Lebensmitteln ein gutes Stück Weges den Ohio hinauf entgegen geſchickt hatte. Hier wurden ſie nun nicht nur mit faſt allgemeiner Freude empfangen, ſondern zu ihrer Verwunderung ſogar von oberwähntem heidniſchen Lehrer Wangomen in ſein Haus aufgenommen, welches er, weil es größer war, als die übrigen, ihnen zu Liebe geräumt, und ſich mit den Seinigen in ein anderes einquartirt hatte.

Von Goſchgoſchünk aus gab Zeisberger dem Cajuger Chief umſtändliche Nachricht von ſeinem Aufenthalt an dieſem Orte, und der Abſicht, die er dabey hatte; und der Chief Allemewi ſchickte nach Zoneſchio an den Chief der Senecker, denen das Land am Ohio, wo Goſchgoſchünk lag, zugehörte, eine Botſchaft mit den Worten: "Oncle! Ich laſſe dich hiemit wiſſen, daß einige von unſern Freunden mit 2 weißen Brüdern zu uns gekommen ſind, welche wir

gerufen haben, uns die guten Worte von unſerm GOtt und Schöpfer zu ſagen. Du haſt uns öfters Botſchaft geſandt, daß wir ein gut Leben führen, und dem Guten nachfolgen ſollen: das haben wir bisher nicht gethan; nun aber ſind wir entſchloſſen, ein ander Leben zu führen, und alle Sachen der Heiden, als ihre Feſte, Tanzen und Saufen von uns zu ſchaffen, und unſre Brüder, die zu uns gekommen ſind, ſollen uns im Worte GOttes unterrichten."

Das war denn auch die vornehmſte Beſchäftigung der Brüder. Zeisberger predigte recht fleißig, richtete tägliche Morgen- und Abendverſammlungen ein, und ſang dabey Lieder, die ins Delawariſche überſetzt, und ſeinen jetzigen Zuhörern etwas ganz Neues waren. Alle dieſe Verſammlungen wurden im Anfange häufig beſucht, und es gab einen artigen Anblick, ſo viele roth und ſchwarz gemahlte Geſichter mit Federbüſchen und Fuchsſchwänzen auf dem Kopfe zu ſehen, welches ſonderlich bey dem jungen Volke ſehr gewöhnlich war. Dabey bemerkte man eine große Aufmerkſamkeit und Begierde nach dem Worte der Verſöhnung, und das Gefühl von der Kraft GOttes war überaus tröſtlich.

Um nun die Predigt des Evangelii noch ungeſtörter zu treiben, und auch mehr abgeſondert zu wohnen, entſchloſſen ſich die Brüder bald, ein eigenes Blockhaus zu bauen, erwählten dazu einen ſchicklichen Platz, der ein wenig vom Dorfe ablag, und wurden, da ihnen die Einwohner, und ſogar das junge Volk, mit großer Willigkeit auf alle Weiſe behülflich waren, mit dieſem Bau geſchwinde fertig. Auch pflanzten ſie zu ihrem Unterhalte Welſchkorn, wozu ihnen die Einwohner klar gemachte Felder gaben, und ſelbſt pflanzen halfen. Um das Haus der Brüder herum ſchlugen die gläubigen Indianer, desgleichen oberwähnte 2 nach Friedenshütten geſandte Boten und noch etliche Familien aus Goſchgoſchünk, ihre Hütten auf, und formirten ſolchergeſtalt

ſtalt beynahe ein eigenes kleines Dörfchen, welches nun fleißig beſucht wurde, und wo faſt Tag und Nacht kein Schweigen war von der großen Wahrheit, daß GOtt in Chriſto war, und die Welt mit Ihm ſelber verſöhnete.

Es zeigte ſich aber auch hier, was man überall findet, daß der natürliche Menſch nicht geneigt iſt, ſich für ſo ſchlecht und verdorben zu halten, als er wirklich iſt, und es hielt ſchwer, die Wilden zu überzeugen, daß das Nichtglauben an JEſum Chriſtum die gröſſeſte Sünde iſt. Einer unter andern verſicherte den Miſſionarium, daß er von keiner andern Sünde wiſſe, als daß er den weißen Leuten 2 Schaafe und 1 Henne geſtohlen habe.

Nachdem das Evangelium eine Zeitlang mit großer Kraft gepredigert worden, erhub ſich ein recht heftiger Widerſtand. Die vornehmſte Urſache davon ſaß, wie man nachgehends von dem Chief Allemewi erfuhr, bey den Hauptleuten, die ein gewiſſes zauberiſches Geheimniß, Menſchen unvermerkt ums Leben zu bringen, Brunnen und Flüſſe zu vergiften, und ganze Ortſchaften mit Seuchen anzuſtecken, unter ſich hatten, und furchten, daß, wenn jemand aus ihrer Geſellſchaft ſich bekehrte, er das Geheimniß ausſchwäzzen, und die übrigen in Gefahr ſetzen würde, von dem aufgebrachten Volk getödtet zu werden. Auf ihre heimliche Anhetzung erſchien, als mans am wenigſten dachte, eine Menge recht geſchäftiger Feinde. Vor andern ſtanden die alten Weiber gegen den Miſſionarium auf, klagten öffentlich, daß das Welſchkorn erfröre, oder von den Würmern gefreſſen würde, daß die Hirſche und alles übrige Wild aus der ganzen Gegend weiche, auch Kaſtanien und Heidelbeeren nicht mehr wüchſen, bloß darum, weil Zeisberger da predigte, und die Indianer nun eine andere Lebensart anfangen und an GOtt glauben wollten. Eine alte Frau inſonderheit wüthete ganz ausgelaſſen gegen ihn und ſeine Lehre, und

betheuerte, daß, wer in ſeine Verſammlungen ginge und gläubig würde, Anfechtungen vom Satan bekäme und von ihm geplagt würde, daher ſich jedermann vor dem weißen Lehrer hüten ſollte. Die Hexenmeiſter ſtellten feyerliche Opfer an, um die Geiſter, die nach ihrem Vorgeben über die Anweſenheit der Brüder ſehr erzürnt waren, durch abgeſchlachtete Schweine wieder zu verſöhnen. Ein von andern getaufter Indianer, der in Neuengland geweſen, machte viele Zuhörer bedenklich, indem er ſie verſicherte, daß die weißen Leute einen jeden, der gläubig und getauft würde, zum Knechte machten; ſo habe er es in Neuengland und in Friedenshütten geſehen. Andere brachten die Neuigkeit, daß etliche Indianer aus Neuengland über dem großen Waſſer geweſen, und einen Brief vom Könige in England an alle Indianer in Amerika mitgebracht hätten, worin er ſie vor den Brüdern in Bethlehem warne, daß ſie denſelben nicht glauben möchten, denn die würden ſie den geraden Weg zur Hölle führen. Wieder andere erſchreckten die Einwohner mit dem Vorgeben, daß, wenn die Brüder nur erſt ſtark genug wären und die Getauften Indianer die Oberhand bekämen, ſie alsdann die Ungetauften alle umbringen würden. Auch von den Senneckern, die überhaupt nicht nur die wildeſten und roheſten, ſondern auch die falſcheſten Indianer, im Aberglauben wie erſoffen und dem Evangelio am meiſten zuwider waren, kamen 5, deren einer ein Chief war, nach Goſchgoſchünk, und äußerten ſich ſehr unzufrieden darüber, daß die Einwohner weiße Leute unter ſich duldeten. Der Sennecker-Chief in Zoneſchio war beſonders böſe, und wollte durchaus nicht geſtatten, daß Brüder in Goſchgoſchünk wohnten, indem er fürchtete, daß ihnen bald viele weiße Leute nachfolgen, eine Veſtung bauen und Beſitz vom Lande nehmen möchten. Er ſchickte daher eine Botſchaft durch das ganze Indianer-Land bis hinunter zu

den Schawanoſen, mit den Worten: "Meine Couſins! ich ſehe, es iſt ein Mann im ſchwarzen Rock, das iſt, ein Prediger, zu euch gekommen, der wird euch verführen, und wo ihr auf ihn hört, euch abwendig machen von eurer Vorfahren Sitten und Gebräuchen. Ich warne euch, hört ihn nicht an, ſondern ſchafft ihn von euch; wo nicht, ſo kann es geſchehen, daß ihr ihn einmal auf der Straße todt findet." Ueberdem kam im Namen ſämtlicher Irokeſen eine geheimnißvolle Botſchaft nach der andern, deren Abſicht, wie man nachher mit genugſamer Gewißheit erfuhr, keine andere war, als die Einwohner von Goſchgoſchünk über die Anweſenheit der Brüder bedenklich zu machen, und ihnen keine Ruhe zu laſſen, bis ſie dieſelben entweder fortgejagt, oder getödtet hätten. Mehr als einmal gerieth auch der ganze Ort durch ſolche Botſchaften in die äußerſte Beſtürzung und Verwirrung; und es war ein Glück, daß der Chief Allemewi ſich als ein Freund des Evangelii betrug und ſtandhaft blieb. Von Gekelemukpechünk, wo das Heidenthum aufs allergreulichſte getrieben wurde, und derjenige, der ein Wort von GOtt ſagen wollte, ſogleich ſeines Lebens nicht mehr ſicher war, kam ausdrücklich ein ſogenannter Zauberer nach Goſchgoſchünk, um den Bruder Zeisberger vor allem Volk zu Schanden zu machen, das ihm aber übel gelang. Ein ziemlich weit entfernter heidniſcher Lehrer ſchickte dem Chief Allemewi einen Belt, mit der Drohung, daß den künftigen Sommer die Sonne gerade über ſeinem Kopfe ſtehen und es ſo heiß ſeyn ſollte, daß alles verbrennen und kein Welſchkorn wachſen würde.

Da dergleichen Botſchaften ſchnell bekannt wurden, ſo nahm die Frechheit der Widerſacher immer mehr zu, und ſie erregte manchmal während der Verſammlungen um das Haus herum einen ſolchen Lärm, daß der Miſſionarius aufhören mußte.

Wango-

Wangomen, der bis daher den Verſammlungen ſtille beygewohnt und ſich gegen die Brůder freundſchaftlich betragen hatte, zog endlich auch die Larve ab, ging in Goſchgoſchůnk von Haus zu Haus, und verbot den Einwohnern, in die Verſammlungen der Brůder zu gehen. Viele nun, die die Schmach ſcheueten, blieben weg, oder kamen nur des Abends, um von den Feinden nicht geſehen zu werden. Andere blieben hauſſen ſtehen und hörten heimlich zu, als ob ſie ſich GOttes Wort abſtehlen můßten. Einigen jungen Leuten wurde von ihren Eltern verboten, zu den Brůdern zu gehen. Andere Eltern wåren gerne gekommen, wenn ihre Kinder ſie nicht gehindert håtten. Diejenigen aber, die ſich durch alles nicht irre machen noch von den Verſammlungen abhalten ließen, wurden von den ůbrigen angefeindet und auf alle Weiſe geplagt. Verſchiedene wurden ſogar aus ihren eigenen Håuſern geſtoßen, und nahmen dann ihre Zuflucht zu den Brůdern, auf deren Fůrſprache der Chief Allemewi ihnen in ſeinem Hauſe einen Platz einråumte. Hier ging es buchſtåblich ſo, wie unſer Heiland vorher geſagt hat: Der Vater war wider den Sohn, und der Sohn wider den Vater; die Tochter wider die Mutter, und die Mutter wider die Tochter; die Schwieger wider die Schnur, und die Schnur wider die Schwieger; und des Menſchen Feinde waren ſeine eigene Hausgenoſſen.

Den Brůdern war es damals, nach ihrem Ausdruck, als ob ſie ſich in einer ſchweren und drůckenden Luft befånden, denn ſie ſahen ſich mit den bitterſten Feinden umgeben, die ſie gern alle Tage aus dem Wege geråumt håtten. Selbſt einige von denen, die ůber ihre Ankunft vor Freuden gejauchzet hatten, waren ſo umgedreht worden, daß ſie nunmehro ſie am liebſten fortgeſteinigt håtten. Viele ſagten ganz laut, daß man die weißen Leute todt ſchlagen ſollte. Andere riethen, daß man nicht nur ſie, ſondern auch die

gläubi=

gläubigen Indianer umbringen und in den Ohio werfen möchte; und die Freunde der Brüder befürchteten sehr, daß man ſie einmal bey Nacht überfallen und ermorden würde. Zween Indianer verbanden ſich auch wirklich mit einander, den Miſſionarium zu ermorden. Einmal bekamen die Brüder Abends ſpät einen ſehr unangenehmen Beſuch von etlichen Wilden, die kein anderer als der Mordgeiſt dahin trieb, die aber doch nicht Muth genug hatten, ihr böſes Vorhaben auszuführen. Die Brüder hielten es daher ſelbſt nicht für rathſam, alleine in ihrem Hauſe zu bleiben, ſondern hatten immer etliche von den gläubigen Indianern bey ſich, und auch dieſe durften ſich nicht 20 Schritte von ihren Häuſern entfernen, ohne ein Beil oder ſonſt ein Gewehr bey ſich zu haben, um die Böſewichter abzuſchrecken.

Um dieſer Unruhen willen aber wollten die Brüder dennoch ihren Poſten nicht verlaſſen, ſondern bauten ſich vielmehr noch ein kleines Winterhaus, damit ſie, da ihr gröſſeres Haus faſt nie von Beſuchenden leer war, zuweilen ſich erholen und auch mit den gläubigen Indianern das heilige Abendmahl begehen und andere Gemeinverſammlungen halten konnten. Auch ſetzten ſie die Predigt des Evangelii nicht aus, ſondern der Miſſionarius blieb veſt entſchloſſen, alles heftigen Tobens des Feindes ungeachtet, das Wort des Lebens in Niedrigkeit und Demuth getroſt zu verkündigen, ſeine Bewahrung und Vertheidigung aber dem HErrn zu überlaſſen, zu deſſen Preiſe man auch bekennen muß, daß Er ihn und den Bruder Senſemann außerordentlich ſtärkte, ſo daß ſie unter allen dieſen Drangſalen nicht erlagen. Auch blieben ſie und ihre gläubigen Indianer in zärtlicher Liebe mit einander verbunden, und eines ſprach dem andern Muth zu, in Geduld auszuhalten, und gerade in ſolchen ſchweren Umſtänden durch Wort und Wandel am meiſten zu beweiſen, welches Geiſtes Kinder ſie wären.

In dieſem Gedränge von Noth und Trübſal war es für die Brüder eine nicht geringe Ermunterung, daß eine Indianerin zu ihnen kam, und unter vielen Thränen erzählte, was für eine ſelige Wirkung das Wort der Verſöhnung auf ſie gehabt, und wie JEſus Chriſtus ſich ihrem Herzen als ihr GOtt und Erlöſer offenbart hatte. Auch an dem oberwähnten blinden Chief Allemewi bewies ſich die Kraft des Evangelii auf eine beſonders liebliche Weiſe, und er ſagte endlich frey heraus, daß er den Sinn habe, an JEſum Chriſtum zu glauben, und nur für Ihn zu leben. Die Brüder bekamen alſo zu ſehen, daß ihre Arbeit nicht vergeblich war, und verbanden ſich um ſo herzlicher aufs Neue, um JEſu willen gerne in Noth und Tod zu gehen.

Merkwürdig war auch dieſes, daß während der Zeit, da ihnen täglich mit dem Tode gedroht wurde, ihre ernſtliche Vorſtellungen bey dem gröſſeſten Theil der Einwohner doch ſo viel Gewicht hatten, daß der Rumhandel, der ſonſt in Goſchgoſchünk ſehr ſtark getrieben ward, gänzlich abgeſtellt, und weder Indianern noch weißen Leuten mehr erlaubt wurde, dieſes verderbliche Getränke dahin zu bringen. Ohne dieſe Abſtellung wäre es den Brüdern unmöglich geweſen, da zu bleiben.

Endlich theilten ſich die Einwohner von Goſchgoſchünk ganz offenbar in 2 Partheyen, deren eine das Evangelium durchaus nicht haben, die andere aber es annehmen, und um deswillen lieber Goſchgoſchünk verlaſſen und ſich in einer andern Gegend anbauen wollte. Und nun hatte ſich gleichſam das Licht von der Finſterniß geſchieden. Alle, die ſich nach einem Heilande ſehnten, waren nicht mehr furchtſam, ſondern wohnten den Verſammlungen öffentlich und fleißig bey, und ließen ſich auch durch das rauheſte Wetter davon nicht abhalten. Dafür wurden ſie von den übrigen eben ſo öffentlich gehaßt, und Sonntags-Indianer, auch wol

Schwonnaks, das iſt, weiße Leute, genannt, welches der ärgſte Schimpfname ſeyn ſollte.

Im October dieſes Jahrs thaten die Brüder, Zeisberger und Senſemann, eine Reiſe von 3 Wochen nach Zoneſchio zu dem feindſeligen Chief der Sennecker, um ihm und ſeinem Rathe von ihrem Wohnen und ihrer Arbeit unter den Indianern am Ohio, den rechten Begriff zu machen; und der Chief Allemewi, an der Spitze derjenigen Einwohner von Goſchgoſchünk, die GOttes Wort annehmen wollten, ſandte zu gleicher Zeit zween Deputirte eben dahin mit folgender Botſchaft: "Oncle! ich laſſe dich hierdurch wiſſen, daß ich das gute Wort GOttes, welches mir die Brüder, die du hier vor dir ſieheſt, gebracht haben, gerne und mit Freuden aufgenommen habe. Dieſes köſtliche Wort GOttes höre ich gerne alle Tage, denn es iſt nicht genug, daß ich es nur ein- zwey- oder etlichemal höre, ſondern ich muß darin täglich unterrichtet werden. Goſchgoſchünk aber iſt dazu kein ſchicklicher Platz für uns. Mein Bitten und Begehren iſt alſo von dir, Oncle! daß du uns möchteſt nehmen, und auf das Land an den Onenge oder Venango hinſetzen, welches bequem und gut, und auch groß genug iſt, eine Stadt anzulegen, und die Plantagen nahe dabey zu haben, damit wir alleine ſeyn können, von den Wilden, den Ungläubigen, nicht beunruhiget werden, und auch alle diejenigen, welche inskünftige gerne von GOtt hören und gläubig werden wollen, zu uns dahin ziehen können."

Mit ähnlichen Botſchaften ſandte Allemewi um dieſelbe Zeit andere Deputirte an den Delawar-Chief Pakanke in Kaskaskunk, und an den ſogenannten King Beaver, der weiter nach Weſten zu wohnte. Ueberall, auch in Zoneſchio wurde die Botſchaft gut aufgenommen, das Vorhaben der Indianer, von Goſchgoſchünk an die Venango zu ziehen, genehmigt, ihr Entſchluß, an GOtt gläubig zu werden, ſehr

gelobt,

gelobt, und ſie noch dazu ermahnt, den Brüdern zu folgen und gehorſam zu ſeyn. Da aber in Zeneſchio nur der Rath die Botſchaft beantwortete, der feindſelige Chief aber, auf den es hiebey am meiſten ankam, nicht zu Hauſe war, ſo blieb die Sache doch unausgemacht, und die mit vielen Unannehmlichkeiten verknüpfte Reiſe der Brüder war vergeblich.

Dritter Abſchnitt.

1769. 1770.

Anfang der Miſſion in Tſchechſchequannink. Fortwährender geſegneter Gang in Friedenshütten. Einige Unruhe und Noth von außen. Aus Goſchgoſchünk wird die Miſſion verdrängt. Anbau von Lawunakhannek am Ohio. Zeisbergers Reiſe von dieſem Orte nach Pittsburg. Erſte Taufhandlung am Ohio und deren Folgen. Vermiſchte Nachrichten. Abzug von Lawunakhannek. Anbau von Friedensſtadt am Biberfluß. Hoffnungsvoller Zuſtand der Miſſion daſelbſt.

Unter denen Orten, von welchen häufiger Beſuch nach Friedenshütten kam, nahm ſich Tſchechſchequannink, welches etwa 6 Deutſche Meilen weiter hinauf an der Susquehannah lag, beſonders aus, und es entſtand daſelbſt bald eine große Erweckung, indem die von ihrem Beſuch zurückkommenden den übrigen mit warmen Herzen erzählten, was ſie gehört und genoſſen hätten.

Auf wiederholtes dringendes Anhalten der Einwohner, entſchloß man ſich, einen eigenen Miſſionarium, den mehrgedachten Bruder Rothe, dahin zu ſetzen. Vorher aber hielt man für nöthig, daß die Einwohner dieſes Orts durch

Depu-

Deputirte bey dem Cajuger Chief, und durch dieſen bey dem großen Rath in Onondago um Erlaubniß anhielten, einen Lehrer von den Brüdern zu ihrem Unterrichte in ihrer Mitte zu haben. Das geſchahe, und die geſuchte Erlaubniß erfolgte ohne Schwierigkeit, mit dem Beyfügen von Seiten des Cajuger Chiefs, daß er nun auch Tſchechſchequannink oft beſuchen wolle, um die guten Worte von GOtt zu hören, denn er ſey überzeugt, daß das der rechte Weg ſey, zu GOtt zu kommen und mit Ihm bekannt zu werden.

Am 4ten Februar 1769 zog alſo der Bruder Rothe dahin, hielt Tages darauf dem heilsbegierigen Volke die erſte Predigt, und auf Verlangen der Einwohner in der Folge täglich 2 Verſammlungen, wobey er großen Zulauf hatte; und die vielfältigen Beweiſe von der dabey waltenden Gnade des HErrn machten ihm Muth, die Verſöhnung, die durch JEſum Chriſtum geſchehen iſt, allen Sündern anzupreiſen. Solchen, die mit wunderlich gemahlten Geſichtern und klingenden Schellen den Verſammlungen beywohnen wollten, wurde freundſchaftlich angedeutet, ſich vorher abzuwaſchen und die Schellen abzulegen. Im März zogen auch ein paar National-Gehülfen von Friedenshütten dahin, um den daſigen Einwohnern mit Wort und Wandel zum Nutzen zu ſeyn. Tſchechſchequannink war dann wie das Filial von Friedenshütten; und da der Bruder Rothe noch nicht ordinirt war, ſo begab er ſich zu Begehung des heiligen Abendmahls und zu Taufhandlungen mit ſeinen Leuten jedesmal dahin.

Eine halbe Engliſche Meile von Tſchechſchequannink hielten die Wilden von Zeit zu Zeit ihre Opferfeſte, ſchwärmten in ihrem Bezirk wie die böſen Geiſter herum, und verführten ein ſo ſchreckliches Geſchrey und Getöſe, daß die Luft weit und breit davon erfüllt wurde, kamen aber doch den Einwohnern von Tſchechſchequannink nicht zu nahe;

vielmehr ging die Predigt des Evangelii daſelbſt ungeſtört fort, und der Geiſt GOttes war an den Herzen der Zuhörer ſehr geſchäftig. Ein weißer Mann, der einer Verſammlung beywohnte und ſahe, daß den Indianern die Thränen ſo häufig über die Wangen floſſen, kam nachher zum Bruder Rothe und ſagte: "Ich bin wol getauft und heiße ein Chriſt, aber ſo weich bin ich nicht in meinem Herzen." Ueber dieſe Bewegung des Herzens, die oft auch Thränen aus den Augen preßt, erklärte ſich einmal ein Indianer gegen den Bruder Rothe: "Ich habe, ſagte er, ehedem gedacht, wenn ich einen Mann weinen ſahe: iſt das auch ein Mann? Ich werde nicht weinen, wenn man mir auch das Fleiſch von den Knochen ablöſen ſollte; ich bin ein rechter Mann. Siehe, ſo ein hartes Herz habe ich gehabt. Daß ich jetzt weine, kommt von GOtt; der hat mein hartes Herz erweicht." Solcher Beweiſe von der gewaltigen Kraft des Wortes GOttes erlebte der Bruder Rothe gar viele, und es war eine Weile nicht anders, als ob ſich in und um Tſchechſchequannink herum alles bekehren wollte.

Nach einiger Zeit aber regte ſich auch hier die Feindſchaft gegen das Evangelium. Einige ſagten gerade zu: "Wir können nicht ſo leben, wie wir hören, daß die Brüder leben, und wenn wir ſo leben ſollten, ſo hätte uns GOtt auch unter ſolchen Leuten laſſen geboren werden." Zugleich entſtand eine Zwietracht unter den Chiefs des Orts und der benachbarten Gegend, deren einer, Namens James Davis, dem Evangelio gehorſam, und von den andern deshalb angefeindet und geplagt wurde. Die Hexenmeiſter drohten ihm, daß erſt ſein Vieh, ſodann er ſelbſt und nach ihm der weiße Lehrer ſterben ſollte. Nicht weniger wurden andere, die ſich zu Chriſto bekehrten, von den feindſeligen Chiefs, den Hexenmeiſtern und ihren nächſten Blutsfreunden verfolgt.

Doch konnte dieſes alles den Lauf des Evangelii nicht hindern, und ſchon am 18ten May dieſes Jahrs hatte der Bruder Rothe die Freude, den Chief James Davis, als den Erſtling von Tſchechſchequannink in Friedenshütten taufen zu ſehen. Dieſem folgten bald mehrere, die gleicher Gnade theilhaftig wurden, und durch ihr vergnügtes Weſen, ſo wie durch ihren Wandel, die ſelige Veränderung ihrer Herzen zu Tage legten. Auch machten ſich die Getauften aus eigenem Triebe mit den Fremden zu thun, und waren ihnen durch ihre nachdrückliche Aeußerungen oftmals zum Segen. Samuel, z. E., rieth einem fremden Indianer, der auch an JEſum glauben zu wollen bezeugte, daß er ſich ſolches wohl überlegen möchte. "Man muß wiſſen, ſagte er, was man thut, und ob man auch Lebenslang beym Heilande bleiben will; ſonſt wird man ſiebenmal ärger als man war." Ja, ſagte der Fremde, der Teufel iſt ſehr ſtark. "Aber der Heiland, erwiederte Samuel, iſt noch ſtärker."

In Friedenshütten ging unterdeſſen das herrliche Werk GOttes auch in dieſem Jahr 1769 ganz ungehindert fort. Die Gläubigen wuchſen in der Gnade JEſu Chriſti, und von den beſuchenden Wilden wurden viele aus dem Sündenſchlafe erweckt. Nicht wenige derſelben waren Räuber und Mörder geweſen; nun erſchienen ſie als Gnadenhungrige Sünder, deren ungekünſtelte Aeußerungen den Miſſionarien manche Feſtfreude machten. Als z. E. einer derſelben vom Bruder Schmick gefragt wurde, warum er ſo ſehr weine, und was er verlange? gab er zur Antwort: "Ach ich möchte gerne leben! nach dem Heilande und ſeinem Blute verlangt mein ſündiges Herz. Du weißt, ich habe es ſchon manchmal verlangt, und es dir auch geſagt, aber heute habe ich in allen Verſammlungen ein ſolches Verlangen nach dem Heilande gefühlt, daß ich vor Unruhe meines Herzens nicht weiß, was ich machen ſoll. Mein Herz ruft immer: HErr,

erbarme Dich meiner! gedenke auch an mich großen Sünder, vergib mir doch alle meine Sünden und waſche mich mit Deinem Blute; nimm mein böſes Herz, mein Leib und Seele, und mache mich ſelig!" Ein anderer hatte zwey Nächte mehrentheils mit Weinen zugebracht. Als der Miſſionarius ihn darüber befragte, antwortete er: "Soll ich nicht weinen, wenn ich den Heiland und ſein Blut nicht im Herzen habe und fühle? Ohne das bin ich ja ein verlorner Menſch, und ich möchte doch gern ſelig werden, an den Heiland glauben und Ihn lieb haben. Ich habe gedacht: Was muß mich doch daran hindern? iſt es meine Frau, oder ſonſt was anders? Mein Herz hat mir darauf geantwortet: Die Frau iſt es nicht; wenn du keine hätteſt, würdeſt du daran denken, eine zu haben; es iſt was anders; es iſt das Herz ſelbſt." Wenn denn ſolche um Gnade und Erbarmung ſchreyende Sünder in JEſu Namen abſolvirt und getauft wurden, ſo war ihre und der ganzen Gemeine Freude unbeſchreiblich groß. Ein 90 jähriger Greis ward innerhalb 5 Tagen getauft, krank und begraben, und alles lobte GOtt dafür, daß es ihm in ſeinem hohen Alter noch ſo wohl geworden, und ſein Abſchied aus der Welt ſo vergnügt und lieblich geweſen war; wie ſich denn überhaupt der Unterſchied zwiſchen den gläubigen und den wilden Indianern nirgends deutlicher zeigte, als auf dem Sterbebette.

Auch im Aeußern war der Gang in Friedenshütten ſehr angenehm und erbaulich; inſonderheit verurſachte der Fleiß unſerer Indianer, ihre Luſt zum Arbeiten, ihre Begierde etwas zu lernen, und ihr gutmüthiges Betragen gegen jedermann, den Miſſionarien viel Vergnügen. Ein Chief am Ohio, der viel löbliches und auch viel ſchlechtes von Friedenshütten gehört hatte, kam ausdrücklich dahin, um unſre Indianer ſelbſt zu ſehen und die Wahrheit zu erfahren, und ſagte unter andern: "Ich habe gehört, daß, wenn ein frem-

der

der Indianer zu euch kommt, ihr ihn nicht viel anſeht, und hochmüthige Leute ſeyd; nun ſehe ich aber, daß es Lügen ſind, und ſo glaube ich auch das übrige ſchlechte nicht, das man mir von euch und dieſem Orte erzählt hat."

Wenn ſolche Chiefs in Friedenshütten beſuchten, ſo pflegte auch der Miſſionarius Schmick ſie zu Tiſche zu nehmen, vornehmlich die Chiefs der Irokeſen, und allemal hatte eine ſo liebreiche Behandlung, die ſie von weißen Leuten nicht gewohnt waren, eine ſehr gute Wirkung auf ſie, diente unſern Indianern oft zum Nutzen, und vielen Mißverſtändniſſen ward dadurch vorgebeugt, indem der Miſſionarius dabey die beſte Gelegenheit hatte, die Anmerkungen und Bedenklichkeiten der Chiefs, die auf die kleinſten Umſtände unglaublich aufmerkſam waren, von ihnen ſelbſt zu vernehmen und ſie ſogleich zu bedeuten, z. E., über die geometriſche Ausmeſſung der Felder, die ſchon bey einem und dem andern den Argwohn erregt hatte, als ob ſolches in der Abſicht geſchähe, das Land ſich zuzueignen oder es gar Stückweiſe an weiße Leute zu verkaufen. Man führte ſie auch gemeiniglich im Miſſionshauſe herum, auch in die Kirche, und die Bilder, auf welchen die Geburt JEſu, ſein Leiden am Oelberge und ſeine Creuzigung vorgeſtellt und den Beſuchenden ſehr eindrücklich waren, gaben den Miſſionarien oft erwünſchte Veranlaſſung, ihnen die Geſchichte unſers Heilandes kurz zuſammen gefaßt zu erzählen, welches auf viele eine gute Wirkung hatte, und ſie zu einem fruchtbaren Nachdenken brachte. Manche wurden durch ſolche Beſuche wirkliche Freunde der Brüder, und bekamen darüber wol gar etwas zu leiden. So ward in dieſem Jahr ein gewiſſer Chief der Nantikoks, ein kluger und ſehr verſtändiger Mann, der von der Wahrheit des Evangelii überzeugt war, und ſich gegen die Brüder freundſchaftlich betrug, um deswillen durch ſeine eigene Leute von ſeinem Amte abgeſetzt, durch

den Chief in Onondago aber nachher in daſſelbe wieder eingeſetzt. Bald darauf beſuchte er in Friedenshütten, und ſagte unter andern: "Meine Leute haben mir wol die Belt und Strings abgenommen, aber meinen Verſtand, den mir GOtt geſchenkt, haben ſie mir doch laſſen müſſen; den kann ich nun wieder zu allem guten gebrauchen."

Von ſolchen beſuchenden Chiefs erfuhr man nunmehro mit Gewißheit, daß die Irokeſen wirklich auch das Land, welches ſie im Jahr 1765 unſern Indianern zu ihrem Gebrauch eingeräumt, an die Engländer verkauft hatten. Man hielt daher für nöthig, Deputirte von Friedenshütten nach Philadelphia zu ſchicken, um bey dem Gouverneur von Penſylvanien um eine neue Zuſicherung des Landes anzuhalten. Dieſer Herr nahm ſie und ihre Bittſchrift ſehr wohl auf, und beantwortete letztere in einem Schreiben an die Indianergemeine, worin er ſie verſicherte, "daß ſie, als ein ruhiges und friedliebendes Volk, von keinem Menſchen in ihren Beſitzungen beunruhiget werden ſollten, daher er auch den Landmeſſern Befehl gegeben habe, das Land 5 Engliſche Meilen in der Runde um Friedenshütten herum nicht aufzunehmen. Unſre Indianer möchten alſo alle Gerüchte, als ob ihr Land ihnen weggenommen werden würde, für falſch halten. Und ſollte ſich ja irgend jemand einfallen laſſen, ſie in ihrer Ruhe zu ſtören, ſo wolle er ſie ſchützen und ihnen alle Gerechtigkeit wiederfahren laſſen. Dagegen erwarte er von ihnen, daß ſie ſich fernerhin wie bisher ordentlich aufführten, und mit ſolchen Leuten, die Unruhe anfingen, nie gemeine Sache machten." Gleiche gnädige Verſicherung erhielten auch die gläubigen Indianer in Tſchechſchequannink. Die befürchtete Verwirrung und Neckerey aber blieb doch nicht aus. Ehe man ſichs verſahe, kam bald dieſer, bald jener, und gab vor, daß der Gouverneur ihm das Land, wo unſre Indianer wohnten, verkauft oder geſchenkt habe, und gegen

gen die ausdrückliche Verſicherung des Gouverneurs fanden ſich doch Landmeſſer ein, ihr Land aufzunehmen, und man hatte Mühe, ſie los zu werden.

Ueberdem ging es mit unſern Indianern gegen den Herbſt dieſes Jahrs im Aeußern etwas hart. Ihre Nahrungsmittel wollten nicht mehr zulangen; was noch da war, wurde von den vielen Beſuchenden und Durchreiſenden verzehrt, und es war in der That mitleidenswürdig, ganze Familien mit 5 bis 6 Kindern zu ſehen, die nichts zu eſſen hatten, und auf 10 Engliſche Meilen weit gehen mußten, um Heidelbeeren zu ſuchen. Doch verhungerte niemand, ja es legte ſich keines hungrig zu Bette, und oftmals hatte man Urſach, einander zuzurufen: GOtt lebt, und hilft noch heute, wie damals, da es hieß: das Mehl im Cad ward nicht verzehret, und dem Oelkruge mangelte nichts.

Bey den Brüdern, die das Evangelium nach Goſchgoſchünk zu bringen gewagt hatten, wechſelte im Jahr 1769 Freude und Leid. Sechs Familien und 3 Wittwen blieben ſtandhaft in dem Verlangen, JEſum Chriſtum kennen zu lernen, und ließen ſich weder durch Verachtung noch durch Verfolgung zurückſchrecken. Außerdem wurde bald dieſer bald jener Wilde um ſeine Seligkeit bekümmert, und nahm damit ſeine Zuflucht zu den Brüdern. Einer derſelben blieb nicht nur einen ganzen Tag, ſondern bis nach Mitternacht bey ihnen, und erzählte ſeinen Lebenslauf, wie viele Mühe er ſich ſchon gegeben, ſelig zu werden; er habe auch um deswillen alles gethan, was ihm Wangomen aufgelegt, und viel geopfert, ihm auch ſchon 12 Klafter Wampom zum Geſchenk gebracht, aber alles umſonſt. Er wünſchte daher zu wiſſen, welches der rechte Weg zu GOtt wäre, denn er wollte doch gerne ſelig werden. Solche Seelen faßten die Brüder denn mit beſonderer Liebe an, und zeigten ihnen den Weg zu unſerm Heilande, der ſo kurz, ſo eben und ſo

leicht zu finden iſt, wenn man wirklich Gnade und Vergebung der Sünden ſuchet. Im Februar hatten ſie auch ſchon 4 Perſonen, die ſie als Candidaten zur Taufe anſehen konnten.

Die Macht der Finſterniß erhub ſich aber auch gegen ſie mit erneuerter Wuth. Wangomen, der indeſſen eine Reiſe gethan hatte, erzählte bey ſeiner Rückkunft in Goſchgoſchünk mit großer Dreiſtigkeit, daß etliche weiße Leute aus Virginien in Gekelemukpechünk geweſen, die Indianiſchen Prediger daſelbſt mit Ueberzeugung gehört, und mit Thränen bekannt hätten, daß bey den Indianern die rechte Lehre ſey, deren Glauben ſie alſo annehmen wollten, denn es wolle in Virginien nichts mehr wachſen; ſie müßten Hungersnoth leiden, und das wäre eine Strafe über ſie, weil ſie nicht den rechten Glauben hätten. Künftiges Frühjahr alſo wollten ſie ſich zu den Indianern bekehren. "Nun, da ſeht ihr ja, rief Wangomen aus, daß wir den rechten Weg haben, denn die weißen Leute wollen ihn ſelber erwählen und annehmen; warum wollt ihr alſo den weißen Brüdern glauben und ſie hören?" Zugleich ſtellte Wangomen fleißig Opferfeſte an, um die Indianer dadurch aus den Verſammlungen der Brüder heraus zu halten. Und nun fing ſein Anhang an, aus allen Kräften zu raſen, und vor den Augen der Brüder alle Greuel des Heidenthums auszuüben. Endlich wurde auch der Rumhandel gegen alle Vorſtellungen des Miſſionarii, der National-Gehülfen und des Chiefs Allemewi mit Gewalt durchgeſetzt. Dieſes nahmen die Brüder und ihre gläubige Indianer als einen Wink vom HErrn, hier nicht länger zu wohnen, und fingen an, Boote zu ihrem Abzuge zu machen.

Als ſie aber damit beſchäftigt waren, kam ein Senneker-Chief nebſt 2 andern nach Goſchgoſchünk, und verbot dem Miſſionario durch einen ganz ſchwarzen String of Wampom,

der

der allzeit von böſer Bedeutung iſt, das Wegziehen von Goſchgoſchünk aufs allerſtrengſte, bis auf nähern Befehl von Onondago. Eben ſo ſtreng warnte er durch einen andern String die Einwohner, Zeisbergers Predigten nicht länger anzuhören, mit der Verſicherung, daß es GOtt nicht wohlgefällig ſey, wenn ſie ihre alten Sitten und Gebräuche verließen und den weißen Leuten nachfolgten.

Hier aber nahm Zeisberger das Wort, widerſprach dem Chief mit großer Freymüthigkeit, und benutzte dieſe Gelegenheit, allen Anweſenden die uns in Chriſto offenbarte Liebe GOttes mit Kraft zu verkündigen. Nachher beantwortete er ſowol als der Chief Allemewi auch den erſten String, und beyde erklärten mit Standhaftigkeit, daß, wenn ihnen nicht erlaubt würde, an der Venango ſich niederzulaſſen, ſie doch in Goſchgoſchünk gewiß nicht bleiben, ſondern ſich 3 Meilen weiter nach Lawunakhannek auf die andere Seite des Ohio begeben würden.

Das geſchahe denn auch bald. Die Brüder erwählten daſelbſt einen ſchicklichen, wiewol ganz wüſten Platz, und legten hier einen eigenen Ort an, um mit ihren gläubigen Indianern, ſamt den Erweckten von Goſchgoſchünk und denen, die ſich noch zu ihnen herzu finden würden, allein zu wohnen, und das Evangelium ungehindert zu treiben. Die Abſicht war aber nicht, daß dieſes ein bleibender Gemeinort ſeyn ſollte, ſondern nur eine Interims-Einrichtung, bis ſich die äußern Umſtände der Indianer-Gemeine ins Ganze näher aufklären würden.

Am 7ten April zogen die Brüder und die gläubigen Indianer voll Dankbarkeit für die bisher genoſſene wundervolle Bewahrung GOttes, ganz von Goſchgoſchünk ab, und mit ihnen Allemewi ſamt allen denjenigen, denen es um Ruhe für ihre Seelen zu thun war. Noch denſelben Abend hielten ſie auf ihrem neuen Platz eine Verſammlung zum

Lobe des treuen HErrn, der die Seinigen überall mit Seinen Augen leitet.

Nun hatte Wangomen in Goſchgoſchünk wieder freye Hände, und regierte gleichſam unumſchränkt. Vor Freuden aber vergaß er ſich, predigte auch in beſoffenem Muthe, und verging ſich dabey ſo ſehr, daß ſeine Zuhörer ihn binden mußten, die ſich ſeiner nun herzlich ſchämten. Indeſſen gingen ſie doch in ihrer Feindſchaft gegen die Brüder noch immer fort, ſuchten ſie auch in Lawunakhannek auf allerley Art, ſogar durch erdichtete drohende Botſchaften von benachbarten Chiefs, zu ſtören und zu plagen, und ließen bey jeder Gelegenheit ihre Bitterkeit merken. Eine Frau, z. E. die von Goſchgoſchünk mit nach Lawunakhannek gezogen war, wollte an erſterm Orte von einem Indianer Welſchkorn kaufen, er gab ihr aber zur Antwort: "Nach Lawunakhannek verkaufe ich keins, denn ihr ſagt: Wer an GOtt glaubt, der iſt ſelig; ich aber, wenn ich Welſchkorn genug habe, ſo bin ich vergnügt. Ihr mögt bey eurem Glauben bleiben, GOtt anbeten, und dabey Hunger leiden: ich will bey meiner Weiſe bleiben, das Welſchkorn anbeten, und mich damit ſättigen."

Zeisberger ſetzte indeſſen ſeine evangeliſche Arbeit immer fort, und die National-Gehülfen, Anton und Abraham, ſtanden ihm treulich bey. Letzterer beſchäftigte ſich beſonders mit den erweckten noch ungetauften Indianern, die hier bey ihnen wohnten, und ermunterte ſie fleißig, mit ihrer Bekehrung nicht auf dem halben Wege ſtehen zu bleiben, ſondern ihre Herzen durch die Kraft des Verſöhnungsopfers JEſu Chriſti ganz verändern zu laſſen, indem er bemerkt hatte, daß einige derſelben das Wort GOttes zwar gerne hörten, das unreine Herz aber und den eitlen Wandel nach väterlicher Weiſe beybehalten wollten. "Es iſt, ſagte er einmal mit großem Nachdruck, ein ſchweres und geplagtes

Leben, wenn man kein ganzes Herz zum Heilande hat, ſondern mit dem halben Herzen an Ihn glauben, und mit der andern Hälfte der Welt nachhängen will: hingegen geht alles ſehr leicht, wenn man ein ganzes Herz zu Ihm hat. Seht, ſagte er ferner, was die Brüder um euretwillen thun; ſie könnten daheim in ſchönen Häuſern wohnen; hier aber haben ſie nicht einmal ein ordentliches Haus, ſondern müſſen in der Aſche ſitzen; ſie könnten gut leben, gut Eſſen und Trinken haben, hier aber müſſen ſie verdorbenes Welſchkorn genießen; das alles thun ſie, um euch Worte vom Heilande ſagen zu können, und euch den Weg zur Seligkeit zu zeigen." Mit eben dem Eifer ſuchte Anton vornemlich den Beſuchenden, die von Goſchgoſchünk und andern Orten häufig nach Lawunakhannek kamen, zum Segen zu ſeyn, und predigte ihnen mit großer Freudigkeit. "Ich habe es nicht durch Träume, ſagte er einmal zum Schluß ſeiner Rede, wie viele Indianer Offenbarungen und Erſcheinungen in Träumen haben, ſondern ich war bey gutem Verſtande und bey mir ſelber, und ſo habe ich es an meinem Herzen gefühlt und erfahren." Das machte auf viele Wilden einen tiefen Eindruck. Wenn irgend etwas wahr iſt, hieß es oft unter ihnen, ſo iſt es dieſe Lehre; die Brüder predigen gewiß den rechten Weg zur Seligkeit.

Unter den Beſuchenden war der merkwürdigſte ein gewiſſer Glickikan, ein großer Kriegs-Capitain, Rathsherr und Sprecher der Delawar-Chief in Kaskaskunk. Dieſer kam in der ſchlimmen Abſicht, den Bruder David Zeisberger ſo abzufertigen und heimzuſchicken, wie er ehedem die Franzöſiſchen Patres zu Schanden gemacht und nach Hauſe geſchickt hatte, welches ihm, als dem geſchickteſten dazu, von den Chiefs aufgetragen worden. Zugleich war er ein Prediger ſeines Volks, der aber nicht veſte auf ſeiner Meinung beſtand, ſondern ſich bald änderte, wenn er es beſſer einſehen

ſehen lernte. Ehe er von Kaskaskunk abreiſte, überlegte er ſich, wie er ſelbſt nachher erzählte, alles ſehr wohl, was er, wenn er zu den Brüdern käme, reden und antworten, und wie er ſeine Sache anſtellen wollte, und dünkte ſich nun zu ſeinem Vorhaben recht ausgerüſtet zu ſeyn. Als er aber nach Lawunakhannek kam, wußte er gar nichts vorzubringen; er entſchloß ſich alſo, die Brüder erſt anzuhören, und dann darüber zu denken. Anton, dieſer unermüdete und muntre Zeuge JEſu, der bis an ſein Ende ſo begierig war, Seelen zum Heilande zu bringen, daß er Eſſen, Trinken, Schlaf und andere Geſchäfte darüber gerne auf die Seite ſetzte, nahm ihn nebſt den Chiefs von Goſchgoſchünk, die mitgekommen waren und zuſehen wollten, wie es ablaufen würde, in ſein Haus, gab ihnen zu eſſen, und hub hernach ſeinen Spruch alſo an: "Meine Freunde, hört mir zu! ich will euch etwas großes ſagen: GOtt hat Himmel und Erde, und was darinnen iſt, geſchaffen, und da iſt nichts, was Er nicht geſchaffen hätte." Hier hielt er eine kleine Weile inne und ſagte weiter: "Er hat auch uns geſchaffen; wer iſt nun unter euch, der ſeinen Schöpfer kennt? Ich ſage euch die Wahrheit, niemand kennt unſern Schöpfer von Natur, denn wir ſind von GOtt abgefallen, und durch die Sünde ganz verdorbene und verfinſterte Menſchen." Nachdem er wieder eine Weile inne gehalten hatte, damit ſie drüber denken könnten, redete er weiter und ſagte: "Der GOtt, der alle Dinge und auch uns geſchaffen hat, iſt in die Welt gekommen und ein Menſch worden, gerade ſo wie wir, hat aber keine Sünde in ſich gehabt. Warum iſt Er doch vom Himmel in die Welt gekommen und Menſch worden? Denkt ein wenig darüber!" Dabey hielt er wieder eine gute Weile inne und ſagte dann: "Er iſt darum Menſch worden, und hat unſer Fleiſch und Blut angenommen, damit Er Sein Blut für uns vergießen könnte zur Vergebung unſrer Sünden,

den, und damit Er den bittern Tod für uns am Kreuze leiden könnte, wodurch Er uns das ewige Leben und die Seligkeit erworben, und uns von der ewigen Verdammniß erlöſt hat;" und ſo legte er ihnen den ganzen Rath GOttes zur Seligkeit in kurzen Sätzen vor. Dadurch wurde Glikkikans Herz gefangen; er fühlte die Kraft dieſes theuren Wortes, und bekannte auch ſogleich vor den Chiefs von Goſchgoſchünk, daß alles, was ſie jetzt gehört hätten, gewiß Wahrheit ſey. In der nächſten Verſammlung ward er außerordentlich beſtürzt, da er mit offenen Augen ſahe, was er vor etlichen Jahren im Traum geſehen hatte. Ihm träumte nemlich, daß er an einen Ort kam, wo er in einem Saal viele Indianer ſahe, die kein geſchnittenes Haar, und keine Naſenringe hatten; unter ihnen erblickte er einen kleinen weißen Mann; ſie winkten ihm hinein zu kommen, da denn der weiße Mann ihm ein Buch gab und ſagte: Lies! Er antwortete: ich kann nicht leſen! Der weiße Mann aber erwiederte: Wenn du eine Weile bey uns biſt, ſo wirſt du es ſchon lernen. Von dem an hatte er ſeinen Leuten oft geſagt, daß es gewiß weiße Leute gebe, die den rechten Weg zu GOtt wüßten; er habe ſie im Traum geſehen. Als er nun hier die Indianer und den kleinen weißen Mann, den Bruder David Zeisberger, ſo wie er ſie im Traum geſehen hatte, erblickte, war ſein Erſtaunen ſehr groß. Nun kam er fleißig nach Lawunakhannek, unterredete ſich gründlich mit den Brüdern, und ſetzte ſogar die bey ihnen wohnenden noch ungetauften Indianer über ihre Langſamkeit im Werke der Bekehrung einmal zur Rede: "Was iſt das, ſagte er, ihr habt ſchon ein ganzes Jahr das Wort GOttes gehört, und noch keiner von euch iſt gläubig und getauft? es muß euch kein rechter Ernſt ſeyn, zu glauben, denn ſo lange Zeit braucht man gewiß nicht, ſich zu bekehren." Bey ſeiner Zurückkunft in Kaskaskunk erzählte er den unerwarteten

Aus-

Ausgang ſeiner Unternehmung, und legte von den Brüdern und ihrer Arbeit unter den Heiden ein ſchönes Zeugniß ab.

In Goſchgoſchünk wurde hierauf ein feyerlicher Rath gehalten, ob die Einwohner das Evangelium annehmen wollten oder nicht? Die Stimmen waren getheilt; gegen alles Vermuthen aber am Ende die allermehreſten dafür, das Wort GOttes anzunehmen. Dem gemäß ward dem Chief der Sennecker, auf ſein oberwähntes Verbot, die Lehre der Brüder anzuhören, folgende Antwort zugefertiget: "Oncle! du haſt uns Worte hieher gebracht, daß wir die Predigten der weißen Leute, die zu uns gekommen ſind, nicht anhören, noch ihnen glauben ſollten. Wiſſe aber hiermit, daß alle unſre Freunde in Friedenshütten das Wort GOttes angenommen haben, und warum ſollen wir nicht auch ſo thun? Wir wollen das Wort GOttes auch hören, und es hat ja jedermann Freyheit, zu thun, wie ers vor gut findet, zu hören oder nicht zu hören; wer nicht gerne hören will, der kann ja wegbleiben. Die Indianer ſind freye Leute, und niemals Knechte oder Sclaven."

Von nun an wurde es den Brüdern in dieſer Gegend immer leichter ums Herz; ein ganz anderer Geiſt hatte jetzt die Oberhand, und es zeigte ſich immer mehr wahres Verlangen nach dem Genuß der Gnade unſers Heilandes.

In Anſehung des äußern Durchkommens aber hatten es die Einwohner von Lawunakhannek eine Zeitlang ſehr ſchwer. Auf ihrer neuen Plantage war die erſte Erndte noch zu erwarten; ihr altes Welſchkorn war ſchlecht und halb verfault; indeſſen genoſſen ſie es mit Dankſagung. Endlich aber ging auch dieſes aus, und ſie konnten in der ganzen Gegend auch für Geld keins bekommen. Die Brüder Zeisberger und Senſemann reiſten daher mit etlichen Indianer-Brüdern im Julio nach Pittsburg, und waren ſo glücklich, daſelbſt etwas zu erhalten.

Sie fanden aber hier alles voll Furcht vor einem neuen Wildenkriege, indem die treuloſen Sennecker aller Friedensſchlüſſe ungeachtet, den weißen Leuten über 150 Pferde geſtohlen, mehr als 200 Stück Rindvieh und Schweine erſchoſſen, und ſogar etliche weiße Männer ermordet hatten, welches ſie damit entſchuldigten, daß die weißen Leute ſo viel Indianer-Land bekommen hätten, daß ſie ihnen nun nie zuviel ſtehlen und nie zuviel Schaden thun könnten. Hieraus ſchloß man in Pittsburg, daß ſämmtliche Indianer-Nationen den Frieden wieder gebrochen hätten, daher auch von den Plantagen um dieſe Veſtung herum die mehreſten Einwohner ſchon weggeflüchtet waren. Zeisberger, der von der wahren Lage der Sache beſſer unterrichtet war, hielt es für Pflicht, dem Commendanten und den übrigen Herren in Pittsburg umſtändliche Nachricht davon zu geben. Er brachte es durch ſeine Vorſtellungen auch wirklich dahin, daß man von dem Gedanken, ſämtliche Indianer als Feinde anzuſehen und zu behandeln, abſtand, dagegen aber beſchloß, bey den vornehmſten Oberhäuptern der Indianer-Stämme durch Abgeordnete ſich über die Sennecker zu beklagen, und Genugthuung zu verlangen. Zugleich gab er den Rath, daß man in Pittsburg einen eigenen Agenten für die Indianer anſtellen möchte, der ſich von ihren Umſtänden, Verfaſſung, Verbindungen und Gebräuchen gründlich unterrichtete, in beſtändiger Bekanntſchaft und Freundſchaft mit ihnen bliebe, ihre Klagen über die weißen Leute annähme, die Klagen der letztern über die Indianer am gehörigen Orte anbrächte, und alle vorkommende Irrungen in der Güte beyzulegen ſuchte. Dieſen Rath nahm man in Pittsburg mit Dank an, handelte darnach, und der Erfolg war erwünſcht. Solchergeſtalt hatte der Miſſionarius zu ſeinem innigſten Vergnügen Gelegenheit, dem ganzen Lande einen wichtigen Dienſt zu erzeigen. Auch ließ er ſichs auf

ſeiner

ſeiner Rückreiſe nach Lawunakhannek in allen Indianerſtädten angelegen ſeyn, die Einwohner zu beruhigen und zum Frieden zu rathen; und GOtt ſegnete dieſe ſeine Bemühungen dermaßen, daß die vornehmſten Chiefs dieſer Orte, worunter auch Allemewi von Lawunakhannek war, zuſammen traten, Deputirte nach Pittsburg ſandten, und ihre guten Geſinnungen gegen die Engländer zu erkennen gaben. Sie wurden auch daſelbſt ſehr wohl aufgenommen, als friedliebende Indianer behandelt, und man übergab ihnen einen Belt of Wampom an ſämtliche Indianer, wodurch nur die Sennecker für Feinde, die übrigen aber für unſchuldig und als Freunde der Engländer erklärt wurden. Da aber nicht nur die Sennecker mit Rauben und Stehlen fortfuhren; ſondern auch die weißen Leute ihr gegebenes Wort nicht ſelten brachen, und ſich hie und da an Indianern vergriffen, ſo wurden die Unruhen nicht völlig geſtillt, und die Friedensunterhandlung mit den Indianern, die man in Pittsburg vorgehabt hatte, zerſchlug ſich.

Die Brüder in Lawunakhannek, die ſich bis daher in einer ſchlechten Jagdhütte beholfen hatten, legten nun am 1ſten September den Grund zu einem Verſammlungshauſe, welches ihnen zugleich zur Wohnung diente. Noch vor Winter bezogen ſie es, weiheten es dem HErrn, und richteten auch eine von Bethlehem erhaltene Glocke bey demſelben auf.

Sie hatten hierauf eine reiche Welſchkorn-Erndte, zu offenbarer Beſchämung derer, die ihnen Mißwachs prophezeiht hatten, weil ſie an JEſum glaubten.

Nun ſchlug auch die Stunde, welcher ſie lange mit Sehnſucht entgegen geſehen hatten, da am 3ten December der Miſſionarius die große Freude hatte, die Erſtlinge aus dieſer Gegend, nemlich ein Ehepaar und deſſen Kind zu tauffen, welches unter einem ſo mächtigen Gefühl der Gnaden-

gegen-

gegenwart GOttes geſchahe, und auf viele der übrigen Indianer eine ſo ſelige Wirkung hatte, daß die Brůder über alles hier ausgeſtandene Leid reichlich getrôſtet waren, daher auch Zeisberger dieſen Tag ein Feſt ohne gleichen nannte. Der neugetaufte Mann war einer der 2 Boten, die im Frůhjahr 1768 von Goſchgoſchůnk nach Friedenshůtten geſchickt wurden, einen abermaligen Beſuch von den Brůdern zu begehren, und konnte nun ſein Vergnůgen über die ihm wiederfahrne Gnade nicht genug ausdrůcken. Seine Frau ſagte hernach zu einer Schweſter, es ſey ihr ſo, als ob ſie heute ein ganz anderer Menſch wåre, als ſie geſtern noch geweſen; ſie wåre ſo ſelig, und habe doch nichts dazu beygetragen.

Verſchiedene Einwohner von Goſchgoſchůnk, die der Taufhandlung mit beygewohnt hatten, ſchlugen nun vor, in einem allgemeinen Rath auszumachen, daß ſie alle durchgångig das Evangelium annehmen ſollten. Der Miſſionarius aber bedeutete ſie, daß daraus nichts werden kônne; ein jedes ſollte vielmehr mit ſeinem eigenen Herzen Rath halten, ob es ſich JEſu Chriſto ergeben wollte oder nicht; das kônne man mit ſich ſelber ausmachen, und brauche dazu nicht die Zuſtimmung der Chiefs zu erlangen. Bald darauf ließ ſich der blinde Chief Allemewi zu den Brůdern tragen, war voll Kummer über ſich, und brach in die Worte aus: "Brůder! ich kann es nicht långer ausſtehen, ich muß euch mein Herz ausſchůtten. Ich habe ſchon 3 Tage und Nåchte weder geſchlafen noch gegeſſen; mein Herz iſt wie geſchwollen in meinem Leibe, und ich habe keine Ruhe Tag und Nacht; ich bin ein verlorner Menſch, das ſehe und fůhle ich, und wenn mirs nicht bald leichter um mein Herz wird, ſo bin ich des Todes, denn ſo kann ich es nicht lange aushalten; ich bin nicht allein an der Seele, ſondern auch an meinem Leibe recht krank." Es zitterte und bebte alles

an ihm, als er dieſe Worte redete. Man rieth ihm oft, daß er ſich nur kurz entſchlieſſen ſolle, ein Eigenthum des Heilandes zu werden, ſo würde er bald Ruhe finden für ſeine Seele. Nach langem und hartnäckigem Widerſtande von Seiten ſeiner eignen Frau und ſeiner nächſten Blutsfreunde, und nach vielen Bedenklichkeiten, die er ſich ſelbſt machte, entſchloß er ſich auch endlich, mit ſeiner ganzen Sündennoth ſich in die Arme JEſu zu werfen. Auf ſeine wiederholte Bitte wurde er am erſten Chriſttage in den Tod JEſu getauft und Salomo genannt, und konnte nachher nicht genug erzählen, was der HErr an ihm gethan hatte. "Es iſt mir, ſagte er einmal, nicht allein in meinem Herzen recht wohl, ſondern auch mein Leib iſt nun ganz geſund; kurz, es iſt mir ſo, als ob ich ein anderer Menſch wäre. Das hätte ich nicht gedacht, daß mirs ſo wohl werden würde." Dieſes Weihnachtsfeſt war ins ganze ungemein begnadigt. Viele, die vorher geläſtert hatten, wurden erweckt, und weinten über ihren verdammungswürdigen Zuſtand. Einige kamen, bekannten ihre Miſſethaten, und wollten gerne Troſt haben. Andere baten um die Taufe, und Zeisberger ſahe nun auch in dieſer Gegend mit dankvoller Freude, daß kein Widerſtand ſo hartnäckig, und kein Feind ſo mächtig iſt, der nicht durch das Blut des Lammes GOttes, und durch das anhaltende Zeugniß von Seiner Verſöhnung beſiegt und überwunden werden könnte.

Friedenshütten nahm an alle dem, was am Ohio vorging, den allernächſten Antheil, und ſo wie man daſelbſt über die vielen Leiden des Bruder Zeisbergers und ſeiner Gehülfen fleißig zu GOtt geſeufzt hatte, ſo war man nun über die ſelige Veränderung der dortigen Umſtände herzlich froh und dankbar, und erkannte ſowol hier als in Tſchechſchequannink die liebliche Ruhe, deren man unverrücklich genoß, als eine nicht geringe Wohlthat. An beyden Orten ging im

Jahr

Jahr 1770 die Predigt des Evangelii in großem Segen fort, und die Miſſionarien wurden oftmals mit einer beſondern Freudigkeit angethan, wenn ſie ſo viele arme Heiden um ſich ſahen, und dabey an das Blut der Verſöhnung dachten, das auch für ſie gefloſſen iſt. Dabey dienten ihnen auch die aufrichtigen Erklärungen der Erweckten zu täglicher Ermunterung, indem ſie daraus ſahen, wie gnädig GOtt der heilige Geiſt mit den Seelen ſich beſchäftigte, und ihnen ſowol ihre gänzliche Verdorbenheit, als auch die Nothwendigkeit, ſich JEſu Chriſto zu ergeben, immer deutlicher zeigte. Ein Ungetaufter, z. E. ſagte einmal mit groſſer Bewegung: "Es iſt ſchon ein Jahr, daß ich geſagt habe, ich wollte mein Herz ganz dem Heiland geben; ich habe es aber nicht gethan, ſondern den Heiland und die Brüder betrogen, und in allen Sünden gelebt, und bin doch immer unruhig dabey geweſen; ich ſehe mich nun voller Sünden; wo ich mich betrachte, da iſt Sünde, ja ich glaube, bis in die Nägel an meinen Fingern iſt Sünde; und wenn ſich der Heiland nicht über mich erbarmt und mir hilft, ſo bleib ich verloren; ich kann mir nicht helfen." Ein betrübter ungetaufter Vater bat um die Taufe ſeines kranken Kindes, und fügte hinzu: "Wenn es nur erſt mit JEſu Blut gewaſchen iſt, alsdann bin ich ſchon zufrieden, wenn es aus der Zeit geht; denn es geht zum Heiland." Er ſahe ſeinen Wunſch gar bald erfüllt, und war darüber voller Freude. Eine 97 jährige von andern getaufte Indianerin ward in die Brüdergemeine aufgenommen, und verſchied nicht lange hernach ſanft und ſelig.

Sehr erfreulich war die Arbeit des heiligen Geiſtes auch unter der Jugend, zu deren Gebrauch in dieſem Jahr 1770 in Friedenshütten neue und gröſſere Schulhäuſer gebaut wurden; und es verlohnte ſich der Mühe, ſie zu unterrichten, indem ſie nicht nur ſtill und gehorſam, ſondern auch

gelehrig waren, und die mehreſten es recht mit Luſt annahmen, was man ihnen beyzubringen ſuchte. Dabey war es ein eigenes Vergnügen, die Kinder ſowol in der Schule als zu Hauſe mit Mahikandiſchen und Delawariſchen Liedern JEſu Menſchwerdung, Marter und Tod dankbarlich beſingen zu hören.

Die Irokeſen, die, wie oben gedacht, an unſern Indianern ſo treulos gehandelt, und das Land, worauf mit ihrer völligen Genehmigung Friedenshütten erbaut worden, heimlich an die Engländer verkauft hatten, gingen nun damit um, ſie mit den andern wilden Indianern an der Susquehannah zu vermengen, und alle zuſammen in die Gegend von Aſſimßink zu verſetzen, woſelbſt ſie gemeinſchaftlich eine große Stadt anlegen ſollten. Zu dem Ende ſchickten ſie im April 1770 eine Botſchaft nach Friedenshütten, die aber von unſern Indianern nicht angenommen ward. Vielmehr hielten ſie den Irokeſen bey dieſer Gelegenheit ihre Treuloſigkeit vor, und ſchlugen ihren Antrag als eine widerſinnige Zumuthung rund ab. Dieſe aber ſchickten nachher abermals eine Botſchaft an ſie mit 2 Spaniſchen Thalern, welches ihr Antheil an dem für das verkaufte Land erhaltenen Gelde ſeyn ſollte, wobey verſichert wurde, daß, obgleich das Land verkauft wäre, Friedenshütten doch davon ausgenommen ſeyn und frey bleiben ſollte. Unſre Indianer aber ſchickten ihnen die 2 Thaler zurück, mit den Worten: "Wir haben kein Land zu verkaufen gehabt; es iſt euer Land und alſo auch euer Geld; nehmt es alſo wieder zurück, denn wir verlangen nichts von eurer Mühe und Arbeit." Die beygefügte Verſicherung ließ man unbeantwortet, weil man wußte, daß ſie keinen Grund hatte. Eben dieſe Botſchaften kamen auch nach Tſchechſchequannink, wurden auf gleiche Art abgefertigt, und man war an beyden Orten herzlich froh darüber, daß ſie auf die Gemüther ſo wenig

Ein-

Eindruck machten. Alles blieb in Ruhe, und es war der allgemeine Wunſch, in dieſer Gegend noch ferner das Heil GOttes in reichem Maaße zu genießen, und auch den umliegenden Orten durch einen dem Sinn Chriſti gemäßen Wandel und durch ein leutſeliges, dienſtwilliges Betragen zum Segen und zur Erbauung zu ſeyn.

So ſehr aber die Miſſionarien unſre Indianer ermunterten, mit ihren Nachbarn liebreich und freundlich umzugehen, ſo treulich warnten ſie dieſelben vor unnöthigem Beſuch an andern Orten, weil ſie dabey leicht in mancherley Gefahr geriethen, wie ſich denn am 11ten May dieſes Jahrs die traurige Begebenheit ereignete, daß eine Schweſter bey einer ſolchen Gelegenheit von einem beſoffenen Indianer durch einen Schlag an den Kopf todt zur Erde geſtreckt wurde.

Uebrigens hatten die Miſſionarien im Jahr 1770 in der Gegend von Friedenshütten Gelegenheit, die Brandopfer der dortigen Wilden kennen zu lernen, von denen mir beym Entwurf des erſten Theils dieſer Geſchichte noch keine Beſchreibung vorgekommen war, und womit es folgende Bewandniß hat: Wenn ein Knabe einen großen Raubvogel im Traume ſieht, der allzeit von Norden kommen, und ſo groß wie ein Menſch ſeyn muß, und dieſer zu dem Knaben ſpricht: "Du mußt mir Fleiſch braten," ſo muß der Knabe ſeinen erſten Hirſch, oder Bären, den er ſchießt, opfern; die Beſorgung davon übernimmt denn ein alter Mann, der zugleich den Ort und Tag zum Opfer beſtimmt. Dann werden drey Tage vorher Boten ausgeſandt, die Gäſte einzuladen, welche oft von weitem her ſich dazu einfinden. Nun verſammlen ſie ſich an einem einſamen Orte, in einem langen Hauſe, wo drey Feuer ſeyn können. Bey dem mittelſten Feuer verrichtet der alte Mann das Opfer, und hängt auch da das Opferfell auf; bey den zwey übrigen wird das

Fleiſch zum Eſſen gekocht. Sodann läßt der alte Mann 12 gerade gewachſene geſchmeidige Stöcke herbeybringen, welche in einem Kreiſe veſtgeſteckt, und mit einer wollenen Decke behangen werden. Hierauf läßt er auch 12 Steine holen, und ſie, nachdem ſie im Feuer glühend gemacht worden, in den Kreis rollen. Jeder dieſer Steine iſt einem Gott geweiht. Der gröſſeſte Stein iſt, nach ihrer Sprache, für den großen GOtt im Himmel; der 2te, für den Gott des Tages, oder der Sonne; der 3te, für die Nachtſonne, oder den Mond; der 4te, für die Erde; der 5te, für das Feuer; der 6te, für das Waſſer; der 7te, für das Haus, oder die Wohnung; der 8te, für das Welſchkorn; der 9te, für Weſten; der 10te, für Süden; der 11te, für Oſten, und der 12te, für Norden. Darauf nimmt der alte Mann eine Klapper oder Kallebaſch, worinn Welſchkorn-Körner ſind, in die Hand, geht mit dem Knaben, der das Opfer gibt, in den Kreis, wirft eine Hand voll Taback auf die glühende Steine, und macht ein Räuchwerk, wobey er klappert, einen jeden Gott mit Namen ruft, und ſpricht: Dieſer Knabe N. N. gibt dir einen ſchönen fetten Bock, und einen fetten Sapan-Brey; erbarme dich über ihn, und gib ihm und ſeiner Familie Glück! Wenn der Taback zu brennen anfängt, klatſcht der alte Mann in die Hände, und fährt fort, die Götter zu bitten, bis der Taback verbrannt iſt. Dann geht er mit den Gäſten zu den zwey andern Feuern zum Eſſen; indeſſen müſſen ſich 2 andere Männer zum Opferfell hinſtellen, ihre Träume und Geſichte, und was der Vogel zu ihnen geſagt hat, abſingen, und das ſo lange wiederholen, bis alle gegeſſen haben. Hernach nimmt ein anderer die Klapper in die Hand, ſingt ſeinen Traum ab, und hüpft von einem Ende des Hauſes bis zum andern. Zuletzt nimmt der alte Mann das Fell, richtet den Kopf und die Hörner nach Norden, hält es ſo auf ſeinem Arm,

macht einen ungewöhnlichen Laut dazu, und das iſt der Schluß.

In Lawunakhannek währte die ſelige Gnadenheimſuchung GOttes unſers Heilandes in den erſten Monaten des Jahrs 1770 noch immer fort. Verſchiedene Wilde, die dem Geiſte GOttes nicht widerſtanden, wurden durch die heilige Taufe zu der Gemeine der Gläubigen hinzugethan, und darauf für die Getauften eine eigene Verſammlung eingerichtet, um ſie an die ihnen wiederfahrne Wohlthat und die nun von ihnen zu erwartenden Früchte des Glaubens zu erinnern. Das that eine gute Wirkung, und es währte nicht lange, ſo waren auch die Neugetauften muntere Zeugen von der Wahrheit des Evangelii. Sie beſuchten getroſt an ihrem vorigen Wohnorte Goſchgoſchünk, und bekannten vor jedermann, was für Sündendiener ſie geweſen, und wie große Gnade unſer Heiland ihnen erzeigt hatte. Eben dieſes erzählten ſie denen, die von Goſchgoſchünk oder andern Orten zu ihnen kamen, und es war nun kein Haus in Lawunakhannek, in welchem das Wort des Lebens den Beſuchenden nicht reichlich wäre verkündigt worden. Das gab dem öffentlichen Zeugniſſe des Miſſionarii noch mehr Nachdruck, und ſo mancher Beſuchender verließ dieſen Ort ganz anders, als er dahin gekommen war. Ein fremder Indianer z. E. brachte ein Faß Rum nach Goſchgoſchünk. in der Abſicht, es da auszuſchenken. Als er aber bey der Gelegenheit nach Lawunakhannek kam und das Evangelium hörte, wurde er gar balde von ſeinem unſeligen Zuſtande überzeugt, entſchloß ſich bey den Brüdern zu wohnen, ein anderes Leben zu führen, und brachte dem Kaufmann in Pittsburg, von dem er den Rum gekauft hatte, das ganze Faß wieder zurück, mit der Erklärung, daß er keinen Rum mehr trinken noch verſchenken wollte, denn es ſey wider ſein Gewiſſen; er bäte ihn alſo, das Faß wieder zurück zu nehmen, denn er könne

nicht ruhig ſeyn, ſo lange er es bey ſich habe; wenn aber der Kaufmann dazu nicht geneigt wäre, ſo würde er den Rum in den Fluß ſchütten. Der Kaufmann und andere weiße Leute waren darüber hoch verwundert, und er verſicherte, daß das der erſte Rum ſey, der wieder zurück gebracht worden; auch nahm er unſerm Indianer ſein Faß gerne wieder ab.

Während dieſer angenehmen Zeit hörten die Verfolgungen wol nicht ganz auf, es war aber, als ob die Feinde ihre Kraft verloren hätten. Unter andern konnte ein Wilder, der es im vorigen Jahre auf ſich genommen hatte, die Brüder umzubringen, ſolches noch nicht vergeſſen, ſondern wollte im Januar dieſes Jahrs ſein Verſprechen erfüllen, betrunk ſich aber vorher, verirrte ſich auf dem Wege nach Lawunakhannek, die Nacht überfiel ihn, er ſchlief ein, und als er nüchtern wieder erwachte, war ihm der Muth zum Morden entfallen. Auch Wangomen gab ſich neue Mühe, die Indianer von den Verſammlungen abzuhalten, ſeine Lügen aber hatten nun keine Wirkung mehr.

Inzwiſchen ereignete ſich ein anderer Umſtand, der eine abermalige Pilgerſchaft veranlaßte. Lawunakhannek wurde nemlich durch die häufigen Vorbeyzüge der Krieger ſehr beläſtigt, indem die unruhigen Sennecker den mit den Cherokeſen geſchloſſenen Frieden ſchon wieder gebrochen, und von letztern etliche ermordet hatten. Dieſe fingen darauf 2 Sennecker, hackten ihnen alle Finger ab, und ſchickten ſie mit folgender Botſchaft nach Hauſe: "Wir haben mit euch und ihr mit uns einen ewigen Frieden gemacht; aber kaum iſt der Friede geſchloſſen, ſo habt ihr ſelbigen ſchon wieder gebrochen; ihr habt uns hoch und theuer verſprochen, an der Kette der Freundſchaft veſte zu halten, aber ihr thut es nicht. Weil ihr denn nun eure Hände nicht anlegen und über dem Frieden halten wollt, ſo wollen wir euch ſelbige

ab-

abbacken; hier habt ihr ein Muſter und Exempel vor euch.“ Als nun hierauf die Feindſeligkeiten fortgeſetzt wurden, die Brüder aber und ihre Indianer ſich von denſelben mehr zu entfernen wünſchten, auch das Häuflein derer, die gläubig werden wollten, und deswegen nach Lawunakhannek zogen, ſo zunahm, daß der Raum daſelbſt zu enge ward, ſo entſchloſſen ſie ſich, die zu wiederholtenmalen an ſie gelangte freundſchaftliche Einladung der Chiefs in Kaskaskunk anzunehmen, und ſich in dortiger Gegend niederzulaſſen.

Die Nachricht davon erregte in Kaskaskunk, vornemlich bey oberwähntem Glikkikan, große Freude, und in Lawunakhannek war nun alles fleißig, Boote und was ſonſt zur Reiſe nöthig war, fertig zu machen Um aber denen von feindſeligen Leuten gehörten Drohungen, daß man ſie mit Gewalt am Abzuge hindern oder ſie auf dem Wege erſchlagen wollte, in Zeiten zu begegnen, meldeten die Brůder ihr Vorhaben dem Rathe in Goſchgoſchůnk, der ſie hierauf zu ſich bitten ließ, ihnen die verlangte Einwilligung zu ihrer Abreiſe ertheilte, und den Bruder Zeisberger noch inſonderheit erſuchte, an die Lebensgefahr, in der er ſich an ihrem Orte befunden, da eine ganze Bande ihm den Tod geſchworen hatte, nicht mehr zu denken, ſondern alle Beleidigungen zu vergraben. Zeisberger vergab herzlich gerne, und ließ übrigens dieſe gute Gelegenheit nicht vorbeygehen, von dem HErrn JEſu, deſſen Knecht er ſey, ein freudiges Zeugniß abzulegen. Ueberdem hatte der Rath ausgemacht, daß, da die weißen Brüder in der guten Abſicht zu ihnen gekommen wären, ihnen das Wort GOttes zu predigen, es nun auch nöthig wäre, ihr Leben ſicher zu ſtellen; um deswillen ſollte ſie die Delawar-Nation, und inſonderheit der Monſy-Stamm, als Brůder aufnehmen, und ſo gut als naturaliſiren; damit, wenn etwa ein Krieg entſtehen ſollte, die Indianer ſie nicht wie andere weiße Leute anſehen

und umbringen möchten, ſondern die weißen Brüder ſollten ſo behandelt werden, als wenn ſie wirklich Delawaren wären. Das ſollte nun auch den übrigen Chiefs und Rathsverſammlungen der Delawaren zur Genehmigung vorgelegt, und alsdann ein Mann ins Mittel geſtellt werden, deſſen Sache es wäre, darauf zu ſehen und darüber zu halten, daß der zwiſchen ihnen und den weißen Brüdern geſtiftete Friede und Bund nicht verletzt würde. Auch dieſes nahmen die Brüder mit Dankbarkeit an, weil es in der Folge nöthig und nützlich ſeyn konnte.

Am 17ten April 1770 geſchahe der Aufbruch von Lawunakhannek in 16 Booten, und die Reiſe ging auf dem Ohio bey Pittsburg vorbey, bis zur Mündung des in den Ohio fallenden Bieberfluſſes; auf dieſem dann weiter bis zu denen in demſelben vorhandenen Waſſerfällen, da unſre Pilger ausladen, die Sachen zu Lande fortſchaffen und die Boote überziehen mußten. Einer derſelben war ſo ſchlimm, daß ſie 2 Tage damit zubrachten. Da nun dieſe Arbeit oft wiederholt werden mußte, ſo war es ihnen eine große Wohlthat, als Glikkikan ihnen von Kaskaskunk mit Pferden zu Hülfe kam.

Nach einer mühſeligen Reiſe, während welcher ſie gleichwol, ſo oft ſichs thun ließ, ihre Verſammlungen hielten, und ſich mit dem immer troſtreichen Worte GOttes erquickten, erreichten ſie am 3ten May die Gegend, in welcher ſie ſich anbauen wollten, die zu ihrem Zwecke wie ausgeſucht war, und ſo viel brauchbares Land hatte, daß ſich wol 100 Familien daſelbſt niederlaſſen konnten. Sie meldeten hierauf ihre Ankunft dem oberſten Chief in Kaskaskunk, Namens Pakanke und deſſen Rathe mit den gewöhnlichen Feyerlichkeiten, wobey Zeisberger ſowol, als der Deputirte unſerer Indianer, jeder eine ausführliche Rede hielt, um den Einwohnern von Kaskaskunk gleich Anfangs von ihren

neuen

neuen Nachbarn den rechten Begriff zu machen, worauf Pakanke ſie in eben ſo viel Reden bewillkommte.

Nun konnte es der Capitain Glikkikan in Kaskaskunk nicht mehr ausſtehen, ſondern wollte auch zu den Brüdern ziehen. Dieſe gaben ihm zu überlegen, wie es ihm gefallen würde, um JEſu willen Amt, Ehre und Freunde zu verlieren, und ſtatt deſſen Schmach, Verachtung und Verfolgung zu leiden? Er erklärte ſich aber ſo herzlich und ſtandhaft, daß ſie ſich nicht entbrechen konnten, ihm ſeine Bitte zu gewähren.

Unſre Indianer ließen denn hier die Anlegung und Bearbeitung der Felder ihr erſtes ſeyn, wohnten derweile in Feldhütten, und ſchlugen auch zu den Verſammlungen eine große Hütte auf, die nun von den Einwohnern in Kaskaskunk fleißig beſucht wurden.

Den Gemeinort, welchen die Brüder hier anlegen wollten, nannten ſie Languntoutemnünk, auf deutſch Friedensſtadt.

Am 12ten Juny war daſelbſt die erſte Taufhandlung, da die Frau des blinden Chiefs Salomo, die vorher ihrem Manne zuwider geweſen, nachher aber zum Beſinnen gekommen und ſelbſt um das Heil ihrer Seele bekümmert worden, dieſer Gnade theilhaftig wurde. Glikkikan und andere, die eine ſolche Handlung noch nicht geſehen hatten, waren von Verwunderung und Erſtaunen wie übernommen, und die ganze Verſammlung von der dabey waltenden Gnade GOttes ſo angethan, daß die Brüder Zeisberger und Senſemann mit großer Freude erfüllt wurden, und neuen Muth faßten, auch unter den allerſchwerſten Umſtänden auf ihrem Poſten auszuhalten, und mit Dranwagung ihres Lebens ſich fernerhin aus allen Kräften zu bemühen, Chriſto Seelen zuzuführen.

Die Indianer der ganzen Gegend waren nun äuſſerſt verwundert und beynahe beſtürzt, auf einmal ein Volk in

ihrer

ihrer Mitte wohnen zu ſehen, das ſich von ihnen in Sitten und Gebräuchen ſo ganz unterſchied, und eine Lehre öffentlich predigen zu hören, die ihnen völlig neu war. Die Verwunderung aber verwandelte ſich bey vielen gar bald in Feindſchaft und Bitterkeit. Daß Glikkikan Kaskaskunk verlaſſen und nach Friedensſtadt gezogen war, verurſachte an erſterm Orte einen faſt allgemeinen Unwillen. Seine Freunde hatten ſich alle Mühe gegeben, ihn mit guten Worten davon abzuhalten; da ihnen ſolches aber nicht gelungen war, ſo verleumdeten ſie ihn nun aufs ärgſte, erklärten ihn für einen Zauberer, und ſetzten ihn dadurch in Lebensgefahr. Der alte anfangs freundlich geſinnte Chief Pakanke, deſſen Sprecher und rechte Hand Glikkikan geweſen, veränderte auch ſeine Geſinnung, wollte nichts mehr davon wiſſen, daß er die weißen Brüder in ſeine Gegend eingeladen hätte, ſchob die Schuld davon auf den Glikkikan, und ſagte unter andern im öffentlichen Rathe in vollem Zorn zu ihm: "Und Du biſt ſogar aus unſerm Rathe zu ihnen gegangen! Du denkſt wol noch eine weiße Haut zu krigen? Dein einer Fuß wird nicht einmal weiß werden, geſchweige dein ganzer Leib. Warſt du nicht ein braver und geehrter Mann, da du neben mir im Rathe ſaſſeſt, wenn wir ein Blanket aufgebreitet und einen Haufen Belte of Wampom vor uns liegen hatten? Das alles verachteſt du jetzo, und denkeſt was beſſers gefunden zu haben; aber du wirſt dich betrogen finden zu ſeiner Zeit." Glikkikan antwortete ihm darauf nur ſo viel: "Ja, ich bin zu ihnen gegangen, und wo ſie bleiben, da werde ich auch bleiben; wo ſie hingehen, da werde ich auch hingehen." Der Engliſche Oberſte Croghan redete zwar dem Pakanke zu, daß er nicht gegen die Brüder ſeyn, und alle Indianer, die das Evangelium hören wollten, gerne zu ihnen gehen laſſen ſollte, denn ſie ſuchten der Indianer Wohlſeyn und Beſtes; Pa-

kanke verſprach auch alles gute, blieb aber doch widrig geſinnt, und verſchiedene lieſſen ſich dadurch abſchrecken, den Verſammlungen in Friedensſtadt beyzuwohnen. Auf der andern Seite graſſirte damals unter den Delawaren eine ſehr böſe Seuche, die viele Menſchen wegraffte, und durchgängig einer Zauberey zugeſchrieben wurde, da denn viele Chiefs und Rathsleute, vornemlich die in Gekelemukpechünk auf die Gedanken kamen, daß dem Uebel nicht anders zu ſteuren wäre, als wenn ſie alleſamt ſich entſchlöſſen, das Wort GOttes anzunehmen. Da es nun bekannt wurde, daß der alte Pakanke jetzt dawider war, ſchickte ihm der Chief und Rath von Gekelemukpechünk einen Klafterlangen ganz ſchwarzen Belt of Wampom zu, mit den Worten: "Es iſt eine Seuche unter uns; viele Indianer ſterben weg, und das hat ſchon ein paar Jahre ſo gewährt; wir ſind alle des Todes, wenn nicht Hülfe geſchafft wird. Haltet Rath über dieſen Belt, und macht etwas gutes aus. Wer ſich deſſen weigern und dieſen Belt nicht annehmen wird, der ſoll angeſehen werden als ein Feind und Mörder ſeiner Nation, mit welchem wir werden zu verfahren wiſſen, wie ers verdient hat." Das klang räthſelhaft, und Pakanke ſollte den Sinn davon ſelbſt ausfinden. Er that aber doch, als verſtände er es nicht, daß die Annehmung der Lehre der Brüder damit gemeint war.

Uebrigens fanden die Brüder damals, daß es höchſt nöthig war, einen Mißverſtand zu heben, den die Wilden in Anſehung der gläubigen Indianer bis daher unterhalten, indem ſie ſich veſte eingebildet hatten, daß dieſe dadurch, daß ſie ihr Leben und ihren Wandel geändert, und nicht mehr mitſündigten, ſich auch von aller Theilnahme an den bürgerlichen Laſten losgeſagt hätten, und alſo in denen Fällen, da die Chiefs zu Beſorgung wichtiger National-Angelegenheiten viele Wampoms haben mußten, ihnen nicht zu Hülfe

kommen

kommen wollten. Die Miſſionarien veranſtalteten daher, daß unſre Indianer an allen Orten, wo es nöthig war, ihren wahren Sinn darlegten und förmlich erklärten, "daß ſie zwar weder in die politiſchen noch in die Kriegshändel der Wilden ſich im mindeſten mengen, die zu Friedenszeiten gewöhnlichen National-Laſten aber gerne mit tragen, und zu den Koſten bey Geſchäfften, die das wahre Wohl der Nationen und keine Beleidigung anderer brauner oder weißer Menſchen zur Abſicht hätten, das ihrige zu jeder Zeit willig beytragen wollten; daß ſie aber dieſe ausdrückliche Bedingung machten, daß die Chiefs, Rathsleute und Kriegs-Capitains der Nationen ſich nicht die geringſte Macht über ihre weißen Lehrer anmaßten, ſondern dieſen immer frey ſtehen ſollte, zu kommen und zu gehen, wie es ihnen beliebte, und wenn ſie nach Bethlehem zurück gingen, andere Brüder an ihre Stelle zu ſchicken."

Dieſe Erklärung erweckte überall großes Vergnügen, ward vollkommen beyfällig und zum Theil durch feyerliche Gegengeſandtſchaften beantwortet, und verhütete viele Feindſeligkeiten, denen ſonſt unſre Indianer ſowol als ihre Lehrer unausbleiblich ausgeſetzt geweſen wären. Von Goſchgoſchünk mußte der oft erwähnte Wangomen ſelbſt der Deputirte ſeyn, und die ausführliche in den freundſchaftlichſten Ausdrücken abgefaßte Antwort des Raths nach Friedensſtadt bringen, auch zum Pakanke nach Kaskaskunk gehen, ihm und ſeinem Rathe von der Aufnahme der weißen Brüder in den Monſy-Stamm Nachricht geben, und drauf antragen, daß ſolches auch den übrigen Delawar-Stämmen, und nach deren Genehmigung den Irokeſen, Delamattenoos, und Schawanoſen mitgetheilt, auch der angeſtellte Mittelsmann, der über dem mit den weißen Brüdern gemachten Bunde zu halten habe, dafür erkannt würde. Alle dieſe Botſchaften richtete Wangomen vortreflich aus,

ſchien die vorige Feindſchaft gegen die Brüder abgelegt zu haben, und erhielt vom alten Pakanke, der ſich bey dieſer Gelegenheit ganz freundſchaftlich ſtellte, den Auftrag, nun auch ſelbſt nach Friedenshütten zu reiſen und die dortigen gläubigen Indianer einzuladen, ebenfalls in die Gegend von Kaskaskunk zu kommen, und ſich den Platz zum Anbau einer eigenen Stadt ſelbſt auszuſuchen.

Unterdeſſen fingen unſre Indianer am 23ſten July den Bau des neuen Gemeinorts auf der Weſtſeite des Bieber-Fluſſes an, errichteten Blockhäuſer, und waren ſo fleißig und glücklich, daß ſie und ihre Lehrer dieſelben noch vor dem Anfange des Winters beziehen konnten, worauf die nöthigen Gemeinordnungen eingeführt, und alles hier eben ſo eingerichtet wurde, wie in Friedenshütten.

Am 28ſten October traf der Miſſionarius Jungmann nebſt ſeiner Frau von Bethlehem zum Dienſte der hieſigen Indianergemeine ein, und brachte einen String of Wampom mit, den ihm der freundſchaftliche Oberſte Croghan in Pittsburg an den Chief Pakanke mitgegeben hatte, des Inhalts, "daß er den Miſſionarium und ſeine Frau wohl aufnehmen ſollte, weil ſie aus Liebe zu den Indianern hergekommen wären, und deren Beſtes und Wohlſeyn befördern wollten." Dieſes ungeſuchte gütige Betragen des Oberſten erkannten unſre Indianer ſamt ihren Lehrern mit dem herzlichſten Danke, und auf den Pakanke hatte es eine gute Wirkung. Im November reiſte dagegen der Bruder Senſemann wieder nach Bethlehem, nachdem er dem Bruder Zeisberger bis daher bey allen Geſchäften und unter allen Trübſalen mit Liebe und Treue zur Hand geweſen war.

Die beyden Miſſionarien freuten ſich nun der beſondern Gnadenſtunde, die für dieſe ganze Gegend geſchlagen hatte. Der Geiſt GOttes wirkte bey der Verkündigung des Wortes der Verſöhnung mit großer Kraft, und einem

Sünder

Sünder nach dem andern wurde das Herz aufgethan, auf die freundliche Einladung zu JEſu Chriſto zu achten. Unter andern ward Glikkikan in einer Verſammlung ſo angefaßt, daß er nach derſelben überlaut weinend durch den Ort ging. Alles wunderte ſich darüber, daß ein ſonſt ſo hochmüthiger Kriegs-Capitain vor ſeinen ehemaligen Bekannten weinte, und die Brüder ſahen auch hier mit Freuden, daß unſer Heiland durch das Wort von Seinem Tode die härteſten und ſtolzeſten Indianer-Herzen zermalmen und demüthigen kann. Einer von des Pakanke Söhnen ſagte nach einer Predigt: er habe alles verſtanden, was geredet worden, und die Worte wären ihm ins Herz gefahren; nun glaube er, daß es Wahrheit ſey. "Wer nur ein wenig nachdenkt, ſagte ein Ungetaufter zu einem Beſuchenden, der kann klar und deutlich ſehen, daß die Brüder die rechte Lehre haben; und wenn man es auch mit dem Verſtande nicht recht faſſen und begreifen kann, ſo fühlt man doch etwas im Herzen, wenn man das Wort hört." Auch von andern Orten, ſonderlich von Schenenge kamen ſehr viele und hörten das troſtreiche Evangelium, das den Sündern Muth macht, ſich ſo verdorben, wie ſie ſind, zu ihrem Erbarmer zu wenden.

In Friedensſtadt ſelbſt regierte der Friede GOttes, herzliche Bruderliebe, und eine allgemeine Sehnſucht, unſerm Heilande anzuhangen und Ihn über alles zu lieben. Die Getauften kamen immer mehr in einen lieblichen und vergnügten Gang, und ſchätzten ihr Glück ſehr hoch. Einer derſelben ſprach einmal zu einem Fremden: "Ich kann dir jetzo wol nicht viel ſagen, aber ich will dir ſchon Gelegenheit machen, daß du die ſüßen Worte vom Heilande hören ſollſt, denn die köſtlichſten Speiſen in der Welt ſind dem nicht zu vergleichen;" worauf er ihn in die Verſammlung führte. Ein berüchtigter Zauberer, der nach Friedensſtadt

zum Beſuch gekommen war, hörte einmal zu, wie eine Indianer-Schweſter etlichen fremden Weibsleuten die Gnade unſers Heilandes anpries, und ſagte nachher, daß er große Luſt gehabt habe, ſeine Kunſt an dieſer Schweſter zu probiren, und ihr etwas anzuthun; ſie antwortete aber denen, die es ihr wieder erzählten, daß ſie ſich vor ſolchen Drohungen nicht fürchte; denn wenn auch jemand ihr das Leben nehmen könnte, ſo wüßte ſie gewiß, daß ſie zum Heiland käme, wo ſie noch weit mehr Freude zu hoffen habe, als in dieſem Leben. Auch an den Herzen der Kinder arbeitete der heilige Geiſt ſehr merklich, und bereitete unſerm Heilande aus dem Munde dieſer Unmündigen ſo manches herzerfreuliche Lob, das die Miſſionarien oft nicht ohne Verwunderung anhören konnten. Bey den Ungetauften war eine durchgängige Bewegung und ein unabläſſiges Verlangen nach Troſt und Vergebung der Sünden zu ſpüren. Ein beſonderes Vergnügen machte dabey den Miſſionarien der Umſtand, daß der eben erwähnte berühmte Kriegs-Capitain Glikkikan, und der von Goſchgoſchünk mit ihnen gezogene Chief Gendaskund nun unter allen Ungetauften die gebeugteſten und demüthigſten waren, über ihren ganzen heidniſchen Lebenslauf am aufrichtigſten ausredeten, ſich nur nach freyer Gnade und Barmherzigkeit ſehnten, und am herzlichſten um die Taufe baten. Dieſes Glück wiederfuhr ihnen beyden zuſammen am 24ſten December, und ſie blieben auch beyde ausgezeichnete lebendige Beweiſe der unſchätzbaren Wahrheit, daß kein Sünder ſo ſtolz und ſo verdorben iſt, der nicht durch die Kraft des Blutes JEſu Chriſti gänzlich ſollte können geändert werden.

Vierter Abſchnitt.

1771. 1772.

Die Indianer-Gemeine entſchließt ſich zum Abzuge von Friedenshütten und Tſchechſchequannink. Unruhe an erſterm Orte. Vermiſchte Nachrichten. Unruhen in Friedensſtadt. Zeisberger thut eine Recognoscirungs-Reiſe an den Muskingum. Anbau von Schönbrunn. Aufbruch und Reiſe der Indianer-Gemeine von der Susquehannah nach Friedensſtadt. Anfang von Gnadenhütten am Muskingum. Zeisberger beſucht die Schawanoſen. Seliger Gang in den drey Gemeinorten.

Im Frühjahr 1771 kam oberwähnter Wangomen nach Friedenshütten, die Botſchaft der vornehmſten Chiefs der Delawaren bey der Indianer-Gemeine auszurichten, und ſie nebſt der Gemeine in Tſchechſchequannink nach Allegene, das iſt, in die Gegenden des Ohio, einzuladen. Die Chiefs verſicherten dabey, "daß ſie die gläubigen Indianer als ihre Freunde in ihre Arme nehmen und ihnen erlauben wollten, ſich ſelbſt ein Stück Landes auszuſuchen, wo ſie in Ruhe und Friede als Gläubige beyſammen wohnen könnten; auch ſollten ſie ihre weißen Lehrer mitbringen, indem ſie dieſelben ſo anſähen, als ob ſie von ihrer eignen Farbe wären."

Auf Verlangen der Chiefs hatte der Bruder Zeisberger ihrem Deputirten ein Empfehlungsſchreiben mitgegeben, worin er zugleich verſicherte, daß bey dieſer Einladung keine böſe Abſicht verborgen liege, vielmehr daſige Chiefs nunmehro darauf bedacht wären, daß ſie und ihr junges Volk das Evangelium zu hören bekämen, und dazu Brüder verlangten.

langten. Unſern Indianern aber kam dieſer Antrag dennoch ſehr bedenklich vor, daher ſie dem Wangomen vors erſte nur folgende kurze Antwort mitgaben: "Wir ſind froh und dankbar, daß der Chief Pakanke und die andern daſigen Chiefs ſo freundſchaftlich an uns gedacht haben. Wir ſind aber noch ſchwer, aufzuſtehen. Wenn wir uns werden leicht gemacht haben, ſo wollen wir es den Chiefs zu wiſſen thun."

Nach einiger Zeit wiederholte der Chief Netawatwees in Gekelemukpechünk dieſe Einladung auf eine ſehr dringende Art, und unſre Indianer ſtellten gar viele Ueberlegungen deshalb an, zumal da ſie auch von den Wyondats oder Huronen, desgleichen von den Delamattenoos waren aufgefordert worden, zu ihnen an den Ohio zu ziehen, mit der Verſicherung, daß ſie ihnen ihr Land nicht unter ihren Füßen verkaufen wollten, wie die Irokeſen gethan hätten.

Es kam aber zu keinem Entſchluß bis im Monat May, da Friedenshütten die Freude hatte, von den Brüdern Chriſtian Gregor und Johannes Loretz, Mitgliedern der Direction der Brüder-Unität, die zur Viſitation ſämmtlicher in Nord-Amerika befindlichen Brüdergemeinen vor kurzem von Europa in Bethlehem angekommen waren, einen ſehr angenehmen Beſuch zu erhalten. Mit ihnen kam von Bethlehem der Biſchof Nathanael Seidel, den viele unſerer Indianer ſchon lange kannten und liebten. Ihr Vergnügen, dieſe drey Brüder in ihrer Mitte zu ſehen, war ungemein groß, und nicht geringer war auf Seiten dieſer, vornemlich der beyden Viſitatoren, welche dieſe braune Heerde zum erſtenmal ſahen, die Dankbarkeit gegen GOtt unſern Heiland, für Sein ſchönes Gnadenwerk unter den Indianern, das Er nun ſchon durch viele und ſtarke Prüfungen glücklich hindurch geführt, und unter den härteſten Drangſalen faſt wunderbar erhalten hatte.

Sie waren denn nun auch ganz dazu da, dieſer lieben Gemeine, ſo wie der in Tſchechſchequannink zu dienen, ſprachen die Mitglieder derſelben einzeln zu ihrem bleibenden Segen, erfreuten das Volk, vornemlich während des Pfingſtfeſtes, mit herzlichen und ermunternden Vorträgen, die von den Dollmetſchern vortreflich überſetzt wurden, tauften etliche Perſonen, beſuchten in den Häuſern, und waren mit ihrem lehrreichen Zuſpruch, ſo wie mit ihrer Liebe und Freundlichkeit, allen zur Erbauung. Zugleich ließen ſie ſichs angelegen ſeyn, den ganzen innern und äuſſern Zuſtand der Miſſion genau zu unterſuchen, und hielten deshalb mit den Miſſionarien ſowol als mit den Nationalgehülfen verſchiedene Conferenzen. In dieſen kam denn auch obgedachte Einladung der Delawaren vor, und es ward ausgemacht, auch nachher von der verſammleten Gemeine genehmigt, daß ſchon dieſen Herbſt etliche Familien von Friedenshütten nach Friedensſtadt ziehen ſollten, damit in Betracht ſo vielfacher Einladungen doch etwas geſchähe; die Verſetzung der ganzen Indianer-Gemeine aber wollte man in Bethlehem noch gründlicher überlegen, wohin die Viſitatores und ihre Geſellſchaft ſodann wieder abreiſten, nachdem unſre Indianer ſie mit großer Zärtlichkeit und vielfältiger Dankſagung entlaſſen, und ſich den Gemeinen in Europa zu fernerm herzlichen Andenken empfohlen hatten.

Als hierauf der Miſſionarius David Zeisberger von Friedensſtadt nach Bethlehem berufen und in ſeinem Beyſeyn die ganze Lage der Miſſion unter den Indianern beſehen und aufs reiflichſte erwogen wurde, fand man ſich am Ende überzeugt, daß es den Gemeinen in Friedenshütten und Tſchechſchequannink nicht möglich ſeyn würde, ſich in die Länge an dieſen Orten zu erhalten, theils, weil die Irokeſen ihr Land verkauft hatten, und die Neckereyen darüber nicht aufhörten, theils, wegen der fortwährenden Unruhen

 zwiſchen

zwiſchen den Neuengländern und den Indianern in Wajomick, wobey Friedenshütten als naher Nachbar viele Unannehmlichkeiten zu leiden hatte, nicht weniger wegen der ſchlechten Aufführung der Sennecker, die unſern Indianern viel Verdruß machte, und ſie unſchuldiger Weiſe dem Argwohn der weißen Leute, als ob ſie mit jenen unter einer Decke lägen, ausſetzte; hauptſächlich aber darum, weil immer mehrere weiße Leute ſich oberhalb und unterhalb Friedenshütten niederlieſſen, mit Rum handelten, und viele junge Leute verführten. Man faßte alſo den Entſchluß, der Indianer-Gemeine zu rathen, den zu wiederholtenmalen und vermuthlich nicht ohne GOttes weiſe Fügung an ſie gelangten Ruf, in die Gegenden des Ohio zu ziehen, getroſt anzunehmen.

Dieſen Rath der Brüder in Bethlehem, machte Zeisberger bey ſeiner Zurückkunft im September ſowol in Friedenshütten als in Tſchechſchequannink bekannt, und beyde Gemeinen beſchloſſen, im folgenden Frühjahr vorerſt nach Friedensſtadt zu ziehen, wohin ſogleich einige Familien vorausgingen, um für ſich ſelbſt und für die nachkommende Gemeine Welſchkornfelder anzulegen und zu bepflanzen.

Inzwiſchen ereignete ſich in Friedenshütten eine ſchmerzhafte Begebenheit. Zween Böſewichter, die auf den mehrerwähnten Johannes Papunhank, einen ſehr würdigen Mann, einen beſondern Haß geworfen hatten, gaben vor, ſie häten von den Chiefs in Zeninge und Hallobamk die gewiſſe Nachricht erhalten, daß gedachter Johannes ein Giftmiſcher, und an dem ſchleunigen Tode einiger um die Zeit herum verſtorbenen Perſonen, wie auch an den zeitherigen anſteckenden Krankheiten ſchuld ſey. Durch dieſe Lüge gerieth der ganze Ort in eine traurige Unruhe, die über 8 Tage währte. Einige hielten den Johannes für unſchuldig, die mehreſten waren zweifelhaft und bedenklich, etliche aber lieſſen ſich von

den bosharten Verleumdern dermaßen hintergehen, daß ſie auf ihre Seite traten, und mit ihnen eine Rotte ausmachten, die es auf nichts geringeres antrug, als den Johannes ums Leben zu bringen. Der Miſſionarius Schmick, der dieſes Bruders Unſchuld kannte, gab ſich alle erſinnliche Mühe, die betrogenen ſowol als die bedenklich gemachten Gemüther zu bedeuten und zu beruhigen; aber vergebens. Er ließ daher die ganze Gemeine zuſammen kommen, vor welcher Johannes ſelbſt ſich dahin erklärte, "daß er niemals Gift gehabt, auch bis auf die Stunde vom Giftmiſchen nichts verſtanden habe, noch jetzt verſtehe. So lange er unſern Heiland nicht gekannt, habe er wohl ſonſt böſes genug in ſeinem Herzen gehabt; er ſey aber in der Taufe mit JEſu Blut von allen ſeinen Sünden abgewaſchen, und gehöre Ihm mit Leib und Seele an, habe Ihn lieb und wolle Ihn lieben, und bey Ihm bleiben, ſo lange er lebe." Dieſe herzliche und demüthige Erklärung beruhigte die allermehreſten. Gedachte Rotte aber wurde dadurch nur noch mehr erbittert, und fiel den Johannes ſogar einmal außerhalb dem Orte an, mit der ungeſtümen Forderung, daß er entweder ſein Gift ſogleich herausgeben oder ſterben ſollte. Johannes aber berief ſich ruhig und gelaſſen auf ſeine öffentlich gegebene Verſicherung, ging ſachte davon, und jene hatten keinen Muth, ihren böſen Vorſatz auszuführen. Auch war er während der ganzen für ihn ſo ſehr gefährlichen Geſchichte recht getroſt, verließ ſich auf GOttes Schutz und ſagte einmal: "Wenn Er es haben will und zuläßt, daß ich durch ſolche auf mich gebrachte Lügen mein Leben laſſen muß, ſo verliere ich nichts, ſondern werde auf einmal aus aller Noth erlöſet und komme zum Heilande. Nur bedaure ich meine Frau und Kind." Seine Frau war aber auch zum Wunder gelaſſen, und hielt ſich eben ſo wie er an den lieben Heiland, als den treuſten Freund in Noth, der ſo gut zu

helfen und zu retten weiß. Um aber die beunruhigten Gemüther recht gründlich von ſeiner Unſchuld zu überzeugen, ſchickte er 2 Boten mit einem Belt of Wampom an obgedachte 2 Chiefs, um von ihnen zu vernehmen, ob ſie ihn ſolcher Schandthaten beſchuldigt hätten? Dieſe konnten ihr Erſtaunen darüber nicht genug zu Tage legen, verſicherten ihn in ihrer Antwort aufs feyerlichſte, von dem ganzen Vorgeben nicht das mindeſte zu wiſſen, und Johannes Papunhanks Unſchuld ward dadurch eben ſo offenbar, als die ſataniſche Bosheit der Verleumder, die ſich nunmehro vor den Einwohnern, denen das unverdiente Leiden ihres Bruders tief zu Herzen ging, nicht wohl ſehen laſſen durften. Alles dankte dem HErrn für die glückliche Beendigung dieſes häßlichen Handels; über die von den Böſewichtern verführten Brüder aber trauerte man herzlich. Sie erkannten zwar ihre Vergehung, baten auch öffentlich um Vergebung und erhielten dieſelbe; es währte aber doch lange, ehe ſie ſich wieder raffen konnten, und ſie dienten zu einem merkwürdigen Exempel, welch ein Greuel die Verleumdung und das Theilnehmen daran in GOttes Augen iſt.

In Tſchechſchequannink trat in dieſem Jahr 1771 die Susquehannah einmal ſo ſtark aus, daß ſämtliche Einwohner auf Booten in den Buſch flüchten mußten, erſt nach 4 Tagen ihre Häuſer wieder beziehen konnten, und mit Wiederherſtellung ihrer verwüſteten Plantagen viel zu thun hatten. Im übrigen blieben die Getauften hier in einem ſeligen Gange, und waren den Ungetauften, ſo wie den Beſuchenden oftmals zum Troſt und Segen. Nathanael z. E. ſagte einmal zu einem über ſeinen Zuſtand ſehr bekümmerten Indianer: "Es iſt ſehr leicht ein ſeliges Herz zu bekommen, wenn man nur allen ſündlichen Dingen ganz abſagen will, und das glaubt, was man vom Heilande hört; denn wenn man Ihn bittet, ſo wird einem gegeben. Aber wir ſind

dem Bitten und Betteln gram, und darum bekommen wir auch nichts. So bin ich ehedem auch geweſen. Da ich aber vielfältig von den Brüdern hörte, wie gut es ein erlöſtes Herz haben kann, ſo fing ich an zu bitten und zu betteln, bis der Heiland es mir ſchenkte; und ſeit meiner Taufe deucht mich, daß ich immer ſeliger werde; ja es iſt mir manchmal ſo wohl, als könnte ich den Heiland ſehen; ſo nahe iſt Er mir, und mein Herz wird ſo voll Freude, als ob es lachte." Samuel drückte ſich eines Tages folgendermaßen aus: "Ich bin dem Heilande ſehr dankbar, daß Er mich zu Seinen Kindern gebracht hat. Ich ſehe es immer mehr ein, wie gut Er es mit mir gemeint hat und noch meint. Viele Worte, ſowol in Verſen, als in der Bibel, die ich immer gehört, aber keine Erfahrung davon gehabt, ſind jetzt meinem Herzen ſo ſüſſe, und ich freue mich, daß ich den Heiland immer beſſer kennen lerne. Wo ich gehe und ſtehe, kann ich nun auch mit Ihm über mein armes Herz ausreden, und ſehe mir Ihn und Seine Wunden gerne immer an, denn ich erfahre, daß Seine Marter und Tod etwas hat, das die Sünde lähmet und auf die Seite ſchafft.

Solche kernichte Aeuſſerungen von Leuten, die vorher offenbare Knechte der Sünde geweſen waren, machten den Erweckten Muth, und öffneten ihnen den Mund. Viele derſelben bekannten mit großer Wehmuth ihre Sünden und Miſſethaten, und es war oft recht beweglich anzuhören, wie ſie ſich über den Zuſtand ihres Herzens ausdrückten. Ein Fremder z. E. ſagte nach einer Predigt: "O ich armer Menſch! ich habe alles wohl verſtanden, und glaube, daß es wahr iſt; aber mein Herz hat dabey gebebt und gezittert, denn ich ſitze mitten in der Sünde oder in der Nacht, und ihr im Lichte." Ein anderer bekannte: "Ich habe jetzt zum erſtenmal in meinem Herzen geſehen, daß der Hochmuth eine ſo ſchlechte Sache iſt; vorher habe ich immer gedacht,

ich

ich wäre nicht hochmüthig, und jetzt ſehe ich, daß ich ein recht ſehr hochmüthiger Menſch bin, ja mein Hochmuth hat mich vom Heilande zurück gehalten, daß ich noch nicht recht gläubig an Ihn bin." Ebenderſelbe ſagte ein andermal: "Bruder, ich will dir doch ſagen, wie es mir geſtern und dieſe Nacht geweſen iſt. Ich ſtieß mich geſtern an einer Wurzel, daß ich zu Boden fiel, und als ich darüber ungeduldig wurde, war es, als wenn mich jemand in meinem Herzen beſtrafte mit den Worten: Siehe dir einmal den Heiland an, wie geduldig Er iſt! Da ſteht Er, dein Schöpfer, und ſieht zu, wie die Kriegsknechte das Loch zu ſeinem Kreuze machen, läßt ſich willig ausſtrecken an dem Kreuzesſtamm, und Seine Hände und Füße mit Nägeln durchſchlagen. Das war mir ein erſtaunlicher Blick, und ich konnte vor Erſtaunen über Seine Liebe und Barmherzigkeit die ganze Nacht nicht ſchlafen." Erfreulich war auch die Aeuſſerung eines ſehr kranken Knaben, der zu ſeinem ihn beſuchenden Lehrer ſagte: "Eine Sache fehlet mir, und das iſt des Heilandes Blut; damit bin ich noch nicht von meiner Sündenkrankheit gewaſchen. Wenn ich nun das nicht krige, und ſollte ſo ſterben, wie ich bin, ſo komme ich ja nicht zum Heilande, ſondern werde verloren gehen, und das will ich doch nicht; darum bitte ich den Heiland, daß Er ſich über mich armes Kind erbarmen und mich mit Seinem Blute waſchen wolle; wenn ich das erhalte, ſo darf ich mich nicht vor dem Tode fürchten, ſondern kann mich freuen, daß ich zum Heilande komme. Das iſt mein Bitten und Verlangen." Und dieſe ſeine ſelige Sehnſucht ward bald hernach durch das ihm angediente Bad der heiligen Taufe geſtillt.

Von Goſchgoſchünk am Ohio kamen unterdeſſen immer mehrere den Brüdern an den Bieberfluß nachgezogen, deren einige ſich in Kaskaskunk niederlieſſen, andere, die ein ernſt-

liches Verlangen ſich zu bekehren äuſſerten, und ſich den ihnen vorgelegten Gemeinordnungen gemäß zu betragen verſprachen, in Friedensſtadt zu wohnen Erlaubniß erhielten.

Was damals den Brüdern viel Noth und Plackerey machte, war das dreiſte Lügen der Wilden, die ſogar erdichtete Briefe und Botſchaften im Namen der Chiefs an ſie brachten. So ereignete es ſich zu Anfang dieſes Jahrs 1771, daß im Namen der Chiefs und des Raths in Gekelemukpechünk eine harte Botſchaft nach Friedensſtadt kam, daß eine Indianerin, die aus erſterm Orte zu den Brüdern gezogen, ſich zu Chriſto bekehrt hatte und getauft worden war, ſogleich wieder ausgeliefert werden ſollte, oder man würde ſie mit Gewalt abholen. Da ſolches nun gefährliche Folgen hätte haben können, ſo reiſte Zeisberger ſelbſt mit 3 Indianer-Brüdern am 5ten März dahin ab, hatte bey dem an vielen Orten knietiefen Schnee und großen Gewäſſern einen ſehr beſchwerlichen Weg, und kam erſt am 13ten in Gekelemukpechünk an, kehrte bey dem oberſten Chief Netawatwees ein, wurde freundlich aufgenommen, hatte ſogleich Gelegenheit, JEſum den Gekreuzigten den zahlreich verſammleten Einwohnern zu verkündigen, hielt um eine Rathsverſammlung an, und las in derſelben obgedachten harten Brief öffentlich vor, da ſichs denn fand, daß weder die Chiefs noch der Rath das mindeſte davon wußten, ſondern nur einer aus ihrer Mitte, der jetzt auch gegenwärtig war, dieſen Brief für ſich geſchrieben, aber mit 2 fremden Namen unterzeichnet hatte, und nun darüber vor allen zu Schanden ward. Der übrige ganze Rath erklärte ſich aufs ernſtlichſte gegen den Inhalt dieſes Briefes, und war mit dem Miſſionario völlig eins, der im Namen aller Brüder darauf beſtand, daß, ſo wenig ſie irgend einen Menſchen überreden oder gar zwingen würden, an ihrem Orte zu bleiben, eben ſo wenig irgend jemand mit Gewalt von da

weg-

weggeholt werden dürfte, indem die Indianer freye Leute wären, und in ſolchen Fällen nach ihrem eigenen Belieben handeln könnten. Zeisberger blieb nun noch etliche Tage da, predigte das Evangelium mit großer Freudigkeit, und hatte viele begierige Zuhörer, fand aber auch recht bittere Feinde, die zwar ihm ſelbſt nicht öffentlich widerſprachen, das Zeugniß der mit ihm gekommenen National-Gehülfen aber gar nicht ausſtehen konnten, und ganz raſend dagegen wütheten. "Warum kommt ihr daher, ſagte einer derſelben zum Iſaak, und bringet eine ganz neue Lehre unter unſer Volk? Ich könnte euch alle zuſammen mit Füßen zum Hauſe hinaus ſtoſſen; und wenn auch alle Indianer eure Lehre annehmen, und euren Worten glauben, ſo will ichs doch nicht thun." Dieſer Widerſtand rührte ebenfalls von oft erwähnten Indianiſchen Predigern her, die vorzüglich an dieſem Orte das Mittel, die Sünde von ſich zu brechen, ſo ſtark empfohlen hatten, daß es faſt durchgängig eingeführt war. Auch darüber redete der Miſſionarius mit den Einwohnern, zeigte ihnen, wie durch Brechmittel wol der Magen, aber nicht das Herz gereinigt werden könnte, und pries ihnen um ſo mehr die Kraft des Blutes JEſu Chriſti, des Sohnes GOttes an, welche alleine vermögend iſt, das unreine Herz zu reinigen und ganz umzuändern, befahl ſie ſodann der Gnade GOttes, und reiſte mit ſeinen Gefährten nach Friedensſtadt zurück.

Kaum aber hatte Zeisberger Gekelemukpechünk verlaſſen, ſo kam ein berühmter heidniſcher Lehrer dahin, und brachte alles wieder in Verwirrung, indem er öffentlich behauptete, daß der Miſſionarius ein auch unter den weißen Leuten bekannter Verführer der Indianer ſey, der, wenn er eine gute Parthie an ſich gezogen hätte, ſie über das große Waſſer bringen und zu Sclaven verkaufen würde; da werde man ſie anſtatt der Pferde in den Pflug ſpannen, und

mit

mit der Peitſche hinter ihnen drein gehen. Durch dieſe und andere Drohungen jagte er den armen Einwohnern ein ſolches Schrecken ein, daß ein großer Theil derſelben ihm anhing, und die Brüder ſahen daraus, wie ſchwer es halten würde, in dieſen Gegenden, wohin doch die Gemeinen in Friedenshütten und Tſchechſchequannink eingeladen waren, mit dem Evangelio durchzudringen. "Da muß GOtt, ſchrieb Zeisberger, gewiß Wunder thun, denn es iſt alles wie verſchanzt und mit Bollwerken umgeben."

Auch in Kaskaskunk ward die Bitterkeit gegen die Brüder immer allgemeiner, wozu ebengedachte in Gekelemukpechünk ausgeſprengte Lüge, die nun auch hieher gekommen war, das ihrige beytrug; und wiewol man bald erfuhr, daß der Indianiſche Prediger, der dieſelbe aufgebracht und verbreitet hatte, nicht lange nachher von Sinnen gekommen, und nun als ein Raſender im Buſche herum lief, ſo ward dadurch doch die Feindſchaft gegen die Brüder und alle diejenigen, die ihren Verſammlungen beywohnten, nicht vermindert.

Ueberdem gingen damals fürchterliche Kriegsgerüchte herum; auch hörte man oft von Mordthaten, die von weiſſen Leuten hie und da an Indianern begangen worden. Darüber geriethen ſehr viele in Furcht, verließen ihre Orte, zogen in die Gegend von Kaskaskunk, und es währte nicht lange, ſo war Friedensſtadt mit Wilden umgeben, von denen man nicht wenig Unheil zu befürchten hatte, wie ſichs auch nur allzubalde zeigte. Viele, die ſich nur etliche Tage bey Friedensſtadt aufhielten und hernach weiter zogen, ängſtigten die Gemeine mit ihrem ſchrecklichen Saufen und andern Ausſchweifungen, wobey ſie oftmals drohten, alles zu ermorden, und den Ort, der ihnen ein Dorn im Auge war, zu verwüſten. Sonderlich war der unter den Indianern nunmehro weit und breit bekannte Bruder Zeisber-

ger ein Gegenſtand ihres Haſſes, und mehr als einmal in Gefahr, erſchoſſen zu werden. Etliche ſolche fremde bos-hafte Leute kamen einmal Abends ſpät mit Rum nach Friedensſtadt, und wollten die Einwohner zum Saufen zwingen; als dieſes nicht gelang, drohten ſie, erſt ihre Lehrer und hernach ſie ſelbſt umzubringen, und machten einen ſo fürchterlichen Lärm, daß die Schweſtern in den Buſch flüchteten, und die Brüder für nöthig fanden, das Haus der Miſſionarien wohl zu bewachen.

Unter allen dieſen Umſtänden ging das Werk GOttes in Friedensſtadt ſehr lieblich fort, und die Gemeine nahm in aller Abſicht zu. Am 27ſten May dieſes Jahrs legte man den Grund zu einem Verſammlungshauſe, und weihete es am 20ſten Juny mit Lob und Dank, Gebet und Flehen ein, als eine Stätte, wo den Armen das Evangelium gepredigt werden ſollte, zu deſſen Anhörung ſich immer mehrere einfanden. Unter dieſen war einer, der ſchon einmal im Kriege geſcalpt worden war; desgleichen einer von den Mördern, die im Jahr 1755 das Pilgerhaus der Brüder an der Mahony überfielen, der nun in den Verſammlungen oftmals ſo gerührt wurde, daß er ſich des Weinens nicht enthalten konnte. Ein anderer Beſuchender bezeugte ſein Verlangen, einmal doch mit Gewißheit zu erfahren, welches der rechte Weg zur Seligkeit wäre, denn die Quäker ſagten, ſie hätten die reine Lehre, die Engliſchen ſagten daſſelbe, und ſo hörte er auch von den Brüdern, daß ſie das wahre Wort GOttes lehrten. Die National-Gehülfen gaben ihm zur Antwort, daß, wenn er darum bekümmert wäre, der Sache gewiß zu werden, er nur den GOtt, der ein Menſch geworden, und ſich Wunden habe ſchlagen laſſen, anrufen ſollte; der würde ſich ihm bald offenbaren und ihn ſeiner Sache gewiß machen; dem müſſe er aber alsdenn auch gehorſam ſeyn.

Nach

Nach langem Widerſtreben und Beſinnen entſchloß ſich endlich auch der bisher ſo unfreundlich geweſene Chief Pakanke, in Friedensſtadt zu beſuchen, hielt ſich etliche Tage daſelbſt auf, hörte das Evangelium mit großer Aufmerkſamkeit, und ward dadurch ſo verändert, daß er nun ſelbſt ſeinen Kindern zuredete, zu den Brüdern zu gehen und an JEſum gläubig zu werden.

Von Bethlehem kam der Bruder Johann Heckewälder als Gehülfe bey der Miſſion am 21ſten October in Friedensſtadt an, und am 27ſten November trafen auch die von Friedenshütten hieher beſtimmten 4 Familien glücklich ein. Alles freute ſich nun auf die zu hoffende Ankunft der beyden Gemeinen, und jedermann war willig, an den für ſie zu bepflanzenden Welſchkornfeldern zu helfen.

Da aber das feindſelige Betragen der mehreſten Einwohner von Kaskaskunk und anderer wilden Nachbaren immer ärger wurde, letztere auch ſich immer näher an Friedensſtadt andrängten, ſo baten unſre Indianer zu Anfang des Jahres 1772 bey dem Chief und Rath in Kaskaskunk um Schutz, erhielten aber zur Antwort, daß man dazu nicht vermögend ſey. Da nun die Brüder zu gleicher Zeit von den Chiefs in Gekelemukpechünk eine freundliche Einladung erhielten, ſich ſamt den Indianern von Friedenshütten und Tſchechſchequannink in ihre Gegend an den Muskingum-Fluß an beliebigen Plätzen niederzulaſſen, ſo ward nach reiflicher Ueberlegung für gut gefunden, daß der Bruder Zeisberger erſt eine Recognoscirungs-Reiſe an den Muskingum thun, einen ſchicklichen Platz zu Anlegung einer Indianer-Stadt ausſuchen, auch mit den Chiefs in Gekelemukpechünk alle nöthige Abrede nehmen, hernach mit etlichen Familien dahin ziehen und ein neues Miſſionsetabliſſement anfangen, die Gemeinen aber von Friedenshütten, Tſchechſchequannink und Friedensſtadt ſich in und bey letzterm Orte

auf-

aufhalten ſollten, bis ſie auch an dem Muskingum-Fluſſe ſich niederlaſſen könnten.

Dem zufolge trat Zeisberger am 11ten März 1772 mit etlichen Indianer-Brüdern die Reiſe an, und entdeckte am 16ten eine große etwa 6 deutſche Meilen von Gekelemukpechünk abgelegene, vom Muskingum nicht weit entfernte, mit einer ſchönen Quelle, einem kleinen See, gutem Ackerlande, Jagd und allem übrigen, was Indianer zu ihrem Unterhalte nöthig haben, wohl verſehene Gegend, ohngefehr 10 deutſche Meilen vom See Erie und 15 von Friedensſtadt, nach Weſten zu, wo vorzeiten eine große ganz verſchanzte Indianerſtadt geſtanden hatte, indem man die Wälle und andere Rudera von 3 Veſtungen noch deutlich ſahe. Nach dieſer Entdeckung ging er mit ſeinen Gefährten nach Gekelemukpechünk, meldete dem verſammleten Rathe, daß die Indianer-Gemeine deſſen gütige Einladung mit Dankbarkeit angenommen habe, verlangte für dieſelbe die ſo eben beſchriebene Gegend, und vernahm zu ſeinem Vergnügen, daß es gerade der Platz war, den die Chiefs und Rathsleute der Indianer-Gemeine zugedacht hatten, worauf noch aufs genaueſte und feyerlichſte beſtimmt wurde, daß das Land vom Munde der in den Muskingum fallenden Gekelemukpechünk-Bach bis hinauf nach Tuskarawi den gläubigen Indianern alleine gehören, und keinem Menſchen außer ihnen erlaubt ſeyn ſollte, ſich auf demſelben niederzulaſſen. Auch ſollte allen in der Nähe ihrer Grenze wohnenden Indianern angekündigt werden, daß ſie ſich gegen die gläubigen Indianer und ihre Lehrer friedlich und ordentlich betragen, ihren Gottesdienſt nicht ſtören, und keinem Menſchen wehren möchten, zu ihnen zu gehen, um das Wort GOttes zu hören.

Zeisberger dankte dem HErrn für Seinen gnädigen Beyſtand bey dieſer wichtigen Angelegenheit, beſahe nochmals

mals die ausgeſuchte Gegend, und nahm von derſelben im Namen der Indianer-Gemeine Beſitz, die er bey ſeiner Rückkunft nach Friedensſtadt mit der Nachricht von ſeiner glücklichen Verrichtung gar herzlich erfreute.

Nun wurden 5 Familien, zuſammen 28 Perſonen, zum Anfange des neuen Miſſionsplatzes beſtimmt, und nahmen den Ruf dazu ſehr gerne an. Mit dieſen brach Zeisberger am 14ten April von Friedensſtadt auf, und langte nach einer glücklichen aber langſamen und äußerſt beſchwerlichen Reiſe am 3ten May auf dem beſtimmten Platze am Muskingum an, wo Tags darauf die Plantagen abgeſteckt wurden. Hier wohnten ſie nun wieder in Feldhütten, und alles war fleißig, Land zu klaren und Welſchkornfelder anzulegen.

Als die Nachricht von dem Anzuge der Brüder nach Gekelemukpechünk und in die umliegende Gegend kam, erſchracken die Widriggeſinnten dermaßen, daß ihrer viele aus Furcht vor der Lehre Jeſu, die ihren heidniſchen Greueln und ihrem ſündlichen Leben ſo gerade zu entgegen war, von da wegzogen. Unter andern verließ ein benachbarter Chief um deswillen ſein Dorf, und zog mit ſeinem ganzen Volke in eine weit entfernte Gegend.

Zeisberger fing indeſſen auf dem neuen Platze, welcher Schönbrunn genannt wurde, die Predigt des Evangelii ſogleich an, zu welcher ſich aus Gekelemukpechünk und andern Orten viele begierige Zuhörer einfanden, deren einige von der Kraft der Liebe GOttes ſo angefaßt wurden, daß ſie, als an den Bau der Häuſer noch nicht gedacht werden konnte, ſchon um Erlaubniß baten, bey den Brüdern zu wohnen, und dieſelbe auch erhielten. Bald nachher kamen ihre Verwandten, um ſie mit Gewalt wieder wegzuholen. Bey dieſer Gelegenheit aber hörten ſie ſelbſt das Evangelium und fühlten die Kraft des Gnadenwortes dermaßen, daß ſie mit einer ganz andern Geſinnung weggingen, als ſie gekommen

men waren. Ein anderer Beſuchender bezeugte, daß er ſchon viele Jahre den rechten Weg zur Seligkeit geſucht, und, wenn er Indianer angetroffen, von denen er geglaubt, daß ſie mehr wüßten, als er, ihnen Geſchenke und viele Belts of Wampom gegeben, in der Hoffnung, daß ſie ihm etwas zuverläſſiges ſagen würden, aber noch von keinem erfahren habe, wie man ſelig werden könne. Die Gehülfen ſagten ihm hierauf mit Freuden, daß, wenn er das ſuche, er es nun gefunden und nicht weiter zu ſuchen, auch keine Geſchenke zu geben habe; ſie wollten es ihm gerne umſonſt ſagen. Ein anderer ſagte zum Iſaak: "Du biſt doch auch ein Capitain geweſen, ehe du gläubig wareſt, und biſt es noch; das kannſt du nicht läugnen; wie reimt ſich aber ein Capitain mit einem Gläubigen?" Iſaak antwortete ihm: "Ja, vor dieſem war ich ein Capitain, aber ich mußte immer unterliegen; die Sünde hat mich allezeit überwunden, und ein rechter Capitain ſoll nie unterliegen, ſondern immer ſiegen; das weißt du wohl. Wenn ich mir auch öfters veſt vorgenommen hatte, nicht mehr zu ſaufen, ſo konnte ich es doch nicht laſſen, und mußte des Satans Sclave ſeyn. Aber nun bin ich erſt ein rechter Capitain, denn jetzt kann ich allezeit ſiegen; die Sünde kann mich nicht mehr überwältigen, wie ehedem, denn alle eure Luſtbarkeiten mag ich nicht mehr anſehen; ich habe kein bischen Gefallen mehr daran, weil ich etwas beſſers gefunden habe, welches ich dir auch wünſche."

Am 27ſten Juny begingen die Brüder in Schönbrunn zum erſtenmale das heilige Abendmahl, und am 25ſten Julii wurde der Platz zu dem neuen Gemeinorte beſtimmt und abgeſteckt.

Unterdeſſen bereitete man ſich in Friedenshütten und Tſchechſchequannink zum Abzuge. Als ſolches den Chiefs der Irokeſen zu Ohren kam, gefiel es ihnen nicht; und ſie ſuchten daher ihre an unſern Indianern begangene Treulo-

ſigkeit durch ſchöne Worte und Verſprechungen wieder gut zu machen, wollten, nach ihrem Ausdruck, mit den Indianern an der Susquehannah nur einen Leib und nur eine Ader ausmachen, und alles bisherige ſchwere aus dem Wege räumen, damit nur das, wovon ſie einen kleinen Vogel hätten reden hören, nicht geſchehen möchte. Unſre Indianer aber gaben ihnen zu erkennen, daß ſie nunmehro zu ſpät kämen, und machten ihnen ihren Entſchluß, in die Gegenden des Ohio zu ziehen, förmlich bekannt worüber denn jene ihre Traurigkeit bezeigten, aber doch gute Freunde bleiben wollten, und von unſern Indianern gleiche Verſicherung erhielten.

Da der Schade, den unſre Indianer durch den Abzug von Friedenshütten erlitten, ſehr beträchtlich, und es erweislich war, daß ſie durch den Verkauf ihres Landes an die Engländer zu dieſem Schritte gezwungen wurden, ſo verwendeten ſich die Brüder in Bethlehem für ſie bey der Regierung in Philadelphia, um von derſelben eine Vergütung zu erhalten, die auch zum Theil nach einiger Zeit erfolgte.

Inzwiſchen war der innere Gang der Gemeine an beyden Orten noch beſonders lieblich und ſelig. Unter den Kindern zeigte ſich nicht nur viele Luſt und Fleiß bey ihrem Unterrichte in den Schulen, ſondern auch eine große Liebe zu unſerm Heilande, zu deſſen Lobe ſie ſich oft verſammleten, Seine Liebe zu beſingen; und unter den Erwachſenen merkte man ein faſt allgemeines Verlangen, in allen Stücken ſo geſinnet zu ſeyn, wie JEſus Chriſtus auch war, und in Seinen Fußſtapfen zu wandeln. "Ich kann dir es kaum ſagen, äuſſerte ſich einmal ein Bruder gegen ſeinen Lehrer, wie mir dabey zu Muthe iſt, wenn ich mir den Heiland als ein Kindlein, als einen Knaben, wie Er unter den Lehrern geſeſſen, wie Er hernach gearbeitet und gepredigt, ja bis zum Tode am Kreuz, vorſtelle. Alles iſt mir wichtig, und ich fühle bey der Betrachtung allezeit etwas beſonderes."

Der

Der Miſſionarius Schmick, der ſo viele Jahre im Dienſte der Indianer-Gemeine ausgehalten und große Treue dabey bewieſen hatte, erhielt nun Erlaubniß, nach Bethlehem zurückzugehen, und von ſeiner mühſeligen Arbeit etwas auszuruhen. Am 5ten May machte er mit ſeinem lieben Volke einen ſehr rührenden Abſchied, und reiſte mit ſeiner Frau nach Bethlehem ab. Der Miſſionarius Rothe aber erhielt den Auftrag, ſamt ſeiner Frau mit unſern Indianern zu ziehen, und nahm denſelben mit Freuden an.

Am 23ſten May kam der Bruder Ettwein von Bethlehem in Friedenshütten an, um die pilgernde Gemeine nach Friedensſtadt zu begleiten, und brachte auch viele Geſchenke von Bethlehem mit, die unter unſre Indianer ausgetheilt wurden, und zu der bevorſtehenden Pilgerſchaft ſehr brauchbar waren.

Am 6ten Juny beging die Gemeine hier zum letztenmal das heilige Abendmahl, feyerte das Pfingſtfeſt auf eine ausgezeichnet ſelige Weiſe, freute ſich dabey beſonders über die letzte Taufe an dieſem Orte, die der Tochter des Johannes Papunhank angedient wurde, ſo wie der Vater der erſte geweſen, dem dieſe Gnade hier wiederfahren war, und hatte, nachdem ſich alles zur Reiſe angeſchickt, am 11ten Juny frühe die letzte Verſammlung in dem lieben Friedenshütten, erinnerte ſich aller hier ſo reichlich genoſſenen Gnaden und Wohlthaten GOttes, betete Ihn dafür an, und empfahl ſich Seinem mächtigen Schutze auf der Reiſe, welche ſie ſodann in Seinem Namen getroſt und vergnügt antraten, zuſammen 241 Perſonen, die von Tſchechſchequannink mit dazu gerechnet.

Der Bruder Ettwein war der Anführer derer, die zu Lande, und Rothe derer, die zu Waſſer gingen, welche letztere die gröſſeſte Anzahl ausmachten. Für dieſe 2 Brüder war die Langſamkeit der Reiſe eine wahre Schule zur Uebung in der Geduld.

Die Beſchwerlichkeit einer ſolchen Pilgerſchaft in einem Lande wie Nordamerika, da eine ganze Gemeine reiſet, die alle ihre Haabe ſammt ihrem Vieh mit ſich führt, kann ein Leſer, der nicht ſelbſt dergleichen mit angeſehen hat, ſich kaum vorſtellen, und noch weniger läßt ſich eine rechte Beſchreibung davon machen. Die zu Lande reiſeten, führten gegen 70 Stück Rindvieh und noch mehr Pferde mit ſich, und hatten unendliche Mühe, ſich ſelbſt und das Vieh durch die oft viele Meilen langen unbeſchreiblich dicken Wälder und Gebüſche hindurch zu bringen, da ſie nur einen ſehr ſchmalen Pfad vor ſich ſahen, und auch dieſen nicht ſelten verloren. Dem Bruder Ettwein blieb es immer unbegreiflich, wie ſich jemals ein Menſch hat unterwinden können, mitten durch einen ſolchen dichten und ganz verwachſenen Wald, deren einen er wenigſtens 12 deutſche Meilen lang ſchätzte, zu gehen und einen Pfad zu zeichnen. Und gerade damals, als ſie etliche Tage hinter einander durch ſolche Wälder mehr krochen als gingen, regnete es beſtändig. In einer Gegend mußten ſie durch den Munſyfluß 36mal durchwaten, anderer Schwierigkeiten nicht zu gedenken. Gleichwol hielten ſie, wenn es immer möglich war, ihre Verſammlungen, denen hie und da auch Fremde, und darunter viele weiße Leute beywohnten, die ſonderlich die Engliſchen Vorträge des Bruder Ettwein mit Aufmerkſamkeit anhörten; und das alleine war hinlänglich, die Brüder über alles Ungemach zu tröſten, weil ſie kein gröſſeres Vergnügen kannten, als ihren Mitmenſchen bey jeder ihnen aufſtoßenden Gelegenheit aus eigener Erfahrung zu ſagen, wie glücklich man iſt, wenn man an JEſum glaubt, und von Ihm Macht bekommen hat, ein Kind GOttes zu ſeyn.

Die zu Waſſer Reiſenden mußten alle Abend anlegen, auf dem Lande ein Nachtlager ſuchen, und litten die mehreſte Zeit groſe Kälte. Bald nach der Abfahrt brachen un-

ter

ter ihnen die Maſern aus. Sehr viele, und darunter 40 Kinder, wurden von dieſer Krankheit befallen, und ihre Pflege vermehrte die Beſchwerlichkeiten der Reiſe. In manchen Gegenden wurden ſie bald von Neugierigen bald von Betrunkenen nicht wenig beläſtigt. Die vielen, und zum Theil ſehr gefährlichen Waſſerfälle in der Susquehannah verurſachten ihnen unſägliche Noth und Arbeit. Indeſſen fuhren ſie doch unter GOttes Geleite auf der Susquehannah bey Schomokin glücklich vorbey, nud ſodann auf dem Weſtlichen Arme des Fluſſes über Longisland bis Großisland, von wo ſie, nachdem hier die Landpilger zu ihnen geſtoßen, alle zuſammen am 29ſten Juny die Reiſe zu Land fortſetzten, und nun in die hohen Gebirge kamen, deren Uebergang ihnen das beſchwerlichſte war, weil die allermehreſten, da die Pferde zu Fortbringung ihrer Haabe nicht hinreichend waren, ſchwere Bürden tragen mußten. In einem Thale überfiel ſie ein fürchterliches Gewitter mit Sturm und Platzregen. Einen großen Theil der Reiſe wurden ſie von den Raſſelſchlangen geängſtigt, die an oder gar auf dem Wege lagen. Ettwein trat einmal auf eine 15jährige Schlange, und erſchrak darüber ſo heftig, daß er etliche Tage, nach ſeinem Ausdruck, keinen Schritt ohne Furcht thun konnte, und jedes rauſchende Blatt ihn an die Schlange erinnerte. Durch den Biß dieſer giftigen Thiere verloren ſie etliche Pferde, aber kein Rindvieh, weil ſie die Vorſicht gebrauchten, daſſelbe zuletzt marſchiren zu laſſen.

Eine ſonderliche Plage verurſachten ihnen und ihrem Vieh, vornemlich in den Wäldern, die kleinen Fliegen, die von den Indianern Ponks genannt werden, welches ſo viel heißt, als lebendiger Staub und Aſche, weil ſie ſo ſehr klein ſind, daß man ſie kaum ſehen kann; und wo ſie beiſſen, da brennts wie glühende Aſche. Sobald daher Feuer angemacht wurde, drang das Vieh mit Ungeſtüm darauf zu,

um ſich im Rauch vor dieſem Ungeziefer zu retten, und ſtörte unſre Wanderer im Eſſen und im Schlafe. Nirgends war dieſe Plage ärger als in einer Gegend, deren indianiſcher Name ſagen will: es hält ſich niemand gerne daſelbſt auf. Die Urſach davon war, daß vor etwa 30 Jahren ein Indianiſcher Einſiedler da herum auf einem Felſen gewohnt, in allerley Geſtalten diejenigen, die auf der Jagd dahin kamen, erſchreckt und verſchiedene umgebracht hatte. Endlich war es einem muthigen Indianer gelungen, dieſen mörderiſchen Einſiedler zu tödten, und nun hatte man die Fabel hinzugefügt, daß er die Gebeine deſſelben verbrannt und die Aſche in den Buſch geblaſen habe; dieſe ſey dann lebendig worden, und das ſeyen nun die Ponks. In einer andern Gegend war alles Holz durch Sturm und Buſchfeuer ſo durcheinander geworfen, daß bey unſern Reiſenden des Fallens und Aufſtehens gar viel wurde. Ettwein ſtürzte einmal mit dem Pferde auf eine ſehr gefährliche Art. Die Schweſter Rothe fiel mit ihrem kleinen Kinde viermal vom Pferde, und blieb einmal im Steigebiegel hängen; ein andermal fiel ſie mit dem Kinde bis über den halben Leib in einen tiefen Moraſt.

Einige Perſonen entſchliefen während der Reiſe, unter andern ein armer kranker Krüppel, 10 bis 11 Jahr alt, den ſeine Mutter in einem Korbe auf dem Rücken trug. Dieſer ward nun zuſehends ſchwach, bat flehentlich um die Taufe, ſahe ſeinen Wunſch erfüllt, und erreichte bald hernach das Ende aller ſeiner Noth.

Manchmal lagen unſre Pilger einen auch wol zween Tage ſtille, um ſich mit Nothwendigkeiten aufs neue zu verſehen. Mehr als 150 Hirſche wurden auf dieſer Reiſe geſchoſſen. An Fiſchen fanden ſie hie und da großen Ueberfluß; auch trafen ſie eine ihnen bis daher unbekannte Sorte Schildkröten an, welche die Gröſſe einer Gans, einen langen Hals, einen ſpitzigen Kopf und Taubenaugen hatten;

die Schale war nur oben auf dem Rücken, und unten in der Mitte des Bauches hart, rings herum aber weich wie Leder, und leberfarbig.

Am 29ſten July kamen ſie endlich aus dem Gebirge heraus an den Ohio, wo ſogleich Boote von Baumrinde gemacht wurden, um die Alten, die Kranken und die Bagage zu Waſſer gehen zu laſſen. Zween Tage darauf hatten ſie die Freude, daß der Bruder Heckewälder von Friedensſtadt mit einigen Indianer-Brüdern und Pferden ihnen entgegen kam, mit deren Hülfe ſie am 5ten Auguſt an gedachtem Orte eintrafen, und mit großer Freude empfangen wurden. Sie ſelbſt aber konnten die Gnade und Treue des HErrn nicht genug rühmen und preiſen, der ihnen auf dieſer achtwöchentlichen Reiſe, die von ſo eigner Art war, doch überall gut durchgeholfen, zu Ertragung der ſchweren Umſtände Kraft gegeben, ſie von der Hungersnoth, die ſie Anfangs am meiſten befürchtet hatten, auch bey den faſt unzähligen Fährlichkeiten vor Leibesſchaden bewahrt, und Liebe, Friede und Einigkeit unter ihnen erhalten hatte.

Die Vorſorge des himmliſchen Vaters für Seine Indianer-Gemeine zeigte ſich nun auf eine liebliche Weiſe, und es wurde mit dem demüthigſten Danke erkannt, daß die Einwohner von Friedensſtadt ſowol als ihre vielen Gäſte keinen Mangel litten, und alles mit Wohlgefallen geſättigt wurde; welches gar viele vorher für unmöglich gehalten hatten.

Mit herzlichſtem Dank empfingen auch unſre von der Susquehannah hergezogene Indianer von den Quäkern in Philadelphia ein Geſchenk von 100 Spaniſchen Thalern, die ſie dazu anwendeten, ſich auf die Zukunft mit Brodt zu verſehen.

Nun fand ſich auch der Miſſionarius Zeisberger von Schönbrunn bald in Friedensſtadt ein, da denn über die Miſſion ins Ganze viele Conferenzen gehalten, alles, was bis

daher ins Delawariſche überſetzt worden, mit Beyhülfe einiger geſchickten National-Gehülfen gründlich revidirt, und für jeden Gemeinort eine Gehülfen-Conferenz beſtellt wurde.

Am 19ten Auguſt reiſten die Brüder Ettwein, Zeisberger und Heckewälder nach Schönbrunn ab, trafen am 23ſten daſelbſt ein, und erſterer freute ſich, die in allem Betracht ſchöne Gegend zu ſehen, wo man faſt nichts als Wallnuß- und Lokuſtbäume erblickte. Weit mehr aber freute er ſich über den lieblichen Anfang des Gemeinorts Schönbrunn, zu deſſen Sicherſtellung fürs künftige er bald hernach, weil Zeisberger gerade krank war, mit den von der Indianer-Gemeine ernannten Deputirten nach Gekelemukpechünk reiſte, deſſen Einwohner eben damals 70 Gallonen Rum bekommen hatten und in vollem Saufen begriffen waren, ſolches aber auf die Nachricht von der Ankunft der Brüder und auf Befehl des Chiefs Netawatwees ſogleich einſtellten, worauf, nachdem ſie ausgeſchlafen und der Rath ſich verſammlet hatte, gedachte Deputirte die Ankunft der Gemeinen von Friedenshütten und Tſchechſchequannink feyerlich meldeten, und dem Rathe zugleich eröffneten, daß man den Gedanken habe, außer Schönbrunn noch einen oder wol gar zween ſolche Orte anzulegen, wobey der Sprecher der Deputirten, Johannes Papunhank, Gelegenheit nahm, ſich über die Geſinnung und Verfaſſung der Indianer-Gemeine, wie auch über ihre Lehrer und deren Unentbehrlichkeit ausführlich zu erklären. Er that ſolches auf eine würdige und ſehr männliche Art, erzählte dabey, wer er ſonſt geweſen, und wie GOtt ſich ſeiner erbarmet hätte, und erhielt eine freundliche Antwort, mit dem Beyfügen, daß von Seiten des Raths eine Gegenbotſchaft nach Schönbrunn kommen ſollte.

Die Brüder Ettwein und Zeisberger freuten ſich nun mit Dankthränen über die wunderbare Führung GOttes, der ſolchergeſtalt Seine Indianer-Gemeine als ein Licht auf

dem

dem Leuchter mitten unter die Delawaren und in die Nähe der Schawanoſen und Huronen geſetzt hatte, worauf Ettwein den neuen Ort Schönbrunn ſehr vergnügt und mit hoffnungsvoller Ausſicht in die Zukunft verließ, und über Friedensſtadt nach Bethlehem zurück ging.

Bald darauf zog ein großer Theil unſrer Indianer von Friedensſtadt an den Muskingum, um etwa 2 deutſche Meilen oberhalb Schönbrunn einen zweyten Gemeinort anzulegen, welchem man den Namen **Gnadenhütten** gab.

Während der Zeit, da der Anbau dieſer beyden Gemeinorte mit Munterkeit betrieben wurde, that der Miſſionarius Zeisberger nebſt 2 Indianer Brüdern gegen das Ende dieſes Jahrs die erſte Reiſe unter die Schawanoſen, die durchgängig für die wildeſten unter den Wilden gehalten wurden. In dem erſten ihrer Dörfer kehrten die Brüder bey einem Sohne des oben erwähnten Chiefs Paxnous ein, der ſich darüber herzlich freute, das Wort des Lebens begierig anhörte, und ſich unter andern dahin erklärte: "er glaube gewiß, daß die Lehre der Brüder die rechte ſey, und den rechten Weg zur Seligkeit zeige; ſie, die Schawanoſen, hätten ſich lange Zeit bemüht, den rechten Weg zum ewigen Leben zu finden, ſähen aber, daß alles, was ſie unternommen, und all ihr Thun und Wirken vergebens ſey; ſie hätten alſo beynahe alle Hoffnung aufgegeben, weil ſie nicht wüßten, was ſie noch mehr gutes thun könnten." Er ſprach gut Delawariſch, daher es den Brüdern ſehr lieb war, daß er ſie in die übrigen Orte der Schawanoſen, die ſie diesmal beſuchen wollten, begleitete. Auf ſeinen Rath kehrten ſie in der Hauptſtadt der Schawanoſen bey dem heidniſchen Prediger ein, weil deſſen Wort bey den Einwohnern am meiſten galt. Derſelbe nahm auch die Brüder freundlich auf, und als Zeisberger auf ſeine Frage, welches die Abſicht ihres Beſuchs ſey? ihm antwortete, daß er den Einwohnern

Worte des ewigen Lebens zu ſagen habe, erwiederte er: das iſt uns lieb, das wollen wir gerne hören. Sogleich wurde ein Haus dazu ausgeräumt, und der Miſſionarius ſowol als ſeine Gefährten, hatten hier erwünſchte Gelegenheit, einer Menge begieriger Zuhörer, die größtentheils die Delawariſche Sprache gut verſtanden, die große Nachricht bekannt zu machen, wie GOtt nicht will, daß der Sünder verloren gehe, ſondern daß er durch den Glauben an JEſum Chriſtum ſelig werde. Dieſes herrliche Evangelium hörte der heidniſche Lehrer einige Tage ganz ſtille mit an; endlich aber konnte er dem Drang ſeines Herzens nicht widerſtehen, ſondern ließ ſich darüber gegen den Miſſionarium heraus: "Ich habe, fing er an, die ganze Nacht nicht ſchlafen können, ſondern nur immer über dasjenige gedacht und meditirt, was ich gehört habe. Nun will ich dir mein Herz ſagen: ich glaube, es iſt alles Wahrheit, was du predigſt; ſeit einem Jahr iſt es mir klar geworden, daß wir alle zuſammen ſündige Menſchen ſind; und mit allem, was wir thun, verloren gehen; wir haben aber nicht gewußt, was wir noch thun und vornehmen ſollten, um ſelig zu werden; ich habe daher meine Leute immer vertröſtet, daß noch jemand kommen und uns den rechten Weg zur Seligkeit zeigen würde, denn wir ſind nicht auf dem rechten Wege; und noch den Tag vorher, ehe ihr ankamt, habe ich zu ihnen geſagt, daß ſie nur noch ein klein wenig Geduld haben ſollten, es würde gewiß bald jemand kommen; und da ihr nun gekommen ſeyd, ſo glaube ich, GOtt hat euch zu uns geſandt, uns Sein Wort kund zu thun."

Nachdem nun die Brüder JEſum Chriſtum als das Licht der Welt in dieſer ſonſt ſehr finſtern Gegend mit großer Freudigkeit bekannt gemacht hatten, und Abſchied nehmen wollten, erhielt Zeisberger von den Chiefs und dem Rathe noch folgende Botſchaft, wobey gedachter Lehrer der Spre-

cher war: “Bruder, wir freuen uns gar ſehr, daß du zu uns gekommen biſt, uns zu beſuchen, und haſt uns GOttes Wort gebracht, das wir gerne hören. Wir wollen dich jetzt wiſſen laſſen, was wir geſtern in unſerm Rathe einmüthig beſchloſſen haben. Die Weibsleute waren zwar nicht zugegen, weil ſie mit Einerndten ihrer Felder jetzo viel zu thun haben, das hat aber nichts zu ſagen, denn was wir Männer ausmachen, darin ſind ſie eins mit uns. Wir ſind alſo eins mit einander worden, daß wir von dieſem Tage an das Wort GOttes annehmen, und auch darnach leben wollen. Dieſes ſagen wir nicht nur mit dem Munde, ſondern aus unſerm Herzen heraus. Unſer Verlangen und Begehren iſt daher, daß nicht nur gläubige Indianer, ſondern auch weiße Brüder zu uns kommen, bey uns wohnen und uns unterrichten, wie wir ſelig werden können. Dieſes unſer Anliegen legen wir dir dar. Wir ſind wol ſchlechte Leute, aber verſchmähe uns doch darum nicht, und verſage uns unſre Bitte nicht.” Eine ſolche Rede des Raths einer Schawanoſen-Stadt ſetzte den Miſſionarium in ein frohes Erſtaunen, und er verſprach mit Vergnügen, dieſes Anliegen ſeinen Brüdern in Bethlehem vorzutragen, gab ihnen aber wohl zu überlegen, ob es auch ihr Ernſt ſey, dem Worte GOttes gemäß zu leben, indem, wenn ein Lehrer von den Brüdern in ihrer Mitte wohnte, der heidniſche Wandel nicht fortgeſetzt werden könnte, ſondern alles, was dahin gehöre, abgeſtellt werden müſſe? Hierzu erklärten ſie ſich nicht nur willig, ſondern verſicherten noch dazu, daß ſie entſchloſſen wären, eine neue Stadt anzulegen, wo nur ſolche Indianer wohnen ſollten, die den Sinn hätten, an GOtt gläubig zu werden. Zeisberger ſtellte ihnen hierauf vor, ob ſie einen ſolchen Schritt thun könnten, ohne vorher mit den übrigen Chiefs der Schawanoſen und mit ihrem Groſsvater, der Delawar-Nation, darüber zu Rathe zu

gehen?

gehen? Sie bezeugten aber, daß ſie, weil ſie den Weg zum ewigen Leben ſchon ſeit einiger Zeit geſucht, von dieſem ſowol als von jenen ſich bereits abgeſondert hätten, und in dem Theil unabhängig wären.

Sehr zufrieden über dieſe Reiſe kam Zeisberger mit ſeinen Gefährten in Schönbrunn wieder an, woſelbſt, ſo wie auch in Gnadenhütten und Friedensſtadt, die Advents- und Weihnachtszeit in dieſem Jahr 1772 beſonders geſegnet war, und die Freude über GOttes Menſchwerdung und deren ſelige Folgen jung und alt belebte. Unter den Beſuchenden war abermals einer von den Wilden, die am 24ſten November 1755 die eilf Brüder und Schweſtern an der Mahony ermordet hatten; er hielt ſich über 8 Tage hier auf, und hörte fleißig das troſtvolle Wort von dem Erbarmer, der von allen denen, die zu Ihm kommen, keinen hinausſtößet. Bey einer Unterredung mit einem andern Beſuchenden ſagte ein National-Gehülfe zum Schluß: "Warum ſollen wir denn nicht glauben? Das Wort, welches uns geprediget wird, beweiſt ſich ja an uns." "Ja, ſetzte ein anderer Gehülfe hinzu, ſobald ich den Heiland von ganzem Herzen geſucht habe, ſo habe ich Ihn gefunden, und was ich von Ihm gebeten habe, das habe ich bekommen, und nun werde ich immer ſeliger, ſo daß mein Herz manchmal vor Liebe wie ein flammendes Feuer brennt." "Ach, ſagte ein anderer Beſuchender, bis daher habe ich nur gehört, jetzt aber glaube ich, daß mein Schöpfer auch für mich iſt Menſch worden, und Sein Blut vergoſſen hat. Nun verlangt mich, mit dieſem Blute gewaſchen zu werden, denn ohne daſſelbige kann ich nicht leben." Ein Kind von etwa 10 Jahren, das die ganze Nacht ſchlaflos und mit Weinen zugebracht hatte, antwortete auf Befragen, ob es krank ſey? "Nein, es thut mir nichts wehe, aber ich fühle mich wie verloren, und es iſt mir wie einem Vögelein, dem die Luft entgehet." "Als

ich ſo um Troſt verlegen vor Ihm ſtand, (bezeugte ein Ungetaufter) und über Seinen Jeſus-Namen dachte, war es mir ſo, als ſähe ich den Heiland mit Seinen Wunden in Händen und Füßen und in der Seite; da wurde mir leicht ums Herz, und ich fühlte Troſt." "Mir iſt es ſo, ſagte Michael, als wenn der Heiland in mein Herz eingezogen wäre. O, wie wohl iſt mir! ich kann nichts als weinen und mich Ihm ganz aufs neue hingeben." "Solche Weihnachten, wie dieſe, äuſſerte die Eva, habe ich noch nie gehabt; ich habe eine mehrere Einſicht in das Geheimniß der Menſchwerdung GOttes meines Heilandes bekommen." "Mein ganzes Herz, ſagte der alte Abraham, iſt voll Freuden. Wie gut iſts doch, daß man ſich dem Heilande ganz ergiebt!"

Fünfter Abſchnitt.

1773. 1774.

Etwas von Schönbrunn und Gnadenhütten. Friedensſtadt wird verlaſſen. Unruhen von auſſen. Schmick begibt ſich wieder zur Miſſion. Zeisbergers zwote Reiſe unter die Schawanoſen. Ein abermaliger Wildenkrieg beunruhiget die Indianer-Gemeine, ſtört aber ihren innern Gang doch nicht. Die Delawar-Nation beſchließt feyerlich, das Wort GOttes anzunehmen.

In Schönbrunn und Gnadenhütten befand ſich die Indianer-Gemeine mitten unter den Wilden, und hatte alle Urſach, auf guter Hut zu ſeyn, theils um ihre Jugend und ihre Ungetaufte vor den liſtigen Verführungen der übelgeſinnten Nachbaren zu bewahren, theils um nicht in die politiſchen Händel der Chiefs verflochten zu werden. Da

nun

nun eine genaue Beobachtung der Gemeinordnungen das beſte Mittel dagegen war, ſo wurde bey der Erneuerung derſelben im Jahr 1773 den Einwohnern herzlich zugeredet und deutlich gemacht, daß ſie dieſelben nie ſo, als wollte man dadurch über ſie herrſchen, ſondern bloß als einen guten, aber doch nothwendigen Rath anzuſehen hätten, bey deſſen treuer Befolgung ein Gemeinort ſichtbarlich ſich wohl befände, ſo wie es hingegen klar genug am Tage liege, daß wenn darwider gehandelt würde, ſolches nie ohne Schaden und Nachtheil abgehen könne; daß folglich auch ſie ſelbſt noch mehr als ihre Lehrer darüber zu halten hätten, daß derjenige, der die Gemeinordnungen vorſetzlich und anhaltend überträte, und allen Ermahnungen kein Gehör gäbe, aus ihren Orten entfernt würde. Dieſes ward von der Gemeine einmüthig erkannt, genehmigt und in der Folge auch dem gemäß gehandelt.

Uebrigens ordnete man den Gottesdienſt, die Conferenzen und Schulen, die Beſorgung der Beſuchenden, der Armen und der Kranken, und was ſonſt zum Beſtehen beyder Orte gehörte, eben ſo, wie man es an den vorigen Gemeinorten damit gehalten hatte.

Gekelemukpechünk wurde nun von Schönbrunn und Gnadenhütten aus fleißig beſucht, und die Zeugniſſe unſrer Indianer von der Erlöſung, die durch JEſum Chriſtum geſchehen iſt, waren vielen zum bleibenden Segen. Noch öfter kamen Beſuchende von daher, die von den Miſſionarien und ihren indianiſchen Gehülfen mit dem Worte GOttes, das für alle, die es annehmen, voll Troſt und Leben iſt, reichlich bedient wurden. Dieſes ſelige Wort hörte einer der Chiefs, Namens Echpalawehund, mit ſolcher Ueberzeugung in ſeinem Herzen, daß er ſich entſchloß, allem heidniſchen Weſen zu entſagen und zu den Brüdern zu ziehen. Da er aber ein angeſehener Mann war, und einen großen Anhang hatte, ſo

ent-

entſtand darüber unter den Einwohnern gedachten Ortes eine gewaltige Verwirrung. Einige Widerſacher gaben ihre Feindſchaft öffentlich zu erkennen, und trugen darauf an, daß die Miſſionarien, als die Urſach aller ihrer Unruhen aus dem Indianer-Lande fortgeſchafft würden; denn vorher, ſagten ſie, hätten ſie ungeſtört nach hergebrachter Weiſe leben können, nun aber müßten ſie immer hören, daß bald dieſes, bald jenes Sünde ſey, und ſogar ihre Opfer GOtt nicht angenehm wären. Die übrigen aber hielten einen dreytägigen Rath, und beſchloſſen endlich einmüthig, daß ſie ihr Leben ändern, das Saufen und andere Ausſchweifungen verbieten, weiße Handelsleute, die immer noch mehr Sünde unter ſie brächten, nicht mehr dulden, den Rumhändlern die Fäſſer zerſchlagen, 6 Männer zu Aufſehern über die Ordnung beſtellen, und überhaupt ohne Beyhülfe der weißen Lehrer eben ſo wandeln wollten, wie die gläubigen Indianer, da denn weder ihr Chief Echpalawehund, noch ſonſt jemand aus ihrer Mitte, Urſach haben würde, ihren Ort zu verlaſſen und zu den Brüdern zu ziehen. Echpalawehund aber, der die wahre Quelle der Laſter ſchon kannte, ſuchte ihnen begreiflich zu machen, daß, wenn ſie ſich davon befreyen wollten, ohne ſich zu JEſu Chriſto zu wenden, ſie einen Entſchluß gefaßt hätten, zu deſſen Ausführung ihnen die nöthige Kraft gänzlich fehlte. Sie wollten aber ihren Ernſt doch ſehen laſſen, und machten den Anfang damit, daß ſie einem Rumhändler wirklich 10 Fäſſer zerſchlugen und den Rum verſchütteten. Es währte indeſſen nicht lange, ſo lagen alle gute Entſchlüſſe zu Boden, und es ward geſoffen, wie vorher.

Mittlerweile ward die Lage der Indianer-Gemeine in Friedensſtadt immer bedenklicher. Die allzunahe Nachbarſchaft der Wilden verurſachte täglich neue Angſt und Noth, und die Folgen des unſeligen Rumhandels wurden

end-

endlich unausſtehlich. Manchmal trugen die Wilden ganz nahe bey Friedensſtadt eine Menge Rum zuſammen, ſoffen und raſeten fürchterlich, und kamen in dieſem Zuſtande in den Ort, deſſen Einwohner dadurch oft genöthiget wurden, die Fenſterladen zuzumachen, und bey hellem Tage Licht zu brennen, weil die Beſoffenen ihnen ſonſt alle Fenſter eingeſchlagen hätten, wie ſich ſolches ſchon hie und da ereignet hatte. Daß der Ort bey ſolchen Gelegenheiten nicht in Brand gerieth, und überhaupt nicht weit mehr Unglück geſchahe, war lediglich der Bewahrung des HErrn zuzuſchreiben, der manches Unheil auch dadurch verhütete, daß Er, wenn die Wilden etwas Böſes im Sinne hatten, Uneinigkeit unter ihnen entſtehen ließ, da ſie denn zuweilen, anſtatt unſre Indianer und ihre Lehrer zu plagen, einander ſelbſt mit Meſſern anfielen, und mancher ein zerſchnittenes und zerfetztes Geſicht davon trug. Einige warfen gleichwol verſchiedene Thüren mit großen Steinen ein, drangen in die Häuſer, drohten alles zu ermorden, und unſre Indianer, ſo ungerne ſie es thaten, ſahen ſich doch genöthigt, ſolche Unmenſchen zu greifen und zu binden, damit ſie nicht noch mehr Unheil anrichteten. Einmal kam ein Wilder wie raſend in den Ort gelaufen, rief auf der Straße, daß er den weißen Mann tödten wollte; rannte auch auf des eben damals kranken Miſſionarius Jungmanns Thüre los, ſprengte ſie auf, und fuhr wie ein wüthendes Thier in die Stube hinein. Die heftig erſchrockene Frau des Miſſionarius entfloh mit ihrem Kinde, er ſelbſt aber richtete ſich im Bette auf, ſahe den Böſewicht unverwandt und ſtille an, und brachte ihn dadurch ſo aus der Faſſung, daß die Indianer-Brüder, die unterdeſſen herbeyeilten, ihn leicht binden konnten. Zum Schmerz der ganzen Gemeine gelang es den Wilden bey dem noch ungetauften Sohn eines Indianer-Bruders, daß er ſich von ihnen nach Kaskaskunk locken

ließ

ließ. Da ſoff er mit ihnen; als er aber nachher mit einem Wilden über den gefrornen Bieberfluß gehen wollte, brach er durch, verſuchte dreymal vergebens, ſich zu retten, ſtieß zuletzt noch die Worte aus: Es ſcheint, ich ſoll ſterben; ſo will ich denn auch ſterben; fuhr damit unters Eis und erſoff.

Aller dieſer Umſtände halber, die man nicht ändern konnte, entſchloß ſich die Gemeine im Frühjahr 1773 einen ihr ſo unangenehm gewordenen Ort zu verlaſſen. Am 11ten April war daſelbſt noch eine ſelige Taufhandlung, und damit machte man den Beſchluß des öffentlichen Gottesdienſtes in Friedensſtadt, herzlich dankbar für alle hier ſo reichlich genoſſene Segen, Durchhülfe und Bewahrung des HErrn. Tages darauf wurde die Kirche bis auf den Grund niedergeriſſen, weil die Heiden ſich ſchon hatten verlauten laſſen, daß ſie dieſelbe zu einem Tanz- und Opferhauſe gebrauchen wollten, und am 13ten erfolgte der Aufbruch unſrer Indianer und ihrer Lehrer in 22 großen Booten, womit ſie auf dem Bieberfluß bis in den Ohio, auf dieſem bis zur Mündung des Muskingum, und auf dieſem bis vor Gnadenhütten und Schönbrunn fuhren.

Auch auf dieſer dreywöchentlichen Reiſe erfuhren ſie faſt täglich Beweiſe von dem beſondern Aufſehen GOttes, vornemlich bey den gefährlichen Waſſerfällen, über welche die Boote gezogen werden mußten, da verſchiedene Brüder beynahe ihr Leben eingebüßt hätten.

Die nunmehro erfolgte Vereinigung der ganzen Indianer-Gemeine verurſachte allgemeine Freude und Zufriedenheit. In Schönbrunn wohnten die Delawaren, in Gnadenhütten die Mahikander, und an beyden Orten die Gläubigen von andern Nationen. Unter dieſe alle wurden nun die Wohnungen, Felder und Gärten nach dem Verhältniß des Bedürfniſſes eingetheilt. Die vorher da geweſen, nahmen ſich der Neuangekommenen auf alle Weiſe an, und ſo

 ſahe

ſahe ſich ein jedes in kurzem mit Wohlgefallen eingerichtet und beſorgt.

Unterdeſſen wurde auch hier die Ruhe von auſſen manchmal geſtört. Man erhielt die Nachricht, daß die Irokeſen einen großen Strich Landes unter der Canſawa, worüber verſchiedene Nationen die Oberherrſchaft zu haben glaubten, für ihren Kopf den Engländern abgetreten, und bereits viele weiße Leute ſich daſelbſt niedergelaſſen hätten. Mit Bekümmerniß ſahe man daraus die heimliche Abſicht der Irokeſen, die übrigen Indianer-Nationen wieder in einen Krieg mit den Engländern zu verwickeln, beyde Theile dadurch zu ſchwächen, und für ſich dabey im Trüben zu fiſchen. Auch gab es immerfort kleine Kriege, welche die Wilden mit ihren Landsleuten führten, wodurch unſre Indianer mit beläſtigt wurden, weil man ſie als zur Delawar-Nation gehörig anſahe, und dieſe als allgemeine Friedensſtifterin an allen den Händeln Theil nehmen mußte. So erfuhr man unter andern, daß die Cherokeeſen den Wawiachtanos den Krieg erklärt, bereits ein ganzes Dorf verheert, ſogar die Kinder nicht verſchont und Niemanden gefangen genommen, ſondern alles umgebracht hatten; daher der Haupt-Chief der Delawaren in Gekelemukpechünk ſich genöthigt ſahe, eine Geſandtſchaft von 12 Mann mit Friedensvorſchlägen an die Cherokeeſen abzuſenden, die auch angenommen wurden. Unſre Indianer trugen zum Vergnügen der Chiefs 12 Klaſter Wampom dazu bey. So willig aber fand man ſie nicht, als ſie aufgefordert wurden, an einer andern in Vorſchlag gebrachten Geſandtſchaft Theil zu nehmen, welche die Delawaren über das große Waſſer an den König von England ſchicken wollten, um ihn zu erſuchen, daß er die unverſöhnlichen Irokeſen und Schawanoſen mit einander ausſöhnen möchte, wobey ſie den König auch bitten wollten, ihnen zu ſagen, welche von allen Chriſtlichen Religio-

ligionen die rechte ſey, damit ſie einmal aus der Ungewißheit über dieſen Punct heraus kämen. Man ſahe voraus, daß ein ſolches Vornehmen nicht zur Ausführung kommen würde, wie denn auch nach vielfältigen ernſthaften Berathſchlagungen nichts daraus wurde, und diejenigen, die zu Beſtreitung der Koſten dieſer Geſandtſchaft etwas beygetragen, nur den Verdruß hatten, zu ſehen, daß die Chiefs der Delawaren ſolches nicht zurückgaben, ſondern für ſich behielten.

Am 4ten July 1773 hatten die Miſſionarien in Schönbrunn die Freude, den Erſtling aus der Nation der Cherokeeſen nebſt ſeiner Frau zu taufen.

Hier ſowol als in Gnadenhütten mehrte ſich nun die Arbeit der Miſſionarien ſo ſehr, daß ſie um Hülfe bitten mußten, und zu allgemeiner Freude entſchloß ſich der Miſſionarius Schmick, der ſeit dem Abzuge von Friedenshütten in Bethlehem ausgeruht hatte, wieder zu ſeinen lieben Indianern zu ziehen. Ehe er aber die Reiſe antrat, hielt man für nöthig, von Seiten der Indianer-Gemeine eine Geſandtſchaft an die Chiefs und den Rath in Gekelemukpechünk abzuſenden, theils um die vorſeyende Herkunft des Bruder Schmicks zu melden, theils um nochmals den wahren Sinn der Indianer-Gemeine in Abſicht auf Lehre und Leben darzulegen, und eine ſolche Gegenerklärung vom Rathe zu fordern, wodurch die Gemeine vor allen gewaltſamen Beeinträchtigungen der Wilden ſicher geſtellt würde. Man erwählte dazu 6 Deputirte: Iſaak Glikkikan war der Sprecher, der dem Rathe, zu welchem ſich eine große Menge Zuhörer eingefunden hatten, die nöthigen Belts und String of Wampom überreichte, und dabey mit ungemeiner Freymüthigkeit etliche Reden hielt, die tiefen Eindruck machten. Unter andern ſagte er: "Wir haben uns in Anſehung unſrer Lehre und unſers Lebens ſchon erklärt, daß wir dem heidni-

ſchen Weſen und allen ſündlichen Indianiſchen Gebräuchen und Gewohnheiten abgeſagt, und damit nichts zu thun haben, ſondern ein GOtt wohlgefälliges Leben führen wollen. Ihr habt uns aber noch nicht darauf geantwortet, da es nun doch bald ein Jahr iſt; ſtatt deſſen habt ihr uns mit euren ſchlechten Sachen beſchwert, die wir doch alle von uns hinaus gethan haben. Wir thun es euch alſo nochmals zu wiſſen, daß wir das ſüſſe und ſeligmachende Wort GOttes angenommen haben, nicht nur mit dem Munde, ſondern mit unſerm ganzen Herzen. Das Wort, das uns GOtt geſandt hat, haben wir mit uns hergebracht, und halten veſt darüber, als über einen großen Schatz, den wir gefunden haben; und dabey werden wir beharren bis an unſer Ende. Wer nun unter den Indianern daſſelbe gerne hören und annehmen will, der komme zu uns, wir wollen uns ein Vergnügen daraus machen, ihn darinn zu unterrichten. Schicket daher dieſen Belt an eure Enkel, die Schawanoſen, und an eure Oncles, die Delamatenoos, u. ſ. w."

Die Nachricht, daß noch ein weißer Lehrer kommen ſollte, gefiel dem Rathe der Delawaren anfangs nicht. Der alte Chief Netawatwees meinte, daß ſie an ihren jetzigen Lehrern genug hätten, indem der neue doch nichts anders predigen würde. Er ließ ſich aber endlich doch bedeuten, und gab ſeine Einwilligung dazu, worauf einige Indianer-Brüder nach Bethlehem abreiſeten, da denn der Miſſionarius Schmick mit ſeiner Frau am 18ten Auguſt in Gnadenhütten eintraf.

Im September that der Miſſionarius Zeisberger in Begleitung der 2 Gehülfen Iſaak Glikkikan und Wilhelm abermals eine Beſuchreiſe zu den Schawanoſen, deren vornehmſten Chief ſie in einem ihrer Dörfer auf einer Reiſe begriffen antrafen, der ihnen freundlich die Hand gab, und ſie in einem erhabenen Tone mit folgenden Worten bewillkommte:

"Dieſen Tag hat GOtt werden laſſen, der es ſo beſchloſſen, daß wir einander von Angeſicht ſehen und ſprechen ſollen." Nachher aber erklärte er ſich ſehr umſtändlich über die weiſſen Leute und deren betrügeriſches Verfahren gegen die Indianer, das er mit Exempeln bewies, und am Ende behauptete, daß ſie es alle ſo machten, zwar gutes redeten, aber in ihren Herzen lauter Arges über die Indianer dächten, und wol gar ſchon beſchloſſen hätten. Da er nun, ſo oft er die weißen Leute nannte, auf den Miſſionarium hinwies, ſo glaubte dieſer, daß er ihn dadurch von ſeinen fernern Beſuchen unter den Schawanoſen abſchrecken wollte. Er nahm daher Gelegenheit, ſich über die Brüder und über die Abſicht bey ihrer Arbeit unter den Indianern nachdrücklich gegen ihn zu erklären, verkündigte ihm dabey das Wort der Verſöhnung und beſchloß mit der Verſicherung: "Wenn du auch meinen Worten nicht glaubeſt, ſo wird dennoch die Zeit kommen, da ich und du und wir alle vor GOtt erſcheinen, und alles an den Tag kommen wird; da wird auch das offenbar werden, und du wirſt es ſelbſt bekennen, daß ich jetzo die Wahrheit geredet habe." Der Chief aber war gegen die weißen Leute, denen er allen Jammer der Indianer zuſchrieb, ſo ſehr eingenommen, daß Zeisbergers Worte wenig Eingang bey ihm fanden. Doch ließ er ſich am Ende beſänftigen, und erlaubte, daß der Miſſionarius ſeinen Beſuch in den Dörfern der Schawanoſen fortſetzte, fügte aber hinzu, daß er nichts anders zu erwarten habe, als daß man ihm das Gehirn einſchlagen würde. Zeisberger ließ ſich dadurch nicht ſchrecken, beſuchte noch an mehrern Orten, predigte das Wort vom Kreuz mit großer Kraft, und fand keinen Widerſtand, ſäete aber, wie er ſich nachher ausdrückte, nur auf Hoffnung, und ſahe übrigens, daß von dem Gedanken, eine Miſſion unter dieſer Nation zu errichten, für die Zeit abzuſehen war.

Bald nach Zeisbergers Rückkunft wurden die in Schönbrunn und Gnadenhütten erbauten Kirchen oder Verſammlungshäuſer mit großer Freude eingeweiht.

Unter denen, die im Jahr 1773 in die ewige Ruhe eingingen, war der oftерwähnte National-Gehülfe **Anton** der merkwürdigſte, und ſein Verluſt that den Miſſionarien ſehr wehe. Er war ſeit dem Jahr 1750 ein treues Mitglied der Gemeine, hieng mit ganzem Herzen an unſerm Heilande, hatte eine unvergleichliche Gabe zum Ueberſetzen, und überdem, bey einer hellen Einſicht in die Wahrheit des Evangelii, einen großen Trieb, das Wort des Lebens ſeinen Landsleuten zu verkündigen, als wozu ihm GOtt vorzüglich Mund und Weisheit gegeben hatte. Er war auch damit ſehr vielen zum bleibenden Segen, und freute ſich ihres guten Gedeihens. Trübſal, Gefahr und Verfolgung, dergleichen ſehr viel, vornemlich in Goſchgoſchünk, über ihn kam, ſtörten ihn nicht im gläubigen Aufſehen auf JEſum, ſondern dienten ihm vielmehr dazu, daß er den Liebhaber ſeiner Seele immer beſſer kennen lernte, in deſſen Dienſte er bereit war, nicht nur Spott und Schmach, ſondern auch den Tod zu leiden. Vier Tage vor ſeinem Ende ſagte er zu einer Geſellſchaft: "Brüder! ich werde nun zum Heiland gehen, und da will ich euch bitten, verleugnet doch ja nicht den Glauben. Reißt nicht ein, was der Heiland unter euch aufgebaut hat, ſondern haltet darüber. Gehorchet euren Lehrern, und thut, was ſie euch ſagen. Macht es ihnen nicht ſchwer, und laßt euch von niemanden irre machen. Denkt auch nicht, wenn ich nicht mehr unter euch ſeyn werde, daß die Sache des Heilandes darunter leiden werde. Er wird Sein Werk unter euch fortführen, wie Er bis daher gethan hat, und ſich auch ſolche Brüder ausrüſten, die Er dazu brauchen kann." Er entſchlief mit einem ſehr vergnügten Blick im 77ſten Jahr ſeines Alters, und

blieb

blieb bey allen, die ihn gekannt hatten, in beſonders gutem Andenken.

Das Jahr 1774 war für die Indianer-Gemeine eine ſehr unangenehme Zeit. Ein Krieg, der zwiſchen den Virginiern eines theils, und den Cherokeeſen, Schawanoſen und Senneckern anderntheils im Frühjahr ausbrach, ſetzte die daſigen Gegenden in eine ſo allgemeine Verwirrung, Angſt und Schrecken, daß die beyden Orte Schönbrunn und Gnadenhütten, bis zu Ende des Novembers faſt keinen ruhigen Tag hatten. Die erſte Veranlaſſung dazu war, daß drey Cherokeeſen, die in Schönbrunn beſucht hatten, gleich nachher 2 weiße Handelsleute ermordeten. Ein andrer weißer Mann, der auf der Reiſe war, wurde von einigen Senneckern mit dem Beil getödtet. Das brachte einen Theil der weißen Leute in Virginien gar bald auf die Beine, und es währte nicht lange, ſo hörte man, daß ſie 9 Sennecker getödtet und 2 verwundet hatten, ohne von dem Gouvernement in Virginien dazu Befehl zu haben.

Nun breitete ſich die Unruhe überall aus. Ein großer Theil der Schawanoſen nahm Antheil am Kriege, und ging in vielen kleinen Partheyen aufs Morden aus. Die Sennecker thaten desgleichen, und die Virginier machten es eben ſo. Viele weiße Leute, die an den Ufern des Ohio ſich niedergelaſſen hatten, nahmen ſchon die Flucht. Die den Händen der Virginier entflohenen Sennecker aber kamen nach Gekelemukpechünk, und droheten, alle weiße Leute, die ſie nur anſichtig würden, zu ermorden. Daher alle, die ſich damals des Handels wegen an gedachtem Orte befanden, von den Delawaren alsbald verſteckt und wohl bewacht wurden.

Sobald man ſolches in Schönbrunn und Gnadenhütten erfuhr, wurden unſre Indianer um ihre Lehrer bekümmert, und hielten eben auch gute Wache.

Dieſe Handelweiſe, da weiße Leute offenbar in Schutz genommen wurden, erfüllte die Sennecker und hernach auch die Schawanoſen gegen die Delawaren, folglich auch gegen unſre Indianer, mit Feindſchaft und Bitterkeit. Auf der andern Seite wurde die Delawar-Nation, als die Bewahrerin des Friedens, nicht nur von dem Engliſchen Gouvernement, ſondern auch von den übrigen Indianiſchen Nationen, die keinen Krieg haben wollten, ſtark angegangen, ihres Amtes wahrzunehmen, über dem Frieden veſt zu halten, und die ſtreitenden Partheyen auseinander zu bringen. Die Chiefs der Delawar-Nation waren dazu auch geneigt, gaben ſich viele Mühe, den Feindſeligkeiten ein Ende zu machen, und veranſtalteten verſchiedene Friedensunterhandlungen, denen auch Deputirte von unſern Indianern mit beywohnten. Dieſe zerſchlugen ſich aber entweder ganz, oder es ward nur zum Theil Friede gemacht, oder der geſchloſſene Friede wurde gleich nachher wieder gebrochen. Indeſſen wurden die Delawaren aller dieſer gutgemeinten Bemühungen halber von den kriegeriſch geſinnten Wilden immer mehr angefeindet, endlich gar geſpottet, und Schwonnaks, d. i. weiße Leute, genannt. Das verdroß die junge Mannſchaft der Delawaren. Sie wollten den Schimpf nicht auf ſich ſitzen laſſen, und verlangten von ihren Chiefs und Capitains zu wiederholtenmalen, daß ſie ſich zu den Schawanoſen ſchlagen und gegen die weißen Leute zu Felde ziehen möchten. Die Chiefs und Capitains aber verwarfen ſolches jedesmal, und wollten nicht davon hören. Da nun die junge Mannſchaft dieſe ſtandhafte Weigerung dem ſtarken Einfluß zuſchrieb, den unſre Indianer auf ihren großen Rath hätten, als ob ſie dabey von den Miſſionarien unterrichtet und geleitet würden, ſo wurden die Gemeinorte von dieſer Seite mit der gröſſeſten Gefahr bedroht, indem das aufgebrachte, wilde junge Volk faſt nicht abzuhalten war,

ſeine Wuth gegen ſie auszulaſſen. Dazu kam, daß einige der vornehmſten und älteſten Chiefs der Delawaren eine ſolche Schwäche zeigten, daß ſie ſogar eine feyerliche Geſandtſchaft an die Schawanoſen abgehen ließen, mit der Erklärung, daß ſie durchaus nicht Schwonnaks genennt ſeyn wollten, und daß, wenn man ihnen etwa deswegen dieſen Schimpfnamen beylegte, weil in Schönbrunn und Gnadenhütten weiße Lehrer wären, ſie hiermit zu erkennen gäben, daß ſie, die Chiefs, daran keinen Theil hätten, und das Wort GOttes in Ewigkeit nicht annehmen, viel weniger darnach leben würden, auch die gläubigen Indianer in ihre Gegend nicht gerufen hätten, als welches vielmehr nur von etlichen thörichten Leuten geſchehen ſeyn müßte. So offenbar falſch dies letztere Vorgeben, und ſo klar es war, daß gedachte Chiefs ſolches nur aus Angſt thaten, ſo bekam die wilde junge Mannſchaft dadurch doch ſolchen Muth, daß ſie ſich ſogar erfrechten, in ſtarker Anzahl nach Schönbrunn und Gnadenhütten zu kommen, und ſich daſelbſt Ausſchweifungen zu erlauben, die traurige Folgen hätten haben können, wenn GOttes Hand dieſe Orte nicht beſchützt hätte.

Unter dieſen Umſtänden, da die Miſſionarien keine Stunde ihres Lebens ſicher waren, hielt man für rathſam, den Miſſionarium Rothe und ſeine Frau, weil ſie 2 kleine Kinder hatten, lieber nach Bethlehem zurück gehen zu laſſen, und GOtt brachte ſie bey mancher Gefahr glücklich dahin. Um aber auch das Leben der übrigen Miſſionarien ſo viel möglich ſicher zu ſtellen, ſandten unſre Indianer abermals eine Geſandtſchaft an den Rath der Delawaren in Gekelemukpechünk, und verlangten, daß derſelbe es doch einmal öffentlich erklären möchte, daß er die Indianer-Gemeine ſamt ihren Lehrern in dieſe Gegend eingeladen habe. Zugleich begehrten ſie, daß die Miſſionarien ſo angeſehen werden ſollten, als ob ſie zur Delawar-Nation gehörten, und mit derſel-

ben nur Einen Leib ausmachten. Dieſe Botſchaft wurde vom Rathe zwar dem Anſcheine nach wohl aufgenommen, die Antwort aber, wie gewöhnlich, auf eine gelegene Zeit verſchoben, und alſo der Unſicherheit kein Ende gemacht.

Nun löſeten die Kriegs- und Friedensgerüchte einander faſt täglich ab. Und dieſe ängſtliche Abwechſelung währte viele Monate hinter einander.

Sehr oft ſahe man Wilde durch Schönbrunn und Gnadenhütten ziehen, die aufs Morden ausgingen, oder aus dem Kriege mit Scalps und Gefangenen zurückkamen, wobey die Drohung oft wiederholt wurde, daß beyde Gemeinorte überfallen und verwüſtet werden ſollten.

Von den Schawanoſen kamen etliche Botſchaften an unſere Indianer mit der Warnung, ihre Orte eilig zu verlaſſen und in den Dörfern der Schawanoſen Sicherheit zu ſuchen, wodurch auch 2 Familien ſich in Furcht jagen lieſſen, und zu ihrem gröſsten Schaden ſich von der Gemeine entfernten. Ein andermal kam Nachricht, daß die Schawanoſen, 1000 Mann ſtark, im Anzuge wären, um die Indianer in Gekelemukpechünk, Schönbrunn und Gnadenhütten aufzufordern, mit ihnen gegen die Virginier gemeinſchaftliche Sache zu machen, im Fall der Weigerung aber ſie alle zu maſſacriren, und ihre Orte zu verheeren. Dann hieß es wieder, daß die Virginier im Anmarſch wären, daher viele Einwohner von Gekelemukpechünk ſchon zu flüchten anfingen, und unſern Indianern ein gleiches riethen. Dieſe aber wollten lieber abwarten, ob GOtt ihnen nicht auf andre Art aus der Noth helfen würde. Hernach zeigte es ſich, daß die mehreſten dieſer erſchreckenden Nachrichten bloß boshafte Erdichtungen waren, wodurch etliche feindſelige Einwohner von Gekelemukpechünk die beyden Gemeinorte mit Uneinigkeit und Unruhe erfüllen wollten. Indeſſen hielten unſre Indianer doch eine Zeitlang alle ihre Boote in Bereitſchaft, um im

Fall der Noth auf denſelben die Flucht zu nehmen. Verſchiedenemale wurden ſie auch des Nachts durch fürchterliche Nachrichten dermaßen erſchreckt, daß alle ſchon flüchten wollten. Mehr als einmal wurden die Schweſtern mitten am Tage von den Welſchkornfeldern verjagt; ja es gab Tage und Wochen, da die Einwohner wie eingeſchloſſen waren, und ſich auſſerhalb dem Orte nicht durften ſehen laſſen, weil ſich ſtreifende Partheyen in der Nähe befanden, die ihnen auflauerten. Ueberhaupt war die Macht der Finſterniß zu dieſer Zeit recht drückend zu fühlen, wobey aber die Miſſionarien ſamt ihrem lieben Volke nichts weiter thun konnten, als daß ſie täglich zu GOtt ſchrien, und Ihn um Schutz und Schirm und um Seine mächtige Hülfe kindlich anfleheten.

Endlich ſahe ſich das Engliſche Gouvernement genöthigt, die Sache ernſtlich anzugreifen, und Truppen ins Feld rücken zu laſſen. Dieſen wurde bey ihrem Ausmarſch ſcharf eingebunden, keinen von unſern Indianern zu beleidigen, und weder durch Schönbrunn noch durch Gnadenhütten zu marſchiren. Das ausgeſchickte Corps griff hierauf einen großen Schwarm der Schawanoſen an, ſchlug ſie, nahm viele gefangen, und verwüſtete 4 bis 5 ihrer Dörfer. Da ſie aber noch nicht Friede machen wollten, rückte der Gouverneur von Virginien, Lord Dummore, ſelbſt mit hinlänglicher Mannſchaft tief in ihr Land hinein, zwang ſie zum Frieden und zur Auslieferung ihrer weißen Gefangenen, ſo viel deren noch am Leben waren, nahm ihre vornehmſten Anführer und noch einige Schawanoſen und Sennecker als Geiſſel mit ſich, und ſtellte ſolchergeſtalt die Ruhe wieder her, wozu die Schawanoſen ſich um ſo mehr bequemen mußten, da alle ihre Bemühungen, den großen Rath der Irokeſen in Onondago und andere Indianer-Nationen auf ihre Seite zu ziehen, vergeblich geweſen.

Aus dieſem kurzen Abriſſe von den damaligen Unruhen wird genugſam erhellen, daß die Indianer-Gemeine große Urſach hatte, ſich über das Ende derſelben zu freuen und GOtt herzlich dafür zu loben. Sie that ſolches nicht nur in der Stille, ſondern auch gemeinſchaftlich und feyerlich am 6ten November, da ſie ein Friedens-Dankfeſt beging, und ſich der ſo augenſcheinlichen Bewahrung des HErrn, der ſie nicht über Vermögen hatte verſuchen laſſen, und Seiner gnädigen Durchhülfe mit tiefer Beugung und frohem Muthe erinnerte.

Die Dankbarkeit dafür war um ſo größer, da bey allen Unruhen der innere Gang der Gemeine mehr gewonnen als verloren hatte. Die öffentliche Verkündigung des Evangelii ging während derſelben unausgeſetzt fort, und die mehreſten Zuhörer, worunter auch viele Kriegsleute waren, hörten das Wort des Lebens nicht umſonſt. Einige, die den Verſammlungen mit großer Bewegung beygewohnt hatten, begaben ſich zwar auf den Rückweg nach Hauſe, kehrten aber nach etlichen Tagen wieder um, und bezeugten, daß ſie das, was ſie gehört hätten, nicht vergeſſen könnten, ſondern Tag und Nacht darüber denken müßten, und nicht ruhig geweſen wären, bis ſie ſich entſchloſſen hätten, wieder umzukehren, um von dem guten Heilande noch mehr zu hören. Ein berühmter Indianiſcher Prediger hörte in Schönbrunn das Evangelium zum erſtenmal, und es fuhr ihm mit ſolcher Kraft ins Herz, daß er nicht ruhte, bis er Erlaubniß erhielt, da zu bleiben. Viele kranke Indianer, Weiber in Kindesnöthen, auch ſolche, die auf Reiſen in dieſen Gegenden krank geworden, ließen ſich nach Schönbrunn oder Gnadenhütten bringen, weil, wie ſie ſagten, wenn ſie auch ſterben ſollten, ihnen da doch die Hoffnung übrig bliebe, noch vor ihrem Ende Worte von ihrem Erlöſer zu hören, und ſich in der Noth zu Ihm wenden zu können. Ob nun gleich

die

die Miſſionarien davon wenig oder gar keine Frucht erwarteten, weil der Menſch in der Noth ſich viel gutes vornimmt, woran er nachher nicht mehr denkt, ſo erlebten ſie doch wirklich verſchiedene Exempel, daß ſolche Kranke bey der Gelegenheit von Herzen an den Heiland gläubig wurden.

Auch lieſſen unſre Indianer während der Unruhen, wenn ſie gleich oft geſtört wurden, ihre äußere Geſchäfte doch nicht liegen, wie viele ihrer Nachbaren thaten, ſondern beſorgten ihre Aecker, Gärten und Zuckerſiederey wie gewöhnlich, hatten GOttes Segen zu rühmen, und konnten noch Nothleidenden mittheilen, wie denn unter andern viele durchziehende Krieger von ihnen liebreich aufgenommen, geſpeiſt und getränkt wurden, worüber jene ſich nicht wenig wunderten. "Ich habe es hier, ſagte einmal ein Capitain, nicht ſo gefunden, wie ich drunten in unſern Dörfern gehört habe; da haben ſie mir geſagt, daß, wenn ein fremder Indianer herkommt, er ſich im Buſch Feuer machen muß, und kein Eſſen bekömmt; das ſehe ich jetzt ganz anders an denen, die von uns herkommen; ſie werden in Häuſer aufgenommen und bekommen zu eſſen. In Gekelemukpechünk ſahen ſie uns ſauer an, aber hier haben uns alle Männer und Weiber, ja die Kinder freundlich gegrüßt."

Unter denen, die im Jahr 1774 Erlaubniß ſuchten und erhielten, in Schönbrunn zu wohnen, war auch eine Familie aus Onondago, von des Miſſionarius Zeisbergers dortiger Verwandtſchaft. Dieſe war ſchon von Römiſchen Prieſtern getauft worden, und ward alſo nur öffentlich in die Brüdergemeine aufgenommen. Der Mann bezeugte, daß er ſchon etliche Jahre in lauter Unruhe ſeines Herzens zugebracht, dabey viel überlegt und geſucht, wie es ſeinem Herzen wohl ſeyn könnte, es aber nirgends gefunden habe, als jetzo, da er hieher gekommen und von GOttes Menſchwerdung, Leiden und Sterben gehört habe. "Nun glaube ich, ſprach

ſprach er, daß Chriſtus ſein Blut auch für mich Sünder vergoſſen hat; Sein Eigenthum will ich ganz ſeyn. Es iſt kein Haar an mir, das nicht Seine ſeyn ſoll.” Auch der Chief Newallike, deſſen bey Friedenshütten erwähnt worden, zog in dieſem Jahr, nachdem er lange Zeit mit ſich gekämpft hatte, ob er ſich Chriſto ergeben ſolle, aus Drang ſeines Herzens mit ſeiner und noch einer Familie von der Susquehannah nach Schönbrunn.

Hier und in Gnadenhütten nahm man damals unter den Ungetauften eine große Bewegung wahr. Manche, die eine Weile in Gleichgültigkeit hingegangen waren, wurden heilſamlich erſchüttert, und erkannten ihr Zurückbleiben. “Hier bin ich armer Sünder, ſagte einer derſelben, der ich ſchon viele Jahre unter GOttes Volke gewohnet, und noch kein Leben im Herzen habe. O! wie ſchäme ich mich, wenn ich daran denke, mit welcher Geduld der Heiland mich die Zeit her getragen hat. Nun aber kann ich nicht länger ſo todt einher gehen; ich möchte gern ein neues Leben im Herzen haben, wozu mir die Abwaſchung meiner Sünden in JEſu Blute nöthig iſt.” Einer ganzen Familie, die eine geraume Zeit in Schönbrunn gewohnt und noch kein Zeichen einer wahren Sinnesänderung von ſich gegeben hatte, ward angedeutet, daß, wenn ſie keinen Grund wüßte, warum ſie da wäre, ſie beſſer thäte, wenn ſie ſich ſonſt wohin begäbe. Das brachte ſie zum heilſamen Nachdenken. Mann und Frau, die bis daher einander entgegen geweſen, wurden nun eins geſinnt, baten um Erlaubniß, bleiben zu dürfen, und der Mann bediente ſich des Ausdrucks, daß er ſich ſchon glücklich ſchätzen wollte, wenn ihm nur erlaubt würde, unter den Verſammlungen hauſſen an der Thür zuzuhören. Man gewährte ihnen ihre Bitte und bereuete es nicht; denn ſie bekehrten ſich von Herzen, wurden getauft, und waren treue Mitglieder der Gemeine. Eine Indianerin, die lange

Zeit ohne Gefühl und Leben in ihrem Herzen geweſen, zeigte nun mit vielen Thränen an, wie ihr der Heiland ans Herz gekommen, und wie es ihr auf einmal ſo geworden ſey, daß ſie habe glauben können, daß Er die Wunden an Händen und Füßen und in Seiner Seite um ihrer Sünde willen empfangen habe. Sie habe ſich recht vorſtellen können, wie die Dornenkrone Sein Haupt zerriſſen und verwundet hätte; ihr Herz ſey davon ganz voll, und nun verlange ſie ſehr, mit Seinem Blute von allen ihren Sünden abgewaſchen zu werden. Ein Ungetaufter, der von Gekelemukpechünk nach Schönbrunn gezogen war, und darüber von einem Wilden aus erſterem Orte ſcharf angeredet wurde, antwortete: "Es wiſſen alle Indianer, wie gottlos ich gelebt habe; es war meines gleichen in Gekelemukpechünk nicht mehr zu finden, ſo daß mein Großvater Netawatwees und alle meine Freunde mir um meines gottloſen Lebens willen gram waren, und mir oft ſagten, ich ſollte mich fortpacken, und nicht mehr vor ihr Angeſicht kommen. Jetzt aber, da meine Freunde und die andern Indianer ſehen, daß ich hier bin und gläubig werden will, ſo verdrießt ſie das noch vielmehr, als mein voriges gottloſes Leben." Eines Tages kam der ungetaufte Chief Echpalawehund zu dem Bruder Schmick, und ſagte zu ihm: "Geſtern kam der Heiland meinem Herzen nahe, und es fiel mir mit vieler Wehmuth auf: ſchon ſo viele Jahre haſt du Ihn mit deinen Sünden betrübt. Ich ſagte denn zum Heilande: Erbarme dich über mich! Du ſieheſt und kenneſt doch meine Armuth. Schenke mir Gnade und vergib mir meine Sünden. Waſche mich rein; ich will mich Dir gerne ganz ergeben! Darauf dachte ich: Zu des Heilands Füßen will ich mich werfen und da liegen bleiben, bis Er ſich meiner erbarmet, und wenn ich auch da ſterben ſollte." Sein Verlangen ward bald geſtillt; er bekam in der Taufe den Namen Petrus, und es währte nicht

lange, ſo gab er bey denen, deren Chief er vorher geweſen war, einen munteren Zeugen JEſu ab.

So wie GOttes Gnade ſich unter den Ungetauften ins Ganze kräftig bewies, ſo war damals beſonders unter den gröſſern Knaben und Mädchen eine gründliche Arbeit des heiligen Geiſtes zu ſpüren. Auch unter den Kindern entſtand eine ſelige Erweckung, und die Miſſionarien bemerkten mit innigſter und dankvoller Bewegung ihrer Herzen, wie dieſe Unmündigen ſowol in ihren Verſammlungen als auch zu Hauſe um JEſu Gnade weinten und Ihm wiederholt verſprachen, daß ſie Ihm, der Sein Leben für ſie in den Tod gegeben, mit Seel und Leib angehören wollten. Der Vorfall, da ein 10 jähriges Mädchen, das eben im Pflanzen auf einem Welſchkornfelde begriffen war, von einem plötzlich umſtürzenden Baume auf der Stelle erſchlagen wurde, veranlaßte in ihren kindlichen Geſprächen die Anmerkung, daß auch Kinder zu jeder Stunde bereit ſeyn müßten, vergnügt aus der Zeit zu gehen, weil ſie nicht wüßten, was ihnen begegnen könnte.

Als etwas vorzüglich liebliches bemerkte man damals den getroſten Muth, mit welchem die National-Gehülfen ihren Landsleuten das uns durch Chriſtum erworbene Heil anprieſen. Solches geſchahe ſelbſt in öffentlichen Rathsverſammlungen in Gekelemukpechünk, denen die älteſten und bewährteſten unter unſern Indianern auf Verlangen der Chiefs fleißig beywohnen mußten, da ſie denn die Gelegenheiten, ein Zeugniß der Wahrheit abzulegen, nicht leicht unbenutzt ließen. Einer derſelben erklärte ſich einmal vor dem ganzen Rathe über die Miſſionarien, und ſagte unter andern: "Unſre Lehrer ſuchen kein Land, noch ſonſt etwas zu ihrem Vortheil, wie andre weiße Leute, ſondern ihre Sache iſt, uns den Heiland zu predigen, und uns täglich zu unterrichten, wie wir mit unſerm GOtt und Schöpfer bekannt wer-

den, durch Ihn Friede und Ruhe ins Herz, und ein ſeliges Leben erlangen können. Sie haben die Indianer lieb, und wohnen daher unter uns, und wir können unſre Lehrer nicht wie andre weiße Leute anſehen, ſondern als unſre rechten und nächſten Freunde.“

Gleichwol waren die Miſſionarien verſchiedenen Chiefs und einem großen Theil des Raths in Gekelemukpechünk immer noch ein Stein des Anſtoßes, und man ging etlichemal ernſtlich damit um, ſie mit Gewalt fortzujagen. GOtt vernichtete aber alle dieſe Anſchläge, und bediente ſich dazu vornemlich des vornehmſten Kriegs-Capitains der Delawaren, Namens White Eye. Dieſer war es, der die Chiefs und den Rath im Zaum hielt, daß ſie ſich an den Miſſionarien nicht vergriffen, und nichts bewog ihn dazu, als die kräftige Ueberzeugung von der Wahrheit des Evangelii, zu der er in ſeinem Herzen gelangt war. Das ſahe man deutlich aus ſeinen Reden, die er an die Chiefs und den Rath zum Beſten der Indianer-Gemeine und ihrer Lehrer hielt, wobey er oft ſo bewegt war, daß die Thränen ſeine Worte unterbrachen. Er bezeugte auch bey allen Gelegenheiten freymüthig, daß es den Indianern nicht wohl gehen könne, wenn ſie das ſeligmachende Wort, das GOtt ihnen durch die Brüder geſandt hätte, nicht annehmen. Darum arbeitete er aus allen Kräften daran, daß ſie ſich dazu entſchlieſſen ſollten, und war untröſtlich über obenangeführte Erklärung etlicher Chiefs in Gekelemukpechünk, daß ſie das Wort GOttes in Ewigkeit nicht annehmen wollten. Er bekam aber auch manches dafür zu leiden. Sonderlich ſuchte ihm der alte Chief Netawatwees, der an ebengedachter Erklärung den ſtärkſten Antheil hatte, auf alle Weiſe wehe zu thun. White Eye aber blieb ſtandhaft, verlangte durchaus, daß die Gläubigen im Indianer-Lande völlige Gewiſſensfreyheit und ihre Lehrer Sicherheit haben ſollten, wobey

es nothwendig ſey, daß die Gläubigen für ſich alleine wohnten und von den Chiefs und dem Rathe gegen die Beläſtigungen der Ungläubigen geſchützet würden. Als er aber damit bey den Chiefs und dem Rath nicht durchdringen konnte, trennte er ſich öffentlich von ihnen. Das erregte großes Aufſehen, und da er den Chiefs ſo wie dem ganzen Volke ein faſt unentbehrlicher Mann war, ſo kam es zu Unterhandlungen, wobey einige Indianer-Brüder die Mittelsperſonen ſeyn mußten. Der Erfolg war beſſer, als man erwartet hatte, denn der Chief Netawatwees erkannte nicht nur ſein Unrecht gegen den Capitain White Eye, ſondern ward auch gegen die gläubigen Indianer und ihre Lehrer ganz anders geſinnt, und blieb ihr wahrer Freund bis an ſein Ende.

Dieſe ſeine veränderte Geſinnung erklärte er nun vor dem ganzen Rath, in Gegenwart der Deputirten von Schönbrunn und Gnadenhütten. Capitain White Eye wiederholte hierauf ſeinen Antrag, mit welchem er vorhin war abgewieſen worden: der Rath gab ſeine Zuſtimmung, und es ward im Namen der ganzen Delawar-Nation eine Acte ausgefertiget, des Inhalts: "Von nun an bekennen wir uns dazu, daß wir das Wort GOttes annehmen wollen, und daß die gläubigen Indianer mit ihren Lehrern im Indianer-Lande alle Freyheit haben und gleiche Rechte und Vortheile, wie andere Indianer, genießen ſollen. Das Land ſoll ihnen offen ſtehen, und die gläubigen Indianer ſollen eben ſo viel Recht und Antheil an dem Lande haben, als die Ungläubigen. Wer ſich von den Indianern zu den Brüdern wenden und gläubig werden will, der ſoll dazu Freyheit haben und ihm nicht gewehret werden. Hingegen ſollen ſich keine Indianer in der Nähe der Gläubigen niederlaſſen."

Netawatwees bezeugte über die Ausfertigung dieſer Acte ſeine herzliche Freude und beſchloß mit den Worten: "Ich bin

bin ſchon ein alter Mann und weiß nicht, wie lange ich noch in dieſer Welt leben werde; darum bin ich froh, daß ich dieſes Werk noch habe thun können, damit es unſre Kinder und Nachkommen zu genießen haben; und nun kann ich aus der Zeit gehen, wenn es GOtt gefällt." Ueberdem ſchickte er an den obengenannten Chief Pakanke in Kaskaskunk folgende Botſchaft: "Ich und du ſind beyde ſchon alt, und wiſſen nicht, wie lange wir noch zu leben haben. So laß uns denn noch ein gutes Werk thun, ehe wir aus der Zeit gehen, und unſern Kindern und Nachkommen hinterlaſſen, daß wir das Wort GOttes angenommen haben. Laß dieſes unſern letzten Willen und unſer Teſtament ſeyn." Das nahm Pakanke an, und er und andere Chiefs machten ſolches nunmehro an allen Orten, wo es nöthig war, förmlich bekannt. Zu mehrerer Sicherheit wurde auch mit den Delamattenoos, die etwa 30 Jahre vorher den Delawaren das Land geſchenkt hatten, hierüber gehandelt, ihre Einwilligung dazu begehrt und auch erlangt, daß die gläubigen Indianer gleiches Recht mit den übrigen Delawaren an dieſes Land haben ſollten. Um nun dieſe ganze Verhandlung nach Indianiſcher Art Rechtskräftig und die ausgefertigte Acte unwiederruflich zu machen, ſchickten unſre Indianer abermals eine feyerliche Geſandtſchaft an die Chiefs und den Rath der Delawaren, um denſelben ihren Dank abzuſtatten. Hier wiederholten die Deputirten die ganze Erklärung des Raths in Anſehung der gläubigen Indianer und ihrer Lehrer, und Netawatwees bekannte ſich nun nochmals vor allem Volk dazu, daß er die Indianer-Gemeine ſamt den Miſſionarien in dieſe Gegend gerufen habe, und daß alles, was die Deputirten wiederholt hätten, wirklich im Rath beſchloſſen worden. Hierauf folgte die Dankſagung im Namen beyder Gemeinorte mit etlichen Belten of Wampom, welche auch an die benachbarten Nationen geſandt wurden, und nicht mit allerley Figuren,

ſondern ſo einfach gemacht waren, daß jedermann ſie ſogleich als Belte der gläubigen Indianer erkannte. Und nun erſt konnte dieſe Sache als völlig beendigt angeſehen werden.

Gekelemukpechünk wurde unterdeſſen von ſeinen Einwohnern verlaſſen, und eine neue Stadt auf der Oſtſeite des Muskingum, der Mündung der Walhalding gerade gegen über von ihnen angelegt, die ſie Goſchachgünk nannten, die auch der alte Netawatwees zu ſeiner Chief-Reſidenz erwählte.

Sechſter Abſchnitt.

1775. 1776.

Fortwährender erfreulicher Zuſtand der Indianer-Gemeine. Anbau von Lichtenau am Muskingum. Bedenkliche Lage der Indianer-Gemeine bey dem Ausbruch eines langwierigen Wildenkrieges.

Die Ruhe, welche die Indianer-Gemeine im Jahr 1775 zu genießen hatte, that derſelben ſehr wohl, und beförderte auch den Beſuch der Fremden, die ſich manchmal ſo häufig einfanden, daß der Kirchenſaal in Schönbrunn, der doch gegen 500 Menſchen faßte, viel zu klein war.

Unter dieſen Beſuchenden befand ſich auch Herr Richard Conner, ein weißer Maryländer, nebſt ſeiner Frau, die verſchiedene Jahre unter den Schawanoſen gewohnt, nachher aber in Pittsburg ſich niedergelaſſen hatten. Beyden war das Wort der Verſöhnung, das ſie in Schönbrunn hörten, eine ſo ſchmackhafte Speiſe, daß ſie auf den Gedanken kamen, Pittsburg zu verlaſſen und bey unſern Indianern zu wohnen. Nun waren zwar die Miſſionarien um des oft erwähnten Argwohns der Indianer-Nationen willen, ſehr bedenklich, weiße Leute aufzunehmen. Sie machten ihnen

daher viele Schwierigkeiten und ſtellten ihnen auch vor, daß es ihnen ſehr ſchwer werden möchte, ſich allen den Gemeinordnungen zu unterwerfen, die für unſre Indianer doch nothwendig wären. Conners aber bezeigten ſich dazu von Herzen willig, wollten nicht das mindeſte vor den gläubigen Indianern voraus haben, ſondern nur ihre Seelen erretten; und ihr Bitten und Flehen war ſo unabläſſig, daß man, nach vorgängiger reiflicher Ueberlegung mit den National-Gehülfen, ſich endlich entſchloß, es zu wagen und ihren Wunſch zu erfüllen. Sie zogen darauf mit frohem Muthe von Pittsburg ab, richteten ſich in Schönbrunn auf Indianiſche Art ein, und wurden durch die Aufnahme der Brüdergemeine einverleibt. Nachher gelang es ihnen auch, ihr 4 jähriges Söhnlein, welches die Schawanoſen mit Gewalt zurück behalten hatten, nach vieler Mühe und für 40 Spaniſche Thaler wieder zu bekommen.

Eine beſondre Freude erlebte man um dieſe Zeit an der Frau des Delawariſchen Capitains Pipe, die ſonſt immer vorgegeben, daß alles nicht wahr ſey, was bey den Brüdern geprediget würde; ſie wüßte es beſſer, denn ſie ſey am Orte der Geiſter geweſen, wo die Erdbeeren und Heidelbeeren ſo groß wie Aepfel und im Ueberfluß wären; da gedächte ſie auch hinzukommen; wo die Brüder aber hinkämen, da wollte ſie nicht hin. Sie ging daher auch lange Zeit in keine Verſammlung. Endlich aber wagte ſie es doch, einer Kinderſtunde, in welcher ein Kind getauft wurde, beyzuwohnen, und der Geiſt GOttes kam ihr dabey ſo kräftig ans Herz, daß ſie ſich vor Weinen nicht zu laſſen wußte, und nachher verſicherte, daß ſie von nun an nicht mehr ſagen wolle, daß die Brüder Unwahrheit predigten, ſie ſey nun eines andern überzeugt worden und wolle gern gläubig werden. In dieſem Jahr kam auch der bey Goſchgoſchünk oft genannte Prediger Wangomen nach Schönbrunn zum

Beſuch, und trug es darauf an, ſeine alberne Lehre hier anzubringen und die Gemüther zu verwirren. Die National-Gehülfen aber nahmen ihn ſo ernſtlich vor, daß er völlig zu Schanden wurde, und ſie entließen ihn mit den Worten: "Geh du lieber zu unſern Kindern in die Lehre, die können dir noch ſagen, was zu deiner Errettung dient."

Nach einer Predigt in Gnadenhütten, die von der unbeſchreiblichen Liebe GOttes, welche uns durch JEſu Menſchwerdung und Tod offenbaret worden, gehandelt hatte, fragte ein fremder Mahikander eine Indianiſche Schweſter, ob die alle, die in der Kirche wären, dieſe große Liebe GOttes auch fühlten? "Das kann ich dir nicht ſagen, antwortete die Schweſter, ob es alle ſo im Herzen fühlen; wer aber an den Heiland glaubt und Ihn liebt, der hat ein Gefühl davon. Ich will dir ein Gleichniß geben: Siehe, wenn hier auf dem Tiſch ſchönes Eſſen ſtünde, und viele Leute hier in der Stube wären, ſo würden nur diejenigen davon ſagen können, wie ſchön die Speiſe ſchmeckt, die davon gegeſſen hätten, die andern aber nicht. So iſt es auch mit dem Heilande. Nur diejenigen, die Seine Liebe geſchmeckt haben, können davon reden, und Seine Liebe nicht vergeſſen." Hierauf ſagte der Mahikander: "Das Gleichniß iſt wahr. Ich will dir dabey doch auch etwas erzählen. Als meine Frau ihr erſtes Kind bekommen ſollte, konnte ich kaum erwarten es zu ſehen, und als ich es ſahe, dachte ich: das Kind hat doch GOtt geſchaffen; und ich gewann es ſo lieb, daß ich es nicht genug betrachten konnte. Das Kind ſtarb aber bald; da wurde ich ſo betrübt, daß mich nichts befriedigen konnte; und ich hatte keine Ruhe. Tag und Nacht war das Kind vor mir, weil mein Herz daran hing, und ich es ſo lieb hatte. Ich konnte nicht zu Hauſe bleiben, ſondern lief im Buſch herum, und wäre bald von

meinem

meinem Verſtande gekommen. Da riethen mir die Indianer, ich ſollte zu brechen einnehmen, ſo würde ich die Betrübniß verlieren. Das that ich, aber die Betrübniß und die Liebe zum Kind blieb noch. Ich ging wieder in den Buſch. Da ſahe ich die Vögel und die Bäume an, und dachte: Das hat doch niemand als GOtt geſchaffen, der hat doch auch mein Kind geſchaffen, und ſagte: Du, o GOtt! der Du alles geſchaffen haſt, ich weiß nicht, wo Du biſt, ich habe aber gehört, daß Du im Himmel wohneſt; Du haſt mein Kind von mir genommen, nimm nun auch die Betrübniß von mir weg! Das iſt geſchehen, und da konnte ich mein Kind vergeſſen. Dabey denke ich nun: Vielleicht iſt es auch ſo bey denen, die GOtt lieb gewinnen, daß ſie Ihn nicht vergeſſen können, und keine Ruhe in andern Sachen haben, wie mir bey dem Kinde war, das ich ſo lieb hatte."

Einen andern Beſuchenden befremdete es, daß er für die Vorträge der Miſſionarien nichts bezahlen durfte. "Ich habe, ſagte er, in den 3 Tagen, daß ich hier geweſen bin, ſchon viele gute Worte gehört, und alle umſonſt, ohne Wampoms zu geben. So iſt es unter andern Indianern nicht, ſondern wenn man von den alten klugen Männern was gutes hören und erlernen will, ſo muß man ihnen Strings oder Belts of Wampom geben, ſonſt ſagen ſie einem nichts."

Im May 1775. hatte Gnadenhütten einen angenehmen 6 tägigen Beſuch von dem Chief einer großen Schawanoſenſtadt, der mit ſeiner Frau, einem Capitain, etlichen Rathsmännern und übrigem Gefolge, die zuſammen mehr als 30 Perſonen ausmachten, den Verſammlungen fleißig beywohnte, einen guten Eindruck davon zu bekommen ſchien, und mit dem Bruder Schmick eine beſondere Freundſchaft errichtete.

Es hatten aber beyde Orte auch häufigen Zuſpruch und viele Plage von ſolchen Indianern, die während der Unru-

hen im vorigen Jahre ſich nur mit Kriegsgeſchichten beſchäftigt, die Sorge für ihre Nahrung verabſäumt und nun kein Brodt hatten. Auch ſolchen theilten unſre Indianer gerne mit, ſo lange ſie konnten, kamen aber dadurch mit der Zeit ſelbſt in große Noth, und die Hausväter mußten zum Theil Tagereiſen weit auf die Jagd gehen, um ihren und der ihrigen Hunger zu ſtillen. Bey dieſer Gelegenheit verlor ſich einer derſelben in einer großen Wildniß von ſeiner Geſellſchaft und fand ſich erſt nach 7 Tagen aus der Irre heraus, zu unausſprechlicher Freude ſeiner Frau und Kinder und der ganzen Gemeine, die ihn ſchon alle für todt gehalten hatten. Er war faſt verhungert, völlig einer Leiche ähnlich; und es hielt ſchwer, ihn ſo weit zu bringen, daß er wieder Speiſe zu ſich nehmen konnte. Sein Herz aber war hoch erfreut über die Treue des HErrn, an den er ſich in den ängſtlichen Umſtänden kindlich gehalten hatte. "Der liebe Heiland ſey gelobet, ſagte er zum Bruder Schmick, daß Er mich die 7 Tage im Buſch erhalten hat. Ich habe oft in der Irre zu Ihm gefleht: Du lieber Heiland, Du weißt ja, warum ich auf die Jagd gegangen bin; ich ſuche nichts, als nur für mich, meine Frau und Kinder das Nothdürftige zum leiblichen Unterhalt. Hilf mir aus dem Irrwege zu meiner Frau und Kindern und zu meinen Brüdern. Sey mir nahe und ſtärke mich, der ich ſchon ſehr ſchwach bin! Und das hat der liebe Heiland auch gethan und mich Armen erhört. Ich kann Ihm nicht genug dafür danken."

Unter denen, die im Jahr 1775 des Bades der heiligen Taufe theilhaftig wurden, befand ſich ein Sohn des oft erwähnten Chiefs Pakanke in Kaskaskunk, der im Buſch krank worden, und nach Gnadenhütten gebracht zu werden begehrt hatte. Hier hörte er das Wort des HErrn, der den Elenden ſo herrlich hilft, mit großer Begierde; bat flehentlich um die Taufe, und ſagte unter andern: "Ich verlange

nichts als nur ein ſeliger Menſch zu werden, daß der Heiland mein böſes Herz mit Seinem Blute waſchen, mir alle meine Sünden vergeben, und mir das ewige Leben ſchenken wolle.“ Er fragte hierauf den Bruder Schmick, wenn der Chriſttag wäre, und da dieſer ihm den Tag nannte, weinte er, und rief aus: “Ach wenn ſich doch der liebe Heiland alsdenn über mich erbarmen, und mir auch Leben ins Herz ſchenken wollte, denn an dem Tage bin ich geboren und habe das leibliche Leben bekommen.“ Er wurde auch wirklich an dieſem Tage getauft. Ein anderer Ungetaufter, der wegen ſeines ſchlechten Betragens von Gnadenhütten weggeſchickt wurde, faßte darüber einen ſolchen Zorn, daß er ſich ganz ſchwarz mahlte und in einer böſen Abſicht mit einem großen Meſſer in des Bruder Schmicks Wohnung drang. Er fand aber nur ſeine Frau zu Hauſe, drehte um, beſann ſich, erkannte ſeinen unſeligen Zuſtand; bat flehentlich, ihn wieder anzunehmen, und nicht lange hernach hatte Schmick die Freude, ihn in JEſu Tod zu taufen. Noch ein anderer, der ſchon zum Nachfolger des alten Netawatwees im Chief-Amte ernannt worden, ſagte ſolches wieder ab, und wollte lieber gläubig und getauft werden, als dieſe Ehre genießen.

Unter denen, die der HErr in dieſem Jahr vollendete, war der oft erwähnte Johannes Papunhank, ein bewährter Mann, der in Freud und Leid unerſchütterlich unſerm Heilande anhing und genugſame Proben davon abgelegt hatte, daß ſein Glaube rechter Art war. Er hatte die Beſorgung der äußern Angelegenheiten der Gemeine in Schönbrunn auf ſich, war gleichſam ihr Vorſteher, und verrichtete ſein Amt mit Munterkeit und Treue. Die letzte Zeit war er ausnehmend vergnügt, blieb es auch in ſeiner Krankheit, und verlangte nicht wieder geſund zu werden, ſondern ſehnte ſich, JEſum, ſeinen HErrn, von Angeſicht zu ſehen. In dieſer Sehnſucht entſchlief er allen Anweſenden zu großem Ein-

druck. Beſonders empfindlich war den Miſſionarien der Verluſt des National-Gehülfen Joſua, welcher als einer der Erſtlinge ſchon im Jahr 1742 getauft und nachher als Gehülfe gebraucht wurde, wobey er viele Treue bewies, mit Einfalt und Kraft ſeinen Landsleuten den Tod des HErrn verkündigte, auch mit ſeiner ſchönen Gabe zum Ueberſetzen unermüdet gerne diente, und allgemeine Liebe genoß. In Gnadenhütten war er überdem Vorſteher der Gemeine in ihren äußern Angelegenheiten, hielt mit Weisheit und Standhaftigkeit über den Ordnungen des Orts, und ging ſelbſt andern mit gutem Exempel vor. Kurz vor ſeinem Verſcheiden ſagte er zum Bruder Schmick: "Ich gehe als ein Sünder heim, denn ich bin der ärmſte und ſchlechteſte unter allen, und habe nichts, als des Heilandes Blut. Seine Gerechtigkeit iſt mein Kleid." Und in dieſem ſchönen Kleide, das allein vor GOtt gilt, ging er in die Ewigkeit.

In dieſem Jahr 1775 war es mit dem zwiſchen Großbrittannien und deſſen Nord-Amerikaniſchen Colonien ausgebrochenen großen Streite ſo weit gekommen, daß man auch in den Gegenden des Ohio und Muskingum die unangenehmen Folgen davon merklich zu empfinden bekam. Ich führe indeſſen von dieſem Kriege bloß dasjenige an, was Bezug auf unſre Indianer hat, und, ohne ihre Geſchichte unverſtändlich zu machen, nicht wegbleiben darf. Um der Deutlichkeit willen nenne ich die Großbrittanniſchen Truppen und Anhänger **Engländer**, die jetzigen Freyſtaaten aber und deren Truppen und Anhänger **Amerikaner**.

Die Indianer-Gemeine gerieth durch dieſen Krieg in eine auſſerordentliche Klemme, und es iſt faſt unglaublich, wie große Vorſicht die Brüder damals gebrauchen mußten, um weder bey den Engländern, noch bey den Amerikanern, noch auch bey den ſo verſchieden geſinnten Indianer-Nationen anzuſtoßen.

Im October und November dieſes Jahres wurde in Pittsburg mit den Deputirten von 6 Indianer-Nationen eine Friedensunterhandlung gehalten, zu welcher die von dem Amerikaniſchen Congreß abgeordneten Commiſſarien auch den Miſſionarium Zeisberger nebſt etlichen Deputirten der Indianer Gemeine freundlich einluden. Zeisberger entſchuldigte ſich höflich; die Deputirten unſerer Indianer aber begaben ſich nach Pittsburg, woſelbſt die Abſicht, den Frieden zu beveſtigen, nur zum Theil erreicht wurde, indem die Deputirten der Wyondats oder Huronen mißvergnügt nach Hauſe gingen, und mehr geneigt waren, die Parthey der Engländer zu nehmen.

Inzwiſchen bediente ſich Capitain White Eye dieſer Gelegenheit, ſowol den Commiſſarien des Congreſſes, als auch ſämmtlichen Indianiſchen Deputirten bekannt zu machen, daß die Delawar-Nation ſich entſchloſſen hätte, das Evangelium von JEſu Chriſto anzunehmen. Letzteres ſchien auch vornemlich den Einwohnern von Goſchgoſchünk ein wahrer Ernſt zu ſeyn, wozu das wol viel beytrug, daß ihr alter Chief Netawatwees ſie gar oft und dringend dazu ermahnte. Gegen das Ende des Jahrs kam ſogar eine feyerliche Geſandtſchaft im Namen der Chiefs und des Raths der Delawaren von Goſchgoſchünk nach Schönbrunn, mit dem Antrage, daß man noch einen dritten Gemeinort anlegen möchte. "Brüder und Freunde, hieß es unter andern, ihr habt uns gleich bey eurer Ankunft gemeldet, daß ihr geſonnen wäret, 2 bis 3 Städte für die gläubigen Indianer anzulegen. Zwey ſtehen nun da, und wir ſehen, daß ſie bereits ziemlich ſtark beſetzt ſind. Da wir nun nach langem Ueberlegen einmüthig beſchloſſen haben, das Wort GOttes anzunehmen, ſo denken wir, es wäre Zeit, den dritten Ort anzulegen, damit unſer Volk ſehen könne, wo ſie, ſo viel ihrer gläubig werden wollen, eine Stätte haben. Darum erſuchen wir euch,

daß ihr ſobald als möglich dazu thut. Ihr ſollt den Grund legen, das Wort GOttes dahin pflanzen, und die Einrichtung, die ihr am beſten verſtehet, gleich anfänglich da machen. Dieſe Einrichtung ſoll nicht etwa nur für die Alten und Erwachſenen ſeyn, ſondern auch hauptſächlich für unſre Jugend und Kinder, denn unſer Sinn und Wille iſt, daß etwas ewigdaurendes werden ſoll, ſo lange als Indianer ſeyn werden. Wir ſähen es gerne und wünſchen es, daß unſre Kinder im Leſen der heiligen Schrift unterrichtet würden, damit es nie wieder vergeſſen werden könne. Unſre Augen ſehen auf euch, denn wir ſind nicht im Stande, das auszuführen." Dieſe Botſchaft nahm man an, und da die Deputirten zugleich zween Plätze zu einer neuen Stadt vorgeſchlagen hatten, ſo that der Miſſionarius Zeisberger im Frühjahr 1776 in Begleitung einiger National-Gehülfen eine Reiſe dahin, dieſelben zu beſehen, worauf nach reifer Ueberlegung, und nach dem Wunſche der Chiefs und des großen Raths der Delawaren, eine etwa 3 Engliſche Meilen unterhalb Goſchgoſchünk auf der Oſtſeite des Muskingum gelegene Gegend erwählt wurde, einen dritten Gemeinort anzulegen, den man **Lichtenau** nannte.

Der Chief Netawatwees und die allermehreſten ſeiner Leute äußerten darüber eine ungemein große Freude; diejenigen aber, die keine Luſt hatten, ſich durch die Predigt des Evangelii in ihrem Sündendienſte ſtören zu laſſen, entſchloſſen ſich, den Brüdern aus dem Wege zu gehen, und zogen fort.

Am 10ten April 1776 begaben ſich die Brüder David Zeisberger und Heckewälder nebſt 8 Indianiſchen Familien, zuſammen 35 Perſonen, von Schönbrunn in die zum Anbau von Lichtenau beſtimmte Gegend, und hielten daſelbſt noch denſelben Abend unter freyem Himmel die erſte Verſammlung, den HErrn zu loben, dem ſie hier leben und dienen

nen wollten. Sie campirten nun wieder, wie gewöhnlich, unter Hütten, legten Felder und Gärten an, und baueten längſt dem Muskingum von Norden nach Süden den Gemeinort, der nur aus einer Gaſſe beſtand und das Verſammlungshaus in der Mitte hatte. Dieſe ſchwere Arbeit wurde ihnen dadurch ſehr erleichtert, daß nicht nur viele Indianer-Brüder von Schönbrunn und Gnadenhütten ihnen treulich beyſtanden, ſondern auch der Chief Netawatwees aus eigner Bewegung mit einer großen Menge ſeiner Leute ihnen gar oft zu Hülfe kam. Auch beſuchende fremde Indianer, unter andern 4 Cherokeeſen, legten mit Hand an die Arbeit. Solchergeſtalt kam es gar bald ſo weit, daß unſre hierher gezogene Indianer ſamt ihren Lehrern, ihre Feldhütten mit Freuden verlaſſen und ihre Wohnungen beziehen konnten.

Da nun durch die Verkündigung des Evangelii viele Indianer aus Goſchachgünk und andern Orten um ihre Seligkeit bekümmert wurden, und verſchiedene auf ihr Bitten Erlaubniß erhielten, in Lichtenau ſich anzubauen, ſo nahm dieſer neue Ort nach und nach zu, und die Miſſionarien hatten dabey die Freude, zu ſehen, daß man für die Indianer keinen beſſern Predigtplatz hätte ausſuchen können. Selbſt aus den entfernteſten Gegenden kamen Wilde dahin, und hörten das Wort des Lebens zu ihrem bleibenden Segen. Unter dieſen zeichnete ſich beſonders einer aus, der über 200 deutſche Meilen weit aus der Nachbarſchaft der Illinois hergekommen, und über das, was er hörte, ſehr nachdenkend war. Eines Tages ſetzte er ſogar den Bruder Zeisberger darüber zur Rede, und ſagte zu ihm: "Denkſt du denn, daß es Wahrheit und gut iſt, was du predigeſt?" Zeisberger antwortete ihm: "Ich predige GOttes Wort, und das iſt Wahrheit, und wird Wahrheit bleiben in alle Ewigkeit." "Ich aber, ſagte jener, kann es noch nicht glauben, daß es Wahrheit iſt." Dieſe Ehrlichkeit gefiel

dem

dem Miſſionario, und er tröſtete ihn damit, daß, wenn er das Wort nur erſt recht hörte, und Gefühl und Leben ins Herz bekäme, er es gewiß als Wahrheit erkennen werde.

Am 28ſten July 1776 war die erſte Taufhandlung in Lichtenau, da ein Enkel des Netawatwees dieſer großen Gnade theilhaftig und Johannes genannt wurde. Es währte nicht lange, ſo war dieſer Neugetaufte ein muntrer Zeuge der Wahrheit unter ſeiner Nation, ohne ſich vor den Nachſtellungen derer zu fürchten, die dem Evangelio zuwider waren. Als ihm daher einmal von einem Wilden gerathen wurde, daß er von dem, was er wüßte und im Herzen fühle, nicht zu andern reden, ſondern es lieber für ſich behalten möchte, weil er ſonſt leicht um ſein Leben kommen könnte, antwortete er: "So will ich deſto getroſter davon reden. Denkſt du denn, daß wir uns vor der Zauberey der Indianer noch fürchten, und darum unſern Mund zuhalten und das verſchweigen ſollen, was der Heiland für uns und alle Menſchen, auch für die Indianer gethan und gelitten, und wie Er Sein Blut für alle vergoſſen hat? Das ſey ferne. Wir wollen gern allen Indianern ſagen, wie ſie zum Heilande kommen und ſelig werden können, und davon nicht ſchweigen, ſo lange wir leben; denn das iſt GOttes Wille." Netawatwees, der ſich über die mit ſeinem Enkel vorgegangene ſelige Veränderung herzlich freute, ließ es auch gern geſchehen, daß ſein Sohn mit ſeiner Familie gar nach Lichtenau zog, und fing endlich ſelbſt an, über den Zuſtand ſeines Herzens ernſtlich zu denken. Unter andern erzählte er einmal, daß er ſich ein Kerbholz gemacht und ſchon 13 Sonntage aufgezeichnet hätte, da er in Lichtenau in die Verſammlungen gekommen ſey. Wenn er nun bisweilen darüber dächte, daß er ſchon ſo lange vom Heilande gehört hätte, oder auch nur ſein Kerbholz anſähe, ſo würde ſein Herz ſo weich, daß er weinen müßte, welches er aber zu verbergen ſuchte.

Unter denen, die im Jahr 1776 nach Lichtenau zogen, befand ſich auch ein Chief von Aſſiningk, der eine weiße Frau hatte, welche von den Wilden vor 19 Jahren als ein Kind aus Virginien gefangen weggeführt worden. Als dieſe der erſten Frühſtunde beywohnte, ſagte ſie mit Thränen: "O wie froh bin ich, daß ich einmal hier bin, und in 19 Jahren wieder zum erſtenmal das Wort GOttes gehört habe. Ich habe ſchon oft verlangt, zu euch zu kommen und bey euch zu wohnen, und nun hat mir GOtt mein Verlangen gewährt. Ich bin auch dieſen Morgen ſo fröhlich erwacht, als ich mich kaum zu beſinnen weiß."

Gnadenhütten erhielt unterdeſſen abermals einen ſehr freundlichen Beſuch von dem Schawanoſen-Chief, gemeiniglich Kornſtock genannt, der ſich mit mehr als 100 ſeiner Leute, Männer, Weiber und Kinder, ein paar Tage daſelbſt aufhielt. Beſonders freundſchaftlich bezeigte er ſich gegen den Miſſionarium Schmick, und ließ ihm unter andern durch ſeinen Dollmetſcher, einen alten Mulatten, der ſchon 20 Jahre unter den Schawanoſen geweſen war, folgende Worte ſagen: "Ich bin ſehr erfreut, dich und deine Frau zu ſehen. Sonderlich werde ich die Liebe, die ihr mir erzeiget, als ich vor einiger Zeit hieher kam, nie vergeſſen. Ich ſehe dich und deine Frau dafür als meine Eltern an, und erkläre und erkenne euch aufs neue als dieſelben." Schmick erwiederte: "Das iſt zu viel Ehre für uns. Es wird uns genug ſeyn, wenn du mich zu deinem Bruder und meine Frau zu deiner Schweſter annehmen willſt." Damit war er denn auch zufrieden, gab dem Miſſionario und ſeiner Frau die Hand, bedankte ſich und ſagte: "Dieſe jetzt geſtiftete Freundſchaft will ich allen meinen Freunden bekannt machen."

In Schönbrunn und Gnadenhütten wurde im Jahr 1776 das Delawariſche Buchſtabirbüchlein, welches der

Miſſio-

Miſſionarius Zeisberger verfertigt hatte, bey dem Unterricht der Jugend eingeführt, und erweckte bey derſelben große Freude.

Die Indianer-Gemeine, welche zu Ende des Jahrs 1775 aus 414 Perſonen beſtanden hatte, wohnte nun alſo an 3 nicht weit von einander entfernten Orten, die eine beſtändige liebliche Gemeinſchaft mit einander unterhielten. An jedem Orte war damals der innere Gang ins ganze ſehr erfreulich. Das Evangelium bewies ſich ſowol an den Einwohnern, als an den Beſuchenden, ſehr kräftig. Von letztern wurden viele getauft, und erſtere wuchſen in der Erkenntniß JEſu Chriſti ſo merklich, daß die Miſſionarien zum Preiſe GOttes bekennen mußten, daß die Miſſion in einem blühenden Zuſtand war. Deſto bedenklicher aber zeigte ſich ihre Lage von auſſen. Bald kam eine Botſchaft im Namen des Königs von England, der von unſern Indianern, ſo wie von allen Indianer-Nationen verlangte, den mit ihm gemachten Frieden nicht zu brechen, ſondern veſt zu halten, und bey dem obwaltenden Streite mit den Colonien ſtille und in Ruhe zu bleiben, wozu auch unſre Indianer vorzüglich geneigt und von Herzen willig waren. Dann erhielten ſie wieder eine andre Botſchaft von Seiten des Congreſſes in Philadelphia, in ſehr freundſchaftlichen Ausdrükken, mit der Nachricht, daß ein Agent der Indianer bey dem Congreß ernannt worden, und ſie alſo nun bey ihm ihre Angelegenheiten anzubringen hätten. Nicht lange hernach erfuhr man, daß die Schawanoſen ſich zu den Engländern geſchlagen, und gegen die Amerikaner aufs Morden ausgegangen waren. Endlich erhielt man gar die Nachricht, daß ſämtliche Irokeſen an dem Kriege Theil nehmen, und auf die Seite der Engländer treten wollten. Dieſem Exempel würden denn auch die Delamattenoos und mehrere Indianer-Nationen folgen; der Delawar-Nation aber, die

über den Frieden zu halten hat, ſollte ſolches nicht eher gemeldet werden, bis es ſo weit wäre, daß dem Kriege nicht mehr geſteuret werden könnte. Dieſe und mehrere dergleichen Nachrichten erregten bey unſern Indianern manche Bangigkeit. Entſchloſſen, ſich in alle die Kriegshändel nicht zu mengen, ſahen ſie doch nichts anders vor ſich, als daß ſie zwiſchen die Engländer, die Amerikaner, und diejenigen Indianer-Nationen, die mit der Unpartheylichkeit der gläubigen Indianer nicht zufrieden waren, folglich zwiſchen 3 Feuer gerathen würden. Am meiſten waren ſie um ihre lieben Lehrer beſorgt, die beym Ausbruche eines Wildenkrieges hier im Indianer-Lande ſich entweder von der Indianer-Gemeine entfernen, oder, wenn ſie bey derſelben blieben, ihre Tage in beſtändiger Lebensgefahr verbringen müßten.

Der Delawar-Chief Netawatwees that zwar ſein möglichſtes, die Indianer-Nationen vom Kriege zurück zu halten, ſchickte Boten an ſie, und ließ ſie zum Frieden ermahnen. Dagegen bekam er von den Huronen eine Geſandtſchaft mit der Ankündigung, daß die Delawaren ihre Schuhe bereit halten ſollten, in den Krieg zu ziehen. Er nahm aber dieſe Botſchaft nicht an, ſondern rieth den Huronen durch einige Belte, die er ihnen ſandte, daß ſie ſtille ſitzen und ſich des Elendes erinnern möchten, in welches ſie ſich dadurch geſtürzt hätten, daß ſie an dem letzten Kriege zwiſchen den Engländern und Franzoſen Theil genommen. Dieſe Belte wurden zwar nach Fort Detroit zu den Häuptern der Huronen gebracht, durften ihnen aber nicht anders, als in Gegenwart des dortigen Engliſchen Befehlshabers übergeben werden, der ſeiner Pflicht gemäß die Belte ſogleich zerſchnitt, ſie den Deputirten vor die Füße warf und letztern befahl, ſich innerhalb einer Stunde aus dem Staube zu machen. Den Capitain White Eye, welcher einer der Deputirten war, beſchuldigte er noch dazu, daß er die Parthey der Ame-

rikaner hielte, und ſagte ihm, daß er, wenn er ſeinen Kopf lieb hätte, ſich eiligſt fortmachen ſollte.

Der Congreß erbot ſich hierauf, die friedliebende Indianer in Schutz zu nehmen, und ſie in eine ſolche Gegend zu verſetzen, wo ſie vor aller Gefahr ſicher ſeyn ſollten. Kein Chief aber unterſtand ſich, dieſes Anerbieten ſeinem Volk bekannt zu machen, weil faſt durchgängig, auch unter den Delawaren, eine Neigung zum Kriege zu verſpüren war, die bey einem ſolchen Vorſchlage ſogleich ausgebrochen wäre, und das Uebel ärger gemacht hätte.

Von Seiten der Amerikaner wurde ſodann den Miſſionarien gerathen, daß wenigſtens ſie für ihre Perſonen ſich nach Pittsburg in den Schutz des Congreſſes begeben möchten. Da ſie aber wohl wußten, daß unſre Indianer ohne Lehrer und Führer in die traurigſten Umſtände gerathen und ſich bald zerſtreuen würden, ſo lieſſen ſie ſich damit nicht ein, und wollten bey der ihnen anvertrauten Gemeine lieber aushalten, wenn die Gefahr auch noch ſo groß ſeyn ſollte. Zu ihrer Unterſtützung kam im Herbſt dieſes Jahrs der ledige Bruder William Eduard von Bethlehem.

Um dieſelbe Zeit herum kamen die Huronen und Mingues den Gemeinorten ſehr nahe, und ermordeten 11 weiße Leute auf einer Plantage nicht weit von Lichtenau. Einige von ihnen ſchlichen ſchon des Nachts in Goſchachgünk herum, und ſuchten auszuforſchen, ob nicht weiße Leute daſelbſt wären. Endlich kamen ihrer 6 am 12ten November auch nach Lichtenau, und der Bruder Heckewälder erſchrack nicht wenig, als er früh bey Oeffnung des Miſſions-Hauſes dieſe fürchterliche Leute gerade vor der Thür erblickte. Indeſſen eilten ſogleich einige Indianer-Brüder herbey, denen ſie auf Befragen zwar geſtanden, daß ſie gekommen wären, weiße Leute zu ſuchen und ihnen die Köpfe einzuſchlagen, dabey aber doch verſicherten, daß ſie nicht die weißen Lehrer der

In-

Indianer, ſondern nur weiße Handelsleute ausgeliefert haben wollten.

Nun ließen die Amerikaner auch gegen die den Engländern ergebene Indianer Truppen marſchiren, und erſuchten die Chiefs der Delawar-Nation um den freyen Durchzug durch ihr Land, mit der Verſicherung, daß ihnen, wenn ſie ſtille ſäßen, kein Leid wiederfahren ſollte. Dieſe geriethen darüber gleichwol in große Beſtürzung, weil ſie erwarten mußten, daß, wenn die Amerikaner den kürzern zögen, die nachſetzenden Feinde alle Delawariſche Dörfer plündern und verwüſten würden, welches denn auch unſre Gemeinorte betroffen hätte. Indeſſen konnte der Durchmarſch doch nicht ausdrücklich verweigert werden. Man antwortete alſo mit Stillſchweigen.

Jetzt zeigte ſichs deutlich, warum Lichtenau ſo nahe an Goſchachgünk hatte müſſen gebauet werden, indem unſre Indianer weder ſich ſelbſt noch ihre Lehrer vor den Kriegführenden Wilden hätten ſchützen können, wenn ſie nicht an den Chiefs und an dem Rath in Goſchachgünk eine tägliche Stütze gehabt hätten. Dabey hüteten ſie ſich zwar ſorgfältig, an den Botſchaften der Delawaren, die ſie bald an die Engländer, bald an die Amerikaner, bald an andre Indianiſche Nationen ergehen lieſſen, den mindeſten Antheil zu nehmen, wie ſie ſich denn überhaupt aus allen politiſchen Geſchäften gänzlich heraus hielten.

Inzwiſchen kam hierbey doch ein bedenklicher Umſtand vor. Die Delawar-Chiefs erhielten manchmal Briefe aus Pittsburg und andern Amerikaniſchen Orten. Sie ſelbſt konnten die Briefe nicht leſen, erſuchten alſo die Miſſionarien, ihnen den Inhalt zu ſagen. Da dieſer nun weder den Krieg, noch andre politiſche Dinge betraf, ſo laſen ſie den Chiefs die Briefe vor. Manchmal beantworteten ſie dieſelben auch, auf Bitten und im Namen der Chiefs. Eine

ſolche Gefälligkeit den Chiefs abzuſchlagen, wäre nicht nur unfreundlich, ſondern auch gefährlich geweſen, weil jene ſogleich den Argwohn gefaßt hätten, daß die Miſſionarien nicht ihre wahren Freunde wären. So unſchuldig aber auch die Sache an ſich war, ſo hätten die Miſſionarien doch gewünſcht, damit verſchont zu bleiben, weil ſie befürchteten, daß Leute, die um den Zuſammenhang nicht wußten, aufmerkſam darauf werden, und es für eine politiſche Correſpondenz mit den Amerikanern, den Engländern zum Nachtheil, halten würden. Die Folge hat auch gelehrt, daß ihre Furcht gegründet war. Je nöthiger die Miſſionarien unter ſolchen Umſtänden den Umgang eines verſtändigen Chiefs hatten, dem ſie ſich mit ihren Beſorgniſſen getroſt anvertrauen konnten, deſto weher that ihnen der Verluſt des alten Chiefs Netawatwees, der gegen das Ende des Jahrs 1776 in Pittsburg ſtarb. Seitdem ſeine Geſinnung in Abſicht des Evangeliums ſich geändert hatte, war er ein treuer Freund der Brüder, und da er zugleich der erfahrenſte Chief ſeiner Zeit war, ſo war ſein Gutachten den Brüdern oft von gutem Nutzen. Sein teſtamentlich hinterlaßner Wunſch, daß die ganze Delawar-Nation das Wort GOttes von den Brüdern annehmen möchte, wurde von ſeinen Nachfolgern im Chief-Amte ſehr oft in den Rathsverſammlungen in Erinnerung gebracht, und der Bund verſchiedenemal erneuert, daß ſie ihr möglichſtes thun wollten, dieſen letzten Willen ihres alten würdigen Chiefs in Erfüllung zu bringen. Bey einer ſolchen Gelegenheit nahm White Eye einmal die Bibel und einige Buchſtabirbüchlein in die Hand, und ſagte zu dem ganzen Rath unter großer Bewegung und mit Thränen: "Meine Freunde! ihr höret nun, was unſer alter Chief uns hinterlaſſen hat. Ich nehme darum mein junges Volk und die Kinder zuſammen und knie nieder vor Dem, von dem ſie herkommen, und bitte Ihn, daß Er ſich unſrer erbar-

erbarme, und Sein Wort und Seinen Willen uns offenbare. Und weil wir es denen nicht zu wiſſen thun können, die noch nicht geboren ſind, ſo bitten wir unſern lieben HErrn, es unſern Kindern und Kindeskindern bekannt zu machen."

Mittlerweile fuhren die Huronen fort, in den Ortſchaften der weißen Leute, die es mit den Amerikanern hielten, zu plündern und zu morden. Die Chiefs der Delawaren wurden daher um unſre Miſſionarien in Schönbrunn und Gnadenhütten immer mehr bekümmert, und erboten ſich, beyde Gemeinen nach Goſchachgünk zu nehmen, um ſolchergeſtalt die weißen Brüder in ihrer Mitte zu haben, und ſie zu ſchützen. Die Miſſionarien aber hielten ſolches noch nicht für nöthig, und ſetzten überhaupt ihr Vertrauen bloß auf den HErrn, der ſchon in ſo mancher Noth Seine Flügel über ſie gebreitet hatte.

Bald darauf kam wieder eine Botſchaft von den Huronen, mit dem Anbringen, daß ſie ungerne in den Krieg gingen, ſich aber doch dazu gezwungen ſähen; daß auch die Irokeſen und alle weſtliche Nationen ſich wie Ein Mann gegen die Amerikaner vereinigt hätten, und daß die Delawaren ſich nun erklären ſollten, zu welcher Parthey ſie ſich halten würden? Dieſe aber gaben zur Antwort: ſie wollten ſtille ſitzen, ſich zu keiner Parthey ſchlagen, ſondern Friede mit jedermann haben, denn auf dieſe Weiſe hofften ſie am beſten durchzukommen. Das ſey ihnen auch von den Amerikanern immer gerathen worden, als welche gar keine Hülfe von den Indianern verlangten. Dieſe Antwort, welche durch eigne Deputirte an die Huronen geſandt wurde, ward von denſelben unvermuthet gut aufgenommen, und machte ſo viel Eindruck auf ſie, daß ſie ſich gegen den Engliſchen Befehlshaber in Fort Detroit ernſtlich dahin erklärten, daß, da er ſie nur immer anfriſche, gegen die Amerikaner in den Krieg zu gehen, ſelbſt aber ſtille ſäße, und alſo nur haben wollte, daß

die Indianer aufgerieben würden, ſie nun bloß bis Morgen, d. i. bis zum Frühjahr, zuſehen wollten, und wenn ſie alsdenn fänden, daß er nichts thäte, ſo wollten ſie ihm alle ſeine Belte vor die Füße werfen, nach Goſchachgünk kommen, ihre Freundſchaft mit den Delawaren wieder erneuren, und dann mit ihnen nach Pittsburg gehen, und Freundſchaft mit den Colonien machen. Sie zogen auch hierauf wirklich nach Hauſe, und ſahen von dem Kriege für die Zeit ab.

Inzwiſchen war dieſe ſtandhafte friedliche Geſinnung der Delawaren, dem Engliſchen Befehlshaber in Detroit ſowol als den Häuptern der Huronen unbegreiflich. Endlich ſchrieb man dieſelbe unſern Miſſionarien und ihrem ſtarken Einfluſſe auf die Berathſchlagungen der Delawar-Chiefs zu, und ſchon damals wurde, wie man nachher erfuhr, der Anſchlag gefaßt, die Miſſionarien aufzuheben, und nach Detroit zu bringen.

Siebenter Abſchnitt.

1777.

Traurige Spaltung in Schönbrunn. Der treugebliebene Theil der Gemeine verläßt dieſen Ort, und zieht nach Gnadenhütten und Lichtenau. Der Wildenkrieg wird immer ernſtlicher. Etliche Miſſionarien gehen nach Bethlehem zurück. Ein Corps Huronen ſetzt Lichtenau und Gnadenhütten in große Gefahr. Abwendung derſelben. Ein blinder Lärm bringt die Indianer-Gemeine auf die Flucht. Ihr innerer Gang bleibt geſegnet.

Im Jahr 1777 ging die Unruhe von auſſen immer fort. Die Nachricht von dem Siege, den die Amerikaner über die Engliſchen Truppen erhalten hatten, vermehrte die

Verwirrung. Die Schawanoſen entſchloſſen ſich wieder zum Kriege, und wollten auf die Chiefs, die zum Frieden riethen, nicht mehr hören. Von allen Seiten wurde berichtet, daß die Wilden erſt über die weißen Leute herfallen, und hernach auch diejenigen Indianer vertilgen wollten, die nicht mit ihnen in den Krieg gezogen wären. Vornemlich aber wurde unſern Miſſionarien gar oft der Tod gedroht, und endlich ſogar die Zeit angegeben, wenn ſie ermordet werden ſollten.

Inzwiſchen blieben die Chiefs der Delawaren unerſchütterlich bey ihrem Entſchluſſe, an dem Kriege zwiſchen England und den Colonien keinen Theil zu nehmen. Die Monſys aber, bekanntlich einer der 3 Delawar-Stämme, trugen in der Stille darauf an, ſich von den übrigen Delawaren zu trennen und zu den Mingues, einem puren Mord- und Raubgeſindel, zu ſchlagen. Ehe ſie aber ihre kriegeriſche Geſinnung öffentlich erklärten, ſuchten ſie ſich erſt unter den Gegnern der Brüder, woran es in dieſen Gegenden nicht fehlte, einen Anhang zu machen. Endlich verſuchten ſie ſogar, ſich in die Gemeinorte einzuſchleichen, um wo möglich einige zu überreden, ſich zu ihrer Parthey zu ſchlagen.

Newallike, der Chief, deſſen bey Friedenshütten an der Susquehannah gedacht worden, war der erſte in Schönbrunn, der ſich verleiten ließ, das Heidenthum wieder zu wählen, unter dem Vorwande, daß er, wie er ſagte, es nun probirt habe, gläubig zu werden, er habe aber nicht gekonnt; daher ſey nichts an der ganzen Sache. Capitain White Eye aber, der ſelbſt nicht zu den Gläubigen gehörte, antwortete ihm: "Du biſt zu den Brüdern gegangen, weil du nirgends in der Welt etwas haſt finden können, wobey dein Herz ſelig ſeyn konnte, und glaubteſt, es bey den Brüdern gefunden zu haben, welche Worte ich von dir ſelbſt gehört habe; und kaum haſt du es noch verſucht, ſo gibſt

du es auf, und kehrſt wieder zum alten. Das iſt nicht männlich gehandelt!"

Newallikes böſes Exempel zog, leider! viele andre nach ſich, und ehe man ſichs verſahe, hatte man mitten in Schönbrunn einen Haufen Abtrünnige, die mit einander eins waren, das Heidenthum wieder einzuführen. Sie entſagten auch endlich ihrem Zuſammenhange mit den gläubigen Indianern ganz öffentlich.

Das war ein Uebel, das die Miſſionarien noch nicht erlebt hatten, und ihnen weher that, als alle Trübſale, die noch über ſie gekommen waren. Sie unterlieſſen zwar nicht, alle Mittel, welche die Liebe an die Hand gibt, zu verſuchen, um die abtrünnig gewordenen wieder zum heilſamen Nachdenken zu bringen. Aber alle dieſe Verſuche waren vergeblich. Man entſchloß ſich daher, einer ſo gefährlichen Rotte, anſtatt mit ihr zu ſtreiten, lieber aus dem Wege zu gehen. Dazu kam, daß von allen Ecken die wahrſcheinlichſten Nachrichten einliefen, daß die Wilden, mit den Abtrünnigen einverſtanden, ſchon im Anzuge wären, Schönbrunn zu überfallen. Es ward alſo denjenigen Einwohnern, die dem Glauben treu geblieben waren, zu Ende März 1777 durch den Miſſionarium David Zeisberger vorgeſchlagen, dieſen Ort, wo GOttes Geiſt nicht mehr alleine regieren könne, zu verlaſſen, und vors erſte nach Lichtenau zu ziehen. Das wurde einmüthig, wiewol unter unzähligen Schmerzensthränen, angenommen, und ſogleich Anſtalt dazu gemacht.

Mittlerweile trugen es die Monſys ſamt den Abtrünnigen darauf an, daß die Miſſionarien nach Fort Detroit gebracht, oder getödtet werden ſollten. Als dieſes aber nicht gelang, ſprengten ſie falſche ſehr wahrſcheinlich klingende Gerüchte aus, als ob die Miſſionarien ſamt den gläubigen Indianern in augenſcheinlicher Gefahr wären, von den Huronen überfallen und getödtet zu werden.

Das bewog den Bruder Jungmann, nebſt ſeiner Frau und dem Bruder Heckewälder am 3ten April in finſterer Nacht mit der erſten Colonne der treugebliebenen Gläubigen von Schönbrunn eiligſt abzuziehen. Verſchiedene der letztern entſchloſſen ſich unterwegs, ſich derweile in Gnadenhütten niederzulaſſen, deſſen Einwohner noch nicht flüchten, ſondern warten wollten, bis die Gefahr näher käme. Mit den übrigen trafen die Miſſionarien am 4tem April in Lichtenau ein. Heckewälder aber kehrte bald wieder nach Schönbrunn zurück, tröſtete die daſelbſt noch zurückgebliebenen gläubigen Indianer, beſorgte die Verſammlungen, und hielt ſo viel möglich über Zucht und Ordnung, da ſchon allerley liederliches Geſindel ſich daſelbſt einfand, um von den verlaſſenen Häuſern Beſitz zu nehmen.

Am 19ten April hielt Zeisberger die letzte Verſammlung in Schönbrunn, die ſehr beweglich war, und worinn ſonderlich um Erbarmung über die Abtrünnigen zu GOtt unſerm Heilande geflehet wurde. Nachher wurde das Verſammlungshaus, wie gewöhnlich, niedergeriſſen, und noch an ſelbigem Tage Schönbrunn völlig geräumt.

Daß dieſer Abzug von Schönbrunn, und das Unterbringen ſo vieler Perſonen in Lichtenau und Gnadenhütten, mit großen Schwierigkeiten verknüpft war, kann man ſich leicht vorſtellen. Die Veranlaſſung dazu aber blieb doch das ſchwerſte, und war für die Miſſionarien ein unvergeßliches Leiden.

In demſelben Monat April ſandten die Chiefs der Delawaren abermals Deputirte, und darunter auch 2 Indianer-Brüder aus Lichtenau, an die Huronen, um ſie nochmals zu verſichern, daß ſie neutral bleiben würden, und ihnen zugleich zu wiſſen zu thun, daß die Delawar-Nation das Wort GOttes angenommen hätte, und daher die weiſſen Lehrer in Lichtenau und Gnadenhütten öffentlich in ihren

Schutz nähme. Hierzu bewog ſie das Gutachten des Obriſten Morgan in Pittsburg, an den ſie heimlich geſchrieben, ihm ihr Vorhaben, die Miſſionarien aus den Gemeinorten fortzuſchaffen, gemeldet, und ſeine Gedanken darüber zu vernehmen, gewünſcht hatten. Seine Antwort aber war: "Ich kann dazu nichts ſagen. Sie, die Miſſionarien, werden ſelber wiſſen, was darinn zu thun iſt, denn ſie ſind von GOtt geſandt. Ich denke aber, es iſt nicht gut, wenn ſie auf eine Art genöthiget werden, fortzugehen, denn ich ſehe ſolches Unternehmen nicht anders an, als ein Werk vom Teufel, der das gute Werk unter den Indianern hindern und zerſtören will. Daher iſt mein Rath und Wille, daß ihr ſie ſuchet zu behalten und zu ſchützen."

Sobald gedachte Deputirte bey den Huronen ankamen, und es ruchtbar wurde, daß 2 gläubige Indianer darunter, und einer derſelben, Iſaak Glikkikan, der Sprecher der Geſandtſchaft wäre, ſagten jene ſogleich zu einander: "Nun werden wir die Wahrheit zu hören bekommen, denn die gläubigen Indianer lügen nicht." Die Botſchaft wurde auch von ihnen ſowol als von der Engliſchen Regierung in Detroit wohl aufgenommen, und im Junio erfolgte auf dieſelbe eine ſehr beruhigende Antwort, worinn man ſich in Anſehung unſerer Miſſionarien ſo ausgedrückt hatte: Sie, die Delawaren, ſollten ihre weißen Lehrer als ein köſtliches Kleinod betrachten, denn ſie ſchafften viel gutes unter den Indianern, und wären auf ihre geiſt= und leibliche Wohlfahrt bedacht. Sie ſollten ſich alſo glücklich ſchätzen, daß ſie bey ihnen wären, ſie ſchützen und ja nicht aus ihren Händen laſſen.

Auf der andern Seite wurden auch von den Amerikanern im Jahr 1777 verſchiedene Friedensunterhandlungen mit den Indianer=Nationen angeſtellt. Und da keine derſelben recht nach Wunſch ausfiel, ſo ſollte im Junio dieſes Jahrs in Goſchachgünk eine Zuſammenkunft der Deputirten

ſämmt=

ſämmtlicher Indianer-Nationen ſtatt haben. Die Huronen aber, denen es kein rechter Ernſt war, Friede zu halten, hintertrieben dieſes Vorhaben, und noch in demſelben Monat ging ein großer Haufe von ihnen wieder aufs Morden aus, und kam in die Gegend von Gnadenhütten. Hier fehlte wenig, ſo wären etliche Indianer-Schweſtern, die von Gnadenhütten nach Lichtenau gingen, ihnen in die Hände gefallen. Zum Glück hörten ſie von weitem ihren Todtengeſang, und hatten noch Zeit, durch ſtarkes Laufen zu entkommen.

Zu Ende des Monats July wurde gleichwol wieder eine Friedensunterhandlung in Pittsburg gehalten. Kaum aber hatte ſie ihren Anfang genommen, ſo verſchwand alle Hoffnung zum Frieden, weil ein Trupp Amerikaner auf eine Parthie Sennecker, die noch dazu zu beſagter Friedensunterhandlung kamen, gefeuert hatte. Dadurch wurden die Wilden wieder gegen die weißen Leute aufgebracht, hielten ſie alleſamt für treulos, und ſuchten nur Gelegenheit, ſich an ihnen zu rächen.

Bald darauf kam von den Huronen eine aus 20 Mann beſtehende Geſandtſchaft nach Goſchachgünk, bot dem großen Rath der Delawaren den Kriegs-Belt 3 mal an, und forderte denſelben zum Kriege gegen die Colonien ſehr ernſtlich auf, als wozu ſich alle Nationen dieſſeits und jenſeits des Sees Erie wie Ein Mann vereinigt hätten. Die Delawar-Chiefs aber blieben ſtandhaft in ihren friedlichen Geſinnungen, gaben den Kriegs-Belt zurück, und lieſſen den Chiefs der Huronen ſagen, daß ſie ihrem Begehren kein Genüge thun könnten, denn ſie hätten beym Friedensſchluß nach dem letzten Kriege verſprochen, nicht mehr gegen die weißen Leute zu fechten, ſolange die Sonne ſcheinen und die Bäche fließen würden; ſie hätten alſo keine Hand, den Kriegs-Belt anzufaſſen. Mit dieſer Antwort gingen die Deputirte unzu-

frieden

frieden wieder zurück, und man hatte nichts anders zu erwarten, als daß die Delawaren, folglich auch unſre Indianer, von den aufgebrachten Wilden würden angegriffen werden.

Nun waren die Miſſionarien keine Stunde ihres Lebens ſicher. Unſre Indianer bewachten ſie zwar bey Tag und Nacht mit großer Treue; da die Umſtände aber immer bedenklicher wurden, ſo entſchloß man ſich, die Anzahl der Miſſionarien ſo viel möglich zu vermindern, und den Miſſionarium Jungmann mit ſeiner Frau nach Bethlehem zurück gehen zu laſſen, wohin der Bruder Heckewälder ſchon im May abgegangen war. Sie traten dieſe Reiſe am 6ten Auguſt nach einem ſehr rührenden Abſchiede an, nachdem ſie 7 Jahre der Indianer-Gemeine treulich gedient hatten, und GOtt brachte ſie durch viele Gefahr glücklich an Ort und Stelle.

Gleich den Tag nach ihrer Abreiſe kam die gewiſſe Nachricht nach Lichtenau, daß 200 Mann Huronen, unter Anführung ihres ſogenannten Halb-Königs, wirklich in Anmarſch wären. Die Beſtürzung darüber war allgemein. Nach reifer Ueberlegung aber entſchloß man ſich, nichts von Furcht merken zu laſſen, ſondern dieſen Wilden lieber mit Wohlthun entgegen zu kommen. Es wurden daher ſogleich Ochſen und Schweine geſchlachtet, auch andre Eßwaaren zuſammengebracht, und es war mit Verwunderung anzuſehen, wie ſämmtliche Indianer-Brüder und Schweſtern mit Freuden das Ihrige dazu beytrugen, weil ſie dieſes für das einzige Mittel hielten, das Leben ihrer lieben Lehrer, die noch bey ihnen waren, ſicher zu ſtellen. Als hierauf die Wilden am 8ten Auguſt in Goſchachgünk eintrafen, und die Indianer-Brüder ihnen die für ſie in Menge zubereiteten Speiſen von Lichtenau dahin entgegen brachten, war ihre Freude darüber ungemein groß. Dieſe gute Laune ſuchten

die National-Gehülfen in Lichtenau zu benutzen, und ſchickten bald darauf eine feyerliche Deputation an den Halb-König und ſeine Hauptleute ab. Iſaak Glikkikan war dabey der Sprecher, und hielt eine Rede an ſie, die ich doch herſetzen will, damit meine Leſer auch ſehen, wie unſre Indianer-Brüder mit wilden Kriegsleuten zu reden pflegen:

"Oncles! Wir, eure Couſins, die gläubigen Indianer hier in Lichtenau und in Gnadenhütten, freuen uns, daß wir Gelegenheit haben, euch zu ſehen und zu ſprechen. Wir reinigen eure Augen von allem Staube und was der Wind etwa hineingewehet haben mag, damit ihr eure Couſins mit klaren Augen und heiterm Angeſichte ſehen könnet. Wir reinigen eure Ohren und euer Herz von allen ſchlechten Gerüchten, die ein böſer Wind in eure Ohren, ja in euer Herz auf eurer Reiſe hieher mag gebracht haben, damit unſre Worte in eure Ohren Eingang und in eurem Herzen Platz finden mögen." Hier wurde ein String of Wampom gegeben, und Iſaak fuhr fort: "Oncles! höret die Worte der gläubigen Indianer, eurer Couſins, hier in Lichtenau und in Gnadenhütten! Wir thun euch hiermit zu wiſſen, daß wir ſchon vor etlich und 30 Jahren das Wort GOttes angenommen haben, und daher täglich, Morgens und Abends, unſre Verſammlungen halten. Wiſſet alſo auch, daß wir unſre Lehrer bey uns haben, die uns und unſre Kinder im Wort und in der Lehre unterrichten. Aus GOttes Wort, welches uns unſre Lehrer verkündigen, lernen wir, Friede mit allen Menſchen zu haben, und in Freundſchaft mit jedermann zu leben; denn ſo hat uns GOtt befohlen zu thun, daher wir ein Volk ſind, das den Frieden liebt. Dieſe unſre Lehrer ſind nicht allein unſre Freunde, ſondern wir ſehen ſie an und lieben ſie als unſer eigen Fleiſch und Blut. Da wir nun eure Couſins ſind, ſo iſt unſre Bitte und Begehren von euch, Oncles! daß ihr dieſe unſre Lehrer gleichfalls als

euren

euren Leib und als eure Couſins anſehet. Wir ſind Ein Leib mit ihnen, können alſo nicht von einander getrennt werden, und was ihr ihnen thut, das thut ihr uns, es ſey gutes oder böſes." Hierauf wurde ein String of Wampom von etlichen Klaftern überreicht. Der Halb-König verſicherte hierauf, daß dieſe Worte in ſein Herz gedrungen wären: er wollte daher mit ſeinen Kriegsleuten ſogleich darüber zu Rathe gehen. Das that er, und gab ſodann den Deputirten folgende Antwort: "Meine Couſins! Es iſt mir ſehr lieb, und ich fühle mich ſehr wohl dabey, daß ihr meine Augen, Ohren und Herz gereinigt habt von allem Böſen, das der Wind auf dieſer meiner Reiſe in mich hineingewehet hatte. Ich bin auf einer Reiſe, die nicht von gewöhnlicher Art iſt; denn ich bin ein Kriegsmann, und gehe in den Krieg, daher mich manches anwandelt, und viele böſe Gedanken in meinen Kopf, auch in mein Herz gehen. Ich freue mich aber, daß meine Augen nun helle ſind, und daß ich meine Couſins mit klaren Augen anſchauen kann. Ich freue mich, daß ich mit offnen Ohren meine Couſins anhören und ihre Worte zu Herzen nehmen kann." Hierauf gab er einen String of Wampom, und nun wiederholte er alle Worte der Deputirten, die Miſſionarien betreffend, verſicherte ſeine Zufriedenheit damit, und fügte hinzu: "Bleibt dabey, und laßt euch durch nichts darinn ſtören. Gehorchet euren Lehrern, die euch nichts als gutes ſagen, und von GOtt unterrichten, und ſeyd gar nicht bekümmert, daß ihnen einiges Leid geſchehen werde; es ſoll ihnen niemand Schaden thun. Haltet euren Gottesdienſt, und bemenget euch nicht mit andern Sachen. Ihr ſehet zwar, daß wir jetzt in den Krieg gehen; ſeyd aber ganz ſtille und ruhig dabey, und denket nicht viel darüber, u. ſ. w."

Während dieſer Verhandlung war man in Lichtenau in nicht geringen Sorgen, wie es damit ablaufen würde; daher

auch

auch mit den Deputirten vorläuſig die Abrede genommen worden, daß ſie, ſobald ſie merkten, daß der Halb-König aus keinem freundlichen Tone ſpräche, noch ehe er ausgeredet hätte, eiligſt einen Boten nach Lichtenau ſchicken ſollten, damit man ſich noch auf die Flucht begeben könnte. Deſto größer war nun die Freude der Indianer-Gemeine über den guten Ausgang, und alles fühlte ſich angeregt, den HErrn für die gnädige Erhörung der unzähligen in der Stille zu Ihm geſchickten Seufzer kindlich zu loben, und die ſchön paſſende Looſung deſſelbigen Tages zu realiſiren. Sie hieß: **Singet fröhlich unſerm GOtt, der unſre Stärke iſt! Jauchzet dem GOtt Jacob!**

Noch denſelben Tag beſuchte der Halb-König mit dem oberſten Capitain und 82 Kriegsleuten in Lichtenau. Zuerſt gingen ſie in das Schulhaus, woſelbſt ſich die Miſſionarien David Zeisberger und Eduards befanden, gaben ihnen ſämmtlich die Hand, nannten ſie ihren Vater, und der Halb-König ſagte unter andern: "Wir freuen uns, unſern Vater geſehen und ihm die Hand gegeben zu haben. Von heute an wollen wir euch erkennen und anſehen als unſern Vater, und ihr ſollt uns anſehen und erkennen als eure Kinder, und euch darinn durch nichts irre und bedenklich machen laſſen, ſondern es ſoll ſo bleiben in Ewigkeit. Wir wollen auch allen Nationen bekannt machen, was heute hier geſchehen iſt, und ſie werden ſich ohne Zweifel darüber freuen." Zeisberger antwortete dieſem freundlichen Compliment gemäß, worauf die Miſſionarien und einige Indianer-Brüder mit dem Halb-König und ſeinen Officieren unter einer Laubhütte ſpeiſten; die übrigen Krieger lagerten ſich vor dem Orte im Schatten, wo ſie ſo reichlich mit Eſſen verſorgt wurden, daß, als ſie gegen Abend ſehr zufrieden nach Goſchachgünk zurückgingen, jeder noch eine gute Portion mit ſich nehmen konnte. Der Halb-König ſchickte hierauf Boten ſowol an

den

den Engliſchen Befehlshaber in Detroit, als auch an die Chiefs im Huronen-Lande, und gab ihnen von dem mit der Indianer-Gemeine gemachten Bunde Nachricht, mit dem Beyfügen, daß er und ſeine Krieger die weißen Brüder zu ihrem Vater angenommen hätten und ewig dafür erkennen wollten.

Unterdeſſen hatte man in Gnadenhütten von der unvermutheten Abwendung der Gefahr nicht zeitig genug Nachricht erhalten können, daher der Miſſionarius Schmick auf dringende Vorſtellung der allzufurchtſamen National-Gehülfen ſchon am 9ten Auguſt mit ſeiner Frau und dem Bruder Scheboſch von da nach Pittsburg geflüchtet war, von wo ſie weiter nach Bethlehem gingen.

Nun ſahen ſich alſo die 2 Miſſionarien, Zeisberger und Eduards, ganz alleine, hatten 2 Gemeinen, die über 2 deutſche Meilen von einander entfernt waren, zu bedienen, und dabey keine andre Ausſicht, als daß eine Trübſal die andre ablöſen würde. Ihre Wehmuth über dieſe ihre Lage, läßt ſich leichter denken als beſchreiben. GOtt aber tröſtete ihre Herzen und ſtärkte ihren Glauben ſo kräftig, daß ſie ſich aufs neue dazu verbanden, bey der Indianer-Gemeine in aller Noth ſtandhaft auszuhalten. Ihre Looſung war alſo: Komm ich um, ſo komm ich um. Zeisberger blieb in Lichtenau, und Eduards begab ſich nach Gnadenhütten Sie beſuchten aber einander fleißig, theilten Leid und Freude, und einer war dem andern zum Troſt und zur Ermunterung. Jetzt ſahen ſie es erſt recht ein, welche Wohlthat GOtt ihnen durch oberwähnten Vertrag der Indianer-Gemeine mit den Huronen erzeigt hatte. Ohne denſelben hätten ſie entweder gar nicht, oder doch nur gleichſam verſtohlner Weiſe ihr Amt bey unſern Indianern verrichten können. So aber konnten ſie nun frey und ſicher und überall, und ſelbſt unter den wilden Kriegsleuten, herumgehen, die ihnen alle

Freund-

Freundſchaft und Ehrerbietung erwieſen. Viele derſelben wohnten den Verſammlungen in Lichtenau, die nie ausgeſetzt werden durften, aufmerkſam bey, und täglich kamen etliche, den Bruder Zeisberger zu beſuchen und als ihren Vater zu begrüßen. Einige waren kränklich, und freueten ſich über Zeisbergers Geſchicklichkeit und Willigkeit, ihnen zur Ader zu laſſen.

Hier ſtießen nun noch mehrere Krieger, ſowol Huronen als Irokeſen, Ottawas, Chipawas, Schawanoſen, Wonpahos, Petawontacken, und einige Franzoſen zum Halb-König. Er hielt aber ſehr gute Mannszucht, und ließ nicht die mindeſte Ausſchweifung begehen. Manchmal lagen über 200 Krieger des Nachts dichte vor Lichtenau, hielten ſich aber ſo ſtille, daß man faſt nichts von ihrem Daſeyn merkte, welches bey einem ſo wilden Volke und ſo vermiſchten Haufen gewiß ſehr zu bewundern war. Sonderlich hielt der Halb-König ſcharf darüber, daß ſein Volk nicht ins Sauſen gerathen durfte, weil alsdenn Mord und Todtſchlag unvermeidlich geweſen wäre. Er erkundigte ſich ſogar bey den Brüdern, ob ſich ſeine Leute ordentlich aufführten, und freute ſich, wenn er deſſen verſichert wurde.

Inzwiſchen war die Erhaltung ſo vieler Krieger und ihr häufiger täglicher Beſuch in Lichtenau den Einwohnern doch ſehr läſtig, beſonders ihr freundliches Betteln, da manchmal ein paar 100 auf einmal kamen, vor jedem Hauſe tanzten, und auf ſolche Art um Vorrath an Speiſe und Taback baten. Man dankte alſo GOtt, als ſie am 22ſten und 23ſten Auguſt abmarſchirten, um ſo mehr, da ſchon am letzten Tage ſo viel Rum aus Pittsburg in dieſe Gegend gebracht wurde, daß in den folgenden Tagen die ganze Nachbarſchaft von Lichtenau auf allen Seiten beſoffen war, und einen ſchrecklichen Lärm verführte.

Nun aber befürchtete man, daß dieſes freundliche Betragen der Huronen, die Engliſch geſinnt waren, bey dem Congreß einen üblen Eindruck machen möchte. Die Delawar-Chiefs hatten daher viel zu thun, ihre ſtreitbare Mannſchaft, die ſich beſtändig vor einem Ueberfall der Amerikaner fürchtete, in Ruhe zu erhalten. Nachher erfuhr man auch zuverläſſig, daß damals verſchiedene Anſchläge waren geſchmiedet worden, Lichtenau und Gnadenhütten und andre Delawar-Städte zu überfallen. GOtt aber hatte ſie alle zunichte gemacht.

Gegen den Herbſt dieſes Jahrs wurden die Umſtände noch drückender. Man erhielt nemlich die fürchterliche Nachricht, daß ein anderer Amerikaniſcher General in Pittsburg angekommen, der keinem Indianer, er möchte Freund oder Feind ſeyn, Pardon geben, ſondern ſie alle ohne Unterſchied ausrotten wollte. Dieſes brachte endlich auch die Delawaren ins Gewehr, und alle Abmahnungen der Miſſionarien halfen nicht, weil ſie, wie ſie ſagten, nun doch ſterben müßten, ſie möchten fechten oder nicht. Dazu kam das Gerücht, daß die Amerikaner in etlichen Tagen in Goſchachgünk einrücken würden, und eine Nachricht nach der andern verkündigte ihre Annäherung. Die ſtreitbare Mannſchaft der Delawaren vereinigte ſich alſo mit den Huronen, die noch in der Nähe waren. Die Indianer-Gemeine aber, die unverrücklich dabey blieb, an dem Kriege nicht den mindeſten Antheil zu nehmen, und denjenigen, der es thun wollte, nicht mehr für ihr Mitglied zu erkennen, konnte nun keine andre Parthie ergreifen, als ſich zur Flucht fertig zu machen.

Es ward daher ein Platz an der Walhalding beſtimmt, wo die Gemeinen von Lichtenau und Gnadenhütten zuſammen treffen wollten. In allen Häuſern wurde gepackt und aufgeräumt. Endlich kamen am 17ten September Abends

ſpät

ſpät Eilboten nach Lichtenau und Gnadenhütten, mit der Nachricht, daß die Feinde ſchon ganz nahe wären. Beyde Gemeinen nahmen alſo mit ihren Lehrern noch in derſelben Nacht auf Booten die Flucht, und zwar in ſolcher Eile, daß das mehreſte von ihrer Haabe zurück blieb. Auf dem beſtimmten Platz an der Walhalding trafen ſie zuſammen, lagerten ſich, und erwarteten nichts anders, als daß es am folgenden Tage bey Lichtenau zu einem blutigen Gefechte kommen würde. Ehe aber der Tag noch anbrach, kam die unvermuthete frohe Nachricht, daß es bloß eine Heerde Buſchpferde geweſen, was man für die Armee der Amerikaner gehalten hatte. Beyde Gemeinen blieben indeſſen am 18ten in ihrem Lager, um einander zu beſuchen, und es war eine Freude anzuſehen, welche Liebe unter ihnen waltete. Des folgenden Tages kehrte jede Gemeine mit Freuden wieder an ihren Ort zurück.

Am 23ſten September Abends ſpät kam eine Botſchaft aus Pittsburg vom Amerikaniſchen General Hand und dem mehrgedachten Oberſten Morgan, mit der Verſicherung, daß die Delawaren von den Amerikanern nichts zu fürchten hätten. Ehe dieſes aber noch bekannt gemacht werden konnte, verbreitete ſich in Lichtenau das Gerücht, daß eine Armee in der Nähe wäre, und alles wollte ſchon wieder flüchten. Zeisberger ließ daher noch nach Mitternacht die Gemeine zuſammen kommen, und erfreute ſie mit der guten aus Pittsburg erhaltenen Nachricht, worauf ſich alles fröhlich zur Ruhe begab. Und nun kehrten auch die Delawar-Chiefs zu ihrem friedlichen Syſtem wieder zurück.

Zu Anfang des Octobers dieſes Jahrs fiel ein Gefechte zwiſchen den Huronen und einer Freyparthie Amerikaner vor, die gegen das ausdrückliche Verbot der Regierung in Pittsburg ausgezogen war, die Delawar-Städte und alſo auch die Gemeinorte zu überfallen. Der Halb-König aber

ſchlug ſie, und machte ſie bis auf etliche wenige nieder, worauf er mit ſeiner ſiegreichen Schaar wieder in Lichtenau beſuchte, aber zu großem Vergnügen der Gemeine ſchon den 6ten Octyber den Rückmarſch nach Hauſe antrat.

Bald darauf erfuhr man in Lichtenau, daß ein Theil der Delawaren, die an der Cajahaja und an der Walhalding hinauf wohnten, an dem Kriege Theil zu nehmen anfingen. Da nun dieſes die Indianer-Gemeine mit ins Unglück hätte bringen können, ſo ließ der Miſſionarius Zeisberger dem großen Rath der Delawaren in Goſchachgünk eine ſehr nachdrückliche Vorſtellung darüber thun, mit der Verſicherung, daß die gläubigen Indianer entſchloſſen wären, ſich von den Delawaren ſogleich zu entfernen, ſobald ſie ſich bewegen lieſſen, mit in den Krieg zu ziehen. Das hatte die Folge, daß ſämmtliche Häupter der Delawaren von allen Orten zu einem auſſerordentlichen Rathe zuſammen berufen wurden, worinn am 31ſten October einmüthig beſchloſſen wurde, über dem Frieden und der Neutralität veſte zu halten.

Während dieſer Zeit der Verwirrung und Trübſal, da der Mordgeiſt und die Kräfte der Finſterniß ſich ſo thätig bewieſen, ging GOttes Werk unter unſern Indianern ungehindert fort. Bey den Getauften nahm man, nach dem Ausdruck der Miſſionarien, ein ganz neues Leben aus GOtt und ein ſolches Feuer der Liebe unter Jung und Alt wahr, wie es bey Leuten zu ſeyn pflegt, die in der erſten Liebe ſtehen. Bey der großen Unruhe, welche der faſt tägliche Durchzug hin- und hergehender Schaaren von Kriegern verurſachte, wurden ſie nicht nur nicht muthlos, ſondern lieſſen ſich vielmehr die ſchweren und bedrängten Zeiten dazu dienen, daß ſie ſich im Glauben noch näher an unſern Heiland hielten, und allein bey Ihm Troſt und Hülfe ſuchten. In den Verſammlungen waltete eine mächtige Gnade, und die Predigt

des Evangelii in Lichtenau wurde von fremden Indianern ſo häufig beſucht, daß es ſehr oft an Platz gebrach. Viele wurden getauft, und einige, die ſchon in andern Verfaſſungen getauft waren, in die Gemeine aufgenommen. Der Zeugengeiſt belebte die National-Gehülfen damals ganz beſonders. Einige derſelben gingen ſo gar nach Goſchachgünk, den Kranken und Lahmen, die nicht nach Lichtenau kommen konnten, die Gnade JEſu anzupreiſen, und fanden großen Eingang. Etliche Indianer-Prediger ſtanden zwar gegen ſie auf, konnten aber dem Geiſte, der aus den National-Gehülfen redete, nicht widerſtehen, ſondern mußten alle verſtummen. Bey den ungetauften Kindern zeigte ſich an beyden Gemeinorten eine ſo ſelige Bewegung, daß die Eltern ſich oft keinen Rath wußten, wie ſie ihre Kleinen tröſten ſollten, wenn ſie ſo herzlich um die Taufe weinten. Unter dieſen waren auch die Kinder eines noch ungetauften Chiefs von Aſſiningk, Namens Wekapachtſchiechen, der in Lichtenau wohnte. Dieſer wendete ſich an die Miſſionarien, und ſagte: Es gehe ihm ſo nahe, wenn er ſeine Kinder des Tages oder des Nachts auf dem Angeſicht weinend liegen ſähe, und er könne ihnen doch nicht helfen, ſondern müſſe vielmehr mit ihnen weinen. Er habe daher gedacht, er wäre wol Urſach daran, daß ſeine Kinder ſo troſtlos ſeyn müßten. Er wolle alſo den Miſſionarien ſeine Kinder empfehlen und bitten, daß ſie nicht um ſeinetwillen möchten zurückgehalten werden. Er würde ſich ſehr freuen, wenn ſeine Kinder ihm vorangingen, und vor ihm getauft würden. Eben derſelbe redete eines Tages den verſammleten Rath in Goſchachgünk folgendermaßen an: "Lieben Brüder und Freunde! weil wir jetzt lauter fürchterliche Nachrichten von allen Orten her hören, ſo laſſet uns deſto angelegentlicher zum Heilande beten, daß Er uns durch dieſe gefährliche Zeiten hindurch helfe, denn jetzt haben wir es am allernöthigſten. Ich darf mich wol

noch nicht unter die Gläubigen rechnen; ich kann euch aber doch von ganzem Herzen verſichern, daß ich bey dieſem Volke GOttes leben und ſterben will. Wo die Brüder bleiben, da will ich auch bleiben; wie es ihnen geht, ſo ſoll mirs auch gehen. Ich werde es für eine große Gnade ſchätzen, bey ihnen mein Leben beſchlieſſen zu können; und ſollte ich auch nicht zu der Gnade gelangen, getauft zu werden, ſo ſoll man doch einſt von mir ſagen können: Hier liegt Wekapachtſchiechen begraben, der, ob er ſchon nicht hat können getauft werden, doch bis an ſein Ende bey der Brüdergemeine geblieben iſt." Seine Freundſchaft drohete ihm hierauf den Tod, wenn er die Brüder nicht verlaſſen wollte. Er ließ ſich aber dadurch ſo wenig irre machen, als vorher durch ihre Schmeicheleyen, und wurde bald hernach getauft. Ein anderer erweckter Indianer, der auf ſeine Bitte Erlaubniß bekommen hatte, bey den Brüdern zu wohnen, machte ſolches dem Rathe ſeines Orts bekannt, mit der Verſicherung, daß er nicht nur dem Saufen, ſondern auch dem ganzen Indianiſchen Leben abſagen und nach Gnadenhütten ziehen wollte. Die Glieder des Raths lobten ſein Vornehmen, und ſagten: "Du haſt den beſten und ſicherſten Weg erwählt; wenn du nach Gnadenhütten zieheſt, ſo können wir glauben, daß du nicht mehr ſaufen willſt, denn die Gläubigen ſaufen nicht, das wiſſen wir.

Eine beſondere Freude machte GOtt den Miſſionarien dadurch, daß viele von denen, die im Frühjahr abtrünnig worden, gegen das Ende deſſelben Jahrs ihre Untreue von Herzen bereueten, und um Vergebung und Wiederannahme baten. Einer derſelben, der ſchmerzhaft krank lag und freundlich beſucht wurde, geſtand es zwar zu, daß er ganz alleine an ſeinem unſeligen Zuſtande ſchuld ſey, bezeigte aber, daß ſein Herz ganz todt ſey, und keinen Muth zum Heilande habe, weil, wenn er auch ſich wieder zu Ihm wenden wolle,

ihm ſogleich einfiele, daß er ſich gar zu ſehr an Ihm und an der Gemeine verſündigt, indem er ſie nicht allein verlaſſen, ſondern auch viel Böſes gegen dieſelbe unter die Wilden ausgeſprengt habe; worauf er verſichert wurde, daß bey JEſu Chriſto auch Gnade und Vergebung für die Abtrünnigen zu finden ſey, weil Er ja am Kreuze ſogar für Seine Mörder gebeten habe. Und dieſes Wort des Troſtes fand Eingang in ſein geängſtigtes Herz.

Achter Abſchnitt.

1778. 1779. 1780. 1781.

Fortdauer des Wildenkrieges. Gefährliche Lage und gnädige Bewahrung der Indianer-Gemeine und ihrer Lehrer. Gnadenhütten wird verlaſſen, nach einiger Zeit wieder bezogen, und Schönbrunn wieder gebauet. Lichtenau wird verlaſſen, und Salem gebauet. Unter allen Unruhen geht GOttes Werk unter den Indianern ungehindert fort. Der Prediger Grube von Litiz beſucht die Indianer-Gemeine zu ihrem großen Segen.

Da der Krieg zwiſchen England und den nunmehrigen Freyſtaaten in Nordamerika noch lange fortwährte, ſo gingen auch die Unruhen unter den Indianer-Nationen noch fort, doch ſo, daß vom Anfange des Jahrs 1778 bis in die Mitte des Jahrs 1781 nicht viel ernſthaftes, ſondern mehrentheils nur Neckereyen vorkamen, wovon die Indianer-Gemeine das Unangenehme reichlich mit erfuhr, ohne gleichwol dadurch in ihrem Gange weſentlich geſtört zu werden, daher ich dieſe Jahre kurz zuſammen faſſe.

Ein eigener Troſt für die Miſſionarien während dieſer Periode war, daß in der allgemeinen Verwirrung doch der Briefwechſel mit den Brüdergemeinen in Penſylvanien nicht unterbrochen wurde, welches dazu diente, daß da letztere ſich ebenfalls wegen des fortwährenden Krieges in kümmerlichen Umſtänden befanden, ſie einander von Zeit zu Zeit ermuntern konnten, in Geduld und Glauben auszuhalten, und die Hülfe des HErrn zu erwarten.

Die Huronen ſetzten während dieſes Zeitraums ihre Feindſeligkeiten gegen die Freyſtaaten immer fort, und man erhielt von Zeit zu Zeit eine Menge trauriger Nachrichten von ihren und anderer Wilden mörderiſchen Einfällen in die Pflanzorte der Weißen, ſo wie von einem ähnlichen Betragen der Letzteren gegen die Wilden. Dabey war es für die Miſſionarien und ihr Volk allemal ein herzangreifender Anblick, wenn die wilden Krieger vom Rauben und Morden zurück kamen, und weiße zum Theil verwundete Gefangene beyderley Geſchlechts, und darunter kleine Kinder, mit ſich führten, auch Todte und Scalps durchtrugen. Unſre Indianer bezeigten ſich dabey ſehr mitleidig, gaben den Gefangenen zu eſſen, und lieſſen es durchaus nicht zu, daß ſie in den Gemeinorten gepeitſcht, oder auf andere Art gemißhandelt würden, wie ſonſt die Gewohnheit der Wilden iſt, ſo oft ſie mit erwachſenen Gefangenen durch einen Ort paſſiren. Ueber dieſes mitleidige Verbot wurden die barbariſchen Krieger oft ſehr aufgebracht, mußten aber doch geborchen.

Unter ſolchen Gefangenen befand ſich einmal ein 86 jähriger Greis nebſt 2 jungen Männern. Mit erſterem hatten unſre Indianer ein beſonderes Mitleiden, und boten den Kriegern eine große Summe, um ihn loszukaufen, aber umſonſt. Als dieſe Gefangene in die Heimath der Krieger gekommen waren, wurden die 2 junge Männer auf die im erſten Theile S. 196. beſchriebene grauſame Weiſe gemartert

tert und verbrannt. Dem Greiſe ſollte es eben ſo gehen. Es wurde ihm aber durch ein kleines Mädchen heimlich geſteckt, und er war ſo glücklich, daß er ein Pferd bekam und entfloh. Die Wilden ſetzten ihm zwar nach, er entkam aber doch bis in die Gegend von Gnadenhütten, wo er vor Hunger nicht weiter konnte, nachdem er ſchon 10 Tage bloß von Gras gelebt hatte. In dieſem Zuſtande fand ihn ein Indianer-Bruder im Buſche, mehr einer Leiche als einem lebenden Menſchen ähnlich, ſo daß er Mühe hatte, ihn nach Gnadenhütten zu bringen. Hier kam er in gute Pflege, und brach in die Worte aus: "Ach guter GOtt, habe Dank, daß du mich armen Menſchen wieder zu Chriſten gebracht haſt! Iſt es nun dein Wille, daß ich hier ſterben ſoll, ſo bin ich es von Herzen zufrieden." Er ſtarb aber nicht, und wurde nachher von den Brüdern nach Pittsburg befördert.

Uebrigens wurde in dieſem Zeitraum gar manche Schaar wilder Krieger durch die liebreichen und vernünftigen Vorſtellungen unſerer Indianer ſo gerührt, daß ſie von ihrem mörderiſchen Vorhaben abließ und nach Hauſe kehrte, wodurch viel Blutvergießen verhütet ward. Oft konnten auch unſere Indianer ſich ſelbſt gegen die Räubereyen der durch- und vorbeyziehenden Wilden nicht anders ſchützen, als daß ſie Deputirte an ſie abſchickten, ihnen die Unbilligkeit ihres Betragens vorſtellten, und dabey einen String of Wampom übergaben.

Bey dieſen Unruhen, wozu noch kam, daß auch die Freypartheien der weißen Leute überall herum ſtreiften, war die Gemeine in Gnadenhütten der Gefahr am meiſten ausgeſetzt. Sie wurde daher im April 1778 eingeladen, lieber für die Zeit nach Lichtenau zu ziehen. Dieſen Antrag nahm ſie an, und Gnadenhütten ward verlaſſen. Solchergeſtalt wohnten nun die 3 Indianer-Gemeinen beyſammen, weshalb

halb man in Lichtenau den Verſammlungsſaal merklich erweiterte, und den Ort mit vielen Häuſern vergröſſerte.

Unterdeſſen wurden die Delawar-Chiefs zu wiederholtenmalen vom Engliſchen Befehlshaber im Fort Detroit und denen Indianer-Nationen, die auf ſeiner Seite waren, aufs ernſtlichſte und oft mit den ſchärfſten Drohungen zum Kriege aufgefordert. Sie lieſſen ſich aber lange Zeit nicht wankend machen, und wurden darin durch den guten Rath der Miſſionarien und der National-Gehülfen treulich unterſtützt, die ſolches ſowol der Indianer-Gemeine als auch dem ganzen Lande ſchuldig zu ſeyn glaubten, indem es eine ausgemachte Sache war, daß durch die Neutralität der Delawaren viele andre Nationen in Ruhe erhalten wurden, weil ſie die Delawar-Nation, als ihren Großvater, doch nicht gerne beleidigen wollten. Auch wurde dieſes Betragen der Brüder von der Regierung in Pittsburg als eine Wohlthat fürs ganze Land erkannt, wie ſolches der Obriſte Morgan dankbarlich bezeigte, mit der Verſicherung, daß dadurch die Wuth der Krieger ins ganze gedämpft worden ſey.

Nun genoß man eine gute Weile einer Ruhe, die um ſo erquickender war, je länger man das Gegentheil erfahren hatte. Die böſen Monſys aber waren unterdeſſen unabläſſig geſchäftig, die übrigen Nationen gegen die Delawaren, und beſonders gegen die Indianer-Gemeine und deren Lehrer aufzuhetzen. Als nun dieſes noch dazu kam, daß die Delawaren auch von Seiten der Freyſtaaten zum Kriege gegen die Engliſchgeſinnten Indianer aufgefordert wurden, ſo fingen ihre Chiefs endlich doch an zu wanken, entſchloſſen ſich zum Kriege, und ſchlugen ſich auf die Seite der Engländer. Hierüber verlor ſich ſogleich ihre Freundſchaft gegen unſre Indianer und die Miſſionarien, die unermüdet zum Frieden riethen, und verwandelte ſich nach und nach in Feindſchaft; denn nunmehro war die friedlichgeſinnte Indianer-Gemeine

ihnen im Wege, daß ſie nicht nach ihrer Neigung handeln konnten. Menſchlichem Anſehen nach war es alſo um die Gemeine geſchehen; denn die Engliſchgeſinnten Indianer-Nationen hatten in Detroit einmüthig beſchloſſen, daß das Kriegsbeil auf deſſen Kopf fallen ſollte, der es nicht annehmen würde. Eine ähnliche Geſinnung zeigten die Nationen, die es mit den Freyſtaaten hielten. Unſre Indianer waren alſo mitten inne.

Der erſte Schritt, den man ſich gegen ſie erlaubte, war, daß ihre junge Mannſchaft von den Chiefs der Delawaren aufs ernſtlichſte und zu wiederholtenmalen aufgefordert wurde, auch die Waffen zu ergreifen. Ihre Weigerung war ſtandhaft, ſetzte ſie aber in nicht geringe Gefahr, indem die Delawaren endlich gar ausſprengten, daß die Indianer-Gemeine es mit den Amerikanern hielte. Noch gefährlicher wurde dadurch die Lage der Miſſionarien, deren Rath und Anſehen man dieſe Weigerung allgemein zuſchrieb. Die Drohung wurde daher von den Wilden ſehr oft wiederholt, daß ſie entweder getödtet, oder gefangen weggeführt werden ſollten, weil man ſich alsdann, wenn man ſie nur erſt fort hätte, mit der Indianer-Gemeine bald fertig zu werden ſchmeichelte.

Faſt unzählige Bewahrungen GOttes erfuhren die Brüder zu dieſer Zeit. Schon im Sommer 1778 erhielten die Miſſionarien zuverläſſige Nachricht, daß der Gouverneur in Detroit eine Parthie Engländer und Indianer nach Lichtenau ſchicken und ſie abholen laſſen wollte. Nach einiger Zeit aber vernahmen ſie, daß dieſe Expedition wieder aufgeſchoben worden, weil der Capitain, der die Parthie commandiren ſollte, plötzlich geſtorben, und nicht gleich ein anderer an ſeine Stelle da war. Ein anderer Engliſcher Officier hatte von den Wilden verlangt, daß ſie ihm nur die Miſſionarien todt oder lebendig liefern ſollten. Jene verſprachen es, vergaſſen es aber. Auch im Sommer 1779

ſchwebte eine große Gefahr über ihnen, welcher zu entgehen, ſie keinen Weg vor ſich ſahen. Eine Armee Engländer und Indianer von Detroit war auf ihrem Marſch nach dem Fort Laurenz in Tuskarawi ſchon dieſſeits der Huronen-Städte angekommen, und der commandirende Officier hatte ebenfalls die Abſicht, in die Gegend unſrer Indianer zu rücken, und die Miſſionarien aufzuheben. Es kam aber plötzlich die Nachricht, von einem Einfall der Amerikaner, weswegen alle Indianer, die bey ihm waren, ihn verlieſſen, daß er alſo ſein Vorhaben aufgeben und nach Detroit zurück kehren mußte. Der Bruder Scheboſch befand ſich einmal auf einer Reiſe nach Pittsburg, ohne es zu wiſſen, zwiſchen zwo Partheyen, deren eine die andere verfolgte, und erfuhr erſt nachher die Gefahr, in der er geweſen war. Verſchiedenen Boten, die von den Brüdern in nothwendigen Geſchäften ausgeſchickt worden, wurde von Mördern aufgelauert, ſie entkamen aber glücklich.

Sehr oft wurde das Wort bey ihnen erfüllt: Der HErr machet zunichte der Heiden Rath, und wendet die Gedanken der Völker. Einmal ließ der Halbkönig der Huronen die Miſſionarien warnen, auf guter Hut zu ſeyn, weil er mit Gewißheit erfahren hätte, daß ihnen nach dem Leben getrachtet würde, vornemlich dem Bruder Zeisberger. Auch verbreiteten einige boshafte Leute das Gerüchte, daß gedachter Miſſionarius drauf antrage, die gläubigen Indianer zu den Amerikanern herüber zu führen. Als ihm nun die Gefahr, in die er dadurch gerieth, ſchriftlich gemeldet wurde, antwortete er: "Bin ich in Gefahr, ſo kann ich es nicht ändern, und überlaſſe es gänzlich meinem lieben HErrn, dem ich diene, wie Er meine Sache und mein Schickſal ordnet. Uebrigens bin ich gelaſſen und getroſt, wiewol ich mich nicht muthwilliger Weiſe in Gefahr ſetzen werde." Indeſſen kam die Gefahr ihm doch einmal ſehr nahe. Ein weißer Mann

von

von Sandusky, Namens Kornick, war mit einem andern weißen Manne, Simon Gisley genannt, der mit einer Anzahl Mingues aufs Rauben und Morden ausgegangen, zuſammen gekommen, und hatte von ihm gehört, daß er noch ſo glücklich zu ſeyn hoffte, entweder alle weiße Brüder, oder doch einen von ihnen nach Detroit zu bringen. Kornick erzählte ſolches dem Bruder Zeisberger, und warnte ihn. Dieſer aber, ſolcher Drohungen gewohnt, machte ſich nichts daraus, ſondern ging in ſeinem Beruf wohin es nöthig war. Als er nun eines Tages mit 2 Indianer-Brüdern auf der Reiſe war, begegnete ihm beſagter Simon Gisley wirklich mit 8 Mingues und einem weißen Gefangenen. Sobald Gisley den Miſſionarium erblickte, rief er ſeiner Compagnie zu: "Seht, da kommt uns der entgegen, den wir ſchon lange zu ſehen und zu bekommen gewünſcht haben; thut nun, was euch gut dünkt!" Der Anführer der Mingues aber ſchwieg ſtille und ſchüttelte den Kopf. Sie thaten alſo nur einige Fragen und zogen weiter. Auch ein Officier von Detroit, der im Jahr 1779 auf dem Marſch nach Fort Laurenz begriffen war, hatte gedachtem Herrn Kornick geſagt, daß eine ſeiner Hauptangelegenheiten, warum er dahin wollte, dieſe ſey, die Miſſionarien abzuholen, inſonderheit den Bruder Zeisberger. Als ihm Kornick nun vorſtellte, daß die Miſſionarien den Engländern nicht nur keinen Schaden thäten, ſondern noch dazu viel Gutes unter den Indianern ſtifteten, erwiederte er, daß man ſolches gar wohl wiſſe, wenn ſie aber erſt die Miſſionarien weg hätten, ſo krigten ſie nicht nur die Delawaren, ſondern auch alle übrige Nationen mit ſich in den Krieg.

Alle Nachrichten, die man nunmehro erhielt, ſtimmten darin überein, daß es auf die gänzliche Zerſtörung der Indianer-Gemeine abgeſehen ſey. Das war für einige, die ſich im Glauben noch nicht hatten gründen laſſen, eine Verſuchung,

ſuchung, der ſie nicht widerſtehen konnten. Sie entfernten ſich von der Gemeine aus Furcht. Hier ſahe man aber auch die Treue des HErrn, der mit den Schwachheiten Geduld hat; denn dieſe alle bewahrte Er, daß ſie während ihrer Abweſenheit an ihren Seelen keinen Schaden litten. Sie kamen auch balde wieder, und ſchämten ſich ihrer Kleinmüthigkeit.

Nach und nach wurde indeſſen die Zerrüttung unter den Delawaren immer ärger. Viele derſelben fingen an zu flüchten, und keiner konnte ſagen, warum? Dennoch gingen ſie davon und lieſſen ihr Korn und was ſie eingeerndtet hatten, im Stiche. Unſre Indianer aber blieben ruhig, vertrauten dem HErrn, und mancher von ihnen hatte auch zu dieſer Zeit Gelegenheit, ein Zeugniß der Wahrheit abzulegen. Unter andern hatte der Amerikaniſche General Intoſch einmal eine lange Unterredung mit einem Getauften, Namens Johann Martin, und that allerley geiſtliche und andere Fragen an ihn, die ihm Johann Martin zu ſeiner völligen Zufriedenheit beantwortete, ſo daß der General ſich nicht genug darüber wundern konnte. "Ich kann wol, ſagte Johann Martin zum Beſchluß, die Bibel nicht leſen, aber ich weiß doch, daß es ſo geſchrieben ſteht, und ſo ſind wir von unſern Lehrern gelehrt worden; der General kann die Bibel leſen, und wird wiſſen, ob es Wahrheit iſt, was ich ſage." Du haſt ganz recht, erwiederte dieſer; es iſt Wahrheit, was du ſagſt, und ich freue mich ſehr, ſo einen Indianer zu ſehen. Nun ſehe ich auch, daß ihr nicht mehr Heiden, ſondern chriſtliche Indianer ſeyd, und ich will euch helfen und dienen, ſo viel in meinem Vermögen ſeyn wird.

Inzwiſchen wurde die Indianer-Gemeine doch durch blinden Lärm ſehr oft beunruhiget und geängſtiget, daher der Amerikaniſche Oberſte Gibſon die Miſſionarien freundlich einlud, ſich mit ihrem Volke nach Fort Laurenz in Sicherheit zu begeben, wenigſtens ſich näher bey dieſer Feſtung

niederzulaſſen, welches die Regierung in Pittsburg auch darum wünſchte, weil die Truppen der Freyſtaaten um unſerer Indianer willen der feindlichen Wilden ſchonen müßten; wenn erſtere aber weg wären, ſo würden ſie bloß ihre Feinde vor ſich haben. Man verbat ſich aber dieſe Einladung aufs höflichſte, weil ſich der Krieg am meiſten dahin zu ziehen pflegt, wo eine Feſtung iſt, wie denn auch gedachtes Fort Laurenz von den Wilden etlichemal belagert, und endlich von den Amerikanern verlaſſen wurde. Auch die Schawanoſen luden diejenigen Mitglieder der Indianer-Gemeine, die Mahikander oder Monſys waren, freundlich ein, zu ihnen zu ziehen, ihre Lehrer mitzubringen, und ihren Gottesdienſt ungeſtört zu halten. Die Gemeine blieb aber ungetrennt und ruhig.

Mittlerweile zeigte ſichs, daß Lichtenau allzuſtark mit Einwohnern beſetzt war. Man entſchloß ſich alſo im Jahr 1779, das verlaſſene Gnadenhütten wieder zu beziehen, und das zerſtörte Schönbrunn wieder aufzubauen, doch nicht auf demſelben Platze, ſondern auf der andern Seite des Muskingum. Gnadenhütten war bald wieder in Ordnung, und wurde von dem Bruder Eduards bedient. Mit dem Bau von Schönbrunn aber ging es nicht ſo geſchwinde, wie ſonſt gewöhnlich. Der unter Anführung des Bruder Zeisbergers dahin gezogene Theil der Gemeine mußte die gröſſeſte Hälfte des Jahres unter Feldhütten wohnen, die gottesdienſtlichen Verſammlungen unter freyem Himmel halten, und konnte erſt im December 1779 das neue Schönbrunn beziehen, und die Kirche einweihen, welches mit großer Freude geſchahe.

Lichtenau, woſelbſt nun der ſchon im Frühjahr 1778 nebſt dem Bruder Schebosch zur Miſſion zurückgekommene Bruder Heckewälder die Gemeine bediente, war bis daher der ſchicklichſte und ſicherſte Ort für unſere Indianer geweſen. Die Einwohner von Goſchachgünk aber bezeigten ſich ſchon

seit

ſeit geraumer Zeit nicht mehr ſo freundſchaftlich, wie ſonſt. Vielmehr ſuchten ſie unſre Indianer auf alle Weiſe zu beunruhigen. Sonderlich war ihr Stehlen und ſchreckliches Saufen, ſamt deſſen abſcheulichen Folgen eine tägliche Plage der Gemeine. Dazu kam, daß die wilden Krieger es nun zur Gewohnheit gemacht hatten, immer durch Lichtenau zu marſchiren, und daſelbſt Raſttag zu halten, da ſie denn allezeit umſonſt und reichlich geſpeiſt und getränkt werden mußten, welches in die Länge nicht zu ertragen war. Man hielt alſo fürs beſte, dieſen Ort nach und nach zu räumen, und lieber einen neuen an deſſen ſtatt zu bauen. Dazu erwählte man eine Gegend am Muskingum, etwas über eine deutſche Meile unterhalb Gnadenhütten, und nannte den Ort Salem. Am 30ſten März 1780 war die letzte Verſammlung in Lichtenau, mit herzlichem Lobe GOttes für alle an dieſem Orte ſo reichlich genoſſene Gnade und Segen. Nachher wurde auch hier das Verſammlungshaus niedergeriſſen, und der Abzug nahm ſeinen Anfang. Weil es aber zu Waſſer den Strom hinauf ging, ſo brachte man über 8 Tage damit zu, obgleich Salem nur 4 deutſche Meilen von Lichtenau ablag.

Mit dem Anbau dieſes neuen Gemeinorts, wobey die Einwohner von Gnadenhütten und Schönbrunn treulich halfen, ging es ſo ſchnell, daß ſchon am 22ſten May die Kirche eingeweiht wurde. Tages darauf beging die Gemeine daſelbſt zum erſtenmal das Mahl des HErrn, und am 28ſten war in Salem die erſte Taufhandlung. Im December 1780 wurde dieſer Ort ganz fertig, und von fremden Indianern gar häufig beſucht.

Aber auch hier wollten die feindſeligen Delawar-Chiefs unſre Indianer nicht in Ruhe laſſen, und beſchloſſen daher zu Anfange des Jahres 1781 daß alle Einwohner von Goſchachgünk, die nicht in den Krieg ziehen wollten, ſich in

der Nähe von Salem niederlaſſen ſollten. Alle Vorſtellungen, die von unſern Indianern dagegen geſchahen, wurden nicht angenommen. Indeſſen wurde dieſer übel gemeinte Anſchlag nachher doch zunichte.

Was den innern Gang der Gemeine betrifft, ſo war dieſe ganze Periode eine überaus angenehme Gnadenzeit. Die Miſſionarien lebten in lieblicher Eintracht, und dienten dem HErrn mit Freuden. Auch unter den indianiſchen Brüdern und Schweſtern waltete große Liebe, und es war mit Vergnügen zu bemerken, wie ſie von ſelbſt darauf bedacht waren, alles aus dem Wege zu räumen, was dieſelbe hätte ſtören können. Ueberhaupt war die Arbeit des heiligen Geiſtes an ihren Herzen ſo deutlich wahrzunehmen, daß die Miſſionarien darüber oftmals aller Noth der Erde vergaßen. Nach einer Predigt z. B. über das Evangelium vom Säemann, prüften ſich viele, unter welche Claſſe ſie ſich zu rechnen hätten. Einer ſagte, er hätte ſich getroffen gefunden, daß er unter denen wäre, da der Saame an den Weg gefallen, wo er zertreten, und von den Vögeln aufgefreſſen worden. Ein anderer fand, daß bey ihm das Wort wie unter die Dornen gefallen, weil noch Gutes und Böſes bey ihm unter einander läge, und er dem Heilande noch nicht alles hingegeben hätte. Ein dritter rechnete ſich unter die felſichten Herzen, da das Wort noch keine Wurzel faſſen können, u. ſ. w. Die mehreſten aber, die es ſich ſelbſt nicht ableugnen konnten, daß der edle Saame bey ihnen auf ein gutes Land gekommen, dankten dem HErrn dafür in der Stille. Als ein Miſſionarius einmal einen Indianer Bruder bey dem Sprechen zum heiligen Abendmahl ſo anredete: "Erzähle mir doch, wie es in deinem Herzen ausſieht!" gab dieſer ihm zur Antwort: "Keine angenehmere Anrede hätteſt du an mich thun können; alle Stunden am Tage bin ich dazu fertig, und wenn man mich des Nachts zu dem

Zwecke aufwecken würde, ſo würde ich keine Zeit brauchen, mich zu beſinnen, oder erſt recht wacker zu werden, denn der Heiland hat mein Herz ſo eingerichtet, daß ich meine Armuth und Mangelhaftigkeit meinen Brüdern eben ſo gerne darlege, als die Seligkeit, die ich genieße." Ein anderer Getaufter klagte ſeinem Lehrer, daß er den Heiland verloren habe. Auf Befragen, wie denn ſo? erwiederte er: "Ich wollte einen unſträflichen Wandel führen, und hielt mich auf über einige, die in den Gemeingnaden ſchon weiter ſind, als ich, daß ſie ſich bisweilen mit Dingen einlaſſen könnten, die ſich, nach meinen Gedanken, für Kinder GOttes nicht ſchickten. Ich dachte, ſo ſoll es nicht mit mir werden; was ich dem Heilande verſprochen habe, will ich auch halten. Endlich krigte ich Gefallen an mir ſelber, vergaß die Hülfe des Heilandes, und nun bin ich, wie ein verlaſſenes Kind." Ein Neugetaufter ſagte zu ſeiner Mutter und zu ſeinen Freunden in Goſchachgünk: "Ihr denkt vielleicht, daß nichts an der großen Sache vom Heilande und Seiner Verſöhnung iſt, und daß nur eben viel davon geredet wird. Ich habe ehedem auch ſo gedacht, und mein Geſpötte damit gehabt. Nun kann ich euch aber aus Erfahrung ſagen, daß es etwas zum Erſtaunen großes iſt, und daß eine Gotteskraft über einen kommt, die das Herz zermalmet, wenn man hört, was der Heiland für uns gethan und gelitten, und wie viel es Ihn gekoſtet hat, uns arme und verlorne Menſchen aus der Gewalt des Satans zu erlöſen." Einmal wollten ein paar fremde alte Männer einen getauften Jüngling über ſeinen Glauben befragen, und der eine Alte ſagte, er wollte die halbe Nacht mit ihm zubringen und ſehen, ob er, da er doch noch ein Knabe wäre, einen alten Greiſe auf alles würde Red und Antwort geben können. Es währte aber nicht lange, ſo ſagte der Greis, daß er ſchon genug habe, und ermahnte den Jüngling, bey der Gemeine zu bleiben, ſo

lange er lebe. "Ich, ſetzte er hinzu, bin ſchon zu alt und zu verhärtet, als daß ich gläubig werden könnte." Ein anderer Getaufter erklärte ſich gegen einen Beſuchenden: "Ich glaube den weißen Lehrern, wie ich ſelig werden kann, nicht darum, weil ſie es geſagt haben, ſondern mein Herz wurde, ehe ich getauft ward, von ſeinem elenden Zuſtande überzeugt, und ich lernte glauben, daß der Heiland mein Erlöſer und Seligmacher ſey. Und nachdem ich getauft war, fühlte ich, daß ich ein ganz andrer Menſch war, als vorher. Mein Herz brannte, und ich war unausſprechlich ſelig. So iſt es mir noch, und das darum, weil mir der Heiland meine Sünden vergeben, und mich mit Seinem Blute gewaſchen hat."

In den öffentlichen Predigten war die Bewegung unter den Zuhörern oft ganz auſſerordentlich, ſo daß der Prediger inne halten mußte. Viele Beſuchende wurden dabey von der Gnade JEſu ergriffen, und ſo viele derſelben nicht widerſtunden, auch der heiligen Taufe theilhaftig. Unter letztern befand ſich auch ein weißes Ehepaar von der Menoniſten Geſinnung. Der Mann, Namens John Leath, hatte ſchon viele Jahre unter den Indianern gewohnt, und ſeine Frau war als ein halbjähriges Kind von den Wilden weggeführt worden.

Einige fremde Indianer, die in Lichtenau beſuchten, bezeugten gehört zu haben, daß Wunderdinge daſelbſt vorgingen, daher ſie gekommen wären, dieſelben auch anzuſehen und zu hören. Die Indianer-Brüder bekräftigten es, daß allerdings ſolche Wunderdinge vorgegangen wären, und noch vorgingen, wovon ſie in ihrem ganzen Leben vielleicht noch nichts gehört hätten, und fingen darauf an, ihnen zu erzählen, wie GOtt der Schöpfer aller Dinge in die Welt gekommen, Sünder ſelig zu machen, und ſolches nun wirklich, und auch in Lichtenau thue. Dieſe Liebe und Gnade GOttes unſers Heilandes überſteige alle unſere Ver-

nunft, und wir würden ſelbſt in der Ewigkeit nicht aufhören können, über die Wunder Seiner Gnade zu erſtaunen. Dieſem Zeugniſſe hörten die Wilden ſehr aufmerkſam zu, und als Iſaak Glikkikan, einer dieſer Zeugen JEſu, nach Hauſe gehen, und ſich ſchlafen legen wollte, weil es ſchon gegen Mitternacht war, ſagte einer von den Wilden, ſein ehemaliger Camerad, zu ihm: "Wir haben ſonſt manche Nacht bey einem Feſt oder beym Saufen mit einander zugebracht, und es kam kein Schlaf in unſre Augen; laß uns nun einmal eine Nacht mit dieſer großen Sache zubringen, und mit einander darüber ausreden!" Das that Iſaak gerne, und die Nacht ward mit Fragen und Antworten über das, was der HErr für uns gelitten, zugebracht. Ein fremder Indianer, der aus den Gegenden des Miſſiſippi her war, beſuchte in Salem. Nachdem er nun dem Miſſionario von ſeinen Reiſen und der Beſchaffenheit des Landes am Miſſiſippi und den dort herum wohnenden Indianern vieles erzählt hatte, ſetzte er hinzu: "So bin ich auf der Erde herumgefahren, bis ich alt und, wie du ſieheſt, grau geworden bin. Ich habe mich dabey viel bemüht, etwas Gutes für meine Kinder und Nachkommen auszufinden, und habe nirgends das mindeſte gefunden. Nun bey euch finde ich auf einmal, was ich ſo lange vergeblich geſucht habe; und die Urſach, warum ich ſo lange hier bleibe, iſt, daß ich recht viel hören möge, damit, wenn ich wieder zu den Meinigen komme, ich ihnen etwas ſagen könne." Eine fremde Frau ſagte einmal nach der Predigt zu einem Getauften: "Ich könnte ſchon bey euch wohnen und gläubig werden, denn ich bin nicht ſo ſchlecht und ſündig, wie manche andre, ſondern ich habe mich in meinem ganzen Leben vor ſchlechten Dingen gehütet." Jener aber antwortete ihr: "Ich dachte ehemals auch, wie du, und glaubte, gerechter zu ſeyn, als alle andere. Es wurde mir aber in einer Verſammlung auf

einmal klar, daß ich der Schlechteſte unter allen ſey; ja ich glaubte, der Heiland hätte um meinetwillen das meiſte ausgeſtanden; hierauf warf ich mich mit allen meinen Sünden zu Seinen Füßen, und nun weiß ich von keiner andern Schönheit an mir, als daß ich ein verſöhnter Sünder bin, und glauben kann, daß ich ewig mit dem Heilande leben werde; und dieſes iſt mir genug." Der National-Gehülfe Abraham beſchloß einmal ſeine Rede an die Beſuchenden mit den Worten: "Nun haben wir euch geſagt, wie ihr ſelig werden könnet. Wenn ihr es annehmen wollt, ſo werdet ihr erfahren, daß es Wahrheit iſt. Nehmt ihr es aber nicht an, ſo haben wir gethan, was wir zu thun ſchuldig waren, und ihr werdet einmal nicht ſagen können, daß ihr zu den Gläubigen gekommen wäret, und die hätten euch nicht geſagt, was ihr thun ſolltet, um ſelig zu werden." Ein fremder Indianer von Wobaſch erkundigte ſich bey den Indianer-Brüdern um den Grund ihrer Lehre, und was ſie doch unter einander hätten, das ſie ſo zuſammen hielte? Er glaubte, es müßte ein Geheimniß ſeyn; worauf ſein leiblicher Bruder, ein Getaufter, der in Lichtenau wohnte, ihm JEſu Gnade einfältig und kräftig anpries. Er hatte aber nicht lange geredet, ſo ſagte jener: "Nun iſt es genug; ich bitte dich, höre auf, denn während deiner Rede wird mir ganz wunderlich ums Herz. Ich kann es nicht mit Worten ſagen, was ich fühle; aber ich ſehe ſchon, wenn ich viel darüber denken wollte, ſo würde ich untüchtig werden, meinen Geſchäften, Botſchafter an die Nationen zu ſeyn, ferner nachzugehen." Ein anderer fremder Indianer kam weinend zum Miſſionario, und ſagte: "Es iſt mir heute in der Predigt etwas ins Herz gefahren, das mich ganz krank macht. Ich weiß nun, daß ich ein elender und verdorbener Menſch bin, und daß der böſe Geiſt mich ganz in ſeiner Gewalt hat, und meine Seele ewig verloren gehen muß, wenn ich nicht an-

ders werde.” Ein Mörder, der bey einer Taufhandlung zugegen war, und ſich, um alles recht genau zu ſehen, auf die Bank geſtellt hatte, konnte es da nicht lange ausſtehen, ſondern verkroch ſich bald unter die Bänke. Er hatte hernach mit dem Iſaak Glikkikan eine Unterredung, da er ihn unter andern fragte: ob er wol wiſſe, wo der Teufel ſeine Wohnung habe? “Ja, erwiederte Iſaak, ich kann dir es ſagen; er wohnet in deinem Herzen.” Ein ungetaufter Schawanoſe ſagte einmal unter andern: “Als ich erſt hieher kam, und ſo viel von armen ſündigen Menſchen reden hörte, dachte ich bey mir ſelbſt: Die gläubigen Indianer müßten doch recht ſchlechte Leute ſeyn, und haben es wohl nöthig, ſich zu beſſern. Ich dachte, ſo ſieht es bey mir nicht aus; ich weiß von keiner Sünde, die ich bey mir hätte, ſondern muß meinem GOtt wohlgefallen. Ich habe auch jederzeit geſucht, ihm gefällig zu ſeyn, und aus der Urſache fleißig geopfert. Nun aber iſt mir ſeit kurzem etwas in einer Verſammlung klar geworden, und ich bin gewiß, daß ich ein recht ſündiger Menſch bin, und daß es in meinem Herzen juſt ſo ausſieht, wie in dem alten Korbe da.” (Es ſtand eben ein Korb da mit allerley Unrath.) “So wie ich, fuhr er fort, vorher meinen Hochmuth fühlte, und nichts an mir auszuſetzen fand, ſo fühle ich nun ſolche Armuth, daß ich kaum einen Gläubigen anſehen kann, und ich wünſchte von Herzen, daß der barmherzige Heiland mir Sünder auch gnädig ſeyn und mir meine Sünden vergeben möchte.” Hierbey fing er überlaut an zu weinen; und bald hernach ward er als der Erſtling aus der Nation der Schawanoſen in JEſu Tod getauft. Er war von dieſer Gnade ſo angethan, daß er etliche Wochen nachher zum Bruder Zeisberger ſagte: “Meine Augen ſtehen in Thränen den ganzen Tag, und ſo oft ich des Nachts erwache, ſo fällt mir am erſten ein, wie der Heiland um meiner Sünden willen geſchlagen und gepeinigt

peinigt worden. Er ſoll auch mein ganzes Herz haben, meinen Leib, ja alle Knöchelchen bis auf das kleinſte, das an mir iſt." Ueberhaupt war ihm ſeit ſeiner Taufe das Leiden und der Tod JEſu eine ſo große und wichtige Sache, daß er mit jedem, der zu ihm kam, davon zu reden anfing. Auch bezeugte er, daß er ſich vor dem Tode nicht mehr fürchte; er wiſſe gewiß, daß ſeine Seele erlöſet und errettet ſey.

Vorzüglich merklich war die Arbeit des heiligen Geiſtes an den Kranken und Sterbenden. Ein krankes Mädchen von 6 Jahren ſagte mit Thränen: "Nun verlange ich nichts mehr auf dieſer Welt, als nur das Eine, mit dem Blute des Heilandes abgewaſchen zu werden; denn will ich gerne zu Ihm gehen." Sie wurde auch zu ihrer ausnehmenden Freude getauft. Eine Indianerin, der eben dieſe Gnade auf ihrem Krankenlager wiederfuhr, konnte die folgende Nacht vor Freuden nicht ſchlafen, war unausſprechlich ſelig, und ſagte: "Nun wünſche ich je eher je lieber zum Heilande zu gehen, und verlange nicht wieder geſund zu werden." Den Tag vor ihrem Verſcheiden fragte ſie: "Was muß doch den Heiland zurück halten, daß Er mich nicht zu ſich nimmt?" Sie wurde darauf verſichert, daß Er gewiß balde kommen und ihr Verlangen ſtillen werde. Am folgenden Tage aber rief ſie aus: "Nun kommt Er!" und balde drauf entſchlief ſie. Ein neugetaufter Knabe von 8 Jahren ließ kurz vor ſeinem Ende den Bruder Zeisberger zu ſich rufen, und ſagte zu ihm: "Nun will ich nach Hauſe gehen; aber was ſoll ich anziehen?" Zeisberger anwortete: "Du biſt ſchon angezogen und in der heiligen Taufe ſchön gekleidet worden mit Chriſti Blut und Gerechtigkeit; du bedarfſt nichts mehr." Gut, ſagte der Knabe, nun freue ich mich! und ſogleich verſchied er unter Zeisbergers Einſegnung. Eine kranke Indianerin wurde auf ihr inſtändiges Bitten nach Lichtenau gebracht, ließ den Miſſionarium Zeisberger zu ſich bitten,

und ſagte: "O wie froh bin ich, daß ich hier bin! Ich bin eine ſchlechte Creatur; in meinem ganzen Leben habe ich nichts gethan, als eine Sünde nach der andern begangen. Ich wußte wol nicht, was ich that, war auch dabey ruhig; nun aber, da ich krank bin, wird mir angſt und bange. Alles ſchlechte, ſo ich begangen, fällt mir ein, und ich fürchte mich vor dem Tode." Zeisberger wieß ſie zu Dem, der dem Tode die Macht genommen hat. Das Wort nahm ſie an, wendete ſich zu JEſu Chriſto, und wurde auch bald hernach in Seinen Tod getauft. Alle Anweſende freueten ſich über dieſe Sünderin, und ihr lichter Blick, den ſie gleich nach der Taufe bekam, ſetzte jedermann in Verwunderung, ſonderlich die Fremden. Sie betete darauf zu wiederholtenmalen: "Lieber Heiland! nimm mich nun auch gleich zu dir!" Nach einer Weile ſagte ſie: "Bald wird es geſchehen, bald; der Heiland ſteht ſchon da. O mein Heiland! nimm mich doch zu dir!" Endlich rief ſie aus: "Nun wird es geſchehen!" und damit verſchied ſie. Auſſer dieſen erreichten noch viele unſerer Indianer in dieſem Zeitraum das Ende aller Noth. Darunter war einer, der über 100 Jahr alt geweſen ſeyn muß; denn er wußte von der Zeit zu erzählen, da das erſte Haus in Philadelphia gebaut worden, worin er als ein Knabe gewohnt hatte.

Ein Schweizer, Namens Lange, der in Goſchachgünk wohnte, und den Indianern mit ſeinem Schmiedehandwerk diente, ließ ſich in ſeiner letzten Krankheit auf einem Schlitten nach Lichtenau ziehen, und klagte dem Bruder Zeisberger den Jammer ſeiner Seele; "O was bin ich für ein Sünder, ſagte er unter andern, es kann unmöglich ein gröſſerer Sünder ſeyn, als ich bin!" Zeisberger verkündigte ihm darauf das theure Evangelium, daß JEſus Chriſtus für ſolche Sünder Sein Blut vergoſſen hat, und einen jeden, auch den Schlechteſten, liebreich annimmt, wenn er Ihn nur von Herzen um Gnade anflehet. Dieſer Zuſpruch hatte

auf den Kranken eine ſo ſelige Wirkung, daß er getröſtet und lächelnd verſchied.

Capitain White Eye, der ſo vielen Indianern aufs ernſtlichſte angerathen hatte, an JEſum Chriſtum gläubig zu werden, hatte ſolches in Anſehung ſeiner ſelbſt, um ſeiner vielen politiſchen Geſchäfte willen immer verſchoben. Mitten in denſelben aber war ſein Ende da, indem er in Pittsburg an den Blattern ſtarb. Die Indianer Gemeine, der er gar viel gedient hatte, nahm an ſeinem Tode beſondern Antheil, und es war der allgemeine Wunſch, daß GOtt unſer Heiland ſeine Seele möchte zu Gnaden angenommen haben.

Daß unſre Indianer nicht nur für Freunde, ſondern auch für ihre Feinde beteten und ihnen Gutes wünſchten, war den Wilden beſonders auffallend und faſt unbegreiflich. Vornemlich aber beteten ſie für die noch übrigen im Jahr 1777 in Schönbrunn abtrünnig gewordenen, die ſie, ihres feindſeligen Betragens ungeachtet, doch nicht als ihre Feinde, ſondern als verirrte Schaafe betrachteten. Sie hatten auch die Freude, daß ihr Gebet gnädiglich vom HErrn erhört wurde; denn die mehreſten dieſer verunglückten Leute, ſonderlich die verführte Jugend, fanden ſich als reuige Sünder wieder ein, baten flehentlich um Vergebung, und erhielten dieſelbe öffentlich unter vielen Thränen der ſie wieder mit Liebe anfaſſenden Gemeine. Sie wurden auch großentheils wieder in die Gemeinorte als Einwohner aufgenommen, und einige derſelben entſchliefen nachher getröſtet und vergnügt.

In Anſehung des äuſſern Beſtehens unſrer Indianer war die treue Vorſorge unſers Vaters im Himmel in dieſem Zeitraum beſonders ſichtbar. Außer ihrem eigenen Bedürfniß hatten ſie gar viele Hungrige zu ſpeiſen und Nothleidende zu beſorgen. Es ward ihnen aber alles Nöthige beſchert. Sie hatten gute Jagd. Ihre Erndten fielen reichlich aus, und keines hatte über Mangel zu klagen.

Im May 1780 reiſte der Prediger Grube zur Viſitation der Indianer-Gemeine von Litiz in Penſylvanien ab, und mit ihm der Bruder Senſemann nebſt ſeiner Frau, die zum Dienſt bey der Miſſion beſtimmt waren. Die Reiſe ging zum Theil über ſehr hohe Berge, unter andern über den Seidel, den Alleghene- und den Lovel-Berg, und fiel ſonderlich dem Bruder Grube ſehr hart, der unterwegs von einem Pferd in die Hüfte geſchlagen worden In Pittsburg predigte er einer Anzahl von deutſchen Leuten, und taufte auch einige Kinder, weil in dortiger Gegend damals kein Prediger war. Von hier wurde er und ſeine Geſellſchaft durch Indianer-Brüder abgeholt. Der Befehlshaber in Pittsburg, Oberſt Gibſon, behandelte dieſe Pilger ſehr freundlich, ſchenkte ihnen ein Reiſezelt, und war ihnen zu ihrem Fortkommen, da der Weg von da bis zu unſern Indianern äuſſerſt unſicher war, auf alle Weiſe beförderlich. Unſre Reiſende erfuhren auch wirklich etwas von dieſer Unſicherheit. Drey weiße Leute, die gerne Scalps von Indianern gehabt hätten, weil darauf ein hoher Preiß geſetzt worden, lagen am Wege verſteckt, und ſchoſſen auf einen Indianer, der vor dem Bruder Grube und ſeiner Geſellſchaft herging. Die Kugel aber ging ihm nur durch den Hemdermel. Da nun hierüber alles in Allarm gerieth, ſprangen die 3 Laurer auf, und eilten davon. Am 30ſten Juny kamen unſre Pilger in Schönbrunn an, zu unbeſchreiblicher Freude der Miſſionarien und ihres lieben Volks.

Grube hielt ſich nun bald in dem einen, bald in dem andern Gemeinorte auf, beſprach ſich mit jedem Gemeingliede einzeln, auch mit den Kindern, und freute ſich beſonders über die allgemeine Offenherzigkeit, die er bey Alten und Jungen wahrnahm. Außerdem hielt er viele Conferenzen, ſowol mit den Miſſionarien, denen ſein Beſuch zu nicht geringer Ermunterung diente, als auch mit den Natio-

 nal-

nal-Gehülfen. Der Gemeine und ihren Abtheilungen hielt er viele geſegnete Verſammlungen, und führte bey derſelben auch das in der Brüdergemeine bekannte Stundengebet ein.

Am 15ten Auguſt trat dieſer würdige Mann in Begleitung des Bruder Schebosch ſeine Rückreiſe an, und alles Volk ſahe ihm mit Thränen nach. Er war auf dieſer Reiſe ſehr krank, ſetzte dieſelbe aber doch immer fort, und dankte GOtt, als er am 2ten September wieder in Litiz eintraf.

Im November 1780 kam der Bruder Schebosch zurück, und mit ihm der Bruder Michael Jung von Bethlehem zum Dienſte bey der Miſſion. Dagegen reiſte der Miſſionarius Zeisberger im Frühjahr 1781 nach Bethlehem ab, und ſo unſicher die Wege auch waren, half GOtt ihm doch glücklich dahin.

Neunter Abſchnitt.

1781.

Die Miſſionarien Zeisberger und Jungmann kehren zu den Miſſions-Plätzen zurück. Kurze Ruhe von außen. Unvermuthete Ankunft eines Corps wilder Krieger. Die Miſſionarien werden gefangen genommen, nachher wieder losgelaſſen und mit der ganzen Indianer-Gemeine nach Sandusky abgeführt. Kümmerliche Einrichtung daſelbſt. Abruf der mehreſten Miſſionarien nach Fort Detroit. Ihr Verhör. Sie werden losgeſprochen und kommen bey ihrer Gemeine wieder an.

Bereits im Jahr 1779 war der Biſchof Johann Friedrich Reichel, Mitglied der Direction der Brüder-Unität, als Viſitator nach Nordamerika gekommen, mit dem angelegentlichen Wunſch, auch der bedrängten Indianer-Ge-

meine mit gutem Rath zu dienen. Die damaligen Umſtände aber, und ſeine übrigen Geſchäfte hatten ihm nicht erlaubt, ſelbſt ins Indianer-Land zu reiſen. Es war ihm daher ſehr angenehm, nicht nur durch den Prediger Grube, bey deſſen Rückkunft von ſeinem vorjährigen Beſuch bey der Indianer-Gemeine, ſondern auch durch den Miſſionarium Zeisberger während ſeines Aufenthalts in Bethlehem im Sommer 1781 von dem ganzen Gange der Miſſion gründlich unterrichtet zu werden. Mit letzterm ſowol als auch mit dem Miſſionario Jungmann, der ſich mit ſeiner Frau dem Dienſte der Indianer-Gemeine abermals widmen wollte, nahm er wegen künftiger Bedienung derſelben umſtändliche Abrede. Die übrigen Diener der Miſſion, die nicht nach Bethlehem hatten kommen können, ermunterte er ſchriftlich zur treuen Fortſetzung ihres ſchweren aber ſeligen Dienſtes. Auch ſchrieb er an die Indianer-Gemeine einen herzlichen und lehrreichen Brief, worin er ſie zum Beharren im lebendigen Glauben an JEſum Chriſtum und zum Wandel im Lichte liebreich und nachdrücklich ermahnte.

Im Julio 1781 kamen die Miſſionarien Zeisberger und Jungmann mit ihren Frauen glücklich bey der Miſſion wieder an, und unſre Indianer freueten ſich darüber, wie Kinder über die Wiederkunft geliebter Eltern. Eben erwähnter Brief des Biſchofs Reichel, welcher der Indianer-Gemeine öffentlich vorgeleſen wurde, war derſelben zu großem Segen, und jedes Glied ermannte ſich aufs neue, Chriſto anzuhangen, Ihn über alles zu lieben und nur für Ihn zu leben.

Sämmtliche Gemeinorte waren nun auch mit Lehrern gut verſehen. David Zeisberger ſtand der Miſſion ins Ganze vor, bediente aber inſonderheit nebſt dem Bruder Jungmann die Gemeine in Schönbrunn. Die Brüder Senſemann und Eduards beſorgten die Gemeine in Gnadenhütten, ſo wie

die Brüder Heckewälder und Michael Jung die Gemeine in Salem.

Von außen befand ſich die Gemeine damals, und ſeit dem vorigen Herbſt, in ungeſtörter Ruhe, und wußte und hörte nichts von feindlichen Indianern, ausgenommen, daß einigemal Krieger durchgingen, und einmal eine 80 Mann ſtarke Parthie, die aus Wilden von allerley Nationen beſtand, Miene gemacht hatte, unſre Indianer und ihre Lehrer aufzuheben und mit ſich ins Land der Schawanoſen zu führen, wovon man ſie aber doch durch freundliches Zureden wieder abgebracht hatte. Auch von Engliſcher Seite befürchtete die Gemeine keinen Angriff, weil ſie in die Aufrichtigkeit der im vorigen Abſchnitt angeführten vom Fort Detroit erhaltenen Verſicherung nicht den mindeſten Zweifel ſetzte.

Dieſe angenehme Zeit der Erholung aber nahm im Auguſt dieſes Jahrs unvermuthet ein Ende. Die Indianer-Gemeine, welche ſamt ihren Lehrern von GOtt unſerm Heilande ganz vorzüglich dazu erwählt zu ſeyn ſchien, durch viele Leiden Seinen Namen zu preiſen, und durch Geduld in Trübſalen die Wahrheit Seines herrlichen Evangelii zu beſtätigen, ſollte nun Drangſale erfahren, dergleichen noch nicht über ſie gekommen waren.

Die Veranlaſſung dazu war, wie man nachher mit Zuverläſſigkeit erfuhr, der Verdacht der Engliſchen Regierung in Fort Detroit, als ob unſre Indianer heimliche Anhänger der Freyſtaaten, und die Miſſionarien Spionen wären, die einen dem Engliſchen Intereſſe nachtheiligen Briefwechſel führten. Dieſer Verdacht, der durch die Widerſacher der Brüder erweckt worden, wurde durch dieſelben auch ſo reichlich genährt, daß die Regierung in Detroit endlich beſchloß, ſich von dieſer Unruhe mit aller Gewalt zu befreyen. Dem zufolge begab ſich der Engliſche Agent der Indianiſchen Angele-

gelegenheiten nach Niagara zu einem großen Rathe der Jrokeſen, und that ihnen den Antrag, die Indianer-Gemeine mit ihren Lehrern, die ſich von einander nicht trennen ließen, aufzuheben und wegzuführen. Die Irokeſen genehmigten dieſen Vorſchlag. Weil ſie ihn aber nicht ſelbſt ausführen wollten, ſo ſchickten ſie eine Botſchaft an die Chipawas und Ottawas, und machten ihnen mit der ganzen Indianiſchen Brüdergemeine ein Präſent, Suppe davon zu kochen, welches ein Indianiſcher Kriegs-Terminus iſt, und ſo viel heißt: Wir übergeben ſie euch zum Schlachten. Die Chipawas und Ottawas aber ſchlugen es ab, mit der Erklärung, daß ſie dazu keine Urſach hätten. Nun geſchahe dem oftgenannten Halbkönige der Huronen der Antrag mit denſelben Worten. Dieſer, der ſich ſonſt gegen unſre Indianer und die Miſſionarien ſo freundlich bewieſen hatte, nahm den Antrag an, verſicherte aber, daß er es blos darum thue, damit er die gläubigen Indianer von ihrem Untergange erretten und ſie beym Leben erhalten könne. Indeſſen würde auch dieſer Halbkönig ſich zu einem ſolchen Unternehmen gewiß nicht haben brauchen laſſen, wenn nicht der Delawar-Capitain Pipe, ein bekannter Feind des Evangelii und der Indianer-Gemeine, und ihr vornehmſter Verkläger in Detroit, ihn dazu aufgehetzt hätte.

Pipe und ſein Delawariſcher Anhang vereinigte ſich nun mit dem Halbkönige und ſeinen Kriegern, nebſt einigen wenigen Schawanoſen, worauf ſie ein gemeinſchaftliches Feſt mit einem gebratenen Ochſen anſtellten. Hier wurde das Unternehmen noch umſtändlicher verabredet, doch ſo, daß bloß die Capitains erfuhren, worauf es eigentlich abgeſehen ſey. Dieſen wurde aufgegeben, die Miſſionarien lebendig oder todt zu liefern. Das ganze Werk aber ward ſo geheim betrieben, daß unſre Indianer nicht das geringſte davon erfuhren, bis zu Anfang des Auguſts, da man von

dem

dem Abmarſch einer ſtarken Parthie wilder Krieger Nachricht erhielt.

Zuerſt hoffte man, daß es wieder ein leeres Gerücht ſeyn würde. Am 10ten Auguſt aber kamen die Wilden wirklich angezogen, erſt nur 140 Mann ſtark; nach und nach aber wuchs die Schaar bis über 300 an. Ihre Anführer waren der Halbkönig der Huronen, ein Engliſcher Capitain, Namens Matthaus Elliot, nebſt noch etlichen Engliſchen Officiers, und der Delawar Capitain Pipe. Sie führten eine Engliſche Fahne, und lieſſen ſie auch in ihrem Lager wehen. Bey ihrer Annäherung gegen Salem ließ der Halbkönig unſern Indianern ſagen, daß ſie ſich nicht fürchten möchten; es ſollte ihnen kein Leid geſchehen, denn deswegen ſey er ſelbſt gekommen, um ſie vor allem Schaden zu bewahren; er habe aber etwas Gutes zu ſagen, und man möchte ihm daher zu wiſſen thun, an welchem ihrer Plätze ſolches am beſten geſchehen könnte. Da nun Gnadenhütten in allem Betracht die beſte Lage dazu hatte, ſo ward dieſer Ort dazu beſtimmt. Die Wilden ſchlugen alſo am 11ten Auguſt am Weſtende von Gnadenhütten ihr Lager auf, und wurden von unſern Indianern aufs beſte bewirthet.

Anfänglich war auch das Bezeigen der Engliſchen Officiers und der Wilden ſehr freundlich. Am 20ſten Auguſt aber berief der Halbkönig unſre Indianer und ihre Lehrer zuſammen, und hielt folgende Rede an ſie: "Meine Couſins, ihr gläubigen Indianer in Gnadenhütten, Schönbrunn und Salem! Ich bin ſehr um euch bekümmert, weil ich ſehe, ihr wohnt an einem ſehr gefährlichen Orte. Zwey gewaltige, zornige und mächtige Götter ſtehen und ſperren den Rachen weit auf gegen einander, und zwiſchen den beyden ſitzet ihr mitten inne, und ſeyd in Gefahr, von einem oder dem andern, oder auch wol von beyden aufgerieben und von ihren Zähnen zermalmet zu werden. Es iſt daher für euch nicht rathſam, länger

länger da zu bleiben. Bedenkt euer junges Volk, eure Weiber und Kinder, ſie beym Leben zu erhalten, denn hier werdet ihr alle umkommen. Darum nehme ich euch bey der Hand, hebe euch auf, und ſetze euch dahin, wo ich wohne, oder doch nahe bey mir, wo ihr ſicher ſeyn und in Ruhe wohnen werdet. Seht eure Felder und eure Wirthſchaft nicht an, ſondern ſteht auf und kommt mit mir! Nehmt auch eure Lehrer mit, und haltet dort, wo ihr hinkommen werdet, euren Gottesdienſt, wie ihr gewohnt ſeyd. Lebensmittel werdet ihr dort auch ſchon finden, und unſer Vater über dem See (der Gouverneur von Detroit) wird ſchon für euch ſorgen. Das iſt es, warum ich gekommen bin, es euch zu ſagen." Zur Bekräftigung überreichte er einen String of Wampom.

Ueber dieſen unerwarteten Antrag unterredeten ſich die Miſſionarien mit den National Gehülfen von den 3 Orten, und letztere gaben am 21ſten Auguſt dem Halbkönige folgende Antwort: "Oncle, und ihr Capitains der Delawaren und Monſeys, die ihr unſre Freunde und Eine Nation mit uns ſeyd! Ihr Schawanoſen, unſre Enkel, und alle, die ihr hier verſammlet ſeyd! Wir haben eure Worte gehört; wir haben aber bisher noch keine ſo große Gefahr geſehen, daß wir nicht bleiben könnten. Wir haben Friede mit allen Menſchen, und mit dem Kriege nichts zu thun, wünſchen und begehren auch nichts, als daß man uns Ruhe und Friede genießen laſſe. Ihr ſehet ſelbſt ſehr wohl, daß wir nicht ſogleich aufſtehen und mit euch gehen können, denn wir ſind ſchwer, und es gehört Zeit dazu. Wir werden aber eure Worte bewahren und überlegen, und dir, Oncle! künftigen Winter, wenn wir unſre Felder werden eingeerndtet haben, eine Antwort ſagen; worauf du dich verlaſſen kannſt."

Mit dieſer Antwort würde ſich der Halbkönig ohne Zweifel begnügt haben, wenn die Engliſchen Officiers nebſt

dem Delawar-Capitain Pipe nicht ſo eifrig und anhaltend in ihn gedrungen waren, die Sache noch weiter zu treiben. Sonderlich bezeigte ſich der obgenannte Capitain Elliot dabey ſehr geſchäftig. Die Folge davon war, daß der Halbkönig am 25ſten Auguſt ſeine Unzufriedenheit über die Antwort der Brüder in harten Ausdrücken zu erkennen gab; worauf ihm aber wiederum vorgeſtellt wurde, daß ſeine Forderung allzuhart ſey, daher er den Einwohnern der 3 Gemeinorte doch nur ſoviel Zeit laſſen möchte, daß ſie ihre Erndte einbringen könnten, indem ſie ſonſt voraus ſähen, daß ſie in Hungersnoth und unbeſchreibliches Elend gerathen müßten, wenn ſie ſich mit leeren Handen auf eine ſo weite Reiſe und in eine ihnen völlig unbekannte Gegend begeben ſollten. Dieſe Vorſtellung hörte der Halbkönig an und ſchwieg.

Unterdeſſen bemühten ſich die gemeinen Wilden, unſern Indianern die ihnen zugedachte Gegend als ein Paradies zu beſchreiben, und bey vielen Unwiſſenden fanden dieſe Lügen wirklich Eingang, und machten ihnen Luſt, dem Halbkönige zu folgen. Nun waren alſo unſre Indianer ſelbſt getheilt. Einige riethen, gleich aufzuſtehen, und mit den Wilden zu ziehen, ohne die Folgen davon zu bedenken. Andre, und zwar die mehreſten, waren völlig dagegen, und bezeigten, daß ſie lieber auf der Stelle ſterben wollten.

Dieſes verurſachte den Miſſionarien den größten Kummer. Auf ihr Gutachten kam am Ende alles an, und ſie ſahen nun, daß ſie entweder den einen oder den andern Theil damit beleidigen müßten. So viel ſie auch auf Mittel und Wege dachten, aus der Klemme herauszukommen, ſo fanden ſie immer nichts, als daß es auf allen Seiten wie verriegelt war. Indeſſen hielten ſie die Verſammlungen täglich fort, und unterlieſſen nicht, die Gemeine zu ermahnen, zu ermuntern, zu tröſten und auf den HErrn zu weiſen, zu dem ſie ſelbſt Tag und Nacht ſchrien, deſſen Wege ihnen aber

dismal ſo verborgen waren, daß ſie gar nicht wußten, was ſie eigentlich wünſchen ſollten. Ergebenheit in Seine allzeit weiſe Führung, Stille und Gelaſſenheit, und die Bitte: HErr, Dein Wille geſchehe! war das einzige, was ihnen übrig blieb. Doch hielten ſie dieſes auf alle Fälle für das ſicherſte, es aufs äußerſte ankommen zu laſſen, und nicht anders als gezwungen den Wilden zu folgen, damit die Gemeine, wenn ſie in Jammer und Noth käme, ihnen nicht die Schuld beymeſſen und Vorwürfe darüber machen könnte.

Mittlerweile ſchien es einmal, als ob der Halbkönig ſein Vorhaben, Gewalt zu brauchen, aufgeben wollte. Die Engliſchen Officiere aber ſparten keine Mühe, ihn und ſeine Capitains anzuſpornen, daß ſie die Miſſionarien gefangen nehmen möchten, indem ſie, wenn ſie ohne dieſelben nach Detroit kämen, von dem dortigen Gouverneur keine Gunſt zu erwarten hätten. Dazu kam in dieſen Tagen der Trübſal das Unglück, daß unter unſern Indianern ſelbſt etliche untreu wurden, und den Wilden den Anſchlag gaben, vors erſte nur die weißen Brüder zu arretiren und fortzuführen, denen dann die gläubigen Indianer gewiß alle nachfolgen würden. Andere waren ſo unverſtändig, daß ſie, wenn ſie gefragt wurden, ob ſie gerne mit den Wilden gehen wollten, antworteten: "Wir ſehen nur auf unſre Lehrer; wie die thun werden, ſo wollen wir auch thun." Auf die Weiſe fiel die ganze Schuld immer auf die Miſſionarien, die dadurch das Hauptaugenmerk der Wilden wurden. Ueberdem ereignete ſich ein Umſtand, der ihre Lage verſchlimmerte. Sie hatten in der Stille 2 Indianer-Brüder nach Bethlehem abgefertigt, um der dortigen Gemeine von ihrem Zuſtande Nachricht zu ertheilen, doch ohne ihnen Briefe mitzugeben. Dieſe Boten aber wurden von den Wilden angehalten, zurückgebracht und aufs ſchärfſte befragt. Sie ſagten die Wahrheit, und dieſe enthielt nichts bedenkliches. Die Wilden aber

lieſſen ſichs doch nicht ausreden, daß die Miſſionarien ſie abgeſandt hätten, die Amerikaner zu ihrer Hülfe zu rufen.

Die Anführer hielten daher, wie man hintennach von einigen aus ihrer Mitte erfuhr, verſchiedene Rathsverſammlungen über dieſe Angelegenheit, und beſchloſſen endlich einmüthig, ſämtliche weiße Brüder und Schweſtern umzubringen. Indeſſen wollten ſie doch auch gerne wiſſen, ob einer von den gemeinen Kriegern, der als ein berühmter Hexenmeiſter viel bey ihnen galt, ihren Entſchluß genehmigte? Dieſer aber antwortete ihnen, daß er nicht abſehen könne, was für Vortheil ihnen daraus erwachſen könnte, wenn ſie die Weißen umbrächten: ſie könnten damit vielmehr das Uebel ärger machen; denn die Häupter der gläubigen Indianer blieben ja doch da, wenn auch ihre Lehrer aus dem Wege geräumt wären. Die Capitains hielten alſo wiederum Rath, und wurden ſchlüſſig, außer den weißen Brüdern auch ſämtliche National-Gehülfen zu ermorden. Worauf ſie gedachten Hexenmeiſter wieder herbeyriefen, und ihm ihren neuen Entſchluß entdeckten. Er gab ihnen aber zur Antwort: "Ihr habt alſo beſchloſſen, meine leiblichen Freunde umzubringen, denn die meiſten ihrer Hauptleute ſind meine Freunde, nur wenige ausgenommen. Wofern ihr einem einzigen von ihnen etwas zu leide thut, ſo weiß ich augenblicklich, was ich thun werde." Dieſer Beſcheid erſchreckte ſie, und damit war ihr Rath zunichte.

Indeſſen wurden die Wilden immer frecher, tanzten und ſoffen in Gnadenhütten, und trieben allen Muthwillen. Ob ihnen gleich nichts verſagt, ſondern Vieh zum ſchlachten gegeben wurde, ſo oft ſie es verlangten, ſo ſchoſſen ſie dennoch unſern Indianern ihr Rindvieh und Schweine auf der Straße todt, und lieſſen das Aas nicht wegnehmen, ſo daß der Ort mit unleidlichem Geſtank erfüllt wurde. Auch gingen kleine Parthien von ihnen aus, brachten Gefangene nach Gnaden-

hütten, und dieſer Ort wurde dadurch ein trauriger Schauplatz des Krieges.

Endlich berief der Halbkönig alle weiße Brüder von Schönbrunn und Salem nebſt den National-Gehülfen nach Gnadenhütten. Verſchiedene derſelben konnten ihre Poſten nicht verlaſſen, weil ſie über Ordnung halten, und die Schweſtern und Kinder vor den Ausſchweifungen der Wilden bewahren mußten. Die Miſſionarien David Zeisberger, Senſemann und Heckewälder aber fanden ſich mit einigen National-Gehülfen am 3ten September ein, und merkten balde, daß ihnen etwas ſchweres bevorſtand. Nach ihrem Ausdruck war es ihnen nicht anders, als ob die Luft voll böſer Geiſter ſchwärmte.

Nun wurden ſie vor den Kriegsrath gefordert, und der Halbkönig drang ſehr hart in ſie, daß ſie ſich, ohne erſt wieder auseinander zu gehen, auf der Stelle rund erklären ſollten, ob ſie ſogleich mit ihm ziehen wollten oder nicht? Da die Miſſionarien ſich aber auf ihre ſchon ertheilte Antwort beriefen, und dabey zu bleiben verſicherten, brach die Verſammlung ohne weiteres plötzlich auf. Jetzt wurde dem Bruder Zeisberger von einem Delawar-Capitain heimlich geſteckt, daß, da er in ihre Nation aufgenommen und alſo ihr Fleiſch und Bein ſey, die Delawar-Krieger geneigt wären, ihn in ihren Schutz zu nehmen. Da ſolches aber nur ihm, und nicht ſeinen Mitarbeitern zu gute gekommen wäre, ſo ſchlug er dieſes Anerbieten aus. Gleich darauf wurde er nebſt genannten 2 Brüdern von etlichen Huronen angegriffen und für gefangen erklärt. Indem ſie nun ſo fortgeſchleppt wurden, kam ein anderer Hurone wild auf ſie zugeſprengt, und ſtieß mit ſeinem Spieß nach des Bruder Senſemanns Kopf, verfehlte ihn aber. Dem folgte ein Monſey, welcher die Miſſionarien bey den Haaren ergriff, ſie ſchüttelte und ſpottweiſe ſagte: Seyd gegrüßt, meine Freunde!

Man

Man brachte ſie darauf vors erſte in das Lager der Delawaren, woſelbſt ſogleich der Todtengeſang über ſie angeſtimmt wurde. Während deſſelben luden die Huronen, aus Furcht vor unſern Indianern, ihr Gewehr aufs eiligſte, wobey ſie ſo zitterten, daß ſie kaum wußten, was ſie thaten. Sie zogen darauf die Miſſionarien bis aufs Hemde aus, und nahmen ihnen ihre Kleider weg. Unterdeſſen lief der ganze Schwarm der übrigen Wilden ins Miſſions-Haus, plünderte und verwüſtete es aufs gräulichſte. Einige unſerer jungen Indianer hatten ſich zwar mit Beilen vor die Thür des Hauſes geſtellt, und wollten die Räuber abhalten, mußten aber der Uebermacht weichen. Den Bruder Eduards, der im Hauſe war, ließ ſen ſie frey ausgehen. Er wollte aber ohne ſeine Brüder nicht frey ſeyn, ging zu ihnen ins Lager, und ward ihr Mitgefangener.

Nun brachte man ſie in das Gezelt eines Engliſchen Officiers, der beym Anblick der jämmerlichen Figur, die ſie machten, einiges Mitleiden gegen ſie bezeigte, und verſicherte, daß es gar nicht ſo gemeint geweſen, auf ſolche Art mit ihnen zu verfahren, wiewol es des Gouverneurs in Detroit ausdrücklicher Befehl ſey, ſie mit Gewalt wegzunehmen, wenn ſie nicht gutwillig mitgingen. Von hier wurden ſie, nachdem ſie einige alte Lumpen zu ihrer nöthigſten Bedeckung bekommen, in das Lager der Huronen geführt, und in 2 Hütten gefangen geſetzt, die Brüder Zeisberger und Heckewälder in eine, und Eduards und Senſemann in die andre. Letztern wollte man in den Stock thun, auf ſeine Vorſtellung aber, daß ſolches nicht nöthig ſey, unterblieb es. Auch wurden die Brüder nicht gebunden, wie andere Gefangene, die da waren, ſondern nur ſcharf bewacht. Hier ſaßen ſie auf der bloßen Erde, und hatten nichts, womit ſie ſich in der kalten Nacht hätten zudecken können.

Bald nachdem ſie ſolchergeſtalt einquartiert worden, ſahen ſie, daß eine Menge bewaffneter Krieger ſich auf den Weg nach Salem und Schönbrunn begab, und die Vorſtellung von der Mißhandlung, welche die Ihrigen nun zu erwarten hatten, marterte ſie weit mehr als ihr eigenes Leiden. Mit Einbruch der Nacht trafen etwa 30 Wilde in Salem ein, brachen die Thüre des Miſſions-Hauſes mit Gewalt auf, nahmen den Bruder Michael Jung, dem ſie beynahe mit dem Beil den Kopf geſpaltet hätten, desgleichen die Schweſter Heckewälderin mit ihrem kleinen Kinde gefangen, führten ſie aus dem Hauſe, und ſtellten ſie auf die Gaſſe, plünderten das Haus, nahmen alles, was ihnen anſtand, mit fort, verdarben das übrige, und kamen zu Mitternacht mit dem Bruder Michael Jung unter Anſtimmung des Todtengeſangs in Gnadenhütten an, worauf er zu den Brüdern Zeisberger und Heckewälder eingeſetzt wurde. Die Schweſter Heckewälderin aber hatte auf Fürbitte der Indianer-Schweſtern von den Wilden Erlaubniß erhalten, bis zum nächſten Morgen in Salem zu bleiben, da ſie denn von Indianer-Brüdern mit ihrem Kinde auch nach Gnadenhütten gebracht wurde.

Nach Schönbrunn kamen in derſelben Nacht nur etliche Huronen, überfielen den Miſſionarium Jungmann, nebſt ſeiner Frau, desgleichen die Schweſter Zeisbergerin und Senſemannin, die ſchon ſchliefen, und lieſſen ihnen nicht Zeit, ſich ordentlich anzukleiden, ſondern riefen wie auſſer Othem, daß 30 bis 40 Krieger bald nachkommen und ſie umbringen würden; ſie ſollten ſich daher aufs eiligſte in ihre Hände geben, ſo würden ſie beym Leben bleiben, denn ſie wollten ſie ſchützen; ihre Sachen wollten ſie einpacken und mit ihnen nach Gnadenhütten bringen, wo ſie alles wiederbekommen ſollten. In der Beſtürzung glaubte man ihnen, und die Schweſter Zeisbergerin half den Räubern noch ihre

Sachen

Sachen einpacken, bis ſie ſahe, daß die Betten aufgeſchnitten und die Federn auf die Gaſſe ausgeſchüttet wurden, wie die Wilden auch in Gnadenhütten und Salem gethan hatten. Nachdem die Räuber nun auch noch das Kirchengeräthe weggenommen, machten ſie ſich mit ihrem Raube auf, und fuhren mit ihren Gefangenen zu Waſſer davon. Vor allen war hierbey die Schweſter Senſemannin zu bedauren, die erſt vor 3 Tagen entbunden worden, und nun mit ihrem Kindlein bey finſterer Nacht, im Regen und in ſo barbariſcher Geſellſchaft fort mußte. GOtt aber, dem alles möglich iſt, ließ weder ihr noch dem Kinde den geringſten Schaden wiederfahren, und ſtärkte ſie recht wunderbar. Wäre ſie zu ſchwach geweſen, den Wilden zu folgen, ſo wäre ſie mit ihrem Söhnlein ermordet worden, wie dieſe Barbaren ſchon mancher armen Frau in ähnlichen Umſtänden gethan hatten. Am 4ten September früh wurde auch dieſe Geſellſchaft unter Anſtimmung des Todtengeſangs in Gnadenhütten eingebracht. Hier ſahen die Brüder Zeisberger und Senſemann aus ihrem Gefängniß den Einzug ihrer Frauen mit an, und man kann denken, wie ihnen zu muthe war, zumal, da ſie nicht wußten, wie dieſe Geſchichte noch ablaufen würde.

Indeſſen erhielten ſämtliche Gefangene noch denſelben Tag Erlaubniß, einander zu ſehen und zu grüßen, welches unter ſo vielen Thränen und mit ſo herzlicher Liebe geſchahe, daß ſelbſt die Wilden darüber erſtaunten, und ihre Rührung nicht verbergen konnten. Die Schweſtern, welche bey den Umſtänden ſehr gelaſſen und getroſt waren, und alles mit Geduld ertrugen, bekamen bald darauf, nebſt dem Bruder Jungmann ihre Freyheit, und weil im Miſſions-Hauſe alles zerſtört war, ſo blieben ſie in dem Hauſe des Bruder Schebosch, welcher nicht mit gefangen geſetzt worden, weil er für einen Indianer paſſirte, indem er ihre ganze Lebensart

im äuſſern angenommen, auch eine Indianerin geheirathet hatte. Hier durften die Gefangenen zuweilen zu ihnen kommen, ſo wie ſie auch jene in ihrem Gefängniß manchmal beſuchen durften. Dabey ſahen ſie die Wilden in ihren Kleidern einhergehen und Staat machen, und die Schweſtern mußten ſogar von ihrer eigenen Leinwand, die man ihnen geraubt hatte, für die Räuber Hemde machen.

Die darauf folgende Nacht ſprengten etliche boshafte Leute aus, daß die Frauen der Miſſionarien entflohen und nach Pittsburg gegangen wären. Darüber gerieth alles in Allarm. Der Bruder Heckewälder wurde in ſeinem Gefängniß geweckt und darüber befragt, ſeine Verſicherung aber, daß die Schweſtern gewiß nirgends, als in ihrem Quartier auf ihrem Nachtlager befindlich wären, nicht eher geglaubt, bis die Sache an Ort und Stelle aufs genaueſte unterſucht und ſo befunden worden war.

Im Anfang dieſes ganzen Auftritts waren die gläubigen Indianer ſo beſtürzt, daß ſie es ungefehr ſo machten, wie die Jünger, als unſer Heiland gefangen wurde: Sie verlieſſen ihre Lehrer und flohen, huben ihre Stimme auf, und weinten zuſammen ſo überlaut, daß die Luft davon erſchallte. Als ſie ſich aber etwas gefaßt hatten, nahmen ſie den Räubern manches von dem geraubten unter den Händen weg, oder kauften es ihnen ab, und ſtellten es den weißen Brüdern und Schweſtern wieder zu. Einige hatten gar ſo viel Muth, daß ſie öffentlich am Tage in das Lager der Wilden gingen, und ihnen verſchiedene geraubte Stücke mit Gewalt wieder abnahmen. Auch ſteckten ſie den Gefangenen Abends ſpat etliche Blankets zu ihrer Bedeckung heimlich zu, holten ſie aber des Morgens wieder ab, damit ſie ihnen nicht am Tage von den Wilden geraubt würden.

Nun aber ereignete ſich noch ein gefährlicher Umſtand. Eine junge Indianer-Frau, die mit den Wilden gekommen

war,

war, und alles mit angeſehen hatte, ſagte zu einer gläubigen Indianerin, daß ſie das nicht vergeſſen könne, wie man die weißen Männer behandelt hätte. Sie habe darüber die ganze Nacht nicht ſchlafen können. Ohne ſich aber weiter zu erklären, nahm ſie heimlich des Delawar-Capitains Pipe beſtes Pferd, jagte damit fort nach Pittsburg, und brachte die Nachricht von dem Schickſal der Miſſionarien dahin. Sobald ihre Abreiſe ruchtbar wurde, ſetzte man ihr nach. Da ſie aber nicht mehr einzuholen war, wurden die Wilden äuſſerſt erbittert, und legten die Schuld auf die Miſſionarien, von denen ſie glaubten, daß ſie durch dieſe Frau Briefe nach Pittsburg geſandt und die Amerikaner zu ihrer Erlöſung herbey gerufen hätten. Noch wahrſcheinlicher aber war es ihnen, daß der gläubige Indianer Iſaak Glikkikan, mit welchem gedachte Frau befreundet war, ſie abgeſandt hätte. Sie ſchickten alſo eine Parthie Krieger nach Salem, die ihn gebunden und unter dem Todtengeſang nach Gnadenhütten brachten. Als er gebunden wurde, und bemerkte, daß die Wilden dabey ſehr furchtſam waren, ermunterte er ſie ſelbſt, und ſagte: "Ehedem, da ich GOtt noch nicht kannte, hätte ichs nicht gelitten, daß jemand mich angetaſtet hätte. Seitdem ich mich aber durch ſeine Gnade zu Ihm bekehrt habe, bin ich willig um Seinetwillen alles zu leiden." Sobald er im Lager angekommen war, entſtand unter den Kriegern ein gewaltiger Lärm, und es hieß allgemein, daß der arme Iſaak mit Beilen zerhackt werden ſollte. Die Delawaren, welche ihm wegen ſeiner Bekehrung beſonders feind waren, hätten es auch gerne gethan; der Halbkönig aber legte ſich drein, und verbot es. Indeſſen befragten ſie ihn doch ſehr ſcharf, belegten ihn, ob er gleich unſchuldig befunden ward, mit vielen Schmäh- und Drohworten, und lieſſen ihn nach etlichen Stunden wieder gehen. Nachher erfuhr man, daß die Regierung in Pitts-

burg auf den Bericht gedachter Frau anfänglich wirklich Willens geweſen, unſern Indianern und ihren Lehrern zu Hülfe zu kommen, aus Bedenklichkeit aber doch davon abgeſehen, welches als eine gnädige Bewahrung GOttes zu erkennen war; denn ſonſt wäre die Indianer-Gemeine zwiſchen 2 Feuer gekommen, und das erſte, was die Wilden gethan hätten, wäre geweſen, daß ſie die weißen Brüder und Schweſtern getödtet hätten.

Nachdem nun die gefangenen 5 Brüder 4 Tage lang eine bittere Erfahrung davon gemacht hatten, was es heißt, unter Räubern und Mördern, und in ihrer Gewalt ſich befinden, ſo gaben die National-Gehülfen bey dem Halbkönige und den übrigen Capitains eine Bittſchrift ein, und verlangten ernſtlich, daß ihre Lehrer wieder losgelaſſen würden. Die Wilden ſahen denn auch ſelbſt wohl ein, daß aus dem Abzuge der gläubigen Indianer nichts werden würde, ſolange die Miſſionarien ſie nicht dazu anführten. Sie lieſſen alſo am 6ten September Abends die 5 Brüder vor ihren Rath kommen, gaben ihnen ihre Freyheit wieder, und verlangten, daß ſie nun die gläubigen Indianer aufmuntern ſollten, ſich zum Abzuge fertig zu machen.

Voll Lob und Dank gegen GOtt unſern Heiland begaben ſie ſich nun wieder zu der ihnen anvertrauten Gemeine, gingen nach Salem, beriefen auch die Gemeinen von Schönbrunn und Gnadenhütten dahin, hielten das Mahl des HErrn unter einem hinnehmenden Gefühl Seiner Gnadengegenwart, verkündigten noch das Evangelium, verrichteten eine Taufhandlung, und ermahnten die Gläubigen zu der Treue, die ſie ihrem Heilande in dieſen Stunden der Verſuchung ſchuldig wären. Beſonders merkwürdig waren ihnen, während dieſer ganzen Zeit der Trübſal, die täglichen Looſungen, die ſo zupaßten, als ob man ſie ausdrücklich auf ihre Umſtände eingerichtet hätte.

Als ſie ſich ſolchergeſtalt etliche Tage in Salem erquickt hatten, kamen am 10ten September gegen 100 Mann von den Wilden, die ſie unterdeſſen nie aus den Augen gelaſſen und immer von weiten umringt hatten, auch in dieſen Ort hinein, und trieben ihr tolles Weſen ganz ungeſcheut. Die Miſſionarien ſahen nun deutlich genug, daß für ſie und ihre Gemeine kein anderer Rath übrig blieb, als abzuziehen, weil die Wilden ſie überall verfolgten. Sie entſchloſſen ſich alſo, es der Gemeine vorzuſchlagen, fanden ſie dazu willig, und brachen mit derſelben am 11ten September von Salem auf.

Noch nie aber waren ſie mit ſolcher Wehmuth aus einer Gegend abgezogen, als diesmal, da ſie ihre ſchönen Gemeinorte, Gnadenhütten, Salem und Schönbrunn, ſamt einem großen Theile ihrer Haabe verlaſſen mußten. Ueber 200 Stück Rindvieh und mehr als 400 Schweine hatten ſie ſchon vorher verloren. Viel altes Welſchkorn, und mehr als 200 Acker Welſchkorn, das ſchon meiſt reif war, Kartoffeln, Kraut, Rüben und allerley Gewächſe mußten ſie mit dem Rücken anſehen. Blos der äußere Verluſt betrug nach einer mäßigen Berechnung weit über 12000 Thaler. Was ſie aber am meiſten ſchmerzte, war die gänzliche Unterbrechung des Unterrichts der Jugend. Bücher und Schriften waren verbrannt. Dabey ſahen ſie, nach dem Ausdruck der Miſſionarien, nichts vor ſich, worüber ſie ſich hätten freuen können, ſondern lauter Noth, Elend und Gefahr. Sie mußten indeſſen ihre Seelen in Geduld faſſen und gehen, wo ſie ungern hingingen. Der HErr aber war bey ihnen. Das fühlten ſie, und das erhielt ſie bey Muth.

Ein Theil der Wilden nebſt den Engliſchen Officieren zog mit ihnen und bedeckte in einer Entfernung von etlichen Engliſchen Meilen den Zug vorwärts, hinterwärts und auf den Seiten, ſo daß die Indianer-Gemeine ganz eingeſchloſſen war. Die Reiſe ging über Goſchachgünk bis an die

Walhal-

Walhalding ganz zu Lande; dann theils zu Waſſer auf gedachtem Strome, theils an demſelben hin, nach dem Fluſſe Sandusky zu. Etliche Fahrzeuge verſanken im Waſſer, und diejenigen, die es betraf, verloren ihren Proviant, und alles, was ſie hatten. Die zu Lande gingen, trieben das Vieh, deſſen aus Salem und Schönbrunn doch noch eine groſſe Heerde zuſammen gekommen war. Am 19ten September kam der Halbkönig mit der übrigen Mannſchaft von Salem ihnen nach, woſelbſt ſie ſeit dem Abzuge der Gemeine gelegen, und nicht allein die 3 Gemeinorte vollends ausgeplündert, ſondern auch von dem, was unſre Indianer im Buſch vergraben, ſo viel geraubt hatten, als ſie hatten finden können.

Daß dieſe Pilgerſchaft überaus langſam und beſchwerlich war, läßt ſich leicht erachten. Indeſſen zog das ganze Volk doch ſehr geduldig fort. Niemand entfernte ſich bey der Gelegenheit von der Gemeine. Keiner legte die Schuld der Unruhe und des Verluſtes auf den andern. Es ließ ſich auch keine Unzufriedenheit noch Uneinigkeit merken, ſondern ſie hielten in Liebe zuſammen wie **Ein** Mann, waren vergnügt im HErrn, und hatten unterwegs täglich ihre Verſammlungen. Bey Gockhoſink, zu deutſch Eulenwohnung, welches es auch in der That war, beſchloſſen ſie die Waſſerfahrt, und mußten von da an wieder ganz zu Lande gehen. Und nun trieben die Wilden ſie vor ſich her, nicht anders, als ob es eine Heerde Vieh geweſen wäre. Gewöhnlich befanden ſich die weißen Brüder und Schweſtern auf dem Marſch mitten unter der Indianer-Gemeine. Eines Tages aber, da letztere nicht ſo früh aufbrechen konnte, als die Wilden gerne wollten, machten ſich dieſe an die weißen Brüder und Schweſtern, zwangen ſie zum Aufbruch, jagten ſie unfreundlich vor ſich her, peitſchten ihre Pferde, daß ſie wild wurden, und lieſſen den Müttern nicht ſo viel Zeit,

daß ſie ihre Kinder ſtillen konnten. Dazu war der Weg äuſſerſt böſe, weil es durch lauter Moräſte ging. Die Schweſter Zeisbergerin ſtürzte dabey zweymal vom Pferde, blieb einmal im Steigbügel hängen, und wurde ſo fortgeſchleppt. Man kam ihr aber bald zu Hülfe, und es ging noch ohne großen Schaden ab. Einige von den gläubigen Indianern, die ihnen nacheilten, konnten ſie, ſo ſehr ſie ſich auch angriffen, doch nicht eher als im Nachtquartier einholen, und erſt den folgenden Morgen wurden ſie aus den Händen der Wilden erlöſt.

Am 11ten October kamen ſie endlich am Fluß Sandusky an, von welchem die ganze Gegend den Namen führt, in Ober- und Nieder-Sandusky eingetheilt wird, und etwa 25 deutſche Meilen von den Wohnungen unſrer Indianer am Muskingum entfernt iſt. Hier verließ ſie der Halbkönig mit ſeinen Huronen, und ging nach ſeiner Heimath, ohne ihnen zu ſagen, was ſie nun thun ſollten. Da ſaßen ſie alſo mit einander in einer Wüſteney, wo weder Jagd noch andre Nahrung zu finden war; und diejenigen, die ſich durch die betrügliche Vorſpiegelung der Wilden, als ob ſie am Sandusky große äuſſerliche Vortheile finden würden, hatten verblenden laſſen, ſahen nun ihren Irrthum mit Beſchämung ein.

Nach einigem Hin- und Herziehen und vielen Ueberlegungen beſchloſſen ſie in Ober-Sandusky zu überwintern, erwählten dazu einen Platz, ſo gut er in dieſer wüſten Gegend zu haben war, und bauten ſich geſchwinde ganz kleine Blockhäuſer, um ſich gegen die Kälte zu ſchützen, zumal da ſie weder Betten noch wollene Decken hatten, und ſich überhaupt ſehr armſelig behelfen mußten, weil die Wilden nicht nur den Miſſionarien, ſondern auch unſern Indianern nach und nach alles geraubt, und blos das zum Zuckerkochen nöthige Geräthe gelaſſen hatten. Während des Bauens wurden die Verſammlungen unter freyem Himmel gehalten, und

weil es allemal Abends geſchahe, ſo machten ſie 2 Feuer auf dem Platze, die ihnen ſtatt der Lichter dienten.

Ins Ganze gefiel es ihnen hier ſo übel, daß ſie dem neuerbauten Orte nicht einmal einen eigenen Namen geben mochten. Ich nenne ihn daher nur Sandusky, nach der Gegend und dem Fluſſe, an welchem er lag.

Nichts drückte ſie hier härter, als der Mangel an Lebensmitteln, und oft gedachten ſie der Kinder Iſrael in der Wüſte und des Brodts, das GOtt ihnen vom Himmel gab. Viele hatten ſchon lange nichts mehr zu eſſen, und lebten blos von der Gabe der andern, die noch etwas erübrigen konnten. Auch die Miſſionarien, die ſich ſonſt allezeit im äußern ſelbſt beſorgt hatten, mußten hier ſamt den Ihrigen von Allmoſen leben, die bey der Gemeine, welche ſelber Mangel litt, für ſie geſammelt wurden. Sobald es daher nur möglich war, reiſten viele von unſern Indianern nebſt dem Bruder Scheboſch wieder nach den verlaſſenen Gemeinorten am Muskingum, um Welſchkorn zu holen, welches daſelbſt, wie ſchon gedacht, in Menge auf den Feldern geblieben war.

Uebrigens kamen viele Wilden nach Sandusky zum Beſuch, aber niemand aus Begierde nach dem Evangelio, worüber ſie vielmehr lachten und ſpotteten. Der Delawar-Capitain Pipe machte ſich ſogar öffentlich groß damit, daß er die gläubigen Indianer mit ihren Lehrern gefangen genommen, die nun ſeine Sclaven wären; und der Halbkönig der Huronen kündigte ihnen bey einem Beſuche an, daß ſie nun unter ſeiner Herrſchaft ſtünden, und alles thun müßten, was er von ihnen verlangte, ſelbſt wenn er ſie zum Kriege aufforderte. Da man dieſe Prahlerey mit Stillſchweigen beantwortete, ſo wurden die Wilden immer frecher, und ſetzten auch die Achtung gegen die Miſſionarien ganz aus den Augen. Je weniger man alſo hier das Wort der Verſöhnung

bey

bey ihnen anbringen konnte, deſto erfreulicher war es, daß verſchiedene, die ſeit einem Jahre und drüber durch allerley Umſtände von der Gemeine weg in die Irre gerathen waren, ſich hier wieder herzufanden.

Kaum aber waren die Miſſionarien hier ein wenig zu Othem gekommen, ſo erſchienen 2 Delawar-Hauptleute mit einer Botſchaft von dem Engliſchen Gouverneur in Fort Detroit an die Delawaren und Huronen, die alſo lautete: "Meine Kinder! Euer Vater über dem See Erie iſt ſehr erfreut worden durch die Nachricht, daß ihr die gläubigen Indianer mit ihren Lehrern nach Sandusky gebracht habt, daß alſo nunmehro alle Nationen eins, und die Hinderniſſe aus dem Wege geſchafft ſind, daß auch die Vögel im Gebüſche euch nicht ſo viele Lügen vorſingen werden. Und nun werden die Virginier im Finſtern ſitzen, und von uns nichts mehr hören, wovon wir viele Vortheile zu hoffen haben. Es wird euch überlaſſen, wo ihr ſie — die gläubigen Indianer — hinſetzen wollt, und wo ſie wohnen können. In einigen Tagen wird ein Fahrzeug von Detroit am Miami-Fluß mit Waaren für euch eintreffen, woſelbſt euch euer Vater für eure gute Dienſte, die ihr ihm geleiſtet, wohl belohnen wird. Er verlangt aber auch, daß Capitain Pipe die Lehrer mit etlichen Häuptern der gläubigen Indianer zu ihm bringe. Er will ſie gerne ſehen und ſelber mit ihnen ſprechen, und ſagt: Ich weiß beſſer mit ihnen zu ſprechen, als ihr, denn ich kenne ſie, und kann ſie auch beſſer beſorgen und bewirthen, weil ich das Vermögen dazu habe."

Die Brüder, die längſt gewünſcht hatten, mit gedachtem Gouverneur ſelbſt zu ſprechen, und ihm ſtatt der vielen Lügen, die er gehört hatte, die Wahrheit zu ſagen, lieſſen ſich ſolches recht gerne gefallen. Dem zufolge traten die Miſſionarien David Zeisberger, Senſemann, Heckewälder und Eduards, nebſt vier National-Gehülfen am 25ſten

October

October die Reiſe nach Fort Detroit an. Die Brüder Jungmann und Michael Jung aber blieben nebſt den Schweſtern bey der Indianer-Gemeine. Daß der Abſchied von einander überaus ſchmerzlich war, läßt ſich leicht begreifen, theils weil man nicht wußte, was den Abreiſenden in Detroit bevorſtand, theils weil letztere die Ihrigen in gänzlichem Mangel an Lebensmitteln verlaſſen mußten.

Sie reiſten ganz zu Lande, großentheils längſt dem See Erie, durch viele Moräſte, große überſchwemmte Ebenen, ſumpfichte Wälder, und hatten viele Beſchwerlichkeiten zu ertragen. Das härteſte für ſie aber war die Nachricht, die ſie unterwegs erhielten, daß etliche von den gläubigen Indianern, die, wie oben gedacht, an den Muskingum gegangen waren, Welſchkorn zu holen, von den weißen Leuten gefangen und getödtet worden, und eine große Schaar weißer Leute im vollen Marſch nach Sandusky ſey, dieſen Ort zu überfallen. Von dieſer Nachricht war nur ſoviel wahr, daß der Bruder Scheboſch nebſt 5 gläubigen Indianern in Schönbrunn gefangen und nach Pittsburg geführt worden. Die übrigen kamen glücklich wieder nach Sandusky, und brachten etwa 400 Büſchel Welſchkorn mit, das ſie mit vieler Mühe bekommen hatten. Unſre Pilger aber erfuhren das Wahre nicht. Man kann ſich alſo leicht vorſtellen, wie groß ihre Beſtürzung war, und mit welchem Kummer ſie ihre Reiſen fortſetzten.

Am 3ten November kamen ſie in Detroit an, und auch gleich vor den dortigen Engliſchen Gouverneur. Dieſer war Anfangs damit nicht zufrieden, daß nicht ſämtliche Miſſionarien ſamt den Ihrigen gekommen waren, weil er willens geweſen, ſie alleſamt nach Philadelphia zu ſchicken. Uebrigens verſicherte er, daß er ſie von ihren Plätzen am Muskingum blos darum habe abholen laſſen, weil er gehört, daß ſie mit den Amerikanern correſpondirt hätten, dem Engli-

ſchen

ſchen Gouvernement zum Schaden, weswegen viele Klagen gegen ſie eingelaufen wären. Die Miſſionarien erwiederten hierauf, wie ſie gar nicht daran gezweifelt hätten, daß ihm viele böſe Gerüchte von ihnen müßten zu Ohren gekommen ſeyn, indem ſie ſolches aus der Behandlung, die ſie erfahren, genugſam hätten abnehmen können; daß er aber ſehr fälſchlich berichtet worden, würde ſich ausweiſen, ſobald man die Sache gehörig unterſuchte. Zugleich äußerten ſie, daß es nicht nur für ſie ſehr ſchmerzlich, ſondern auch unverantwortlich ſeyn würde, wenn ſie von der ihnen anvertrauten Miſſion getrennt werden ſollten, die dann bald zu Grunde gehen müßte. Der Gouverneur entließ ſie hierauf, und ſorgte auf eine gütige Art, daß ſie ordentlich logirt und mit allem nöthigen verſehen wurden. Viele Engliſche, Deutſche und Franzöſiſche Officiere beſuchten ſie, und bezeigten ihr Mitleiden wegen der ihnen wiederfahrnen üblen Begegnung, die ihnen noch gut anzuſehen war, indem ſie in ſehr ſchlechter und zerriſſener Kleidung einhergingen. Dagegen ſahen ſie in Detroit verſchiedene, die viele von den ihnen am Muskingum geraubten Kleidungsſtücken trugen.

Ihr gerichtliches Verhör wartete nun auf die Ankunft ihres Verklägers, des Delawar-Capitains Pipe, und es war ihnen nicht wohl zu Muthe, als ſie erfuhren, daß das Urtheil über ſie von der Ausſage dieſes feindſeligen Mannes abhangen ſollte. Aeuſſerlich ſahen ſie ſich dabey aller Hülfe beraubt. GOtt war ihre einzige Zuverſicht: daran genügte ihnen, und Er verließ ſie auch nicht. Am 9ten November ging das Verhör vor ſich. Nach einigen Ceremonien zwiſchen dem Gouverneur und dem Capitain Pipe über die Scalps und Gefangene, die er aus den Freyſtaaten eingebracht hatte, ſtand letzterer auf, und redete den Gouverneur an: "Vater! du haſt uns anbefohlen, die gläubigen Indianer mit ihren Lehrern vom Muskingum abzuholen. Es iſt

geſchehen. Als wir ſie nach Sandusky gebracht hatten, ließeſt du uns ſagen, wir ſollten die Lehrer und etliche Häupter ihrer Indianer zu dir bringen. Sie ſind jetzo hier vor dir; du kannſt ſelbſt mit ihnen ſprechen, wie du begehrt haſt. Du wirſt aber hoffentlich gutes mit ihnen reden, und ich ſage dir, rede gute Worte zu ihnen, denn ſie ſind meine Freunde, und ich ſehe nicht gerne, daß hart mit ihnen verfahren wird." Dies letzte wiederholte er zwey bis dreymal. Der Gouverneur hielt ihm hierauf ſeine eigene gegen die Brüder eingebrachte Klagen umſtändlich vor, und forderte ihn auf, zu beweiſen, daß dieſelben Grund, und die Miſſionarien wirklich mit den Amerikanern, dem Engliſchen Gouvernement zum Nachtheil, correſpondirt hätten. Pipe antwortete, daß wol etwas an der Sache ſeyn möchte. Die Miſſionarien würden es aber nunmehro nicht mehr thun, da ſie in Detroit wären. Dieſe Antwort war dem Gouverneur nicht hinlänglich; er verlangte alſo ernſtlich, daß Pipe ſich beſtimmt erklären ſollte. Pipe, dem man anſehen konnte, daß er in die Enge kam, neigte ſich zu ſeinen Rathsmännern und fragte ſie, was er antworten ſollte? Dieſe aber hingen die Köpfe und ſchwiegen. Er ermannte ſich indeſſen geſchwinde, ſtand auf und ſagte zum Gouverneur: "Ich habe dir geſagt, daß etwas an der Sache ſey, nun aber ſage ich dir gerade heraus, wie es iſt. Die Lehrer hier ſind unſchuldig; ſie habens nicht für ſich gethan; ſie habens thun müſſen." Er ſchlug dabey an ſeine Bruſt, und ſagte: "Ich bin ſchuld daran, und die Chiefs, die mit mir in Goſchachgünk waren; wir haben ſie dazu gezwungen, wenn ſie ſichs zu thun geweigert haben." Das bezog ſich auf den unſchuldigen im Namen der Delawar-Chiefs geführten Briefwechſel, deſſen ich oben erwehnt habe.

Hierauf befragte der Gouverneur den Capitain Pipe um ſeine und ſeines Anhangs Geſinnung, ob ſie die Miſſionarien wieder zu ihren Indianern wollten zurückkehren laſſen, oder

ob ſie das Gegentheil lieber ſähen? Allen zum Wunder erklärte ſich Pipe für das erſtere, und man ſahe deutlich, daß GOtt ſein Herz gewendet hatte. Nun befragte der Gouverneur die Miſſionarien über ihre Ordination und Beruf zur Miſſion, vornemlich aber über ihr Verhältniß gegen die Freyſtaaten, auf welches letztere ſie ſich erklärten, daß ſie nicht ohne Vorwiſſen des Congreſſes bey der Indianer-Gemeine geweſen, und von demſelben in ihrer Arbeit auf keine Weiſe gehindert worden, aber auch keine Vorſchrift bekommen, wie ſie ſich zu verhalten hätten.

Der Gouverneur, welcher in der ganzen Sache nichts gethan hatte, als was ſeine Pflicht von ihm forderte, bezeugte hierauf öffentlich, daß die Miſſionarien fälſchlich angeklagt worden, und völlig unſchuldig wären, verſicherte auch ſein Wohlgefallen an der Civiliſirung der Indianer und dem Unterrichte derſelben im Chriſtenthum, und erlaubte den Miſſionarien, zu ihrer Gemeine zurück zu kehren. Dieſes wurde auch dem Capitain Pipe und ſeinen Kriegern verdollmetſchet. Den National-Gehülfen bezeigte der Gouverneur ſein Vergnügen, ſie zu ſehen, und ermahnte ſie, ferner ihren Lehrern zu gehorchen, und ſich nicht in den Krieg zu mengen. Darauf gab er ihnen die Hand, und verſprach ihnen, ſie mit allem nöthigen unentgeltlich zu verſorgen, welches auch geſchahe. Den Miſſionarien aber bot er nun ſein Haus aufs freundſchaftlichſte an, und ließ ſie, da ſie ganz gegen ſeinen Willen und Befehl ausgeplündert worden, mit Kleidung, und was ſie ſonſt brauchten, aus dem königlichen Magazin verſehen. Auch 4 Taſchenuhren, die ihnen bey ihrer Gefangennehmung in Gnadenhütten geraubt und an einen Handelsmann in Detroit verkauft worden, kaufte der Gouverneur demſelben wieder ab, und ſtellte ſie den Miſſionarien zu, mit denen er ſich nun mehrmalen über die Miſſion ſehr liebreich und theilnehmend unterhielt. Zuletzt gab er

ihnen einen Paß, welchem die Erlaubniß beygefügt war, ihr geiſtliches Amt unter den chriſtlichen Indianern ungeſtört fortzuſetzen; worauf die Miſſionarien ſich nur noch dieſes von ihm ausbaten, daß, wenn fernerhin Klagen gegen ſie kommen ſollten, er ſie davon benachrichtigen möchte, da ſie ihm denn allezeit die Sache, wie ſie nach der Wahrheit wäre, berichten würden. Das verſprach er, und entließ ſie als ein Freund, der es deutlich merken ließ, wie ſehr es ihn ſchmerzte, daß ſie ſo übel behandelt worden.

Für dieſen erwünſchten Ausgang der Sache, wobey die Obrigkeit ſich als GOttes Dienerin bewieſen hatte, lobten die Miſſionarien ſamt den National-Gehülfen den HErrn in der Stille, reiſten am 14ten November von Detroit fröhlich wieder ab, und trafen am 22ſten bey den Ihrigen und der Indianer-Gemeine in Sandusky wieder ein. Hier war die Freude darüber um ſo größer, da man daſelbſt nichts anders wußte, als daß ſie in Detroit gefangen gehalten würden.

Von nun an blieben ſie eine Weile in Ruhe, und bauten ſich ein Verſammlungshaus. Ihr äußeres Beſtehen aber verurſachte noch immer viele Noth und Sorgen. Gewöhnlich wußten ſie den Tag vorher nicht, was ſie den andern Morgen eſſen würden. Oft mußten ſie in die umliegende Dörfer der Wilden gehen, Korn zu ſuchen, erhielten aber immer nur wenig, und ſo halfen ſie ſich von einem Tag zum andern mühſam fort. Verſchiedenemale war, nach ihrem eigenen Ausdruck, die Hungersnoth unbeſchreiblich drückend, und man hörte vieles Wehklagen. Zu ihrem Glücke kamen gegen das Ende des Jahrs viele Hirſche in die Gegend. Auch 2 Engliſche da herum wohnende Kaufleute, oberwehnter Herr Mack Kornick und Herr Robins, nahmen ſich ihrer an, kauften Welſchkorn für ſie ein, und dienten ihnen überhaupt nach Vermögen, welches ſie als eine Vorſorge unſers Vaters im Himmel mit kindlichem Dank erkannten.

Am

Am 7ten December hatte die Indianer-Gemeine die erſte Verſammlung in ihrem neuerbauten Bethauſe, und flehete zum HErrn, daß er auch an dieſer Stätte in ihrer Mitte wohnen und wandeln, und das Wort von ſeinem Leiden und Tode an den Herzen aller derer ſegnen wolle, die es daſelbſt hören würden. Auch hatten ſie ein ſehr geſegnetes und freudenreiches Weihnachtsfeſt, und beſchloſſen dieſes für ſie ſo beſondere Jahr mit Loben und Danken zu JEſu Füſſen. Aus Mangel an Brod und Wein aber konnten ſie das heilige Abendmahl nicht begehen.

Zehnter Abſchnitt.

1782.

Große Hungersnoth in Sandusky. Sämtliche Miſſionarien werden nach Fort Detroit abgeholt. Ein Theil der Indianer-Gemeine wird am Muskingum von einer Rotte weißer Leute überfallen und ermordet. Ankunft der Miſſionarien in Detroit. Die Indianer-Gemeine zerſtreut ſich, und entgeht dadurch ihrer gänzlichen Vertilgung.

Getroſt und hoffnungsvoll trat die Indianer-Gemeine in das Jahr 1782 ein, ohne zu vermuthen, daß es das allerhärteſte für ſie ſeyn werde, dergleichen ſie noch nicht erlebt hatte.

Die erſten Monate wurden die gottesdienſtlichen Verſammlungen in der gehörigen Ordnung gehalten, und der HErr bekannte ſich dazu mit Gnade. Einige Erweckte wurden getauft, und verſchiedene Getaufte, die verirrt geweſen, erhielten Vergebung, und gelangten wieder zur Gemeinſchaft der Gläubigen.

Inzwiſchen aber fehlte es nicht an Noth. Gegen das Ende des Januars war die Kälte ſo auſſerordentlich, daß man ſich ſogar des Nachts nicht genugſam erwärmen konnte. Nachher verurſachte das Waſſer, welches in den Häuſern aus der Erde quoll, den Bewohnern derſelben nicht wenig Ungemach. Das Vieh, welches unſre Indianer in großer Anzahl mitgebracht hatten, fand auf dem unfruchtbaren Lande ſein Futter nicht; ſie konnten ihm auch mit aller Mühe keins verſchaffen, und mußten alſo alles, was nicht geſchlachtet werden konnte, mit Wehmuth elendiglich verhungern ſehen. Dazu kam bald hernach die Hungersnoth unter den Menſchen, die den Jammer ſehr vermehrte. Sogar für Geld konnte man in der ganzen Gegend wenig auftreiben, und was ſich noch fand, war übermäßig theuer. Viele Arme nährten ſich blos von wilden Kartoffeln. Endlich ſtieg die Noth ſo hoch, daß viele mit Fleiſch von krepirten Pferden und Kühen ihr Leben zu erhalten ſuchen mußten.

In dieſer traurigen Lage beſuchte der Halbkönig der Huronen mit einem Gefolge von Indianern und weißen Leuten in Sandusky. Da man ihnen nun nicht, wie ſonſt gewöhnlich, Eſſen vorſetzen konnte, ſo begab ſich ein National-Gehülfe zum Halbkönige, und ſagte ihm, daß ſie nichts hätten, als Fleiſch von umgekommenem Vieh, und fügte hinzu: "So oft du in Gnadenhütten bey uns wareſt, gaben wir dir nicht nur ſatt zu eſſen, ſondern wenn du von uns Thee und Zucker, Brod, Butter, Milch, Schwein- und Rindfleiſch, und was dich gelüſtete, verlangteſt, ſo gaben wir dirs, und haben weder dir noch deinen Kriegern etwas verſagt. Du hießeſt uns aber aufſtehen, und mit dir gehen, und ſagteſt, wir ſollten unſre Plantagen nicht anſehen, denn wir würden genug finden, daß wir leben könnten. Wenn jemand einen Vogel, oder ein andres Thier fängt, ſo iſt er doch bald beſorgt, ihm etwas Futter zu verſchaffen. Du haſt

haſt uns hieher gebracht, aber noch keinem etwas Welſchkorn angeboten, haſt alſo deinen Zweck nun erreicht, und biſt froh, daß wir hier verhungern, und jämmerlich umkommen müſſen." Der Halbkönig, in ſeinem Gewiſſen von der Wahrheit dieſer Worte überzeugt, ſchwieg und ging davon. Andere Wilde, die zum Beſuch nach Sandusky kamen, und ſo viel todtes Vieh umher liegen ſahen, verlachten und verſpotteten unſre Indianer, und bezeigten ihre Freude darüber, daß es ihnen ſo hart ging. "Nun, ſagten ſie, ſeyd ihr uns gleich worden. Ihr müßt es nicht beſſer haben als wir."

Vom Hunger getrieben begaben ſich verſchiedene Geſellſchaften von Sandusky nach Schönbrunn, Gnadenhütten und Salem am Muskingum, um Proviant zu holen, weil man hörte, daß nunmehro keine Gefahr daſelbſt zu befürchten wäre. Es war auch damals die einzige Zuflucht unſrer armen Indianer, Lebensmittel zu bekommen, und wiewol ihr dortiges Welſchkorn vom vorigen Jahr her noch auf den Feldern ſtand, ſo war es doch noch viel beſſer, als dasjenige, welches in Sandusky von einigen Leuten für unerhörten Preis ausgeboten wurde.

Den größten Kummer aber machten den Miſſionarien und ihrer Gemeine etliche unlautere Leute in ihrer Mitte, die das ſündliche Leben wieder erwählten, es in der Gemeine durchſetzen, und ſich an die Gemeinordnungen durchaus nicht wollten binden, noch weniger wegweiſen laſſen. Allen zum Trotz blieben ſie im Gemeinorte, wurden wol gar böſe, wenn man ſie ermahnte, gingen in die Dörfer der Wilden, und ſuchten dieſe aufs neue gegen die Miſſionarien aufzuwiegeln.

Nun zeigte ſichs auch immer deutlicher, daß die eigentliche Abſicht der Widerſacher der Brüder dahin ging, der Predigt des Evangelii im Indianer-Lande mit Gewalt ein Ende zu machen, und die geſchloßne Indianer-Gemeine zu zerſtreuen. Dem Gouverneur in Detroit, der den Miſſio-

narien verſprochen hatte, daß ſie ihre Arbeit unter den Indianern ungehindert ſollten fortſetzen können, war es nicht möglich, ſein gegebenes Wort zu halten, indem die Feinde der Brüder ihm keine Ruhe ließen. Schon bald nach der Abreiſe der Miſſionarien von Detroit im vorigen Herbſte hatten einige vornehme Delawar-Chiefs dem Gouverneur ihr Erſtaunen darüber bezeigt, daß er die weißen Lehrer entlaſſen, und alſo ihre Hoffnung, dieſe ſchädlichen Leute einmal ganz los zu werden, fehlgeſchlagen ſey. Der Gouverneur aber hatte ſie mit Weisheit und Standhaftigkeit abgewieſen. Dagegen trat nun der Halbkönig der Huronen wieder auf. Zween ſeiner Söhne, die im vorigen Herbſte zum Morden ausgegangen waren, hatten darüber ihr Leben verlohren. Das ſchrieb der Vater dem heimlichen Anſtiften der Brüder zu, ließ ſich ſolches nicht ausreden, und dachte auf Rache. Andern theils lebte er in beſtändiger Furcht, daß unſre Indianer ſich einmal für die ihnen zugefügte Leiden an ihm ſelbſt rächen würden. Er ſann alſo immer auf Mittel, ſie zu zerſtreuen, und wußte dazu kein beſſeres, als ihre Lehrer von ihnen zu trennen. Hierzu kam noch ein Umſtand. Zween unbeſonnene Leute von der Indianer-Gemeine wollten ihre in Pittsburg gefangen ſitzende Verwandte beſuchen. Da man aber vorausſahe, daß ſolches neuen Verdacht gegen die Miſſionarien erregen würde, als ob ſie mit den Amerikanern correſpondirten, ſo ſtellte man ihnen dieſe Gefahr vor, und bat ſie, von ihrem Vornehmen abzuſtehen. Sie gingen aber doch heimlich dahin. Ob nun gleich der Miſſionarius Zeisberger dieſen Vorfall unverzüglich ſowol dem Gouverneur in Detroit, als auch dem Halbkönige der Huronen zu wiſſen that, ſo faßte letzterer doch dabey an, und verklagte die Miſſionarien bey dem Gouverneur, daß ſie, ſo lange ſie in Sandusky wären, alle 10 Tage Briefe nach Pittsburg geſchickt hätten, und gewiß die Amerikaner her-

auslocken würden, die Huronen zu vertilgen. In einem Briefe, den er überdem durch weiße Leute an den Gouverneur deshalb ſchreiben ließ, that er noch hinzu: Es ſey ihm nicht wohl, ſo lange die Lehrer in Sandusky wären, und er befürchte ein Unglück, begehre alſo, daß der Gouverneur ſie je eher je lieber abholen laſſe, und wenn das nicht geſchähe; ſo würde er alsdann ſchon wiſſen, was er zu thun hätte.

Hierauf kam am 1ten März 1782 ein ſchriftlicher Befehl von gedachtem Befehlshaber an den Halbkönig der Huronen und einen bey ihm befindlichen Engliſchen Officier, daß die Miſſionarien ſamt ihren Familien nach Detroit gebracht, aber nicht geplündert, noch ſonſt übel behandelt werden ſollten. Wie herzdurchſchneidend dieſe Nachricht für die Miſſionarien war, iſt leicht zu erachten. Nach ihrem eigenen Berichte wären ſie viel lieber in den Tod gegangen, als ſich gezwungen zu ſehen, ihre Gemeine, die ſie weit mehr liebten, als ihr leibliches Leben, zu verlaſſen, und gleichſam ihre Heerde den Wölfen preis zu geben. Hier ſtanden ihre Sinnen ſtille, und ihre Ueberlegungen hatten ein Ende. Es war auch in der That nichts dabey zu thun, als ſich willig drein zu ergeben, denn die geringſte Vorſtellung dagegen hätte nicht nur nichts geholfen, ſondern den Huronen Gelegenheit gegeben, die Miſſionarien abermals zu mißhandeln.

Als ſolches der verſammleten Gemeine gemeldet wurde, entſtand ein ſo klägliches Geweine, daß den Miſſionarien das Herz brach. Eins nach dem andern kam nachher zu ihnen, und ſie hatten viel zu thun, ſie anzuhören, zu ermahnen und zu ermuntern. Alle trauerten und klagten, daß ſie in kurzem verlaſſen ſeyn würden, wie Schaafe, die keinen Hirten haben. Unter andern drückte ſich ein Indianer-Bruder ſo aus: "Ich ſehe allen Verluſt von auſſen nicht an, daß ich arm geworden bin, daß ich Hunger leiden muß, und daß

mein Vieh drauf gegangen iſt; alles das will ich gerne tragen, und mich nicht darüber grämen; aber daß ſie uns noch am Ende unſrer Lehrer berauben, und uns um unſre Seelennahrung und Heil bringen wollen, das geht mir über alles, und thut mir im Herzen wehe. Sie ſollen aber nicht ſehen, daß ich Gemeinſchaft mit ihnen mache, und ihr heidniſches Leben wieder annehme. Sie ſollen mich nicht in ihre Gewalt bekommen, noch mich zu etwas zwingen, womit ich den Heiland betrübe. Lieber will ich in den Buſch gehen, mich von aller menſchlichen Geſellſchaft trennen, und meine übrige Lebenszeit kümmerlich zubringen." Ein andrer, der untreu geweſen, bekannte es öffentlich. "Ich, ſagte er, habe mich ſehr verſündiget, denn ich habe meine Lehrer verklagt und verrathen, ſo wie Judas den Heiland verrathen hat, und muß nun verloren gehen, wenn ich nicht Vergebung erlange." Die Miſſionarien vergaben ihm herzlich gerne, und tröſteten die übrigen mit der unwandelbaren Treue des HErrn, der alles, was er thut und geſchehen läßt, gewiß mit einem ſeligen Ende krönet. Aus Vorſicht entſchloſſen ſie ſich, den National-Gehülfen keinen Rath zu geben, was ſie nach ihrem Abſchiede thun ſollten, ſondern ſie lediglich der Leitung des Geiſtes GOttes zu überlaſſen, ſo wie ſie auch für ſich ſelbſt und die Ihrigen keinen andern Troſt hatten, als daß ſie, wenn gleich wie im Finſtern, doch gewiß an der guten Hand des HErrn gingen, der ihr Leitſtern, Schutz und Schirm ſeyn würde.

Den Tag vor ihrer Abreiſe aber hatten ſie noch den unbeſchreiblichen Schrecken, daß ein Krieger aus der Gegend des Muskingum mit der herzangreifenden Nachricht ankam, daß alle unſre Indianer, die ſich in den verlaſſenen Gemeinorten befunden hatten, um Lebensmittel zu holen, von den Amerikanern gefangen, nach Pittsburg geführt, und einige derſelben umgebracht worden. Vom Schmerz hierüber ganz

durchdrungen, mußten unſre Miſſionarien am 15ten März den mehr als zehnfachen Tod wirklich ausſtehen, und ſich von der ihnen anvertrauten lieben Gemeine trennen. Sie lieſſen dieſelbe alſo noch einmal zuſammen kommen, und Zeisberger ermahnte ſie mit väterlicher Zärtlichkeit, ſich nunmehro, da ihre Lehrer von ihnen genommen würden, deſto veſter an den treuen Heiland zu halten, der ſelbſt die Quelle alles Heils und die Urſach aller Seligkeit ſey. Sein Verdienſt ſollte ihre tägliche Weide und Nahrung ſeyn, ſo würden ſie vor der Welt und aller Sünde bewahrt und unbefleckt erhalten werden. Hierauf fiel er mit der Gemeine auf die Knie, dankte dem HErrn für alles gute, ſo ſie bey aller Noth in dieſer Gegend von Ihm genoſſen, legte Ihm ſeine braune Heerde, die Er mit ſeinem theuren Blute erworben, an ſein erbarmungsvolles Herz, und empfahl dieſelbe der Pflege und Aufſicht des heiligen Geiſtes und dem Schutz und der Bewahrung unſers lieben himmliſchen Vaters, ſie beym Worte von JEſu Verſöhnung und im Glauben an Ihn zu erhalten, bis ſie einander wieder ſähen. Die heißen Thränen, die in dieſer Verſammlung vergoſſen wurden, hat nur der HErr zählen können. In dieſem kummervollen Zuſtand, da die Miſſionarien einen Theil der Gemeine gefangen, etliche davon ermordet glaubten, und den andern Theil, von dem ſie vorausſahen, daß derſelbe jämmerlich zerſtreut werden würde, verlaſſen mußten, traten ſie in Begleitung eines von obgedachtem Engliſchen Officier dazu verordneten Franzoſen, und im Angeſicht des Halbkönigs und ſeiner Krieger ihre Reiſe nach Detroit in JEſu Namen an.

Hier verlaſſe ich unſre Pilger, um den blutigen Auftritt zu beſchreiben, der ſich unterdeſſen am Muskingum ereignet hatte, und wovon die erſte obenerwähnte Nachricht lange nicht ſo ſchrecklich, als die Begebenheit ſelber war.

Die Regierung in Pittsburg hatte für billig erachtet, die gläubigen Indianer, die nebſt dem Bruder Schebosch im vorigen Jahre in Schönbrunn von den Amerikanern gefangen und nach Pittsburg geführt worden, wieder in Freyheit zu ſetzen. Sie kamen auch im Frühjahr dieſes Jahrs glücklich in Sandusky an, bis auf den Bruder Schebosch, der von Pittsburg nach Bethlehem ging, um daſelbſt von dem Zuſtande unſrer Indianer mündliche Nachricht zu geben. Dieſes menſchliche Betragen der Regierung in Pittsburg verdroß diejenigen Amerikaner, von welchen ſchon mehrmalen angezeigt worden, daß ſie Amerika für das gelobte Land, und die Indianer für Cananiter hielten, die ſchlechterdings ausgerottet werden müßten. Da ſie nun erfuhren, daß große Geſellſchaften unſrer Indianer von Sandusky an den Muskingum gingen, um Welſchkorn zu holen, ſo verbanden ſich etwa 160 derſelben aus der Gegend der Monongehella, unſre Indianer daſelbſt zu überfallen, die 3 Gemeinorte zu zerſtören, und dann nach Sandusky zu marſchiren, um auch dem noch übrigen Theil der Indianer-Gemeine das Garaus zu machen. Sobald der Oberſte Gibſon, Commendant in Pittsburg, das Vorhaben dieſer Rotte erfuhr, ſchickte er einen Boten an den Muskingum, unſre Indianer zu warnen; er kam aber zu ſpät. Dem ungeachtet erhielten letztere, die ſich in die drey Gemeinorte vertheilt hatten, doch ſo zeitig Nachricht von dem Anmarſch der Amerikaner, daß ſie gut noch hätten flüchten können. Sonderlich warnte ſie ein weißer Mann, der den Wilden entſprungen war, die nicht weit von Gnadenhütten eine weiße Frau und ein Kind ermordet und auf einen Pfahl geſteckt hatten. Ihm folgten bald dieſe Amerikaner ſelbſt, und ſagten in Gnadenhütten, daß die im Anmarſch ſeyende weiße Leute ihnen gewiß nachſetzen, und jeden Indianer, den ſie fänden, umbringen würden. Unſre Indianer aber, die ſich ſonſt immer ſo bedenklich,

mißtrauiſch und furchtſam zeigten, wenn ſie nur die mindeſte Unſicherheit vermutheten, waren es diesmal gar nicht, ſondern gingen der wirklichen Gefahr mit unbegreiflicher Sicherheit entgegen.

Unſtreitig kam dieſes daher, daß ſie blos vor den Wilden ſich fürchten zu müſſen glaubten, zu den Amerikanern aber ſich nichts böſes verſahen. Noch am 5ten März wurde der National-Gehülfe Samuel von Schönbrunn nach Salem berufen, wo ſämtliche anweſende Gehülfen mit einander überlegten, ob ſie flüchten ſollten, wenn die weißen Leute kämen? Aber ſowol die in Salem als die von Gnadenhütten waren alle dafür, nicht zu flüchten. Samuel hingegen rieth, ſolches einem jeden ſelbſt zu überlaſſen, in der Sache zu handeln, wie ſein Herz geſtellt wäre; und ſo ſchieden ſie von einander. Als Samuel wieder nach Schönbrunn ging, begleiteten ihn noch etliche Brüder ein Stück Weges, und er bezeugte nachher, daß eine ſolche Liebe und Eintracht unter den Indianiſchen Brüdern und Schweſtern geweſen, wie er nie vorher geſehen hätte.

Inzwiſchen marſchirten die Amerikaner zuerſt auf Gnadenhütten los, wo ſie am 6ten März ankamen. Etwa eine Viertelmeile vom Ort, trafen ſie den jungen Scheboſch im Buſch an, ſchoſſen nach ihm und verwundeten ihn ſo, daß er nicht fort konnte. Er bat um ſein Leben, wie die Mörder ſelbſt nachher erzählten, und ſagte ihnen, daß er Scheboſchens, eines weißen chriſtlichen Vaters Sohn ſey. Sie hörten aber darauf nicht, ſondern zerhackten ihn mit Beilen. Hierauf begaben ſie ſich zu unſern Indianern, die faſt alle auf den Feldern waren, und umzingelten ſie unvermerkt, ſtellten ſich aber freundlich, hießen ſie in den Ort kommen, und verſprachen ihnen kein Leid zu thun, bedauerten ſie auch wegen des ihnen von den Engländern und den Wilden zugefügten Leidens, und verſicherten ſie des Schutzes und der

Freund-

Freundſchaft der Amerikaner. Unſre arme Indianer, die von des jungen Scheboſchens Tod nichts wußten, glaubten ihnen alles, gingen mit ihnen in den Ort, und bewirtheten ſie nach Vermögen. Dabey gaben ſie ſich als chriſtliche Indianer zu erkennen, die am Kriege nie den mindeſten Antheil genommen hätten. Von einem Fäßchen Wein, das bey ihnen gefunden wurde, ſagten ſie, daß es ihr Abendmahlswein ſey, den ſie vor ihrem Abzuge im vorigen Jahre vergraben, und jetzt nach Sandusky bringen wollten. Man deutete ihnen aber an, daß ſie nach Pittsburg geführt, und ſolchergeſtalt vor den Engländern und Wilden für immer ſicher geſtellt werden ſollten. Auch hierüber bezeigten ſich unſre Indianer ganz vergnügt, in der Meynung, daß dieſes der Weg ſeyn könnte, den GOtt erwählet hätte, ihrem bisherigen Leiden ein Ende zu machen. Davon ganz eingenommen, gaben ſie ihre Gewehre, Beile und andre Inſtrumente mit Freuden her, die ihnen von den Amerikanern unter dem Vorwande abgefordert wurden, daß ſie ihnen dieſelben gut aufheben und in Pittsburg wiedergeben wollten. Auch die Sachen, welche unſre Indianer im Buſche verſteckt hatten, zeigten ſie den Amerikanern, halfen ihnen dieſelben zuſammenpacken, um ſie nach Pittsburg abzuführen, und leerten ſogar ihre Bienenſtöcke für ihre vermeintlichen Freunde aus.

Unterdeſſen war der Gehülfe Johann Martin nach Salem gegangen, und hatte den gläubigen Indianern, die ſich daſelbſt befanden, die Nachricht gebracht, daß die Amerikaner gekommen wären, und ſie in ihren Schutz und Beſorgung nehmen wollten, daher ſie gar nicht bedenklich ſeyn dürften, mit ihnen zu ziehen. Die Salemer brauchten auch nicht lange Zeit, ſich hierzu zu entſchließen, und glaubten einmüthig, daß GOtt dieſe Amerikaner geſandt hätte, ſie aus dem ihnen ſo unangenehmen Sandusky zu erlöſen, und ſtellten ſich vor, daß, wenn ſie nur erſt in Pittsburg wären, ſie bald zur An-

legung eines Gemeinortes in einer ſichern Gegend gelangen, und von der Gemeine in Bethlehem mit gutem Rath und brůderlicher Hůlfe treulich wůrden unterſtůtzt werden. Mit dieſem Entſchluſſe gingen Johann Martin und noch 2 Salemer-Brůder des folgenden Tages nach Gnadenhůtten, um ihn ihren dortigen Brůdern ſowol, als auch den Amerikanern bekannt zu machen. Letztere bezeigten hierauf ein Verlangen, Salem zu ſehen, daher ein Trupp von ihnen hingeführt und dort freundſchaftlich bewillkommt wurde. Hier ſtellten ſie ſich eben ſo freundlich, wie in Gnadenhůtten, und ůberredeten unſre Indianer, ſogleich mit ihnen zu gehen. Das geſchahe, und es gab auf dem Wege viele geiſtliche Geſpråche, wobey unſre Indianer, deren einige gut Engliſch ſprachen, den Amerikanern, die ſehr gottesfůrchtig ſcheinen wollten, ihre Fragen ůber Religions-Sachen grůndlich und ſchriftmåßig beantworteten. Mit gleicher Aufrichtigkeit antworteten ihnen die Gehůlfen Iſaak Glikkikan und Iſrael auf ihre politiſche Fragen, und machten ſie mit dem Zuſtande und der Denkweiſe der Indianer-Gemeine ganz nach der Wahrheit bekannt.

Mittlerweile waren unſre vôllig wehrloſe Indianer in Gnadenhůtten von den Amerikanern unvermuthet auf einen Haufen zuſammen getrieben, und ohne Widerſtand zu Gefangenen gemacht und gebunden worden. Gleiches Schickſal hatten nun auch die Salemer. Als ſie gegen Gnadenhůtten kamen, wurden ſie plôtzlich angegriffen, ihrer Gewehre, ſelbſt der Taſchenmeſſer beraubt, und gefeſſelt in den Ort gebracht. Hierauf hielten die Amerikaner einen Rath ůber ihre Gefangene, und beſchloſſen durch Mehrheit der Stimmen, des folgenden Tages ſie alleſamt hinzurichten. Diejenigen unter ihnen, die anderer Meynung waren, rungen die Hånde, und riefen GOtt zum Zeugen, daß ſie an der Vergießung des Blutes dieſer unſchuldigen chriſtlichen

Indianer keinen Theil hätten. Jene aber ließen ſich dadurch nicht irre machen, und waren nur über die Art des Todes nicht einig. Verſchiedene wollten die Gefangenen zuſammen verbrennen, andre waren fürs Scalpen, und letztere behielten die Oberhand; worauf einer von ihnen ſich zu unſern Indianern verfügte, und ihnen ankündigte, daß ſie, da ſie chriſtliche Indianer wären, ſich auch chriſtlich zubereiten möchten, denn morgen müßten ſie alle ſterben.

Daß ſie über dieſes unerwartete Todesurtheil heftig erſchracken, iſt leicht zu begreifen. Indeſſen faßten ſie ſich doch bald, und lieſſen ſich geduldig in 2 Häuſer führen, in deren einem die Brüder, im andern die Schweſtern und Kinder wie Schlachtſchaafe hingeworfen wurden. Die Brüder erklärten ſich dabey gegen ihre Peiniger, daß GOtt dem HErrn ihre völlige Unſchuld bekannt ſey, daß ſie aber dennoch bereit wären, willig in den Tod zu gehen. Da ſie aber bey ihrer Bekehrung und Taufe Chriſto verſprochen hätten, in aller Abſicht nur für Ihn und Ihm zum Wohlgefallen auf der Welt zu leben, und ſie ſich doch ſo mancher Verſehen bewußt wären, ſo wünſchten ſie, etwas Zeit zu haben, um ihr Herz vor Ihm auszuſchütten, und Ihn um Gnade anzuflehen. Das ward ihnen zugeſtanden, und ſie verbrachten ihre letzte Nacht hienieden im Gebet, ſprachen einander Muth zu, und eins ermahnte das andere, bis ans Ende treu zu bleiben. Ein Bruder, Namens Abraham, der eine geraume Zeit in einem ſchlechten Herzensgange geweſen, that, als er ſein Ende ſo nahe ſahe, vor ſeinen Brüdern ein öffentliches Bekenntniß, und ſagte: "Lieben Brüder! allem Anſchein nach werden wir alle mit einander bald zum Heilande kommen, denn es iſt wol ſo über uns beſchloſſen. Ihr wißt, daß ich ein ſchlechter Menſch bin, den Heiland und die Brüder durch meinen Ungehorſam viel betrübt, und nicht gewandelt habe, wie ich ſollte. Ich will mich aber doch an den

Heiland halten bis an mein Ende, und von Ihm nicht laſſen, ob ich gleich ſchlecht bin. Ich glaube auch, daß Er mir alle meine Sünden vergeben, und mich nicht verſtoßen wird." Die Brüder verſicherten ihn hierauf auch ihrer Vergebung, und ſie ſowol als die Schweſtern lieſſen noch zur Ehre GOttes unſers Heilandes ihre Lobgeſänge laut erſchallen, in der fröhlichen Hoffnung, Ihn nun bald ohne Sünde loben zu können.

Als ihr Todestag, der 8te März, angebrochen war, wurden 2 Häuſer zu ihrer Hinrichtung ausgeſucht, eines für die Brüder, das andre für die Schweſtern, und deswegen von den muthwilligen Mördern Schlachthäuſer genannt. Inzwiſchen begaben ſich einige derſelben zu den gefangenen Brüdern, und bezeigten ſich ungeduldig darüber, daß die Hinrichtung noch nicht anginge, worauf die Brüder ſich erklärten, daß ſie nunmehro zum Sterben bereit wären. Sie hätten ihre Seelen GOtt befohlen, und er hätte ihnen die Verſicherung in ihrem Herzen gegeben, daß ſie zu Ihm kommen, und ewig bey Ihm ſeyn ſollten.

Gleich nach dieſer Erklärung ging das Blutbad an. Die unſchuldigen Indianer-Brüder und Schweſtern wurden ſamt den Kindern, je zween und zween in gedachte 2 Schlachthäuſer von ihren Peinigern mit Stricken hingeführt, geſcalpt und ſo ermordet.

Sie waren dabey, nach dem eigenen Zeugniſſe ihrer Mörder, außerordentlich geduldig, und gingen ihrem Tode mit heiterer Gelaſſenheit entgegen. Erwähnter Abraham war das erſte Schlachtopfer. Eine Schweſter, Namens Chriſtina, die ehedem im Schweſternhauſe zu Bethlehem gewohnt hatte, und gut Deutſch und Engliſch ſprechen konnte, fiel zwar vor dem Amerikaniſchen Capitain auf die Knie, und bat um ihr Leben, bekam aber zur Antwort, daß er ihr nicht helfen könne.

Sechs und neunzig Perſonen waren es, die mit dieſer Art des Todes den HErrn prieſen, nemlich 62 Erwachſe-

ne, darunter 5 der würdigſten National-Gehülfen, und 34 gröſſere und kleinere Kinder.

Nur 2 Jünglinge, beyde 15 bis 16 Jahr alt, entrunnen faſt wunderbarer Weiſe den Händen der Mörder. Der eine, als er ſahe, daß es mit der Ermordung Ernſt war, machte ſich glücklich von ſeinen Feſſeln los, entwiſchte unbemerkt aus dem Haufen, und kroch durch ein enges Fenſterloch in den Keller unter dem Hauſe, in welchem die Schweſtern hingerichtet wurden, deren Blut bald darauf durch den Fußboden in den Keller drang, und nach ſeiner Ausſage ſtromweiſe floß, woraus zu ſchließen, daß die Schweſtern, wenigſtens viele derſelben, nicht blos geſcalpt, ſondern vermuthlich vorher mit Beilen oder Schwerdtern ermordet worden. Der Jüngling, zu deſſen Glück niemand in den Keller kam, hielt ſich in demſelben verborgen bis gegen Abend, da es ihm nach vieler Mühe gelang, ſich zu dem Fenſterloch hinauf zu arbeiten, ſich durchzudrängen, und in ein nahgelegenes Geſträuche zu entkommen. Dem andern Jüngling, Namens Thomas, hatten die Mörder nur einen Schlag gegeben, die Kopfhaut abgezogen, und ihn für todt gehalten. Weil ihm aber beym Scalpen die feine Haut, welche unmittelbar auf der Hirnſchale liegt, nicht verletzt worden, ſo kam er nach einer Weile wieder zu ſich, und ſahe ſich mit lauter blutigen Leichnamen umgeben. Unter dieſen bemerkte er einen, Namens Abel, der ſich rührte, und ſich zu erheben bemühte. Thomas aber hielt ſich ganz ſtille, als wenn er todt wäre, und das war ſein Glück; denn bald darauf ſahe er einen von den Mördern hereinkommen, der die Leichname betrachtete, des Abels Bewegungen gewahr ward, und ihn ſogleich mit etlichen Hieben tödtete. Unſer Thomas blieb nun unter unſäglichen Schmerzen immer ſtille liegen, bis es finſter wurde. Jetzt wagte er es, bis an die Thür zu kriechen, und als er keinen Menſchen da herum bemerkte, ſchlich er ſich

lang-

langſam fort, entkam ebenfalls in den Buſch, und verbarg ſich die Nacht hindurch. Dieſe beyden Jünglinge trafen hernach im Buſch zuſammen, und GOtt brachte ſie durch Umwege, und durch viele Gefahr und Noth wieder nach Sandusky. Ehe ſie aber die Gegend von Gnadenhütten verlieſſen, bemerkten ſie aus ihrem Geſträuche, daß die Mörder über die Ausführung ihrer Unternehmung ſehr vergnügt thaten, und endlich die 2 Bluthäuſer voll Leichname in Brand ſteckten.

Diejenigen gläubigen Indianer, die ſich damals in Schönbrunn befanden, wurden alle gerettet. Die Miſſionarien hatten nemlich auf die Nachricht, daß ſie nach Detroit kommen ſollten, eilends einen Boten an den Muskingum abgeſchickt, unſre Indianer nach Hauſe zu rufen, um ſie noch zu ſehen, und zugleich Pferde zur Reiſe von ihnen zu bekommen. Dieſer Bote traf gerade an dem Tage, da die Mörder in Gnadenhütten ankamen, in Schönbrunn ein, und richtete ſeine Botſchaft aus. Die Schönbrunner ſchickten daher ſogleich einen andern Boten nach Gnadenhütten, um ſowol ihnen, als denen in Salem eben dieſe Nachricht zu geben. Ehe derſelbe aber nach Gnadenhütten kam, fand er den jungen Scheboſch am Wege todt und geſcalpt liegen, und als er ſich umſahe, bemerkte er von weitem viele weiße Leute in Gnadenhütten. Voll Schrecken kehrte er auf der Stelle um nach Schönbrunn, und meldete es daſelbſt, worauf alles die Flucht nahm, und ſich vors erſte in den Wäldern verbarg. Hier konnten ſie lange nicht ſchlüſſig werden, wo ſie ſich hinwenden, und auf welche Art ſie weiter fortkommen ſollten. Als daher die Mörder nach Schönbrunn kamen, waren unſre Indianer noch in der Nähe des Ortes, beobachteten alles, was daſelbſt vorging, und hätten ſehr leicht entdeckt werden können. Die Mörder aber waren hier wie mit Blindheit geſchlagen. Da ſie niemanden antrafen, zerſtörten und verbrannten ſie nur den Ort, und zogen ab.

Eben ſo machten ſie es auch mit Gnadenhütten und Salem, nahmen hierauf die Kopfhäute der unſchuldigen Schlachtopfer mit ſich, desgleichen etwa 50 Pferde, eine Menge Blänkets und andre Sachen, und marſchirten nach Pittsburg, um auch die wenigen Indianer, die ſich ſeit einiger Zeit auf der Nordſeite des Ohio, gedachter Veſtung gegen über aufhielten, ums Leben zu bringen. Verſchiedene derſelben wurden Opfer ihrer unmenſchlichen Wuth, einige aber entflohen. Unter letztern war Anton, ein Mitglied der Indianer-Gemeine, der ſich gerade in Pittsburg befand, und glücklich nach Sandusky entkam, woſelbſt auch die Schönbrunner, nachdem ſie viele Noth und Gefahr überſtanden, wohlbehalten eintrafen.

Vorſtehende Erzählung gründet ſich theils auf die eigene Ausſage der Mörder in Pittsburg, theils auf den Bericht obgedachter zween entronnener Jünglinge ſowol, als auch des National-Gehülfen Samuels von Schönbrunn, und des eben erwähnten Anton, welche bey ſorgfältiger Vergleichung mit einander in den Hauptumſtänden völlig übereinſtimmend befunden worden.

Aus der Neuyorkſchen Zeitung, in welcher die gläubigen Indianer **Mähriſche Indianer** genannt, und von einer ſehr verhaßten Seite vorgeſtellt wurden, erſahe man nachher, daß die mörderiſche Rotte an ihrem Vorhaben, auch nach Sandusky zu marſchiren, um die noch übrigen gläubigen Indianer ebenfalls aus der Welt zu ſchaffen, für dasmal verhindert worden.

Einige Wilden äußerten ſich über dieſen Vorfall mit den Worten: "Wir wollten unſre Freunde, die gläubigen Indianer, wieder ins Heidenthum zu uns herüber ziehen, aber GOtt hat es nicht haben wollen, und hat ſie darum zu ſich genommen." Die Beſtürzung und Wehmuth aber der Indianer-Gemeine über die jämmerliche Hinrichtung einer ſo großen Anzahl ihrer Glieder, iſt nicht zu beſchreiben. Va-

ter und Mutter beweinten ihre ermordete Kinder, Männer und Weiber ihre Gatten, Kinder ihre Eltern, Brüder und Schweſtern ihre Geſchwiſter. Und da ſie nun auch ihre Lehrer nicht mehr hatten, die ſonſt alle ihre Leiden mit ihnen theilten, und ihren Glauben an GOttes Treue ſtärkten, ſo war ihr Schmerz faſt unerträglich. Dennoch murreten ſie nicht, noch weniger ſchrien ſie um Rache, ſondern beteten lieber für die Mörder, und tröſteten ſich am Ende damit, daß die Ihrigen, von allem Elende erlöſet, beym HErrn daheim wären.

Der Bruder Scheboſch erfuhr den grauſamen Tod ſeines Sohnes in Bethlehem, wo man die erſte Nachricht von dem Blutbade am Muskingum durch Leute erhielt, die in Pittsburg einer Auction beygewohnt hatten, welche von den Mördern mit den von unſern Indianern erbeuteten Sachen angeſtellt worden, wobey ſie auch die Kopfhäute derſelben vorgezeigt hatten. Scheboſchens Beſtürzung war außerordentlich, und nicht minder wehmüthig war die Theilnehmung ſämtlicher Brüdergemeinen in Amerika und Europa. Da GOtt aber gewiß immer ſeine heiligen und weiſen Urſachen hat, warum er ſolches Leiden über ſeine Kinder kommen läßt, ſo konnte man auch bey dieſer erſchrecklichen und unbegreiflichen Begebenheit nichts anders thun, als die Hand auf den Mund legen, und den HErrn anbeten, deſſen Wege unerforſchlich, aber allezeit gut ſind. Es ſcheint wol ausgemacht zu ſeyn, daß die Mörder unſrer Indianer ſie juſt nicht um des Namens JEſu willen, ſondern blos darum umgebracht haben, weil ſie Indianer waren, weswegen ſie auch der kleinſten Kinder nicht verſchonten. Ich will ſie daher auch mit den Märtyrern der erſten chriſtlichen Kirche, da ebenfalls manchmal ganze Haufen Chriſten um ihres Glaubens willen hingerichtet wurden, gerade nicht vergleichen. Indeſſen iſt ſoviel doch gewiß, daß ſie ſich bis ans Ende als getroſte Bekenner JEſu betragen, und obwol ihrer völligen Un-

Unſchuld ſich bewußt, ſich dennoch ohne Widerſetzung wie Schlachtſchaafe behandeln laſſen, ihre Seelen ihrem treuen Schöpfer und Erlöſer empfohlen, ſich den Händen ihrer blutdürſtigen Mörder geduldig übergeben, und ſolchergeſtalt mit ihrem Tode die Wahrheit des Evangelii beſtätiget und verherrlichet haben, wie denn auch ihre Mörder ſelbſt einſtimmig bekannt haben, daß es gute Indianer geweſen, denn ſie hätten geſungen und gebetet bis an ihren Tod. Dieſes Zeugniß der Wahrheit wird predigen, ſolange das Andenken dieſer entſetzlichen Mordthat dauren wird.

Uebrigens erkannte man nunmehro beſonders drey Umſtände als weiſe Fügungen des HErrn. Erſtlich, daß die Indianer-Gemeine im vorigen Herbſte aus der Gegend des Muskingum fortgeführt worden. Wäre ſie da geblieben, ſo würde ſie wahrſcheinlich gänzlich vertilgt worden ſeyn. Nun aber wurden doch mehr als zwey Drittheile derſelben gerettet. Zum andern, daß, da unſre Indianer ihre Reiſe an den Muskingum antreten wollten, und die Miſſionarien, um allen Verdacht zu vermeiden, es den Huronen meldeten, damit einige von ihnen mitgehen möchten, ſolches doch nicht geſchahe. Wären letztere mitgegangen, ſo hätten ſie die Gläubigen wol nicht beſchützen können, ſie hätten aber den Mördern einen Vorwand gegeben, auch unſre Indianer, ſo wie die Huronen, als Krieger zu behandeln, und dadurch wäre ihr Tod in den Augen der Welt ſehr zweydeutig geworden. Der dritte merkwürdige Umſtand war der Abruf der Miſſionarien nach Detroit gerade zu der Zeit und Stunde, da derſelbe dazu dienen konnte, daß ſämtliche gläubige Indianer, die in Schönbrunn waren, am Leben erhalten wurden. Bey aller Wehmuth fand man alſo doch viele Urſach, den HErrn zu loben und zu preiſen. Verſtehen wir auch Seine Wege nicht, und ſind unſre Augen zu kurzſichtig und zu blöde, ſeine Abſichten zu erreichen, ſo wiſſen wir doch un-

umſtößlich gewiß, daß Er treu iſt, und ſeinen Kindern alles zum Segen wendet.

Ich komme nun wieder zu unſern Miſſionarien, die bey ihrer und der ihrigen Abreiſe von Sandusky von einem großen Theile der weinenden Gemeine noch ein Stück Weges, und von verſchiedenen bis Nieder Sandusky begleitet wurden. Sie hatten nicht ſoviel Pferde auftreiben können, als ſie brauchten, daher einige von ihnen durch Waſſer und Moräſte zu Fuße gehen mußten, worüber der Bruder Eduards ein lahmes Bein davon trug. Dabey mußten ſie manchmal unter freyem Himmel übernachten, und hatten große Kälte auszuſtehen, anderer ſchweren Umſtände nicht zu gedenken. GOtt aber hielt ſeine Hand beſonders über den Schweſtern und Kindern, daß ſie nicht erlagen. Ihr Begleiter, der Franzoſe, betrug ſich ſehr gut gegen ſie; und da ſie Mangel an Lebensmitteln hatten, ſo erweckte GOtt hie und da Wohlthäter, die ihnen aus der Noth halfen, worunter ſich beſonders etliche Kaufleute von Detroit auszeichneten, die ſich in Nieder-Sandusky aufhielten, wo unſre Pilger lange liegen mußten. Dieſe nahmen ſie in ihre Häuſer auf, und verſorgten ſie aufs liebreichſte mit allem, was ſie nöthig hatten. Hier mußten ſie am 21ſten März einen neuen Schmerz ausſtehen, da die gläubigen Indianer, die ſie bis dahin begleitet hatten, unter unzähligen Thränen von ihnen ſchieden und wieder zu den Ihrigen gingen.

Nun ſahen die Miſſionarien ſich alſo von ihrer lieben Gemeine ganz abgeſchnitten, ein Umſtand, der ihnen bey allen bisherigen Trübſalen noch nicht vorgekommen, und ſo unfaßlich war, daß ihnen gar oft dabey einfiel: Jetzt will es faſt ſo ſcheinen, als ob GOtt verließ die Seinen. Bald hernach erfuhren ſie hier durch etliche Indianer-Brüder, die ihnen ihre Bagage nachbrachten, die Ermordung unſrer Indianer am Muskingum mit allen ihren Umſtänden, und der

Schmerz übernahm ſie dermaßen, als ob ſie ihre eigene Kinder auf dieſe grauſame Art verloren hätten. Es war, wie ſie ſchreiben, ein herzfreſſender Bericht für ſie, und GOtt allein konnte ſie tröſten.

Da ſie in Nieder-Sandusky auf Fahrzeuge zum weitern Fortkommen länger warten mußten, als man vermuthet hatte, ſo wurden ſie daſelbſt noch von verſchiedenen unſerer Indianer aus Sandusky beſucht. Aber auch dieſer Umſtand machte ihnen Noth, indem die anweſenden Huronen eines Tages ein gewaltiges Geſchrey erhuben, und ausſprengten, daß die beſuchenden gläubigen Indianer etliche Huronen-Weiber umgebracht hätten. Es wurde indeſſen auf der Stelle unterſucht, und zur Beſchämung der Verläumder falſch befunden.

Am 11ten April kam der Engländer, der von der Regierung in Detroit Befehl hatte, die Miſſionarien dahin zu bringen, der aber mehrgemeldeten Franzoſen dazu beſtellt hatte, mit Wilden aus dem Kriege nach Nieder-Sandusky, und führte ſich gegen die Miſſionarien als ein Wütherich auf, ſchwur und drohete einmal über das andere, ihnen das Beil in den Kopf zu hauen. Die Nacht hindurch ſoff er in dem Hauſe, wo ſie waren, und betrug ſich ärger, als ein beſoffener Heide. Der HErr aber bewahrte ſie und die Ihrigen auch hier vor allem Schaden. Endlich ſchickte der Gouverneur von Detroit 2 Fahrzeuge nebſt einem Sergeanten und 14 Jägern, mit dem ſchriftlichen Befehl, die Miſſionarien von Nieder-Sandusky abzuholen, es in allem Betrachte gut mit ihnen zu machen, und ſie auf dem See Erie nicht in Gefahr zu ſetzen, wenn es ſtürmiſch ſeyn ſollte, mit dem Zuſatz, daß derjenige, der ihnen das geringſte Leid zufügte, deshalb zur Verantwortung gezogen werden ſollte. Dieſe Drohung erſchreckte obenerwähnten boshaften Engländer. Er blieb alſo zum Vergnügen unſrer Pilger in Nieder-Sandusky zurück.

Am 14ten April fuhren ſie von da ab, und kamen über den See Erie, und endlich durch die engen Päſſe zwiſchen dieſem und dem See Huron am 20ſten glücklich in Detroit an. Hier wurde ihnen auf Befehl der Regierung ein groſſes Zimmer in den Baracken, das ganz neu für Officiere zurecht gemacht worden, eingeräumt. Bald darauf kam der Gouverneur zu ihnen, und verſicherte ſie, daß zwar viele neue Klagen gegen ſie bey ihm eingelaufen wären, daß er aber dieſelben für ungegründet gehalten, und ſie nicht um deswillen, ſondern um ihrer eigenen Sicherheit willen von Sandusky habe abholen laſſen, indem er gewiſſe Nachricht gehabt, daß ihr Leben in großer Gefahr geweſen, wenn ſie länger daſelbſt geblieben wären. Er ſtellte es nun gänzlich in ihr Belieben, in Detroit zu bleiben, oder zurück nach Bethlehem zu gehen, und ließ ſie übrigens mit allem, was ſie brauchten, aufs beſte beſorgen. Nach einigen Wochen verließen ſie mit ſeiner Genehmigung die Baracken, und bezogen ein Haus vor der Stadt, woſelbſt ſie einer mehrern Ruhe genoſſen.

Mittlerweile gerieth die Indianer-Gemeine in die bedenklichſte Lage. Nach der Abreiſe der Miſſionarien hielten zwar die National-Gehülfen die Verſammlungen noch eine Weile in der Ordnung fort, wovon ein in Sandusky beſuchender Engliſcher Kaufmann, der denſelben mit beygewohnt hatte, den Miſſionarien nachher in Detroit erzählte, daß er ſie gemeinſchaftlich habe ſingen und einander ermahnen hören, bis ſie zuſammen geweint hätten, wie die Kinder, welches ihm ſehr eindrücklich geweſen. Bald aber huben etliche untreue Leute in ihrer Mitte ihr Haupt empor, ſchrieben es ganz laut den Miſſionarien zu, daß es den gläubigen Indianern ſo übel ginge, und behaupteten ſogar, daß ſie an dem Tode der Ermordeten ſchuld wären; ſie hätten alles das wohl voraus gewußt, und wären darum davon gegangen. Solche alberne Reden, die von dem treuen Theile der

Gemeine nicht ohne Verdruß angehört werden konnten, verurſachten viel Mißvergnügen und Unruhe. Dazu kam, daß das böſe Gewiſſen den Halbkönig der Huronen ſo marterte, daß er nicht ruhen konnte, bis alle gläubige Indianer aus der Gegend fort waren, indem ihre Gegenwart ihn beſtändig an ſein treuloſes und verrätheriſches Betragen gegen ſie und ihre Lehrer erinnerte. Er kündigte ihnen alſo endlich in vollem Ernſte an, daß ſie ſich aus der Gegend wegbegeben, und einen andern Ort zum Wohnen ſuchen ſollten. Es ſchien alſo, als ob für unſre arme Indianer nirgends mehr ein Plätzchen zu finden wäre, wo ſie hätten ſicher ſeyn können. Zwiſchen zwey ſtreitenden Partheyen mitten inne, wurden ſie von der einen gefangen genommen und geplündert, von der andern zum Theil ermordet. Von den weißen Leuten hatten ſie keinen Schutz zu hoffen, und vor den Heiden mußten ſie unſtät und flüchtig ſeyn, waren alſo wie vogelfrey. Das aber war und blieb ihr mächtiger Troſt: Der HErr unſer GOtt lebt noch, und er wird uns nicht verlaſſen. Am empfindlichſten ſchmerzte ſie der Spott der Wilden, die öffentlich ſagten: "Wir wollen ſehen, ob ihr GOtt, von dem ſie ſo viel predigen, und ſo viel Weſens machen, und auf den ſie ſich immer verlaſſen, ſie ſchützen und erretten kann, und ob Er ſtärker iſt, als unſer Gott."

Unterdeſſen entſchloſſen ſie ſich auch diesmal, nicht mit Gewalt zu widerſtehen, ſondern da es GOttes Wille und Zulaſſung zu ſeyn ſchien, ſich lieber zu zerſtreuen. Das geſchahe. Ein Theil der Gemeine zog ins Land der Schawanoſen, die übrigen lieſſen ſich in der Gegend von Pipes-Town nieder, dachten aber auch da nicht zu bleiben, ſondern ſich weiterhin nach dem Miami zu ziehen.

Mit dieſer Zerſtreuung hörte gleichſam das Daſeyn einer Indianer-Gemeine auf. Es währte aber nicht lange, ſo erkannte man auch hierbey den Finger GOttes und Seine

treue

treue Vorſorge. Die nemlichen Mörder, die das Blutbad am Muskingum angerichtet hatten, lieſſen ihr aufgeſchobenes blutdürſtiges Vorhaben in Anſehung des noch übrigen Theils der Indianer-Gemeine nicht fahren, ſondern marſchirten im May 1782 gerade auf Sandusky los, trafen nun aber keine Seele mehr daſelbſt an. Es war alſo ganz offenbar eine Schickung vom HErrn, daß die Miſſionarien nach Detroit abgeholt wurden. Wäre das nicht geſchehen, ſo hätten unſre Indianer ſich nicht zerſtreut, und wären ohne Zweifel bey dieſer Gelegenheit alleſamt ermordet worden. Folglich hat dieſer Abruf, der Anfangs die Zerſtreuung der Miſſion anzukündigen ſchien, unſern Indianern zweymal das Leben gerettet. Die Mörder geriethen gleich darauf mit einem Corps Engländer und Engliſchgeſinnter Indianer ins Handgemenge, und wurden ſämtlich niedergemacht.

Elfter Abſchnitt.

1782. 1783. 1784.

Die zerſtreute Indianer-Gemeine fängt an ſich zu ihren Lehrern wieder zu ſammlen. Anbau von Neugnadenhütten am Huron. Allmählicher Fortgang der Bemühungen, die zerſtreute Heerde wieder zuſammen zu bringen. Ungewöhnlich harter Winter. Hungersnoth und deren Abhülfe. Man ſieht ſich genöthiget, darauf anzutragen, auch Neugnadenhütten wieder zu verlaſſen.

Vorbeſchriebene Zerſtreuung unſrer Indianer ging den Miſſionarien ſehr nahe, zumal da ſie mit Grunde befürchteten, daß ſie unter den Wilden nicht wenig Schaden an ihren Seelen leiden würden. Sie waren daher weit ent-

fernt,

fernt, an die ihnen vom Gouverneur in Detroit freygeſtellte Rückkehr nach Bethlehem zu denken. Pflicht und Liebe brachten ſie zu dem Entſchluſſe, alles mögliche zu thun, um die zerſtreute Heerde nach und nach wieder zu ſammlen. Dem zufolge trugen ſie darauf an, einen neuen Gemeinort anzulegen, und die gläubigen Indianer zu ſich einzuladen. Sie überlegten ſolches mit dem Gouverneur, der ihr Vorhaben mit Vergnügen genehmigte, und ihnen eine Gegend am Fluſſe Huron, etwa 5 deutſche Meilen von Detroit, vorſchlug, die ſie auch zu ihrer Abſicht völlig zupaſſend fanden. Die Chiefs der Chipawas aber, denen dieſes Land gehörte, mußten dazu erſt Erlaubniß ertheilen. Der Gouverneur ſprach ſie alſo darum an, und auf die einzige Einwendung, die ſie machten, daß vielleicht die Delawaren damit nicht zufrieden ſeyn, und ihnen vorwerfen würden, daß ſie ihre Freunde von ihnen abwendig gemacht, erwiederte er, daß, da die Delawaren die chriſtlichen Lehrer verdrängt, ſie damit auch die chriſtlichen Indianer ſelbſt vertrieben hätten. Dieſe müßten ſich daher umthun, ob ſie jemand aufnehmen wollte: und die Delawaren könnten nichts dagegen einwenden, wenn ſie nicht ihre eigene Schande aufdecken wollten. Die Chipawas gaben hierauf ihre Einwilligung mit der gewöhnlichen Feyerlichkeit, und der gütige Gouverneur ſchickte ſogleich eine Botſchaft mit einem String of Wampom zu den zerſtreuten gläubigen Indianern, ſie davon zu benachrichtigen, und ſie alleſamt zu ihren Lehrern wieder einzuladen, wo ſie völlige Freyheit genießen, und mit Lebensmitteln und andern Bedürfniſſen hinlänglich verſorgt werden ſollten.

Die Folge davon war, daß die Miſſionarien am 8ten July die große Freude hatten, 2 Familien von der braunen Heerde bey ſich wieder zu bewillkommen, denen der würdige National-Gehülfe Abraham mit den Seinigen und noch einer Familie bald nachfolgte. Dieſe ſchlugen alle bey dem

Hauſe der Miſſionarien in Detroit ihre Hütten auf. Auch der Bruder Conner fand ſich mit den Seinigen in Detroit ein. Ein anderer von den Zerſtreuten kam mit den wilden Kriegern nach Detroit, und war auch bemahlt wie ein Wilder. Er hatte nichts davon gewußt, daß die Miſſionarien noch daſelbſt waren, und ſagte, da er ſie ſahe: "Ihr ſehet wol, meine Brůder, daß ich jetzt nicht ausſehe, wie ein Bruder. Ich hatte es ſchon aufgegeben, jemals wieder Gelegenheit zu haben, bey den Brůdern das Wort GOttes zu hören, daher dachte ich, daß ich mich mit den Wilden gut vertragen und mich ihnen gleichſtellen můßte, um nicht verfolgt zu werden. Da ich aber ſehe, daß ſich die Indianer-Gemeine wieder ſammlet, und die Brůder bey ihnen ſind, ſo will ich bitten, daß ſie mich doch auch wieder annehmen." Und das geſchahe mit Freuden. Die ůbrigen glåubigen Indianer waren durch die freundſchaftliche Botſchaft des Gouverneurs und der Miſſionarien ebenfalls hoch erfreut worden, hatten ſich aber durch falſche Nachrichten boshafter Leute, die ſie von der Růckkehr zu ihren Lehrern abbringen wollten, wieder irre machen laſſen, und wollten noch etwas zuſehen. Inzwiſchen fingen die Miſſionarien mit ihren lieben Indianern in Detroit die Verſammlungen zum Lobe des HErrn wieder an, und hielten ſie aus Mangel des Raums unter freyem Himmel. Dazu kamen denn gemeiniglich ihre Nachbarn, die Gefangenen und viele andere. Allen war dieſes etwas ganz neues, dergleichen ſie bey Indianern noch nie geſehen hatten. Beſonders war es ihnen zum Wunder, daß die Glåubigen ſo ſchön ſingen konnten. Hier legten die Miſſionarien manches Zeugniß von der Liebe JEſu ab, luden alle gnadenhungrige Sůnder zu Ihm ein, und hatten auſſerdem, wenn ſie aufgefordert wurden Kinder zu taufen oder Begråbniſſe zu beſorgen, erwůnſchte Gelegenheit, den Tod des HErrn in Engliſcher und Deutſcher

Sprache

Sprache zu verkündigen. Auch predigte Zeisberger etlichemal den dortigen Gefangenen, wozu ſich auch viele Einwohner von Detroit einſanden.

Da ſich nun ein Häuflein von 28 gläubigen Indianern zu den Miſſionarien wieder geſammlet hatte, ſo entſchloſſen ſie ſich, mit Genehmigung des Gouverneurs, in oberwähnter Gegend am Fluß Huron, den Bau eines neuen Gemeinorts in GOttes Namen anzufangen, in der gewiſſen Hoffnung, daß ſich immer mehrere von der zerſtreuten Gemeine zu ihnen herbeyfinden würden. Der Gouverneur war ihnen dabey auf alle Weiſe behülflich, und ließ ſie mit Proviant, mit Booten, Brettern und dem nöthigen Werkzeuge aus dem königlichen Magazin, desgleichen mit etlichen Pferden und Kühen verſehen. Auch die Gemahlin dieſes gütigen Herrn beſchenkte ſie mit allerley Sämereyen, und beyde gaben ihnen häufige Merkmaale ihrer leutſeligen Geſinnung. Beſonders dankbar waren die Miſſionarien dafür, daß der Gouverneur ihnen dazu verhalf, die unterbrochene Correſpondenz mit Penſylvanien und Europa wieder in Gang zu bringen, von wo aus man ſie mit Geld unterſtützte; welches ſie in Montreal hoben.

Am 20ſten July 1782 zogen die Brüder Zeisberger und Jungmann mit ihren Frauen, und die zwey ledigen Brüder Eduards und Michael Jung mit 19 gläubigen Indianern dankbar und fröhlich von Detroit ab, deſſen Einwohner ſie lieb gewonnen hatten, und ihnen zum Theil mit Thränen nachſahen. Die Brüder Senſemann und Heckewälder blieben ſamt den Ihrigen und den übrigen Indianern vors erſte noch in Detroit, die daſigen Geſchäfte der wieder auflebenden Miſſion zu beſorgen. Unſre Pilger aber fuhren durch den See Sinclair in den Fluß Huron, erreichten am 21ſten Abends die beſtimmte Gegend, und erwählten am folgenden Tage auf der Südſeite des Fluſſes einen ſchicklichen Platz

zum

zum Anbau des Gemeinorts, den ſie zum Andenken ihrer Wohnung am Muskingum Gnadenhütten nannten, den ich aber um mehrerer Deutlichkeit willen, Neugnadenhütten nenne. Noch denſelben Abend lobten ſie den HErrn gemeinſchaftlich mit Freuden, und fleheten um Seine Gnade, Hülfe und Bewahrung.

Nun griffen ſie getroſt die Arbeit an, baueten ſich Hütten von Baumrinde, legten Gärten und Felder an, wozu ſie erwünſchten Boden fanden, und lebten dabey von der Jagd und Fiſcherey. Ahorn, Buchen, Eſchen, Linden, Eichen, Pappeln und Hickery waren die gemeinſten Sorten von Holz, und Saſſafraß-Bäume gab es daſelbſt von ſolcher Stärke, daß ſie dergleichen noch nirgends vorher geſehen hatten. Wilden Hanf trafen ſie daherum in Menge an. Salz aber war in der ganzen Gegend ein rarer Artikel, und ſelbſt für Geld ſchwer zu bekommen. Sie erkannten es daher als eine Wohlthat von GOtt, daß ſie Salzquellen entdeckten, und ſich Salz kochen konnten. Auch war die Gegend reich an Waſſerquellen. Die Witterung fanden ſie von der am Muskingum wenig verſchieden. Das Ungeziefer, worunter die Muskiten die ärgſten waren, plagte ſie zwar dermaßen, daß ſie in dickem Rauch ſitzen mußten, wenn ſie ein wenig Ruhe haben wollten. Je mehr aber der dichte wilde Buſch, womit das ganze Land bedeckt war, ausgehauen ward, deſto erträglicher wurde es auch in dem Theil. Schlangen hatten ſie noch nirgends ſo wenige geſehen als hier.

Schon im Auguſt ſteckten ſie den neuen Ort ab, und bauten vors erſte nur eine Gaſſe Blockhäuſer. Zu Ende dieſes Monats kamen auch die in Detroit gebliebenen nach Neugnadenhütten, woſelbſt die Miſſionarien bald darauf das neue Miſſionshaus bezogen. Am 21ſten September begingen ſie hier zum erſtenmal das heil. Abendmahl, welches unſern Indianern ſo neu war, als wenn ſie es noch nie genoſſen hätten.

Nach und nach fanden ſich noch mehrere von den Zerſtreuten herbey, die bey einem abermaligen Einfall der Amerikaner ins Schawanoſen-Land in große Gefahr gerathen waren, ſich aber doch alleſamt durch die Flucht gerettet hatten. Solche durch Detroit nach Neugnadenhütten reiſende gläubige Indianer ließ der Gouverneur allezeit mit Nahrung, und, wenn es nöthig war, auch mit Kleidung verſehen. Selbſt die Einwohner von Neugnadenhütten gingen von Zeit zu Zeit nach Detroit, Lebensmittel zu holen, womit gedachter Herr ſie ſo lange verſorgte, bis ſie ſelbſt erndten konnten. General Haldimand in Quebeck genehmigte dieſes freundliche Betragen des Gouverneurs, wie man denn überhaupt der Engliſchen Regierung das Zeugniß geben muß, daß dieſelbe ſich gegen die Miſſion überaus liebreich bewieß.

Im Herbſt 1782 fingen die Chipawas an, in Neugnadenhütten zu beſuchen, waren freundlich und beſcheiden. Das Evangelium aber, das die National-Gehülfen ihnen verkündigten, hörten ſie für die Zeit blos mit Stillſchweigen an. Dieſe Wilden haben ſonſt den Ruhm, daß ſie die beſten und friedlichſten Indianer ſind. Sie ſind aber auch ſehr faul, pflanzen wenig, leben mehr von der Jagd, kochen Eicheln zu ihrem Fleiſch, und eſſen allenfalls auch das Fleiſch von todten Pferden, wie die Kalmucken.

Am 5ten November weihete die kleine wieder geſammlete Indianer-Gemeine, die nun aus 53 Perſonen beſtand, ihre neuerbaute Kirche ein, beging ein fröhliches Weihnachtsfeſt, und beſchloß dieſes Thränenjahr doch mit Lob und Dank und mit gebeugter Bewunderung der weiſen Führung des HErrn.

Der Anfang des Jahrs 1783 war lieblich und geſegnet. Unſern Miſſionarien that es beſonders wohl, den Händen der wilden Chiefs nunmehr entronnen zu ſeyn, nachdem ſie es reichlich erfahren hatten, wie ſchwer es iſt, mit einer

chriſtlichen Miſſion unter heidniſcher Obrigkeit und Aufſicht zu ſtehen. Nun fing der vorige Gang wieder an, da ſie mit freudigem Aufthun ihres Mundes predigten, und das Evangelium ſeine Kraft an beſuchenden Wilden bewieß, deren einer im Januar Erlaubniß erhielt, in Neugnadenhütten zu wohnen. Auch von Detroit kamen weiße Leute, ſonderlich Deutſche Gefangene zum Beſuch dahin, hauptſächlich um den Verſammlungen beyzuwohnen.

Im Aeuſſern ſorgte GOtt für unſre Indianer ſehr gnädig. Ihr Zuckerkochen gab viel aus. Ihre Hirſchjagd war glücklich, und ihr Handel beſtand darin, daß ſie Fleiſch und Häute gegen Welſchkorn und andre nöthige Waaren nach Detroit vertauſchten. Auch machten ſie Boote, Körbe und andere Händearbeit, die ſie in Detroit gut abſetzen konnten.

Im May 1783 erhielten die Miſſionarien zu ihrer groſſen Freude die erſte Nachricht von dem zwiſchen England und den Amerikaniſchen Freyſtaaten geſchloſſenen Frieden, und im July hatten ſie das Vergnügen, daß die Brüder Weygand und Scheboſch von Bethlehem nach einer 7 wöchentlichen Reiſe über Albany, Oswego, Niagara, Fort Erie und Detroit in Neugnadenhütten eintrafen, durch welche ſie das beſondere Theilnehmen der Gemeinen in Europa und Amerika an ihren überſtandenen vielen Leiden erſt recht umſtändlich erfuhren, und auch dadurch herzlich getröſtet wurden. Scheboſch, deſſen Frau und Kinder ſchon in Neugnadenhütten waren, blieb daſelbſt. Der Bruder Weygand aber reiſte im September wieder nach Bethlehem, und der Bruder Michael Jung ging mit ihm.

Der gröſſeſte Theil der vorigen Indianer-Gemeine befand ſich nun noch unter den Wilden, und zwar jetzt im Lande der Twichtwees, etwa 60 deutſche Meilen von Neugnadenhütten nach Weſten zu. Die Miſſionarien ſandten daher bey jeder Gelegenheit neue Botſchaften an ſie, ſie zu

ſich einzuladen, die aber oft aus Bosheit ganz verkehrt ausgerichtet wurden; wie denn die Widerſacher des Evangelii ſich alle erſinnliche Mühe gaben, die Furcht vor den weißen Leuten, beſonders vor der Engliſchen Regierung, bey ihnen zu nähren, blos um die Wiedervereinigung der zerſtreuten Gemeine zu verhindern, und, wo möglich, die mehreſten in der Gewalt der Heiden zu erhalten. Hier waren ſie wirklich wie Schaafe unter den Wölfen, wurden von den Wilden auf alle Art geplagt, und auch deſſen, was ſie noch hatten, diebiſcher Weiſe beraubt. Neugnadenhütten beſchrieb man ihnen als einen ſehr ſchlechten, und dabey ſehr gefährlichen Ort, wo ein gewiſſer Tod ihrer wartete. Einige wilde Chiefs kündigten ihnen mit großer Dreiſtigkeit an, daß ſie ſich nur darein ergeben, das Heidenthum wieder annehmen, und leben ſollten, wie ſie, denn es ſollte kein Wort GOttes mehr im Indianer-Lande gehört werden. Manche ſchwache Leute lieſſen ſich dadurch in Furcht ſetzen. Etliche geriethen ſogar in Verſündigungen, und lieſſen ſich dann durch falſche Schaam von der Rückkehr zur Gemeine abhalten.

Von dieſen betrübten Umſtänden erhielt man in Neugnadenhütten von Zeit zu Zeit Nachricht, und je weniger man dabey thun konnte, deſto eifriger flehete die Indianer-Gemeine zum HErrn für ihre zerſtreute Brüder und Schweſtern, und wurde auch erhört. Drey unſrer jungen Indianer wagten es im Sommer 1783, und gingen getroſt nach Neugnadenhütten, um mit eigenen Augen zu ſehen, und die Wahrheit zu erfahren. Der eine blieb gleich da, die andern zween aber kehrten voll Freuden wieder zurück, und erzählten den armen Zerſtreuten, wie ſie es gefunden hatten.

Nun machten ſich ſogleich 43 derſelben auf, um wieder zu ihrer Heerde zu kommen. Da ſie aber aus Mangel an Lebensmitteln unterwegs oft Halte machen, und auf die Jagd gehen mußten, ſo meldeten ſie ſolches durch einen Boten den

Brüdern,

Brüdern, auf deren Bitte der Gouverneur in Detroit ihnen Proviant entgegen ſandte. Bald darauf kamen ſie alle glücklich bey der Indianer-Gemeine in Neugnadenhütten an, und die Freude auf beyden Seiten war unausſprechlich.

Dieſen folgten von Zeit zu Zeit noch mehrere aus der Zerſtreuung nach, und lieſſen ſich weder durch Liſt noch durch Gewalt davon abhalten. Einer Schweſter unter andern, die aus einer vornehmen Chiefs-Familie war, droheten ihre Verwandten, ihre Kleider ihr wegzunehmen, wenn ſie zu den Brüdern ginge. Sie erklärte ſich aber, daß ſie auch dadurch ihre Abſicht nicht erreichen würden. "Was mich, ſagte ſie, zu meinen Lehrern treibt, iſt meiner Seele Wohlſeyn und ewige Seligkeit. Was hilft es mir, wenn ihr mir auch ein Haus voll ſchöner Kleider, Silber und koſtbarer Sachen gebt, und meine Seele geht verloren?"

Viele der zerſtreut geweſenen hatten freylich über den Schaden bitterlich zu weinen, den ſie unter den Wilden an ihren Seelen erlitten hatten, welches ihnen nun mehr Schmerzen verurſachte, als alles Ungemach, das von auſſen über ſie gekommen war. Einige derſelben waren daher etwas ſchüchtern, und ſagten bey ihrer Ankunft in Neugnadenhütten: "Wenn wir auch nicht Erlaubniß bekommen, wieder bey euch zu wohnen, ſo wirds uns doch ſchon ein Troſt ſeyn, euren Ort nur von ferne anzuſehen." Man nahm ſie aber alle mit Freuden wieder auf, und ließ ſie nichts, als ein Herz voll Liebe und Mitleiden fühlen. Andere blieben noch aus Furcht unter den Wilden, und verſchiedene gingen gar ins Heidenthum zurück.

Aus allem erkannte man, daß GOtt für nöthig gefunden hatte, die Indianer-Gemeine ſichten zu laſſen, wie den Weizen, da denn alle, die nicht ohne Falſch waren, durchfielen. Deſto dankbarer war man für die Arbeit des heiligen Geiſtes an den Herzen der zurückgekommenen, die da-

durch gar bald ſo weit kamen, daß ſie ſich des völligen Genuſſes der Gemeinſchaft der Gläubigen wieder erfreuen konnten. Sogar ein Getaufter, Namens Renatus, der in Friedenshütten an der Susquehannah durch beſondere Umſtände von der Gemeine weggekommen, und ſo viele Jahre in der Irre herumgelaufen, fand ſich hier wieder herbey, war krank, und bat flehentlich um Anfaſſung und Vergebung. Als letztere ihm in Gegenwart einiger Brüder auf ſeinem Lager ertheilt worden, ſagte er: "Nun iſt mir wohl, und ich freue mich zum Heilande zu gehen; ich begehre nicht wieder geſund zu werden, ſondern mein Verlangen iſt, daß er mich zu ſich nehme."

Durch die aus der Zerſtreuung zurückkommenden erfuhr man, daß die Chiefs der 3 Delawar-Stämme ſich über das Schickſal der Indianer-Gemeine oft heftig mit einander zankten. Die vom Wolfsſtamme, welche unter Anführung des Capitains Pipe die Zerſtörung dieſer Gemeine und die Verbannung des Evangelii aus dem Indianer-Lande zu ihrer alleinigen Abſicht gehabt, und deswegen die Huronen aufgehetzt, ihnen auch gerne alle Beute am Muskingum überlaſſen hatten, ſahen ihren Plan gleichwol vereitelt, indem ſie durch alle ihre liſtigen Ränke doch nicht vermögend waren, die zerſtreuten gläubigen Indianer abzuhalten, ihren Lehrern allmählich zu folgen. Das verdroß ſie. Deſto bitterer warfen ihnen die andern beyden Stämme, die in ihren Rath nicht gewilligt hatten, ihre Untreue und Thorheit vor. Ein Delawar-Chief, der von andern Chiefs dieſer Nation aufgefordert wurde, wenigſtens die zerſtreuten gläubigen Delawaren veſt zu halten, und nicht nach Neugnadenhütten gehen zu laſſen, antwortete ihnen: "Ich will niemanden von meinen Freunden wehren, zu ſeinen Lehrern zu gehen. Warum habt ihr ſie vertrieben? Ich habe es euch voraus geſagt, wenn ihr ihre Lehrer fortjagt, ſo werden

den ihre Indianer auch nicht bleiben. Ihr habts aber doch gethan, und alſo die gläubigen Indianer ſamt ihren Lehrern vertrieben. Wer hat die gläubigen Indianer am Muskingum umgebracht? Haben es die weißen Leute gethan? Nein, die haben es nicht gethan, ſondern ihr habt ſie umgebracht. Warum lieſſet ihr ſie nicht in Ruhe, wo ſie waren? Hättet ihr ſie da gelaſſen, ſie lebten noch alle, und wir könnten unſre Freunde noch ſehen; aber ihr habt es ſo haben wollen." In einem Kriegsrath, den ſie dieſen Herbſt hielten, und mit einander überlegten, wie ſie das Beil gebrauchen und den Krieg am vortheilhafteſten fortſetzen könnten, ſagten erwähnte 2 Stämme zu dem Wolfsſtamme, deſſen Haupt der Capitain Pipe war: "Nehmt und braucht das Beil gegen eure Feinde, eben ſo, wie ihr es gebraucht habt gegen eure Freunde, die gläubigen Indianer, die euch ſo viel Gutes gethan, und nicht einmal ein Meſſer aufgehoben haben, ſich zu wehren, da ihr ihnen Gewalt anthatet."

In Neugnadenhütten fingen die Miſſionarien die Conferenz mit den National-Gehülfen im November dieſes Jahres wieder an, und verbanden ſich mit ihnen aufs neue, in Eintracht und mit Treue dem HErrn zu dienen, und ihre Brüder und Schweſtern mit Geduld und Liebe zu behandeln.

Verſchiedene gläubige Indianer entſchlieſen im Jahr 1783, und ihr Ende war erfreulich. Unter andern verſchied in Litiz in Penſylvanien im Chorhauſe der ledigen Schweſtern eine ledige Indianerin, Martha, die im Jahr 1737 in Schekomeko geboren war, und einen eigenhändig geſchriebenen Lebenslauf hinterließ, worinn ſie ehrlich erzählte, wie es ihr im Heidenthum gegangen, wie ihr das nachher zur größten Sünde geworden, daß ſie an ihren Schöpfer und Erlöſer ſo lange nicht geglaubt hatte, wie Er ſich hierauf ihrer in Gnaden angenommen, ſie in Seinen Tod taufen laſſen, und wie ſelig Er ſie durch dieſe Zeit geleitet,

leitet. "Zum Schluß, ſagte ſie, kann ich mit Freudigkeit bekennen: Ich fühle, daß ich Seine arme, doch verſöhnte Sünderin bin. Ich verlaſſe mich gänzlich auf Ihn. Ich habe nichts aufzuweiſen, als Sein Verdienſt, und die Wunden, die Er ſich für meine Sünden hat ſchlagen laſſen." Sie war eine von den 4 ledigen Indianerinnen, die im Jahr 1764 aus dem Chorhauſe zu Bethlehem zu unſern Indianern in die Baracken von Philadelphia hatten ziehen müſſen. Sie hatte das Schneiderhandwerk erlernt, trieb es als Meiſterin, diente auch bey der Erziehung der Jugend, und bewies eine exemplariſche Treue. Die an einem Theile ihres lieben Volks am Muskingum verübte grauſame Mordthat gab ihrer Geſundheit einen tödtlichen Stoß. Sie entſchlief ſehr vergnügt, und voll Sehnſucht, ihren Erlöſer, an den ſie glaubte, von Angeſicht zu ſehen.

Mit dem Anfang des Jahrs 1784 fiel in der Gegend von Neugnadenhütten eine unerhörte ſtrenge Kälte ein. Alle Flüſſe und Seen froren zu, und die älteſten Einwohner von Detroit bezeugten, daß, ſolange ſie da gewohnt, noch kein ſo tiefer Schnee gefallen wäre. In manchen Gegenden lag er Mannstief. Das beſchwerlichſte aber war, daß dieſer Winter ſo lange anhielt. Am 6ten März lag der Schnee noch 4 Fuß hoch; zu Ende dieſes Monats fing er an allmählich abzugehen; erſt am 4ten April ging der Huron auf, und zu Anfang des Monats May war der See Sinclair noch nicht vom Eiſe frey.

Niemand hatte ſich eines ſo harten und langen Winters verſehen, daher für Menſchen und Vieh bey weitem nicht hinlänglich war geſorgt worden. Da nun ungewöhnlich frühe Nachtfröſte im vorigen Herbſte unſern Indianern ihre hoffnungsvolle Welſchkornerndte verdorben hatten, ſo ſtellte ſich der Mangel an Lebensmitteln gar balde ein. Was man noch aus Detroit erhalten konnte, war unmäßig theuer.

Einem daſigen Becker z. E. wurde für ein Pfund Brod ein Spaniſcher Thaler geboten, und er gab es nicht dafür. Der tiefe Schnee hinderte die Jagd. Unſre Indianer mußten ſich daher ſehr zerſtreuen, um Lebensmittel zu ſuchen, wo nur etwas dem ähnliches zu finden war, und manche lebten blos von wilden Kräutern. Endlich riß die Hungersnoth durchgängig ein und war vielen an den Augen anzuſehen, denn ſie waren dürre und mager, und kaum vermögend, etwas zu arbeiten. Dabey aber ſahe man ſie doch immer herzlich vergnügt und zufrieden. Zur rechten Stunde war auch die Hülfe des HErrn da. Unvermuthet fand ſich eine Menge Hirſche in der Nähe von Neugnadenhütten ein, deren über 100 geſchoſſen wurden, wiewol die Kälte dabey ſo angreifend war, daß manche Jäger ihre Füße erfroren hatten, welches bey den Schneeſchuhen leicht geſchehen kann.

Nun hatten unſre Indianer alſo wieder Hirſchfleiſch, das ſie nach Detroit gegen Welſchkorn vertauſchen konnten, und damit war ihnen aus einer Noth geholfen, die ſonſt eben ſo traurige Folgen gehabt hätte, als vor 2 Jahren in Sandusky. Sobald der Schnee weg war, ſuchten ſie wilde Kartoffeln, und brachten große Ladungen nach Hauſe. Eine andre Hülfe war ein ungemein reicher Fiſchfang. Hierauf folgten Heidelbeeren in großem Ueberfluß, und auf dieſe eine ſehr geſegnete Welſchkornerndte, daß alſo niemand über Mangel an nöthiger Nahrung zu klagen hatte.

Zu Ende des May 1784 zog der menſchenfreundliche Gouverneur, nunmehriger Oberſter von Peyſter, von Detroit nach Niagara ab, und die Miſſionarien ſowol, als unſre Indianer bedauerten den Verluſt dieſes ihres Freundes und Wohlthäters gar ſehr, fanden aber auch an ſeinem Nachfolger, dem Major von Ankrom, einen Herrn, der ſich auf die liebreiche Empfehlung ſeines Vorgängers geneigt und gütig gegen ſie bezeigte.

Je mehr der gute Ruf von Neugnadenhütten ſich verbreitete, deſto häufiger war daſelbſt der Beſuch von weißen Leuten, welche die in ſo kurzer Zeit vollendete Arbeit der Brüder nicht genug bewundern konnten, bey der Gelegenheit aber auch manches Zeugniß von JEſu Chriſto zu hören bekamen, hoffentlich ihnen zum bleibenden Segen. Weil ſich damals kein proteſtantiſcher ordinirter Prediger in Detroit befand, ſo tauften die Miſſionarien bey ihren Beſuchen daſelbſt verſchiedene Kinder, deren Eltern darum baten. Andere brachten ihre Kinder zu dem Ende nach Neugnadenhütten, unter andern ein Kaufmann, der 2 ungetaufte Kinder hatte. Seine ganze Familie begleitete ſie dahin, und Vater und Mutter hielten ſelbſt ihre Kinder zur Taufe, welche Handlung ihnen ungemein ehrwürdig und eindrücklich war. Trauungen aber, die auch verlangt wurden, lehnten die Miſſionarien von ſich ab.

Neugnadenhütten war nun durch den Fleiß unſrer Indianer ein recht ſchöner Ort geworden. Die Häuſer waren ſo gut gebaut, als ob ſie lebenslang da wohnen wollten. Das Land, das vorher eine Wildniß geweſen, war ſo angebaut, daß ſie ſich nunmehro genugſam davon nähren konnten. Dabey that ihnen die Ruhe von außen nach ſo langer Unruhe herzlich wohl. Gegen das Ende des Jahrs 1784 aber zeigte ſichs, daß ſie auch von hier wieder vertrieben werden ſollten. Einige der Chipawas hatten ſchon im vorigen Jahre ihre Unzufriedenheit darüber merken laſſen, daß unſre Indianer ſich in der Gegend niedergelaſſen, die ihnen ſonſt vorzüglich zur Jagd gedient hatte, waren aber damals durch den Gouverneur in Detroit gehörig darüber bedeutet worden. Jetzt fingen ſie neue Händel an, gaben vor, daß ſie unſern Indianern nur bis zum Frieden da zu wohnen erlaubt hätten, und droheten, einige derſelben zu ermorden, um dadurch die übrigen zum Wegziehen zu bewegen. Nach

 vielen

vielen Ueberlegungen ſahe man wohl ein, daß die Klagen und Plackereyen dieſer Nation nicht aufhören würden. Dazu kam, daß auch der Gouverneur von Detroit unſern Indianern ankündigte, daß ſie nicht mehr bauen ſollten, weil ſowol in Anſehung des Landes als der Regierung noch keine Richtigkeit ſtatt hätte. Die Miſſionarien hielten alſo fürs beſte, darauf anzutragen, mit der Indianer-Gemeine wieder über den See Erie zurückzugehen, und zwar vors erſte in die Gegend an der Walhalding. Dieſer Vorſchlag wurde von der Gemeine genehmigt; man meldete es dem Gouverneur in Detroit, und legte darauf zu, ſchon im Frühjahr 1785 abzuziehen.

Inzwiſchen wurde am 14ten November 1784 die erſte erwachſene Perſon in Neugnadenhütten getauft, zu großer Ermunterung der Miſſionarien ſowol, als unſrer Indianer, die dieſes Jahr beſonders vergnügt beſchloſſen, weil der innere Gang der Gemeine ausgezeichnet geſegnet und gnadenreich geweſen war.

Zwölfter Abſchnitt.

1785. 1786.

Die wieder aufgelebte Miſſion geht lieblich fort. Etliche Miſſionarien kehren nach Bethlehem zurück. Abzug der Indianer-Gemeine von Neugnadenhütten. Langſame Reiſe bis zur Cajahaja, wo Pilgerruh angelegt wird. Vermiſchte Nachrichten.

Der geſegnete innere Gang der Miſſion machte auch das Jahr 1785 zu einer ſehr angenehmen Zeit. Die Verſammlungen der Gemeine gingen in ungeſtörter Ordnung fort, waren troſt- und lehrreich, und trugen zum Wachs-

thum unſrer Indianer in der Erkenntniß JEſu Chriſti und ihrer ſelbſt nicht wenig bey. Eine beſondere Freude erlebten die Miſſionarien in dieſem Jahre an ihren jungen Leuten, deren gutes Gedeyhen ihre Erwartung übertraf.

Auch bey den beſuchenden weißen Leuten war von der Predigt des Evangelii ein großer Segen zu ſpüren. Einer derſelben, ein Schiffs-Capitain, ſagte nach einer Verſammlung: Der Prediger habe es mit ihm allein zu thun gehabt; die ganze Rede ſey wie auf ihn allein gerichtet geweſen, und habe ihm auch alles geſagt, wie es in ſeinem Herzen ausſähe.

Etliche Geſellſchaften Chipawas, die nach Neugnadenhütten kamen, wurden von unſern Indianern nicht nur wohl bewirthet, ſondern auch mit dem Evangelio bedient. Am Pfingſtfeſte hatte man daſelbſt die jetzt ſo ſeltene Freude, daß 2 Erwachſene in den Tod JEſu getauft wurden.

Von außen verurſachten damals die Wölfe einige Noth, die heerdenweis herumzogen, Menſchen anfielen, und nicht weit von Neugnadenhütten einen Chipawa mit ſeiner Frau zerriſſen. Ein Indianer-Bruder wurde auf dem Eiſe von einer Parthie dieſer Thiere etliche Meilen verfolgt; weil er aber auf Schlittſchuhen ging, mußten ſie endlich von ihm ablaſſen. Ein andres Uebel war, daß die Miſſionarien ihre Pferde durch eine Art Schilf, Schachtelhalm genannt, verloren, wovon man die Thiere nicht abhalten konnte; denn es iſt nahrhaft, aber unfehlbar tödtlich.

Unſre Indianer waren nun zu ihrem Abzuge von Neugnadenhütten ganz bereit. Auch hatte der Agent der Indianiſchen Angelegenheiten in Detroit ihrenthalben ſchon Botſchaft an die Nationen jenſeits des Sees Erie geſandt, ihnen die Rückkehr der Indianer-Gemeine zu melden, mit der Empfehlung, ſie wohl aufzunehmen, und ihr nichts in den Weg zu legen. Unvermuthete Nachrichten aber von neuen Unruhen in dortigen Gegenden, und eine Menge widerſpre-

chender Gerüchte ſetzten alles wieder in ſolche Ungewißheit, daß ſelbſt der Gouverneur von Detroit und eben erwähnter Agent den Abzug für die Zeit widerriethen. Man beſchloß alſo, am Huron noch einmal zu pflanzen.

Im May 1785 zogen die Miſſionarien Jungmann und Senſemann, nebſt den Ihrigen von Neugnadenhütten ab, und gingen nach Bethlehem zurück. Ihr Abſchied von der Indianer=Gemeine, mit welcher und um deren willen ſie ſo viele Angſt, Noth und Trübſal durchgeſtanden hatten, war ſehr rührend. Sie reiſten zu Waſſer auf dem Huronfluß in den See Sinclair bis Detroit, von hier auf dem See Erie nach Niagara und Oswego, auf dem Oswego=Fluſſe bis in den Oneider=See, und aus dieſem in die Waldbach bis Fort Stanwick; von da über einen Tragplatz in den Mohack=Fluß bis Schenektady; von hier zu Lande bis nach Albany, dann wieder zu Waſſer bis Neu=Windſor, und von da zu Lande nach Bethlehem. GOtt erweckte ihnen auf dieſer langen und beſchwerlichen Reiſe viele Wohlthäter, die ihnen fort= halfen, und behütete ſie vor allem Unfall. Eine beſondere Bewahrung erfuhr unter andern der Bruder Senſemann, als einmal beym Aufziehen des großen Segels ein Windſtoß die Segelſtange ſo ſchnell umſchlug, daß er zwar von der Decke über Bord, aber zum Glück auf ein naheliegendes Bretterfloß ganz ohne Schaden geworfen wurde.

Bey der Miſſion blieben nunmehro nur die Brüder Zeis= berger und Heckewälder ſamt ihren Frauen, und der ledige Bruder Eduards. Letzterer reiſte im Julio mit 3 Indianer= Brüdern nach Pittsburg, um einmal zuverläſſig zu erfah= ren, wie es im Indianer=Lande ausſähe, und zugleich eine Gegend an der Walhalding zu Anlegung eines Gemeinortes auszuſuchen. In Pittsburg vernahm er, daß bis an den See Erie kein Fußbreit mehr mit Gewißheit Indianer= Land genannt werden konnte, weil die Freyſtaaten in ſo

fern

fern alles Land ſich zugeeignet hatten, daß ſie zwar die Indianer nicht vertreiben, ihnen jedoch nicht erlauben wollten, in der Nähe der weißen Leute zu wohnen. Zugleich aber erſahe er ſowol aus einem Schreiben des Biſchofs Johannes von Watteville, der als Viſitator der Nordamerikaniſchen Brüdergemeinen nach Bethlehem gekommen war, als auch aus der Philadelphiſchen Zeitung, daß der Congreß den chriſtlichen Indianern ihre 3 Wohnplätze am Muskingum ausdrücklich vorbehalten und zuerkannt hatte, mit ſo viel Land, als der General-Landmeſſer für recht erachten würde. Mit dieſer unerwarteten Neuigkeit eilte Eduards ſamt ſeinen Gefährten wieder nach Hauſe, und erweckte bey der Indianer-Gemeine große Freude. Sonſt geht ein Indianer nicht gerne wieder dahin, wo jemand von ſeinen Anverwandten iſt umgebracht worden. Unſre Indianer aber hatten auch dieſen Aberglauben fahren laſſen, und wünſchten, je eher je lieber dort zu ſeyn.

Indeſſen verzog ſich ihr Abzug noch immer, theils wegen der damaligen Unruhen unter den Indianer-Nationen, die mit den Freyſtaaten Krieg haben wollten, theils weil man Nachricht erhielt, daß ein großer Theil der Delawaren und Schawanoſen ſich der Wiederkunft der Indianer-Gemeine in dortige Gegenden mit Gewalt widerſetzen wollte. Dem ungeachtet lieſſen die Miſſionarien den noch zerſtreuten Mitgliedern ihrer Gemeine den gefaßten Entſchluß, wieder an den Muskingum zu ziehen, zu wiſſen thun, mit der Einladung, jenſeits des Sees Erie zu ihnen zu ſtoßen, wo es ihnen am bequemſten wäre.

Im September 1785 kam nach Neugnadenhütten ein Beſuch von mehr als 40 fremden Indianern, Nantikoks und Mahikander. Das war am Hurons-Fluſſe der erſte Beſuch dieſer Art, und mit Freuden bemerkte man bey vielen, daß das Wort der Verſöhnung Eingang fand. Unter andern

dern äußerte ſich einer derſelben gegen einen National-Gehülfen, daß er um ſeine Seligkeit bekümmert ſey, und unter den wilden Indianern keinen Weg dazu ſehe, bey den Gläubigen aber das zu finden glaube. Nur eins mache ihm Bedenken und Zweifel: er ſey nemlich ein großer Sünder, und habe im Kriege viel Menſchenblut vergoſſen. Wenn er darüber denke, ſo ſey es immer, als ob jemand zu ihm ſagte: Es iſt vergeblich; laß die Gedanken nur fahren; du kannſt dich nicht bekehren, denn du haſt zu viele Sünden begangen. Er möchte alſo doch wiſſen, ob ihm noch geholfen werden könne, und ob wol jemand unter den gläubigen Indianern wäre, der ein ſo großer Sünder geweſen, wie er? Der National-Gehülfe pries ihm darauf die Sünderliebe JEſu mit großer Freudigkeit an, und verſicherte ihn, daß Er auch Mörder begnadige, und ſolches ſchon am Kreuze gethan habe. Eben dieſer Wilde erzählte denen, die einmal zur Predigt zu ſpät gekommen waren, was er in derſelben gehört und behalten hatte, nemlich, daß wir Vergebung unſerer Sünden, neues Leben und Seligkeit allein bey JEſu Chriſto zu ſuchen haben, der uns alles das durch ſein bitteres Leiden, durch ſein Blut und durch ſeinen Tod erworben und verdient habe; daß er der wahre GOtt, und außer ihm kein anderer ſey. "Es iſt noch viel mehr geſagt worden, ſetzte er hinzu, aber ſo viel habe ich davon behalten können."

Bald nach dieſem Beſuch kam wieder eine große Geſellſchaft Delawaren, Mahikander und Nantikoks nach Neugnadenhütten, den Miſſionarien und ihrem Volke zu wahrer Freude, denn ſie verſäumten keine Verſammlung, hörten das Evangelium mit Begierde, ließen ſich durch die National-Gehülfen das Wort noch weiter auslegen, und man konnte hoffen, daß es bey vielen eine ſelige Frucht bringen würde.

Zu Anfang des Jahrs 1786 erhielten unſre Indianer abermals Botſchaft, daß der Chief der Chipawas, auf deren

Lande

Lande ſie wohnten, ſie durchaus daſelbſt nicht länger dulden wollte. Dazu kam, daß eine herumſchwärmende mörderiſche Rotte von den Chipawas die Gegend unſicher machte. Die Miſſionarien entſchloſſen ſich alſo, aller gedrohten Widerſetzung der Wilden jenſeits des Sees Erie ungeachtet, den Abzug der Indianer-Gemeine dieſes Frühjahr auszuführen, und ſich mit derſelben, wenn ſie nicht bis an den Muskingum kommen könnten, an dem erſten und beſten Ort niederzulaſſen. Sie erhielten dazu die Genehmigung des Gouverneurs in Detroit, welcher überdem eine Botſchaft an jene Wilden ergehen ließ, daß ſie unſre Indianer nicht kränken ſollten. Auch verhalf er ihnen dazu, daß ſie für ihre Häuſer und Felder einige Vergütung erhielten, beſuchte ſelbſt in Neugnadenhütten, bezeigte ſich ſehr freundſchaftlich, und erfreute die Miſſionarien und ihr Volk mit dem unvermutheten Verſprechen, ſie alle zuſammen auf einmal mit königlichen Schiffen im Frühjahr, ſobald der See Erie offen wäre, nach Cajahaja überbringen zu laſſen, und ſie auch mit Proviant zu verſehen. Dieſes Anerbieten half ihnen aus großer Verlegenheit, und ſie erkannten die ihnen entgegenkommende gnädige Vorſorge GOttes mit innigſter Dankbarkeit.

Im März ließ das Gouvernement ihr Land meſſen, und die Abſicht deſſelben war, daß Neugnadenhütten ein Städtchen, und von weißen Leuten bewohnt werden ſollte. Von nun an hatte man beſonders häufigen Beſuch aus Detroit von Leuten, die ſich den Ort und die Felder beſahen.

Gleich nach Oſtern 1786 ſchickten ſich die Miſſionarien mit der Indianer Gemeine zum Abzuge an. Am 20ſten April hatten ſie die letzte Verſammlung in Neugnadenhütten, dankten dem HErrn auf den Knien für alle daſelbſt genoſſene Gnaden und Wohlthaten, und fuhren darauf alle zuſammen in 22 Booten ab, bis auf die mehrerwähnte Cenner'ſche

nerſche Familie, welche zurück blieb. Die Einwohner der Gegend, Franzoſen und Engländer kamen von allen Seiten herbey, unſre Pilger noch zu ſehen, und bezeigten ihr Leidweſen über ihr Wegziehen, denn ſie hatten gerne mit ihnen zu verkehren. In Detroit wurden ſie vom Gouvernement wohl aufgenommen und etliche Tage bewirthet. Hier veranſtaltete man mit Genehmhaltung des Agenten der Indianiſchen Sachen eine Zuſammenkunft mit den Chiefs der Chipawas, welcher auch ein königlicher Dollmetſcher beywohnte. Etliche Deputirten der Indianer-Gemeine hielten dabey Reden an gedachte Chiefs, bezeigten ihnen ihre Dankbarkeit, daß ſie ſie aufgenommen, und nun beynahe 4 Jahre auf ihrem Lande hatten wohnen laſſen, und meldeten ihnen, daß ſie nun wieder zurück über den See Erie in ihre Heimath zögen; worauf ſie ihnen als eine Erkenntlichkeit ein Bündel von etlichen 1000 Wampom überreichten. Einer der Chiefs ſtand ſodann auf, mit einem String of Wampom in der Hand, und antwortete: "Großvater! wir haben dich lieb, und ſähen lieber, du bliebeſt bey uns, und kehrteſt wieder zurück an den Fluß Huron." Man ſahe dieſes aber blos als ein leeres Compliment an, wie es denn auch noch ſelbigen Tages von einem andern Chief widerrufen wurde.

Ein Umſtand machte den Miſſionarien hier eine eigene Freude. Die ganze Nachbarſchaft kannte die gläubigen Indianer nicht nur als ein fleißiges Volk, ſondern auch als ſo ehrliche Menſchen, daß die Kaufleute in Detroit ihnen auf lange Zeit Waaren auf Credit gaben, ohne der Bezahlung wegen beſorgt zu ſeyn. Das wurde von manchem mit nicht genugſamer Ueberlegung benutzt, ſonderlich während der Hungersnoth, wie denn unter andern nur bey einem Kaufmann die Schulden ſich auf 200 Pfund Sterling beliefen, und man mußte fürchten, daß es am Ende übel ablaufen möchte. Unſre Indianer aber lieſſen ſich in Zeiten angelegen

ſeyn,

ſeyn, etwas zu verdienen, und erhielten bey ihrem Abzug das Lob, daß ſie alle ihre Schulden bis auf den letzten Heller richtig bezahlt hatten. Nur ein armer, aber an Kindern ſehr reicher Vater war etwas ſchuldig, das er nicht bezahlen konnte. Voll Kummer darüber klagte er den Miſſionarien ſeine Noth, und dieſe waren ſogleich darauf bedacht, ihm zu helfen. Mittlerweile ging ſeine Frau mit den Kindern vor der Stadt ſpatzieren, und letztere fanden eine Guinee, hielten ſie aber für ein Stück Meſſing, bis ſie von den Miſſionarien anders belehrt wurden. Damit ging der fröhliche Vater ſogleich hin, bezahlte ſeine Schuld, und behielt noch etwas übrig.

Erſt am 28ſten April gingen unſre Pilger an Bord zweyer königlichen Schiffe, der Biber und die Makina, voll Dankbarkeit für die Güte des Gouvernements, welches auch den Schiffs-Capitains gemeſſenen Befehl gab, ſich gegen die Reiſenden aufs beſte zu betragen, und ſie vorſichtig zu führen. Alles ging glücklich bis zu einer gewiſſen Inſel mitten im See Erie, die einen ſichern Hafen hatte. Hier mußten ſie 4 Wochen lang eine wahre Geduldſchule aushalten, denn ſo lange war ihnen der Wind entgegen. Sie ſchlugen indeſſen auf dieſer Inſel ihr Lager auf. Dieſes veränderten ſie eben ſo oft, als die Schiffe ihre Lage, um immer bey der Hand zu ſeyn, und gingen bey jedem Anſchein einer günſtigen Wendung des Windes an Bord, und dann, weil der Wind wieder umſchlug, wieder ans Land. Einmal liefen ſie wirklich aus, und kamen bey einem ſtarken favorablen Sturm ſo gut fort, daß ſie ſchon die Küſte von Cajahaja deutlich vor ſich ſahen. Der Wind drehete ſich aber, und ſie mußten zu ihrem vorigen Hafen zurückkehren. Die mehreſten unſrer Indianer waren bey dieſem Sturm ſo ſeekrank, daß ſie wie halbtodt da lagen, und auf alles, was vorging, nicht achteten. Der Capitain ließ ſie da-

her

her anbinden, weil er beſorgte, daß ſie über Bord fallen würden.

Uebrigens hielten ſie in ihrem Lager ihre täglichen Verſammlungen, den HErrn zu loben, der ihnen ſo weit geholfen, und dem ſie kindlich zutrauten, daß Er ſeine beſondern Urſachen haben müſſe, warum Er ſie hier ſo lange ſtille liegen ließ. Dabey lebten ſie von der Jagd und Fiſcherey, auch von wilden Kartoffeln, Zwiebeln und eßbaren Kräutern, die ſie daſelbſt in Menge antrafen. Da aber auf ihrer Inſel nach etlichen Wochen kein Wildpret mehr zu erjagen war, ſo fuhren ſie an eine andre Inſel, die einen noch beſſern Hafen, gute Jagd, aber auch viele Raſſelſchlangen hatte.

Am 28ſten May kam ein Fahrzeug von Detroit ihnen nachgeſegelt, ſich wegen des langen Außenbleibens der Schiffe nach ihrem Ergehen zu erkundigen, und zugleich das größte derſelben, den Biber, zurück zu holen. Dagegen ſollte die Makina ſie auf zweymal nach Cajahaja bringen. Weil dieſes aber allzulange gewährt, und ſie wegen Mangel an Lebensmitteln in Noth gebracht hätte, ſo wurde auf Vorſtellung der Miſſionarien von den Capitains beſchloſſen, daß die Makina ſie in zwey Colonnen in der Sanduskybay landen, und hernach mit der Bagage nach Cajahaja fahren ſollte. Da nun auch der Wind günſtig ward, ſo ſegelte die erſte Colonne am 29ſten May ab, welche David Zeisberger anführte. Der Wind drehete ſich aber wieder ſo, daß ſie ihr vorgeſetztes Ziel nicht erreichen konnten. Sie lieſſen ſich alſo bey Rokypoint, 16 Meilen von der Sanduskybay, ans Land ſetzen. Hier mußten ſie hohe ſteile Felſen hinanklettern, und ſich erſt einen Weg dazu durchbrechen, um hinaufzukommen. Indeſſen waren ſie froh, daß ſie ihren Fuß nur wieder auf veſtem Lande niederſetzen konnten.

Kaum hatten ſie ſich gelagert, ſo kamen 10 Ottawas, die auf der Jagd waren, auf ſie zugeritten, und bezeigten ihre Verwunderung, einen ſolchen Haufen Volks da anzutreffen, wo weit und breit weder Weg noch Steg war. Unſere Indianer bewirtheten ſie, ſo gut ſie konnten, und die Ottawas theilten ihnen wieder etwas von ihrem Hirſchfleiſche mit, und unterrichteten ſie, wie ſie am beſten durch den Buſch kommen könnten, den ſie vor ſich hatten.

Des folgenden Tages brachen ſie zu Fuße auf, und hatten alle, auch der Miſſionarius und ſeine Frau, ihre volle Ladung zu tragen, weil ſie auch ihre Lebensmittel mit ſich führen mußten. Die vorangehenden hatten es am ſchwerſten, weil ſie ſich durch den Buſch erſt einen Weg machen mußten. Durch einen tiefen moraſtigen Bach mußte alles durchwaten, und vielen ging das Waſſer bis unter die Arme. Die Kinder wurden theils getragen, theils ſchwommen ſie durch. Zeisberger und ſeine Frau kamen auf einer Bahre, von 4 Mann getragen, hinüber. Als ſie an die Sanduskybay kamen, mietheten ſie zur Ueberfahrt Boote von den Ottawas, die ſie, ſo lange ſie da lagen, fleißig beſuchten, auch zum Theil den Verſammlungen beywohnten. Einen Abend ſtellten dieſe Wilden einen Tanz an, und weil ſich niemand von unſern Indianern dazu einfand, wie ſie erwartet hatten, ſo kamen etliche, und ſuchten wenigſtens das junge Volk dazu zu bereden. Da es ihnen aber mit keinem gelang, ſo verlangten ſie vom Bruder Zeisberger, daß er ſie dazu ermuntern möchte. Dieſer aber ſagte ihnen, daß unſre Indianer nicht mehr nach der Weiſe anderer Indianer lebten, weil ſie etwas beſſeres gefunden hätten. Am 3ten Juny ſetzten ſie glücklich über die Sanduskybay, ſo wie Tages darauf mit dem Fahrzeug eines Franzöſiſchen Kaufmanns über den Fluß Petquotting. Auf dieſer Pilgerſchaft feyerten ſie das Pfingſtfeſt, und hatten

ten die Freude, daß auch fremde Indianer aufmerkſame Zuhörer waren.

Am 4ten Juny kam auch die zweyte Colonne, unter Anführung des Miſſionarius Heckewälder zu Waſſer nach, in baſtenen Böten, die ſie ſich in der Eile ſelbſt gemacht hatten. Unterdeſſen führte die Schaluppe Makina die Bagage gerade nach Cajahaja.

Nun reiſten unſre Pilger zuſammen, die Fußgänger am Seeſtrande, und die Boote ſo nahe an demſelben, als möglich war. Am 7ten Juny kamen ſie an die berühmten ſteilen, 40 bis 50 Fuß hohen Felſen am See Erie, an welchen man zu Waſſer nicht anders als mit gutem und ſchwachem Winde vorbey kommen kann. Sie ſtehen zum Theil ſenkrecht, und glatt wie eine Mauer da, ſo daß man leicht ſchwindlicht wird, wenn man von oben in die Tiefe hinabſieht; zum Theil ſind ſie vom Waſſer ſo untergraben, daß man ihren Fuß von oben herab nicht ſehen kann. An einigen ſind Streifen von mancherley Farben in ſo geraden Linien, als wären ſie nach der Schnur gemacht. Für die Fußgänger war es etwas angenehmes, dieſes fürchterlich-prächtige Werk der Natur zu betrachten. Die zu Waſſer fahrenden konnten ſolches noch beſſer, ſtanden aber große Angſt aus; denn wenn der Wind aus dem See gegen die Felſen wehet, ſo ſchlagen die hohen Wellen mit Ungeſtüm dagegen, und kein Fahrzeug kann ſich retten. Sie dankten daher GOtt, daß ihnen der Wind gerade günſtig und ſchwach war. Kaum aber waren ſie bey der letzten, etwa 2 Deutſche Meilen langen Felſenmauer, an welcher im vorletzten Kriege der Oberſte Broadtſcheedt mit ſeinem Corps ſcheiterte, und viel Volk verlor, vorbeygefahren, ſo erhub ſich ein ſtarker Wind, wodurch ihr letztes Boot noch in Noth, aber doch glücklich davon kam. So oft die Wilden dieſe Stelle paſſiren, opfern ſie, indem ſie Taback ins Waſſer ſtreuen. Hier iſt die Mündung

des Cajahaja-Fluſſes, der gemeiniglich der groſse Fluſs genennt wird. In dieſe kam bald hernach auch die Schaluppe Makina mit der Bagage bey ſtillem Wetter dem Ufer ſo nahe, daſs alles in kleine Boote geladen, und ſo ans Land gebracht werden konnte, worauf die Schaluppe wieder nach Detroit ſegelte.

Der Mangel an Lebensmitteln erlaubte unſern Reiſenden nicht, an der Mündung der Cajahaja lange zu verweilen. Sie trafen zwar in der Gegend ein Haus voll Mehl an; weil aber kein Menſch dabey war, ſo rührten ſie es nicht an, obgleich die Hungersnoth groſs, und ſie Augenzeugen waren, daſs die benachbarten Chipawas reichlich davon ſtahlen. Sie baueten alſo theils hölzerne, theils baſtene Boote, fuhren den Fluſs weiter hinauf, und kamen am 18ten Juny zu einem alten, etwa 28 Deutſche Meilen von Pittsburg nach Weſten zu gelegenen Dorfe, wo ehedem Ottawas gewohnt hatten. Das war der erſte Platz, den ſie antrafen, wo ſie ſich niederlaſſen konnten, denn bis dahin iſt vom Munde des Fluſſes an lauter wilder Buſch.

Hier entſchloſſen ſie ſich alſo, wenigſtens den Sommer zu bleiben, weil ſie ganz fremde waren, und nicht wuſsten, wie es weiter hin im Lande ausſähe. Vors erſte ſchlugen ſie ihr Lager auf der Oſtſeite des Fluſſes, auf einer hohen Ebene auf, bauten ſich in der Geſchwindigkeit Hütten, machten ſich Felder mit vieler Mühe, weil das Land ganz verwildert war, und wagten es, der ſpäten Jahrszeit ungeachtet, noch Welſchkorn zu pflanzen. Um der Kürze willen nenne ich dieſen Ort Pilgerruh.

Hier richteten ſie ihre Verſammlungen wie gewöhnlich ein, erneuerten ihre Gemeinordnungen, und GOtt war mit ihnen. Am 1[illegible]ten Auguſt begingen ſie zum erſtenmal an dieſem Ort das heilige Abendmahl, deſſen Genuſs ihnen immer das höchſte und wichtigſte blieb.

Auch

Auch im äußern ließ der HErr ſie Seine Hülfe ſehen. Nachdem der Miſſionarius Zeisberger dem Commendanten in Pittsburg die Ankunft der Indianer-Gemeine an der Cajahaja gemeldet, auch der Bruder Scheboſch des nöthigen Proviants wegen dort geweſen, ſo verhalfen die Herren Dunkan und Wilſon unſern Indianern dazu, daß ſie theils für baare Bezahlung, theils auf Credit Lebensmittel bekommen konnten. Selbſt der Congreß gab Befehl, ſie mit etwas Welſchkorn und Blänkets zu unterſtützen. Oft gingen auch weiße Leute von Pittsburg nach Detroit mit Mehl und andern Waaren bey ihnen vorbey, von denen ſie das nothwendige kaufen konnten. Dazu kam die Bequemlichkeit, daß ſie zu Waſſer nach Sandusky und Pettquotting kommen konnten, wo ebenfalls Welſchkorn zu haben war. Der Wechſel von 200 Dollars, den ſie für ihre Häuſer und Felder am Huron erhielten, kam ihnen dabey gut zu ſtatten. Auch die Hirſch- Bären- und Elks-Jagd war ſehr ergiebig. Ueberdem hatte die Gemeine in Bethlehem ſchon im Jahr 1783 für unſre Indianer eine Menge Sachen zu ihrer Leibesnothdurft zuſammengelegt. Sie waren aber unterwegs aufgehalten worden. Erſt im Auguſt 1786 kamen ſie in Pilgerruh an, und erweckten, als ſie vertheilt wurden, große Freude bey Alten und Jungen, denn auch ein jedes Kind bekam etwas. Nur das Salzkochen machte ihnen hier mehr Mühe als am Huron, weil ſie zur Salzquelle ſehr weit hatten.

Uebrigens blieb ihre Abſicht, ſich ſobald als möglich am Muskingum wieder anzubauen. Sie wurden aber gar bald durch verſchiedene glaubwürdige Perſonen gewarnt, nicht weiter zu ziehen, weil noch im May dieſes Jahrs am Muskingum weiße Handelsleute von den Wilden geplündert und ermordet worden. Jetzt wurde es ihnen klar, daß GOtt ſie aus weiſen Urſachen bey den Inſeln im See Erie ſo lange aufgehalten hatte. Wäre ihre Schiffahrt gut von ſtatten

gegangen, ſo wären ſie noch vor erwähnter Mordthat am Muskingum eingetroffen, und abermals in die äußerſte Lebensgefahr gerathen. Etliche Indianer-Brüder, die von Detroit zu Lande an den Muskingum gegangen waren, und die Indianer-Gemeine daſelbſt erwarten wollten, befanden ſich gerade in Schönbrunn, als dieſe That geſchahe, und hätten leicht unglücklich werden können, indem ſogleich viele weiße Leute den Mördern nachſetzten, wofür ſie die Indianer-Brüder unſtreitig würden gehalten haben, wenn ſie ſie angetroffen hätten. Dieſe aber hatten noch in Zeiten die Flucht genommen. Ueberdem zeigte ſichs deutlich genug, daß noch kein durchgängiger Friede unter den Indianer-Nationen war, und viele, wo nicht die meiſten, noch immer auf einen neuen Krieg warteten, weil, wie ſie ſagten, das Kriegsbeil, ſo man ihnen gegeben, ihnen noch nicht wieder abgenommen, und begraben, ſondern nur auf eine Weile beyſeite gelegt worden. Es beſtätigte ſich auch, daß die Amerikaniſche Militz immer noch ſehr aufgebracht war, und unſern Indianern einen gewiſſen Tod drohete, wenn ſie ſich wieder am Muskingum einfänden. Man hielt alſo fürs beſte, in Pilgerruh zu bleiben, bis der HErr ſelbſt Bahn machte, weiter zu kommen, wenn es Sein Wille wäre. Nach und nach ſahe man ein, daß, da ſo viele Nationen ſich dem Congreß widerſetzten, und das Land, welches ſie als das Ihrige anſahen, durchaus nicht wollten ausmeſſen laſſen, die Indianer-Gemeine an der Cajahaja weit ſicherer wohnte, als am Muskingum, wo alle Krieger ihren Durchmarſch zu nehmen pflegten. Auch hatte man in Pilgerruh im Fall eines nahe kommenden Krieges den Vortheil, daß man vom See Erie nicht weit entfernt war, und leicht nach Niagara oder Detroit flüchten konnte. Inzwiſchen blieben unſre Indianer doch dabey, das Recht an das vom Congreß ihnen zuerkannte Land am Muskingum nicht fahren

zu laſſen, und es, ſobald ſichs thun lieſſe, wenigſtens in Beſitz zu nehmen.

Der erſte, der in Pilgerruh ſeinen Lauf beſchloß, war oberwähnter Thomas, der als Jüngling in Gnadenhütten am Muskingum geſcalpt wurde, gleichwol mit dem Leben davon kam, und nun doch auf der Fiſcherey ertrank. Seitdem er ſeine Kopfhaut verloren hatte, bekam er oft die Gicht am Kopf, und war dann für eine Weile ſeiner Sinne beraubt. Ohne Zweifel war dieſes auch die Veranlaſſung zu ſeinem Tode, denn ſonſt war er einer der beſten Schwimmer. Ueberdem fand man ſeinen Körper in ſehr ſeichtem Waſſer.

Pilgerruh bekam oft Zuſpruch von Chipawas, Ottawas, Delawaren und andern Wilden, die ein Verlangen bezeigten, das Evangelium zu hören, und es wurde ihnen mit Freuden verkündiget. Dabey ging aber auch die Noth wieder an, mit welcher man am Huron verſchont geblieben war, daß Wilde, die mit unſern Indianern leiblich verwandt waren, dahin kamen, und ſchwache Gemüther zur Rückkehr ins Heidenthum zu verführen ſuchten. Es gelang ihnen auch dieſen Herbſt, eine Frau von ihrem Manne zu trennen, und ſamt ihren Kindern fortzuführen. Der Mann aber ſetzte ihnen mit etlichen beherzten Brüdern nach, und nahm ihnen die Frau und Kinder mit Gewalt wieder ab, worüber erſtere, die ihren unüberlegten Schritt ſchon bereuet hatte, herzlich froh war.

Im September 1786 ſchickten die Miſſionarien einige Friedensboten zu den Zerſtreueten, und lieſſen ſie ermahnen, daß ſie den Muth nicht aufgeben, noch denken möchten, daß ſie allzuſehr verwildert, und als unheilbar von GOtt verworfen wären; vielmehr ſollten ſie neuen Muth faſſen, ſich unſerm mitleidigen Erbarmer in die Arme werfen, und wieder zu ihren Brüdern kommen. Es fanden ſich darauf verſchiedene

ſchiedene wieder herzu. Einer aber, der bey dem Blutbade am Muskingum im Jahr 1782 alle ſeine Kinder und faſt ſeine ganze Verwandtſchaft verloren hatte, war darüber in ſeinem Gemüthe ganz trübe, auch an den Miſſionarien irre worden, und hatte ſich wieder unter die Wilden begeben. Doch war er dabey nicht ruhig. Er entdeckte ſich daher gelegentlich dem Gehülfen Samuel, einem der gedachten Friedensboten, und ſagte zu ihm: "Ich habe arge Gedanken von unſern Lehrern, und kann mir nicht helfen; ſie fallen mir immer wieder ein. Ich denke, ſie ſind ſchuld daran, daß ſo viele unſrer Freunde in Gnadenhütten umgekommen ſind. Sie haben uns verrathen, und den weißen Leuten von unſerm Dortſeyn Nachricht gegeben, worauf ſie uns überfallen haben. Nun ſage mir, iſt es ſo oder nicht?" Samuel antwortete: "Ich muß dich erſt eins fragen: Biſt du recht bey Verſtande? Deine Frage klingt mir ſo, als ob es dir daran fehlte; und iſt das, ſo antworte ich dir lieber nicht." Als er nun verſicherte, daß er bey gutem Verſtande ſey, ſo betheuerte ihm Samuel die Unſchuld der Miſſionarien ſehr nachdrücklich. Nach einigem Beſinnen erwiederte er: "Ich habe jetzt ein böſes arges Herz, darum denke ich Arges. So wie du mich von außen ſiehſt, ſo ſieht es auch in meinem Herzen aus." Er war nemlich über und über roth bemahlt, und ging im Kriegerputz einher. "Was wäre ich gebeſſert, fügte er noch hinzu, wenn ich mich von außen als ein Gläubiger betrüge, da doch das Herz böſe iſt. Gleichwol will ich euch balde beſuchen."

Gedachter Samuel ſuchte auch ſeinem leiblichen Bruder zum Segen zu ſeyn, erhielt aber von ihm die unerwartete Erklärung: "Meine Vorfahren ſind zum Teufel gefahren, und wo die ſind, da will ich auch ſeyn;" worauf jener ihm antwortete: "Ich erſchrecke darüber; du haſt harte Worte geredet. Ich will dir aber auch meinen Sinn ſagen: Mich

ſoll

ſoll all mein Lebtag nichts vom Heilande und der Gemeine abbringen, weder Trübſal noch Verfolgung, weder Furcht noch Hungersnoth, noch Gefahr meines Lebens. Alles das achte ich nicht, wenn ich nur den Heiland habe, und meiner Seele Seligkeit davon trage, welche mir gewiß iſt, wenn ich bey Ihm bleibe."

Im October 1786 ging der Miſſionarius Heckewälder nach einem beweglichen Abſchiede von der Indianer-Gemeine, welcher er ſo viele Jahre mit großer Treue gedient hatte, mit ſeiner Familie nach Bethlehem zurück, und der Segen des ganzen Volks, welches ihn ſehr liebte, begleitete ihn.

Dreyzehnter Abſchnitt.

1786. 1787.

Die Indianer-Gemeine wird von verſchiedenen Seiten zur Wiederkehr an den Muskingum ermuntert, durch widrige Umſtände aber davon abgehalten. Sie entſchließt ſich zum Abzuge von Pilgerruh, und läßt ſich bey Pettquotting nieder. Anbau von Neu-Salem. Lieblicher Gang daſelbſt. Schluß der Geſchichte.

Bey der Miſſion befanden ſich alſo nunmehro blos der Miſſionarius Zeisberger nebſt ſeiner Frau, und der ledige Bruder Eduards, die noch dazu ſeit kurzem mit harten Krankheiten zu kämpfen gehabt, und überhaupt bey häufiger Arbeit gar viele Noth zu erfahren hatten. Sie waren aber getroſt im HErrn, und entſchloſſen, auch ihre letzten Seelen- und Leibeskräfte in Seinem Dienſte mit Freuden zuzuſetzen.

In Bethlehem hatte man unterdeſſen von Seiten des Congreſſes der Freyſtaaten wiederholte Verſicherungen erhalten, daß derſelbe die Bemühungen der Brüder, das Evangelium unter die Indianer-Nationen auszubreiten, gerne unterſtützen wolle. Beſonders freundſchaftlich bezeigte ſich der Secretair des Congreſſes, Herr Charles Thomſon, der ſich in einem Schreiben unter andern ſo ausdrückte, "daß er ſich ſehr glücklich ſchätzen werde, wenn er mit ein Werkzeug ſeyn könnte, die koſtbaren Ueberbleibſel der Indianer-Gemeine zu erhalten, und überhaupt das Glück dieſes armen Volkes zu befördern." Zu dem Ende empfahl er dieſe Angelegenheit ſowol dem Herrn James White, dem die Beſorgung der Indianiſchen Affairen ſüdwärts des Ohio aufgetragen war, als auch vorzüglich dem General Richard Buttler, der eben dieſen Auftrag nordwärts dieſes Fluſſes hatte, in welchem Diſtrict ſich Pilgerruh befand. Dieſer Herr verſicherte darauf münd- und ſchriftlich, "daß er jede Gelegenheit ergreifen werde, das Wohl der Miſſion zu befördern, und das nicht nur wegen der erhaltenen Empfehlung, ſondern hauptſächlich aus Beweggründen der Moralität und der Religion." Auch hatte der Congreß ſchriftlichen Befehl ertheilt, unſern Indianern zu wiſſen zu thun, "daß es demſelben zu vielem Vergnügen gereiche, von ihrer Ankunft dieſſeits des Sees Erie zu hören; daß ſie Erlaubniß hätten, zu ihren vorigen Beſitzungen am Muskingum zurückzukehren, wo ſie der Freundſchaft und des Schutzes der vereinigten Staaten verſichert ſeyn könnten, und daß ſie gleich nach ihrer Ankunft daſelbſt mit 500 Büſchel Welſchkorn aus den öffentlichen am Ohio befindlichen Magazinen, wie auch mit andern Nothwendigkeiten verſehen werden ſollten."

Unſre Indianer erkannten dieſe gütige Vorſorge mit dem demüthigſten Danke, und freuten ſich immerfort auf die Zeit, da es ihnen gelingen würde, ihr Land am Muskingum

kingum wieder einzunehmen, wozu ſie auch durch Briefe aus Bethlehem herzlich ermuntert wurden. Bis dahin glaubten ſie doch gewiß, daß ſie in Pilgerruh ungehindert bleiben und auch den Troſt haben würden, ihre noch zerſtreuten Brüder und Schweſtern wieder in ihre Mitte zu bekommen. Am 17ten October aber wurde dieſe Ruhe ſchon wieder geſtört. Ein vom Delawar-Capitain Pipe abgeſchickter Bote brachte Abends ſpät die Nachricht, daß die Amerikaner in die Dörfer der Schawanoſen eingefallen, 10 Mann, und darunter einen Chief getödtet, alles verheert und verbrannt, und 30 Weiber und Kinder gefangen weggeführt hätten. Ueberdem ſey eine Armee aus Pittsburg ſchon in Tuskarawi angekommen, daher die Einwohner von Pilgerruh ſogleich flüchten möchten, um nicht überfallen zu werden. Letzteres war unglaublich, daher die Miſſionarien ſich alle Mühe gaben, unſre Indianer zu beruhigen, aber vergebens. Der grauſenvolle Vorgang am Muskingum im Jahr 1782 ſtand ihnen ſogleich vor Augen, und Furcht und Schrecken bemächtigte ſich ihrer dermaßen, daß die Schweſtern mit den Kindern noch dieſelbe Nacht tief in den Buſch flohen und ſich verſteckten. Hier ſchlug man ihnen des folgenden Tages Feldhütten auf, um ſich gegen die ſchon eintretende Kälte etwas ſchützen zu können, und die Brüder, die ab und zu gingen, verſorgten ſie mit Lebensmitteln. Unterdeſſen wurden Boten nach Tuskarawi und auf die Straße nach Pittsburg ausgeſchickt, aus deren Bericht man nachher erſahe, daß die Furcht vor einer Amerikaniſchen Armee völlig ungegründet war. Inzwiſchen ließ ſich am 22ſten October Abends ein ſtarkes Getöſe und eine Menge Pferdeſchellen hören. Die Miſſionarien vermutheten ſogleich, daß es vorbeyziehende mit Mehl beladene Packpferde wären, wie ſichs auch nachher auswies; unſre Indianer aber hörten auf ihre Vorſtellungen gar nicht, ſondern hielten es für die

Armee, die ſie überfallen wollte, und flohen alleſamt voll Beſtürzung in den Buſch, ſo daß die Miſſionarien ganz allein im Ort blieben. Doch rafften ſie ſich in den folgenden Tagen nach und nach, und kamen endlich alle wieder in den Gemeinort.

Am 10ten November wurde ihr ſchöner geräumlicher Kirchenſaal eingeweiht. Wohnhäuſer aber wurden nur wenige gebaut. Die Mehreſten behalfen ſich den Winter hindurch unter geringen Hütten, die nicht viel Arbeit koſteten, weil ſie ſich hier bloß als Gäſte anſahen, daher ſie auch dieſen Platz nur ein Nachtquartier, d. i. eines Jahres Aufenthalt zu nennen pflegten. Indeſſen hatten ſie dabey von Regen und Schnee viel auszuſtehen. Letzterer lag 3 Fuß tief.

Der Eintritt in das Jahr 1787 war ſehr lieblich, und mit der frohen Ausſicht, es am Muskingum zu beſchließen, auch voll Hoffnung, während deſſelben Ruhe und Friede zu haben. Bald aber zogen ſich von Seiten der Wilden wieder trübe Wolken auf.

Bereits gegen das Ende des vorigen Jahrs hatte der oftgenannte Delawar-Capitain Pipe unſern Indianern durch einen Belt of Wampom gemeldet, "daß da die Zeiten unter den Indianern ſehr bedenklich und ein neuer Krieg höchſt wahrſcheinlich ſey, die Indianer-Gemeine in ihrem dermaligen Aufenthalte an der Cajahaja nicht gut ſäße, ſondern ſich immer noch in Gefahr befände, von den weißen Leuten überfallen zu werden; er wolle ſie alſo nach Pettquotting ſetzen, und ſelbige Gegend für ſie räumen laſſen, wo ſie allezeit ruhig und ungeſtört ſollten wohnen können. Er meyne es gut mit ihnen, daher ſie dieſes Anerbieten annehmen möchten." Um ſich nun nicht neue Feindſchaft zuzuziehen, hatten unſre Indianer den Belt nicht zurückgegeben, und alſo den Antrag nicht ausdrücklich abgeſchlagen, ſondern nur beſchwiegen. Andere Boten der Delawaren hingegen,

die ſie auf Anſtiften eines untreu gewordenen Getauften, Namens Lucas, aufs dringendſte nach Sandusky einluden, hatten ſie mit ihrem Geſuch ſchlechtweg abgewieſen. Im Januar 1787 aber wurde in einem großen Rathe der Wilden in Sandusky beſchloſſen, den Krieg mit den Freyſtaaten ernſtlich zu erneuern, und die Indianer-Gemeine, wenn ſie nicht gutwillig ſich dazu bequemte, mit Gewalt von ihrer Wiederkehr an den Muskingum abzuhalten, auch ihre weiße Lehrer nicht erſt gefangen zu nehmen, ſondern ſogleich zu tödten, damit es mit ihnen einmal ein Ende würde. Als dieſes in Pilgerruh bekannt ward, beruhigten die Miſſionarien ihre Gemeine mit der herzlichen Vorſtellung, daß, wenn auch, wie zu vermuthen, noch mancher harte Sturm ſie treffen könnte, ſie dennoch bey dem veſten und kindlichen Vertrauen auf GOtt unſern Heiland gewiß nicht würden zu Schanden werden. Dieſe und dergleichen Ermahnungen, die in den damaligen Vorträgen der Miſſionarien oft vorkamen, hatten die gute Wirkung, daß der Gang der Gemeine wieder ruhig, und ſehr lieblich wurde. Die Miſſionarien aber ſahen obige Nachricht doch als eine Warnung an, die fernere Leitung der Indianer-Gemeine mit verdoppelter Sorgfalt zu beherzigen. Die Irokeſen ſchickten zwar in eben dieſem Monat eine feyerliche Geſandtſchaft an die kriegeriſchgeſinnten Nationen, beſonders an die Schawanoſen, ſie zum Frieden zu bewegen. Auch erfuhr man bald hernach, daß ſich 9 bis 10 Indianer-Nationen auf Zureden des Engliſchen Gouverneurs in Detroit für den Frieden erklärt und beſchloſſen hatten, diejenigen ſogleich zu beſtrafen, die ſich feindſelig betragen würden. Im März aber meldete der Obriſtlieutnant Harmar den Miſſionarien, daß unſre Indianer die 500 Büſchel Korn nebſt 100 Blänkets und andern Sachen, die ihnen der Congreß geſchenkt, nicht erſt am Muskingum empfangen ſollten, ſondern jetzt ſchon aus

Fort

Fort Intoſch abholen könnten. Zu gleicher Zeit rieth der General Buttler in einem Schreiben an den Miſſionarius Zeisberger, daß ſie fürs erſte noch an der Cajahaja bleiben möchten, doch ohne die Gründe dazu anzuführen, die er einem Briefe nicht anvertrauen wollte. Die Wilden wiederholten auch von Zeit zu Zeit ihre oberwähnten fürchterlichen Drohungen, ſo daß man an ihrem Willen, ſie wirklich auszuführen, nicht zweifeln durfte.

Durch alle dieſe Umſtände gerieth die Indianer-Gemeine abermals in die Klemme. Ihre eigene Vorneigung ging an den Muskingum. Das war auch dem Wunſche der Brüder in Bethlehem gemäß. Von Seiten der Freyſtaaten wurde unſern Indianern gerathen, noch an der Cajahaja zu bleiben; die Wilden hingegen wollten ſie hier nicht länger leiden, ſondern in eine andere Gegend verſetzen. Ohne zu wiſſen, wie und wohin GOttes Hand ſie nun führen würde, machten ſie ſich gleichwol Boote und alle übrige Anſtalten zum Abzuge, und waren dabey einmüthig in den Willen des HErrn ergeben, dahin zu gehen, wohin Er ſelbſt ihnen den Weg zeigen würde. So tröſtlich dieſes den Miſſionarien war, ſo groß war ihre eigene Verlegenheit, da die Indianer Gemeine am Ende doch den beſten Rath von ihnen erwartete, und alſo auf ihren Entſchluß alles ankam. Gewohnt, Leib und Leben im Dienſte des HErrn zu wagen, waren ſie um ſich ſelbſt am wenigſten bekümmert, und wäre ihr Schickſal nur zu bedenken geweſen, ſo hätte ſie nichts abgeſchreckt, wieder an den Muskingum zu ziehen. Die ihrer Berathung anvertraute Gemeine aber wieder in Umſtände zu bringen, die mit Furcht und Gefahr verknüpft geweſen wären, konnten ſie nicht wagen. Vielmehr hielten ſie für Pflicht, die Sorge für die Wohlfahrt und Sicherheit derſelben allen übrigen Betrachtungen vorgehen zu laſſen. Sie entſchloſſen ſich alſo nach reiflichſter Ueberlegung, ihrem

Volke

Volke den Vorſchlag zu thun, von der Rückkehr an den Muskingum für die Zeit abzuſehen, aber auch nicht an der Cajahaja zu bleiben, ſondern zwiſchen dieſem Fluſſe und Pettquotting eine Freyſtätte zu ſuchen, wo ſie ſich ruhig niederlaſſen, und einmal auch wieder äußere Sicherheit genießen könnten. Dieſer Vorſchlag wurde auch erſt von den Gehülfen und hernach von der ganzen Gemeine feyerlich genehmigt. Bald darauf kam eine Botſchaft von einem Oberhaupte der Delawaren an den Bruder Zeisberger mit den Worten: "Großvater! weil ich gehört habe, daß du an den Muskingum ziehen willſt, ſo will ich dir rathen, dieſes Frühjahr nicht dahin zu gehen. Ich kann dir nicht eigentlich ſagen, warum? auch nicht, daß Krieg oder daß Friede werden wird, ſondern ſoviel kann ich dir ſagen: es iſt noch nicht Zeit. Denke nicht, daß ich dagegen bin, daß du die Indianer GOttes Wort lehreſt. Daß du das thuſt, iſt mir lieb; aber ich rathe dir Gutes: Geh nicht an den Muskingum." Das beſtätigte eben erwähnten Entſchluß, der auch unſtreitig für die Zeit der beſte war. Zu Anfang des April gingen denn etliche unſrer Indianer aus, einen Platz zu Anlegung eines neuen Gemeinortes auszuſuchen, und fanden einen, der ihnen ſehr wohl gefiel.

Inzwiſchen beging die Indianer-Gemeine in Pilgerruh noch die Paſſionszeit und das Oſterfeſt auf eine ausnehmend ſelige Weiſe. Das öffentliche Verleſen der Martergeſchichte unſers HErrn zeichnete ſich dabey ganz beſonders aus, und war mit reichem Segen begleitet. Die Gemeine konnte ſich nicht ſatt daran hören, und es war, als hörte ſie dieſe ewig große Geſchichte zum erſtenmale.

Am 19ten April beſchloß die Indianer-Gemeine ihren Aufenthalt in Pilgerruh, dankte dem HErrn noch gemeinſchaftlich auf ihrem ſo kurze Zeit gebrauchten Kirchenſaale für alle von innen und außen an dieſem Orte genoſſene Wohlthaten,

thaten, und trat darauf theils zu Lande unter David Zeisbergers, theils zu Waſſer unter Eduards Anführung ihre abermalige Pilgerſchaft an. Letztere mußten den größten Theil der Reiſe auf dem See Erie machen. Ehe ſie aber aus der Cajahaſa in denſelben hineinliefen, erhob ſich aus dem See gegen das Land zu ein fürchterlicher Sturm, wobey die Wellen mit ſolcher Gewalt an die im vorigen Abſchnitt beſchriebene Felſenmauer ſchlugen, daß der Erdboden zitterte. Unſre Reiſende waren alſo froh, daß ſie ſich noch auf dem Fluſſe in Sicherheit befanden, und wendeten die Zeit, da ſie ſtille liegen mußten, zum Fiſchfang an, um ſich mit Proviant zu verſehen. Eine Nacht fiſchten ſie mit Fackeln, und ſtachen über 300 große, Hechten ähnliche, 3 bis 8 Pfund ſchwere, wohlſchmeckende Fiſche, die ſie theils gebraten, theils halbgetrocknet mitnahmen. Am 24ſten April langten die Fußgänger und Tags darauf die Waſſerpilger in der beſtimmten Gegend an, die wie ein ſchöner Baumgarten ausſahe, weil hie und da viele wilde Aepfel- und Pflaumenbäume ſtanden. Noch nie hatten ſie auf einem ſo guten und fruchtbaren Lande gewohnt. Sie lagerten ſich eine gute Deutſche Meile vom See ab, der hier ſehr fiſchreich war. Auch gab es daſelbſt viele wilde Kartoffeln, eine nahrhafte Speiſe für Indianer. Man freute ſich alſo ſchon auf den Anbau eines Gemeinortes in einer ſo angenehmen Gegend, um ſo mehr, da ſie ganz unbewohnt war, und auf viele Meilen keine Nachbarn hatte.

Die Freude war aber von kurzer Dauer, denn ſchon am 27ſten April kam ein Delawar-Capitain in ihr Lager, und kündigte ihnen im Namen der drey Haupt-Chiefs der Delawar-Nation an, daß ſie in dieſer Gegend nicht bleiben, ſondern zu ihnen an die Sandusky ziehen, auch ſolches als ganz ausgemacht anſehen und nicht erſt in Ueberlegung nehmen ſollten. Dieſer Botſchaft waren denn auch, wie

gewöhn-

gewöhnlich, die feyerlichſten Verſicherungen von Schutz und Sicherheit beygefügt. Beſonders betheuerte der Capitain, daß der ihnen zugedachte Platz nicht in der Nähe von Dörfern der Wilden, ſondern auf 2 Deutſche Meilen davon entfernt wäre. An den Miſſionarius Zeisberger hatte er noch eine eigene Botſchaft, die ſo lautete: "Höre mein Freund, du biſt mein Großvater. Es iſt mir nicht unbekannt, daß unſre Chiefs dich in unſre Nation aufgenonmmen haben. Dir wird kein Leid geſchehen, und du haſt nicht Urſach, einiges Bedenken zu haben, nach Sandusky zu kommen." Dieſes Wort bekräftigte er mit einem String of Wampom. So unangenehm dieſer Antrag unſern Indianern war, und ſo ernſtlich ſie dem Capitain die Tücke, Falſchheit und Untreue der Delawar-Chiefs, wovon man ſeit 6 bis 7 Jahren ſo viele ſchmerzliche Erfahrungen gemacht, vorhielten, ſo konnten doch ſie ſowol als die Miſſionarien nach vielfältigen Berathſchlagungen nichts anders beſchließen, als ſich nach dem Willen der Chiefs zu fügen, um ſich nicht neue Plage und Verfolgung zuzuziehen. Dem gemäß richteten ſie ihre Antwort ein. Auch der Miſſionarius Zeisberger beantwortete die an ihn gerichtete Botſchaft willfährig, doch mit der ausdrücklichen Bedingung, daß die übrigen weißen Brüder eben ſo angeſehen ſeyn ſollten wie er, auch ſein Nachfolger im Amte daſſelbe Recht genießen müßte.

Nichts war den Miſſionarien hiebey ſo ſchwer, als die Ausſicht, mit der Miſſion wieder unter einem heidniſchen Regimente ſtehen zu müſſen. Gleichwol konnten ſie es ſich ſelbſt nicht leugnen, daß es ihrem Beruf und Zweck gemäß war, mitten unter den Heiden zu wohnen, wenn ſie ihnen das Evangelium verkündigen wollten. "Wir müſſen uns alſo, ſchrieben ſie, ſchon gefallen laſſen, mitten in Satans Neſte zu ſeyn, denn es iſt nicht anders, als ob in jedem wilden Indianer eine Menge

böſer Geiſter wohnten, mit denen wir zu Felde liegen müſſen."

Zu Anfang May hatten ſie in ihrem Lager die Freude, die Brüder Michael Jung und Johann Weygand zu bewillkommen, die als Gehülfen bey der Miſſion von der Gemeine zu Bethlehem ihnen zugeſchickt worden. Bald hernach verlieſſen ſie, wiewol ſehr ungerne, die ihnen ſo wohlgefällige Gegend, und zogen theils zu Waſſer auf dem See Erie, theils zu Lande am Ufer deſſelben weiter, bis ſie nach Pettquotting kamen, und ſich etwa eine Viertelmeile vom See ab lagerten. Hier erfuhren ſie, daß die obgemeldete im Namen der Delawar-Chiefs an ſie gebrachte Botſchaft zum Theil betrüglich geweſen, und ſich nicht alles ſo verhalte, wie der Capitain ſie verſichert hatte, indem der ihnen zum Anbau angewieſene Platz nicht über eine halbe Deutſche Meile von den Dörfern der Wilden abgelegen war. Um nun nicht wieder in eine Falle zu gerathen, ſo beſchloſſen unſre Indianer ſamt den Miſſionarien einmüthig, nicht weiter zu ziehen, ſondern fürs erſte in der Gegend von Pettquotting ſich niederzulaſſen, und dieſes auch allenfalls gegen den Willen der Delawar-Chiefs durchzuſetzen. Sie ſuchten ſich alſo an einem Fluſſe, den ſie Hurons-River nennen, welcher bey Pettquotting in den See Erie fällt, eine ganz unbewohnte Gegend aus, fuhren am 11ten May alle zuſammen zu Waſſer dahin, und noch vor Nacht ſtand ein Dorf von Hütten da. Von hier aus ſchickten ſie Deputirte an die Chiefs der Wilden, ihnen ihren Entſchluß ſamt deſſen Urſachen bekannt zu machen, und richteten dadurch ſo viel aus, daß ſie ſicher waren, wenigſtens ein Jahr lang auf dem erwähnten Platze in Ruhe gelaſſen zu werden, wobey ſie ſich mit der Hoffnung tröſteten, daß derweile ſich vieles wieder ändern, und ihr Aufenthalt in dieſer Gegend auch wol länger währen könnte.

Sie legten alſo auf der Weſtſeite des Fluſſes ihre Welſchkornfelder an, auf der Oſtſeite aber, die viel höher liegt, bauten ſie den Gemeinort, den ich, da ſie ſelbſt ihm noch keinen Namen gegeben haben, Neu=Salem nenne. Das Feſt der Himmelfahrt Chriſti und das Pfingſtfeſt feyerten ſie unter freyem Himmel; am 6ten Juny aber hatten ſie das Vergnügen, ihren neuen Kirchenſaal einzuweihen, der noch beſſer und größer war, als der in Pilgerruh. Letzteres war auch nöthig, denn hier fand ſich weit mehr Zuſpruch von fremden Indianern, als an der Cajahaja, ſo daß ſelten ein Tag ohne Beſuch verging. Am 9ten Juny hielt die Indianer=Gemeine hier die erſten Agapen, wozu von der Gemeine in Bethlehem das Mehl geſchickt worden. Dabey wurde ein ſehr liebreiches Schreiben des Biſchofs Johannes von Watteville an unſre Indianer zu durchgängig geſegnetem Eindruck öffentlich verleſen. Er hatte, wie oben gedacht, die Nord=Amerikaniſchen Brüdergemeinen als Viſitator beſucht, ſolches aber zu ſeinem Leidweſen bey der Indianer=Gemeine nicht thun können, und war ſchon wieder nach Europa zurück gegangen. An demſelben Tage beging die Gemeine das heilige Abendmahl zum erſtenmal in Neu=Salem, und freute ſich GOttes ihres Heilandes, deſſen Gnade ſie unausſprechlich erquickte.

Unter denen Wilden, die im Jahr 1787 um das Heil ihrer Seele bekümmert wurden, war ein berüchtigter Böſewicht, der im Jahr 1781 den Miſſionarien nach dem Leben getrachtet, und ihnen auf ihren Wegen oft aufgelauert, ſie aber immer verfehlt hatte. Dieſer kam auf einer Reiſe, ihm ſelbſt unvermuthet, nach Pilgerruh, hörte mit Begierde das Wort der Verſöhnung, und bezeugte ſein Verlangen, von dem Dienſt der Sünde befreyt zu werden, war auch von der Indianer=Gemeine nun nicht mehr zu trennen, legte den Zweck ſeiner Reiſe auf die Seite, und wurde, da er ſich von

Herzen zum HErrn bekehrte, nach etlichen Monaten in Neu-Salem getauft. Ein Hurone, dem ſeine Nation eine Chief-Stelle angetragen hatte, ſchlug dieſelbe aus, und kam dagegen nach Neu-Salem, weil er, wie er bezeugte, ſchon 2 Jahre für ſein Herz etwas beſſeres geſucht, aber nirgends gefunden hätte. "Ich ſuche Ruhe für mein Herz, ſagte er zu den Brüdern, und glaube ſie hier zu finden. Mein Verlangen iſt daher, bey euch zu wohnen, um das Gute zu genießen, das ihr genießt, und wovon ihr zu ſagen wißt." Man pries ihm die Gnade JEſu und ſeine Sünderliebe mit Freudigkeit an: Da er aber erſt wieder zu ſeinen heidniſchen Verwandten jenſeits des Forts Detroit zu gehen, und Abſchied mit ihnen zu machen gedachte, ſo wollte man ihm die Erlaubniß, in Neu-Salem zu wohnen, nicht eher als bey ſeiner Wiederkunft ertheilen, weil man bereits Exempel gehabt, daß Leuten, die ſchon Erlaubniß erhalten hatten, bey der Gemeine der Gläubigen zu wohnen, ein ſolcher Beſuch, wovor unſer Heiland Luc. 9, 62. warnet, ſo ſchädlich geweſen, daß ſie nicht wieder gekommen waren. Er entſchloß ſich daher von dem Beſuche lieber abzuſehen, meldete ſeinen Verwandten ſeine veränderte Geſinnung, und blieb bey der Gemeine, wo ſein Herz die ſo lang geſuchte Ruhe fand.

Von den verirrten Seelen kamen auch manche wieder herbey, unter andern der obgedachte untreue Lucas. Er war die vornehmſte Triebfeder aller der Unruhen geweſen, die ſeit einem halben Jahr von den Chiefs der Wilden gegen die Indianer-Gemeine erregt worden, indem er ſie mit aller Gewalt nach Sandusky ziehen wollte, wo er ſeit ſeiner Entfernung von der Gemeine wohnte. Als ſeine Frau von daher einmal wieder nach Pilgerruh kam, fragte ſie der Miſſionarius Zeisberger, ob ſie und ihr Mann nun vergnügt und zufrieden lebten? Nein, ſagte ſie, eins beſchuldigt das andere: "Du biſt ſchuld daran, daß wir von der Gemeine

abgeſondert ſind.“ Da ſeht ihr, erwiederte der Miſſionarius, daß ihr nicht auf dem rechten Wege ſeyd; denn wenn das wäre, ſo würdet ihr Ruhe und Friede im Herzen genießen, und das habt ihr nicht. Er ermahnte ſie darauf, balde umzukehren, ſo lange es noch Zeit ſey, und nicht zu warten, bis ihnen der Weg zur Rückkehr verſperrt würde. Sie ſehnte ſich auch herzlich darnach, ihr Mann aber noch nicht. Vielmehr kam er zu Anfang Juny dieſes Jahrs nach Neu-Salem, und gab ſich alle Mühe, unſre Indianer in Furcht zu jagen, und über ihren Anbau in dieſer Gegend bedenklich zu machen. Er fand aber nicht nur keinen Eingang, ſondern der nachdrückliche Zuſpruch des Miſſionarii Zeisberger ſowol als ſämtlicher National-Gehülfen, die ſich gemeinſchaftlich ſehr ernſtlich mit ihm beſchäftigten, vermochte ſo viel, daß der arme verirrte Menſch auf einmal wieder zum Beſinnen kam. Er erkannte mit Wehmuth ſeine grobe Vergehungen gegen GOtt und Menſchen, bat um Vergebung und Wiederannahme, und erhielt beydes, zu großem Troſte der Gemeine, die um die Errettung dieſes Mannes und ſeiner Familie, welche durch ihn mit unglücklich geworden, oft zum HErrn gefleht hatte.

Bey den National-Gehülfen bemerkte man mit Vergnügen, wie ſie in der Erkenntniß der Wahrheit zunahmen. Z. B. nach einer Predigt über Chriſti Einzug in Jeruſalem meynte Samuel, daß man die Worte JEſu: “Mein Haus ſoll ein Bethaus ſeyn allen Völkern, ihr aber habt eine Mördergrube daraus gemacht,” auch ſo benutzen könnte, daß man dabey an ſich ſelbſt dächte: “Unſer Leib, ſagte er, iſt ein Tempel, ein Haus des heiligen Geiſtes. Der Heiland hat uns gewaſchen von unſern Sünden mit Seinem Blute, und auch unſre Herzen ſich zubereitet, daß Er darin wohnen könne. Nun ſollen wir den Tempel GOttes nicht wieder verunreinigen, und die Sünde und die alten Sachen,

wovon uns der Heiland gereiniget hat, nicht wieder einlaſſen. Wir müſſen immer bedenken, daß wir nicht unſer eigen ſind, ſondern mit Leib und Seel dem Heiland angehören, und uns alſo unbefleckt bewahren ſollen." Eine fortwährende Freude machte den Miſſionarien auch das gute Gedeihen ihrer jungen Leute, die in der Gemeine geboren und erzogen waren, deren viele im lebendigen Glauben an Chriſtum, und dem Seinem Worte gemäßen Wandel manchem der Alten weit voraus waren.

Nach den neueſten Berichten, die bis zur Mitte des Juny 1787 gehen, waren unſre Miſſionarien bey dem ihrer Bedienung anvertrauten Werke GOttes voll Muth und Glauben, auch voll Dankbarkeit gegen den HErrn, der ſie mit Augen ſehen ließ, daß ihre Arbeit nicht vergeblich war, denn unſre Indianer genoſſen wirklich das koſtbare Heil GOttes in Chriſto JEſu, ſuchten es ihren Landsleuten immer mehr bekannt zu machen, und groß und klein war munter und vergnügt.

Die Miſſion hatte nun durch GOttes mächtige Gnade und Hülfe volle 45 Jahre geſtanden. Einem bis in den September 1772 geführten Catalogo zufolge waren vom Anfang derſelben bis dahin 720 Perſonen durch den Dienſt der Brüder der Gemeine der Gläubigen einverleibt worden, wovon die allermehreſten bereits ſelig entſchlafen ſind. Gerne führte ich auch die Zahl derer an, die ſeitdem dazu gekommen. Ich kann es aber nicht, weil bey der Gefangennehmung der Miſſionarien am Muskingum im Jahr 1781 der größte Theil der Kirchenbücher ſamt andern Scripturen verbrannt worden. Wäre aber auch die Anzahl derer, die vom Jahr 1772 bis 1787 dazu gekommen, eben ſo groß, ſo ſcheint es wol für eine ſo lange Zeit, und für ſo viele leidenvolle Bemühungen der Miſſionarien nur ein geringes Häuflein zu ſeyn. Die Urſach davon liegt

theils

theils in dem Character der Indianer, theils und hauptſächlich darin, daß unſre Miſſionarien nicht ſowol einen großen Haufen getaufter Heiden, als vielmehr wahrhaftig gläubige Seelen Chriſto zuführen wollen. Doch iſt dieſe kleine Heerde allemal groß genug, um als ein Licht des HErrn vielen heidniſchen Völkern zu ihrem ewigen Heil zu leuchten.

Ich laſſe alſo die Indianer-Gemeine in Neu-Salem. Ob ſie lange daſelbſt bleiben, oder noch öfter und weiter wird wandern müſſen, wird die Zukunft lehren. Immer wird GOtt ſie auch fernerhin mit ſolcher Gnade, Weisheit und Treue leiten, daß ſie zu Seinem Preiſe mit Dankbarkeit und Freude wird bekennen müſſen: Sein Rath iſt wunderbarlich, aber Er führet es herrlich hinaus.

Anhang.

Dieſes Werk war dem Drucke bereits übergeben, als Nachricht von einem beſondern Vorgang einlief, von dem für das künftige Wohl der Miſſion unter den Indianern ſich viel gutes hoffen läßt.

Nach dem Muſter einer vor bereits 46 Jahren von den Brüdern in England errichteten Societät zur Förderung des Evangelii unter den Heiden *), iſt nunmehr auch eine ſolche Brüder-Societät zur Ausbreitung des Evangelii unter den Heiden in Nord-Amerika zu Stande gekommen. Sie beſteht aus ſämtlichen Aelteſten und Predigern der Nord-Amerikaniſchen Brüdergemeinen, und aus einer beträchtlichen Anzahl anderer Mitglieder derſelben. Am 21ſten September 1787 hatte ſie ihre erſte Zuſammenkunft in Bethlehem in Penſylvanien, und unter dem 27ſten Februar 1788 iſt ſie in einer Staatsverſammlung von Penſylvanien von der geſetzgebenden Macht zu einer geſetzmäßigen Societät, oder Corporation, erklärt worden. In der hierüber ausgefertigten Acte des Staats von Penſylvanien, welche überſchrieben iſt: Eine Acte zur Incorporation der Societät zur Ausbreitung des Evangelii unter den Heiden, welche von einigen Mitgliedern der biſchöflichen Kirche der vereinigten Brüder, oder Unitas Fratrum errichtet worden iſt **) — heißt es zum Eingang: "Demnach dieſem Hauſe durch den Ehrwürdigen Johann Ettwein, Biſchof der Kirche, genannt

*) Siehe die 1782 in Barby herausgekommene Nachricht von der Arbeit der Brüder unter den Heiden.

**) An Act to incorporate the Society for propagating the Goſpel among the Heathen, formed by Members of the Epiſcopal Church of the United Brethren or Unitas Fratrum.

nannt Unitas Fratrum, oder die vereinigten Brüder, und durch den Ehrwürdigen Johann Meder, Prediger beſagter Kirche in der Stadt Philadelphia, vorgeſtellt worden: daß ſeit dem Jahr unſers HErrn 1740, da gedachte Kirche ſich in Amerika niederzulaſſen anfing, der Hauptzweck ihrer Herüberkunft von Europa geweſen, die herrlichen Wahrheiten des Evangelii den hieſigen Indianern zu verkündigen; daß ſie unausgeſetzt ihre Arbeit unter den Indianern fortgeſetzt haben, und der Vermehrung des Aufwandes und anderer Schwierigkeiten ungeachtet, entſchloſſen ſind, dieſes löbliche Werk aus allen Kräften fortzuführen, und zu dem Ende eine Societät zur Ausbreitung des Evangelii errichtet, und gewiſſe Statuten ihrer Verbindung feſtgeſetzt (von welchen eine Copie ihrer Bittſchrift beygefügt iſt) und gebeten haben, gedachte Societät zu incorporiren —

Und demnach die Ausbreitung des Evangelii unter den Indianern von Amerika von großer Wichtigkeit iſt für die Eingeſeſſenen dieſes Staates und der andern vereinigten Staaten, und durch GOttes Segen zum Frieden und zur Sicherheit der Einwohner an unſern Grenzen ein großes beytragen könnte, und die Wilden durch lebendige Exempel der Miſſionarien und ihrer Neubekehrten bewogen werden könnten, ihre Aufmerkſamkeit auf die chriſtliche Religion, und auf Induſtrie und ein geſelliges Leben mit den Eingeſeſſenen der vereinigten Staaten zu richten —

Und demnach dieſes Haus geneigt iſt, die ihm beywohnende geſetzgebende Macht, zur Aufmunterung aller frommen und löblichen Endzwecke, anzuwenden:

Als wird hierdurch verordnet u. ſ. w. Nun folgt die umſtändliche Erklärung, daß gedachte Societät eine geſetzmäßige Corporation, und zu allen Rechten und Freyheiten befugt iſt, die andere Corporationen im Staate genießen. Da der Zweck der Societät am beſten aus

 ihren

ihren Statuten erhellen wird, ſo wollen wir dieſelben hier beyfügen:

Statuten der Brüder-Societät in Nord-Amerika zur Ausbreitung des Evangelii unter den Heiden.

Demnach wir Endesunterſchriebene, von dem chriſtlichen Eifer und der gottſeligen Angelegenheit überzeugt ſind, womit die Evangeliſche Brüder-Unität, von ihrem erſten Anfang an, bemühet war, die ſeligmachende Erkenntniß JEſu Chriſti allenthalben auszubreiten, und dieſelbe auch unter die entfernteſten Völker und Heiden zu bringen, zu welchem Ende ſie auch in hieſigen Landen ſchon vor bald 50 Jahren, eine Miſſion unter verſchiedene heidniſche Indianer-Nationen errichtet und bisher ununterbrochen im Segen, und mit glücklichem Erfolg fortgeſetzt hat; und da wir ſelbſt mit dieſer um das Heil der Menſchen ſo eifrig beſorgten Kirche in gliedlicher Verbindung ſtehen: ſo können wir nicht anders als angelegentlichſt wünſchen, dieſes große Werk GOttes auf die uns möglichſt beſte Weiſe zu befördern.

Wir haben daher im Namen GOttes beſchloſſen, zu dem Ende unter uns eine Geſellſchaft unter dem Namen: **Eine Brüder-Societät zur Ausbreitung des Evangelii unter den Heiden**, zu errichten und uns zu derſelben zu vereinigen, und haben uns über folgenden Artikeln, als über veſtgeſetzten Regeln dieſer Societät, einmüthig verſtanden:

1. Dieſe Societät ſoll aus Gliedern der Brüderkirche beſtehen, und hat ihren Sitz in Bethlehem in Northampton-County, in dem Staat Penſylvanien, wo ſie ſich gewöhnlich verſammlet, und wo auch die Direction derſelben reſidiren wird.

2. Alle in der Brüderkirche ordinirte und bey den Gemein-Directionen wirklich angeſtellte Brüder, ſind Kraft

ihres

ihres Amtes und Characters Mitglieder dieſer Societät; andere können auf ihr Verlangen dazu vorgeſchlagen, und von der Societät zu Mitgliedern angenommen werden.

3. Nur diejenigen Mitglieder der Societät, welche zugleich Glieder der Brüdergemeine ſind, haben Sitz und Stimme in derſelben, und ſind als wirkliche Mitglieder anzuſehen. Außer denſelben können aber auch Perſonen von andern Kirchen und Geſinnungen, als Ehren-Mitglieder der Societät angenommen, und zu ihren allgemeinen Verſammlungen zugelaſſen werden, jedoch haben dieſelben kein Votum.

4. Da die Abſicht der Societät lediglich iſt, ſolchen Miſſionarien und ihren Gehülfen beyzuſtehen, welche von der Direction der Brüder-Miſſionen zu den Heiden geſendet werden: ſo wollen wir unſern Beyſtand nicht blos auf milde Gaben und Beyträge zu ihren Bedürfniſſen einſchränken, ſondern es wird uns zum großen Vergnügen gereichen, dieſes geſegnete Werk auf alle mögliche Weiſe fördern zu können.

5. Wir achten uns verbunden, ſo oft die Noth es erheiſchet, das Miſſions-Werk der Brüder, durch einen freywilligen Beytrag zu unterſtützen, und daran werkthätigen Theil zu nehmen.

6. Zu beſtändigen Directoren dieſer Societät, erwählen wir diejenigen Brüder, welche den ſämtlichen Brüdergemeinen in Nord-Amerika ins Ganze vorgeſetzt, und unter dem Namen der Helfer-Conferenz ins Ganze bekannt ſind, und ihre Nachfolger im Amte, nebſt noch drey Gehülfen oder Aſſiſtenten, welche von der Societät aus dem Mittel ihrer wirklichen Mitglieder erwählt werden ſollen.

7. Dieſe Gehülfen oder Aſſiſtenten der Direction ſollen alljährlich in der von derſelben zu beſtimmenden allgemeinen

Ver-

Verſammlung der Societät durch die Mehrheit der Stimmen ernennt oder beſtätigt werden.

8. In eben dieſer Verſammlung wird auch alljährlich der Präſident der Societät auf gleiche Weiſe durch Mehrheit der Stimmen ernennt oder beſtätigt. Jedoch muß derſelbe allezeit aus dem Mittel der vorgedachten Helfer-Conferenz ins Ganze genommen werden.

9. Die Direction der Societät ſorget dafür: daß die Berichte von dem Zuſtande und Fortgang der Miſſionen, der Societät von Zeit zu Zeit mitgetheilt werden. Die Agenten des Unitäts-Miſſions-Collegii aber verſehen die Correſpondenz mit den Miſſionarien und ihren Gehülfen, und beſorgen dieſelben nach dem Gutfinden der Direction mit aller Nothdurft.

10. Einer dieſer Miſſions-Agenten vertritt daher immer die Stelle des Caſſiers und Buchhalters der Societät, und hat derſelben alljährlich richtige Rechnung über Einnahme und Ausgabe abzulegen.

11. Die Direction der Societät veranſtaltet alljährlich wenigſtens Eine allgemeine Verſammlung der Societät, kann aber auch, wenn es die Geſchäfte erfordern, dieſelbe außerordentlich zuſammen berufen.

12. Auch iſt die Direction befugt, im unvermutheten Nothfalle, im Namen der Societät, eine Summe, die aber nicht über 500 Thaler geht, zum Behuf der Miſſions-Bedürfniſſe zu erborgen, und nach Nothdurft zu verwenden, wovon der Societät in der nächſten allgemeinen Verſammlung Nachricht ertheilt wird.

13. Alle Geſchenke, Vermächtniſſe oder Erbſchaften, welche der Societät zufallen, ſo wie alle ihre Beſitzungen und Effecten, ſie haben Namen, wie ſie wollen, ſollen zu ewigen Zeiten zu nichts anderm als zum Beſten und zur Förderung des Miſſions-Werks der Brüder unter den Heiden

den beſtimmt, benutzt, gebraucht und verwendet werden, und jedes Mitglied der Societät begibt ſich hierdurch ausdrücklich alles und jeden Anſpruchs an das Eigenthum der Societät, und verſpricht auch in dem Falle, daß irgend etwas davon ſeinen Händen anvertraut, oder auf ſeinen Namen als Truſtee geſetzt werden ſollte, dieſes Vertrauen auf keine Weiſe zu mißbrauchen, noch an das ihm anvertraute weder für ſich noch ſeine Erben irgend einen Anſpruch noch Anforderung zu machen, und damit nie anders als nach der Diſpoſition der Societäts-Direction zu verfahren, und ihre Anordnungen zu aller Zeit und in allen Stücken treulich und pünctlich zu beſorgen.

14. Und weil wir hierunter nichts anders zum Zweck haben, als die Förderung und Ausbreitung der Erkenntniß JEſu Chriſti unter den armen Heiden, und von der Liebe Chriſti durchdrungen, es für eine Gnade halten, dieſes löbliche Werk durch unſern geringen Dienſt unterſtützen zu können: ſo haben ſich hierdurch auch ſämtliche Directores, Aſſiſtenten und Beamten der Societät, alles Anſpruchs oder Anforderung auf ein Salarium, oder Belohnung für ihre Mühe und Arbeit begeben, und verſprechen alles, was ſie hierinnen thun, dergeſtalt zu verrichten, daß ſie nie die geringſte zeitliche Belohnung dafür je fordern oder erwarten wollen.

15. Und weil die Societät für die Nothdurft der Miſſionarien und ihrer Aſſiſtenten, ſo wie für ihre Witwen und Kinder, väterlich zu ſorgen, bereit und willig iſt: ſo werden die Miſſionarien und Aſſiſtenten nach der Regel der Brüder mit Hintanſetzung aller zeitlichen Abſichten einzig und allein bedacht und bemühet ſeyn, den Heiden das Evangelium zu predigen, dieſelben in der Lehre JEſu und ſeiner Apoſtel treulich zu unterrichten, und ſie zur Sittlichkeit und Arbeitſamkeit durch Wort und Exempel fleißig anzuführen.

16. Wenn

16. Wenn ein oder mehrere neue Mitglieder der Societät vorgeſchlagen werden ſollen, ſo hat die Direction derſelben erſt zu überlegen, ob die Perſon oder Perſonen der Societät in der Fortſetzung der vorbemeldeten Abſichten nützlich ſeyn können? und wenn die von der Direction ſodann vorgeſchlagenen Perſonen, durch einmüthige Wahl der anweſenden Societäts-Glieder erwählt werden, alsdann werden ſie als Mitglieder derſelben aufgenommen.

17. Sollte aber unter den Votis ein verneinendes gegen die Wahl der vorgeſchlagenen Perſonen ſeyn, ſo hat das Glied oder die Glieder, die etwas dagegen einzuwenden haben, den Grund ihrer Einwendungen einem Mitgliede der Direction zu eröffnen, wenn die Sache wieder in Ueberlegung zu nehmen iſt. Und wenn die Einwendung zur Befriedigung deſſen, der ſie gemacht hat, gehoben werden kann, ſo kann die Perſon oder Perſonen abermals der Societät vorgeſchlagen, und wenn kein verneinendes Votum bey der Wahl vorkommt, alsdann als Mitglied angenommen werden.

18. So wie ein jedes Mitglied aus der Societät auszuſcheiden die Freyheit hat, ſo behält ſich hingegen die Societät auch die Freyheit vor, einiges davon auszuſchließen, wenn ſie es nöthig findet. Doch ſoll ſolches anders nicht, als nach reifer Ueberlegung der Direction und mit Genehmigung des größten Theils der Societät geſchehen, und eine ſolche ausgeſchloſſene Perſon kann nicht anders, als durch neue Wahl wieder angenommen werden.

19. Wenn neue Glieder aufgenommen werden, ſo müſſen ihnen die Regeln der Societät vorgeleſen werden, und jedes neue Mitglied hat dieſelben zu unterſchreiben.

20. Die Societät kann, wie es die Umſtände künftig erfordern, neue Artikel und Regeln veſtſetzen. Nur müſſen dieſelben mit den vorſtehenden und dem Wohlſtande der Societät übereinſtimmen.

21. Die

21. Die bisherigen veſtgeſetzten Artikel können nur, nach reiflicher Ueberlegung, durch Mehrheit der Stimmen abgeändert werden. Es muß aber die zu machende Veränderung den Grundſätzen der Brüderkirche, wie ſolche in dem Büchlein von der Arbeit der evangeliſchen Brüder unter den Heiden, und dem ebenfalls im Druck herausgegebenen Unterricht für die Brüder und Schweſtern, welche unter den Heiden am Evangelio dienen, keinesweges entgegen oder ungemäß ſeyn. Eine jede ſolche Veränderung wird daher erſt in der allgemeinen Verſammlung vorgeſchlagen; und damit die Direction der Societät, ſo wie auch jedes wirkliche Mitglied, dieſelbige genau prüfen könne, ſo wird ſie erſt wieder in der nächſtkünftigen allgemeinen Verſammlung aufs neue vorgeſchlagen, und zur Entſcheidung gebracht.

Bethlehem, den 21ſten Sept. 1787.

Barby, gedruckt bey Lorenz Friedrich Spellenberg.

Errata:

Seite	3	Lin.	4	lies: Chikaſaws ſtatt Chikaas
	19	—	6	von unten ſchalte nach dem Worte Beſon ein: ſ. S. 75.
	21	—	2	ſchalte nach dem Worte Wampom ein: ſ. S. 34.
	91	—	13	und 14 del. die Worte: ſchon oben gedachte
	104	—	3	ſtatt ſohauen lies: ſo hauen
	116	—	6	— Schalugen lies: Schlangen
	135	—	3	von unten, ſtatt gräßlichen lies: gräßlichſten
	181	—	14	— — — ausgerechnet lies: aus gerechnet
	224	—	2	ſtatt ſolle lies: ſoll
	226	—	8	von unten ſtatt Tſchopp lies: Tſchoop
	227	—	10	— — lies: Georgien, und kam
	249	—	10	— — ſtatt ſchenkte lies: ſchenkten
	255	—	17	lies: fanden in dieſer Lehre
	259	—	1	ſtatt zu ihm lies: zum Bruder Mack
	262	—	8	— verkündiget lies: verkündigen
	263	—	5	— er würd' zur lies: er wird zur
	265	—	7	von unten lies: Gemeintagen
	284	—	17	ſtatt mit ihren Lehrern lies: ihrer Lehrer
	301	—	3	— der lies: dem Ohio
	306	—	3	von unten, nach dem Worte Anbau ſchalte ein: den man Friedenshütten nannte
	314	—	11	lies: Kriegsnoth und die
	331	—	7	ſtatt Mohonk= lies: Mohak=Sprache
	357	—	2	— gegen lies: über
	359	—	5	— ſeinem lies: ſeines
	—	—	6	— Charakter lies: Charakters
	397	—	5	von unten lies: nun ſo einzurichten
	509	—	1	— — ſtatt zerſtört lies: geſtört
	511	—	3	— — — Cujugu lies: Cajugu
	512	—	4	— — — uns zu ſelber lies: uns ſelber zu
	678	—	12	ſtatt müßten lies: müßen
	687	—	1	— Abmarſch lies: Anmarſch
	716	—	4	von unten ſtatt dieſe Amerikaner ſelbſt lies: dieſe Wilden ſelbſt
	725	—	1	ſtatt Vater und Mutter lies: Väter und Mütter.

Verzeichniß

der im Buchladen zu Barby befindlichen Schriften der Evangeliſchen Brüdergemeine.

---

1) Arbeit der Evangeliſchen Brüder unter den Heiden, von Auguſt Gottlieb Spangenberg.
Druckpapier 4 Gr.
Schreibpapier 5 Gr.

2) Auszüge aus den Reden des ſeligen Grafen von Zinzendorf, von Gottfried Clemens. Barby 1763.
a) über die Bücher Moſis.
1ſter Band 8 Gr.
2ter Band 8 Gr.
3ter Band 6 Gr.
zuſammen für 22 Gr.
b) über die 4 Evangeliſten.
1ſter Band 6 Gr.
2ter Band 6 Gr.
3ter Band 6 Gr.
4ter Band 8 Gr.
5ter Band 6 Gr.
zuſammen für 1 Rthl. 8 Gr.

3) Alte und neue Brüderhiſtorie, von David Cranz. Barby 1772. 20 Gr.

4) Brüdergeſangbuch. 1788. Druckpapier 20 Gr.
Schreibpapier 1 Rthl.

5) Catechismus Lutheri, der kleine. 1782. 6 Pf.

6) Choralbuch, von Chriſtian Gregor. 1784. 2 Rthl. 8 Gr.

8) Flora Barbienſis. *Scholler*. Barby 1775. 12 Gr.

9) — — Supplementum. — 1787. 8 Gr.
zuſammen für 18 Gr.

10) Grönländiſche Hiſtorie der Evangeliſchen Brüder-Miſſion, von David Cranz. Barby 1770. 1 Rthl.

11) — — Fortſetzung. 8 Gr.

12) Harmonie der vier Evangeliſten. Barby 1780.
Druckpapier 4 Gr.
Schreibpapier 5 Gr.

13) — — — franzöſiſch. 8 Gr.

14) Idea fidei fratrum. Auguſt Gottlieb Spangenberg. Barby 1782. Druckpapier 18 Gr.
Schreibpapier 22 Gr.

15) — — — franzöſiſch. 1 Rthl. 4 Gr.

16) Kinder-Erziehung. Layritz. Barby 1776. 6 Gr.
17) — — franzöſiſch. Baſel 1777. 8 Gr.
18) Lehre Jeſu und ſeiner Apoſtel. Barby 1778. 2 Gr.
19) Hiſtoriſche Nachricht von der Brüder-Unität. Barby 1781. 2 Gr. 6 Pf.
20) — — — franzöſiſch. 3 Gr. 6 Pf.
21) Naturalien zu ſammlen, Anweiſung, von Johann Jacob Boſſart. Barby. 1 Gr.
22) Geſchichte der Miſſion der Evangeliſchen Brüder auf St. Thomas, Crux und Jan, von C. G. A. Oldendorp, durch Boſſart. Barby 1777. 1 Rthl.
23) Geſchichte der Miſſion der Evangeliſchen Brüder unter den Indianern in Nord-Amerika. Loskiel. Barby 1789. Druckpapier 1 Rthl. 8 Gr.
24) Reichel, Carl Gotthold, Geographie. Barby 1785. 16 Gr.
25) Reichel, Carl Rudolphs, Epiſtel-Predigten. Barby 1787. 2 Rthl. 8 Gr.
26) — — — Bibelwerk. Frankfurt und Leipzig 1773.

1ſter Theil	8 Gr.	7ter Theil	10 Gr.
2. Th. 1. Abſchn.	8 Gr.	8ter Theil	6 Gr.
— 2. Abſchn.	6 Gr. 6 Pf.	9ter Theil	6 Gr.
3ter Theil	14 Gr.	10ter Theil	7 Gr.
4ter Theil	16 Gr.	11ter Theil	4 Gr.
5ter Theil	6 Gr.	12ter Theil	7 Gr.
6ter Theil	8 Gr		

Alle Theile zuſammen für 3 Rthl.

27) Zinzendorfs Berliner Reden. Barby 1781. 4 Gr.
28) — Berthelsdorfer Reden. Barby 1776. 3 Gr.
29) — Kinder-Reden. — 1761. 6 Gr.
30) — Letzte Reden. — 1776. 3 Gr.
31) — Londoner Predigten. 2 Th. 1756. 10 Gr.
32) — Naturelle Reflexiones. 16 Gr.
33) — Penſylvaniſche Reden. 1760. 3 Gr. 6 Pf.
34) — Schweizer-Reden. 1757. 2 Gr.
35) — Theologiſche Bedenken. 9 Gr.
36) Lebenslauf des Grafen von Zinzendorf, von A. G. Spangenberg.

1ſter Theil	3 Gr.	5ter Theil	10 Gr.
2ter Theil	4 Gr.	6ter Theil	5 Gr.
3ter Theil	8 Gr.	7ter Theil	4 Gr.
4ter Theil	9 Gr.	8ter Theil	5 Gr.

Wer alle Theile nimmt, bekommt ſie für 1 Rthl. 12 Gr.

XXX VIII. 88

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Loskiel, Georg Heinrich,

Geschichte der Mission der evangelischen Brüder unter den Indianern in Nordamerika

Barby 1789

H.ref. 237
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10449812-8
VD18 11413883